Baltische Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Friedrich Bienemann.

Siebenundvierzigster Jahrgang.

LIX. Band.

5A
HH

Riga 1905.
Verlag der Baltischen Monatsschrift.
Nikolaistraße Nr. 27.

Inhaltsverzeichnis.

Band LIX.

	Seite
Was lieſt unſre Jugend und was ſoll ſie leſen? Von Oberlehrer **Karl Arnold**	1
Laſter und Leidenſchaft in J. M. R. Lenz' Dichtung. Von **Karl v. Freymann**	25
Was du mich gelehrt. Gedicht von **S. v. S.**	40
Necrologium balticum 1904	41
Am Ufer des Lebens. Gedicht von **K. v. Freymann**	55
Otto Peter v. Stackelberg. Von **O. M. v. Stackelberg**	56
Sieben Vorträge über Germaniſierung der Letten. Eine Reminiszenz vom J. 1819	61
Japans Ethik. Von **R. v. Engelhardt**	72
Literariſche Schweſtern. Von **E. v. Schrenck**	88
Der Salon des Rigaſchen Kunſtvereins. Ein Rückblick von **Woldemar Frh. v. Mengden**	101
Am Kamin. Gedicht von **Eduard Fehre**	121
Ein Sangesleben. Gedicht von **Helene v. Engelhardt-Pabſt.**	122
In welcher Weiſe könnten die rieſengroßen Gemeinden Livlands geteilt werden? Von P. **F. Rechtlich**-Gudmannsbach.	125
Inmitten. Gedicht von **Eduard Fehre**	140
Im Rigaer Gymnaſium und auf der Dorpater Univerſität 1859/62. Erinnerungen von **Th. Pezold**	141
Eine Unterredung mit K. P. Pobjedonoszew im J. 1885	154
Die Grundlagen der Hebbelſchen Tragödie. Von **K. Stavenhagen**	162
Idealismus und Realismus in den geiſtigen Strömungen der Gegenwart. Von Oberlehrer **Clemens von Henke**	169
Die Minimal- und Maximal-Beſtimmungen über den bäuerlichen Grundbeſitz in Livland. Von **Alexander Tobien.**	181
Aus Tiefen zu Tiefen. Gedicht von **Eduard Fehre**	211
Die Urſachen des Verfalls der Reformation in Polen. Von Dr. **K. v. Kurnatowski**	212
Mein Lied. Gedicht von **K. v. Freymann**	221
Zur Geſchichte des Lehnsweſens in Livland. Von **H. von Bruiningk**	222
Über Wolynskis „Der moderne Idealismus und Rußland." Von **K. v. Freymann**	226
Wolynskis „Buch vom großen Zorn." Von **K. v. Freymann**	230
Über Urſprung und Entwicklung des Dramas. Von **K. Stavenhagen**	235

Seite

Ihm nach! Gedicht von **K. Stavenhagen** 245

Schiller im Spiegel der Zeiten. Festspiel. Von **Erich von Schrenck** 247

Die Kunst als Evangelium bei Schiller. Ein Essay. Von Oberlehrer cand. theol. **E. Kröger** 284

Nicht wie die Wellen des Meeres. Von **Karl v. Freymann.** 303

Schiller und Livland. Von **Bernhard A. Hollander** . . . 307

Schillers Seelenadel. Von **K. Girgensohn** 338

Zwei Schiller-Biographien (Karl Berger und Otto Harnack). Von **K. Stavenhagen** und **E. v. Schrenck** 242

Sieben Tage unter dem Kugelregen der Japaner. Erinnerung an die Vorpostengefechte bei Siungjötschöng. (7.—14. Juni 1904.)

Gedichte von **Eduard Fehre.** 371

Aus einem alten Tagebuch. Aufzeichnungen des Fräulein **Ulrike von Stryk** a. d. Hause Palla 376

Um die livländische Volksschule. Von **K. von Freymann** . . 391

Zum Memoire der Adelsmarschälle vom November v. J. . . 414

Bemerkungen zu A. Tobiens Aufsatz über die Minimal- und Maximalbestimmungen über den bäuerlichen Grundbesitz in Livland. Von **Charles v. Stackelberg**-Abia . . 417

Soziale Verhältnisse in Finnland. Eindrücke und Betrachtungen. Von **Th. Petzold** 449

Weitere Gedanken zur Pfarrteilung in Livland. Von **H. Rickhoff,** Pastor zu Torgel 465

Das lettische Volkslied 482

Eine Bittschrift von Ao. 1699 501

Bücheranzeigen:

v. Egloffstein, Kaiser Wilhelm I. und Leopold von Orlich. — G. Jansen, Nordwestdeutsche Studien. — P. Heyse, Moralische Unmöglichkeiten. — Charl. Niese, Die Klabunkerstraße . . . 96

H. Prutz, Bismarcks Bildung. Von **K. Girgensohn** . . . 178

Schillers Sämtliche Werke. Von **F. S.** 246

Neuerschienene Bücher 99

Vom Tage:

Briefe vom Embach. Von **F.** 239. 424. 503

Im Spiegel der Presse. Von PB. 429. 512

Eine kurze Antwort auf den I. Brief vom Embach. Von —s— 508

Nachwort. Von **F.** 511

* * *

Beilage: Baltische Chronik vom 1. Sept. bis zum 23. Nov. 1904.

Was lieſt unſre Jugend, und was ſoll ſie leſen?*

Von

Oberlehrer **Karl Arnold.**

Motto: „Ein Buch hat ſchon oft
auf eine ganze Lebenszeit einen
Menſchen gebildet oder verdorben.“
Herder.

Wir leben in einer ſtürmiſch bewegten Zeit. Es iſt nicht nur die wilde Kriegsfurie, die fern im Oſten ihr furchtbar blutiges Theater aufgeſchlagen hat, in das auch wir mit unſern teuerſten Empfindungen je länger je mehr hineingezogen werden; es gibt daneben ſo manche hochbedeutſame, unſer geſamtes heimatliches Kulturleben betreffende Frage, die die Gemüter eines jeden Mannes, einer jeden Frau, die ſich nicht mit Gewalt der Welt um ſich verſchließen, bewegen muß. Auf dem Gebiet der Religion, auf dem Gebiet der Kunſt, auf dem Gebiet der Politik haben ſich Gegenſätze gebildet, ſind die Meinungen auf einander geplatzt, ringen Altes und Neues mit einander; Partei wird alles, Farbe muß jeder bekennen, wenn anders er es ernſt mit ſeinen Pflichten gegen ſich, ſeine Familie, ſein Land nimmt. Da kann es nicht ohne Riſſe, zum Teil tiefe Riſſe, in unſrer Geſellſchaft abgehen. Die einen verteidigen mit zähem Trotz jeden Fußbreit alter Anſchauungen und wollen der neuen Zeit nirgends Konzeſſionen machen, und andere wiederum geben nur zu leicht die oft bewährten Güter unſrer Vorfahren auf, um ſie gegen neue, wahrlich nicht immer beſſere Münze einzutauſchen. Nun, meine Damen und Herren, ich bin gewiß nicht für Stillſtand, denn Stillſtand bedeutet Rückſchritt. Wir ſollen mit der Zeit vorwärtsſtreben. Wir wollen friſche Luft auch in unſerm ſtillen Winkel, nur ſo kann manche Wolke, die in der Vergangenheit

*) Vortrag, gehalten im Gewerbeverein zu Mitau, im November 1904.

unsern Blick trübte, verscheucht werden. Aber in gewissen Fragen müssen wir konservativ bleiben, konservativ im besten Sinne des Wortes, und gewisse Anschauungen unsrer Altvorderen, gewisse Ideale alter Zeit in Religion und Kunst, Sitte und Eigenart dürfen wir uns nicht rauben lassen, wenn wir bleiben wollen, wozu die Geschichte uns hier ins Land gesetzt hat.

Diesen Anschauungen, diesen Idealen müssen aber nicht nur wir Alten treu bleiben, sondern wir müssen sie auch in unsre Kinder hineinpflanzen; das ist unsre heilige Pflicht, denn sie sind die Träger der Zukunft. Was hilft es, wenn wir noch so fest, noch so treu im wildflutenden Strome der Gegenwart unsre teuersten Güter zu wahren suchen, wenn die, denen wir dieses Erbe unsrer Väter einst überantworten, leichten Sinnes sie wieder fahren lassen? Und da frage ich nun Sie, meine Damen und Herren, die Sie Väter oder Mütter, Lehrer oder Erzieherinnen sind, ob Sie nie die Empfindung gehabt haben, daß die heranwachsende Jugend, die Ihrer Hut anvertraut ist, in jenen für unsre Eigenart wichtigen Fragen nicht mehr ganz so denkt, wie wir; daß in beängstigender Weise ein neuer Geist sich dieser Jugend bemächtigt, der nicht mehr der Geist ist, der uns, unsre Väter und Großväter stark sein ließ? Haben Sie sich noch nie die Frage vorgelegt: Werden unsre Kinder, wenn auch sie einst Kinder zu erziehen haben, diese in dem Geiste groß werden lassen, in dem wir selbst unter den Augen unsrer Eltern herangewachsen sind? Ich glaube, daß jeder, der sich ernstlich solche Fragen vorlegte, antworten muß: Unsre Jugend ist schnell, erschreckend schnell anders geworden, als wir es sind. Und mancher hat vielleicht in der Stille seines Herzens schon kampfesmüde mit dem alten Attinghausen gesprochen:

> Unter der Erde schon liegt m e i n e Zeit;
> Wohl dem, der mit der neuen nicht mehr braucht zu leben!

Aber so d ü r f e n wir nicht sprechen, das wäre ein Verbrechen an uns, an unsern Kindern, an unsrer Heimat. Im Gegenteil, wir müssen uns ernstlich fragen: Tragen wir nicht wenigstens zum Teil selbst Schuld an diesem neuen Geist der Jugend? Wie können wir ihm Halt gebieten? Wie können wir dazu beitragen, daß auch unsre Kinder die starken Wurzeln ihrer Kraft dort suchen und finden, wo wir sie gefunden?

Es kann natürlich nicht meine heutige Aufgabe sein, die aufgeworfene Frage in ihrem ganzen Umfange zu beantworten, es würde das vor allem zu einer gewissenhaften Prüfung führen,

inwieweit wir etwa selbst andere geworden und würde zugleich eine Aufrollung unseres gesamten Erziehungswesens bedeuten [1]. Nur zwei Nebenfragen möchte ich besprechen, die aufs engste mit dem eben berührten Thema zusammenhängen, und deren Erörterung sich kein Elternpaar, das es mit seinen Pflichten ernst nimmt, entziehen kann, ich meine die Fragen: „Was liest unsre Jugend, und was soll sie lesen?"

Wer in seiner eigenen Jugend nachgräbt, der weiß, welche Fülle von Freude einem das Lesen gebracht. Mit Heißhunger verschlang man da all' die herrlichen Bücher, die Eltern und Verwandte einem auf den Weihnachts- oder Geburtstagstisch gelegt hatten, und es öffnete sich eine Welt vor einem, so groß, so neu, so wunderbar. Was Wahrheit war, was Dichtung, wir konnten es damals noch nicht unterscheiden, aber unsre Phantasie wurde mächtig angeregt, das wissen wir noch heute, und mancher der Bände wurde 4, 5 mal oder noch häufiger immer mit gleichem Interesse, mit gleicher Spannung durchgelesen. Und wenn wir unsre Kinder ansehn, sie machen's nicht anders, und es muß schon ein besonders stumpfsinniges Wesen sein, das nicht gerne liest.

Also es steht fest, daß wir in der Lektüre ein leicht zu verwertendes Mittel besitzen, um den Gesichtskreis des Kindes zu erweitern, denn Faulheit, Trägheit, jene bösen Feinde der Bildung, werden uns wenigstens bei jüngeren Kindern nur selten stören. Aber dieses Mittel ist ein zweischneidiges Schwert, und wenn Montaigne Recht hat, da er die Bücher für das beste Rüstzeug erklärt, das er auf seinem Lebenswege gefunden habe, so ist es beachtenswert, daß ein Rousseau behauptet, er sei vor allem durch ungeregelte Lektüre ein Spielball jäher Neigungen, ein Sklave einer zuchtlosen und unberechenbaren Phantasie, ein unglücklicher, mit sich selbst zerfallener Mensch geworden. Es gilt eben die Leselust unsrer Kinder richtig zu leiten, daß nicht das, was für das Kind zum Segen werden kann, ihm zum Verderben ausschlage. Tun wir Eltern das? Tun wir das gewissenhaft auch nur bei unsern jüngeren Kindern, von denen hier zunächst einmal die Rede sein soll?

Nach meinen Erfahrungen herrscht in dieser Hinsicht vielfach ein geradezu sträflicher Leichtsinn. Es ist merkwürdig: während

[1]) Oberlehrer L. Goertz hat unlängst in einem in der „Balt. Monatsschr." (1904, Februarheft) abgedruckten Artikel manchen sehr beherzigenswerten Fingerzeig in dieser Richtung gegeben.

wir in Bezug auf den Umgang unsrer Kinder meist die größte Sorgfalt walten lassen, tun wir bei dem Umgang mit Büchern nicht ein gleiches. Und dann wundern wir uns plötzlich, wenn unser Sohn oder unsre Tochter allerhand phantastische, häßliche und verkehrte Einfälle bekommt. Gerade in dem empfänglichsten Lebensalter, wo Gutes wie Schlechtes am leichtesten Aufnahme findet, überlassen wir unsre Kinder in ihren geistigen Eindrücken den unheilvollsten Zufälligkeiten. Wie viele Eltern, — ich frage jeden auf sein Gewissen hin, — unterziehen jedes Buch, ehe es den Kindern in die Hand gegeben wird, einer sorgfältigen Prüfung? Ich rede hier nicht von solchen Eltern, deren mangelhafte Bildung die gerügte Unterlassungssünde erklärlich macht. Ich spreche von den Eltern, die sich aus bloßer Bequemlichkeit um die Privatlektüre ihrer Kinder garnicht oder viel zu wenig kümmern, und sie oft lesen lassen, was diesen in die Hände fällt. „Gut, daß der Junge liest, da macht er wenigstens keine dummen Streiche", denkt mancher Vater. „Wie schön, daß die Tochter ein Buch vor sich hat", meint manche Mutter und freut sich, daß sie nicht durch die ewigen Fragen der Tochter belästigt wird, was sie nun wieder tun solle. Darauf wird mir nun mancher oder manche erwidern: „Ich bin garnicht so fahrlässig. Ich sehe mir stets die Bücher an, die meine Kinder lesen wollen, und nur, wenn sie auf dem Titel ausdrücklich als Jugendlektüre bezeichnet sind, lasse ich sie ihnen." Nun aber bitte ich diejenigen, welche so handeln, sich doch einmal der Mühe zu unterziehen, und einige jener zahllosen bunten Heftchen durchzulesen, die unter dem Titel „Jugendbibliothek", „Volkserzählungen" und ähnlichen Aushängeschildern zu tausenden den Büchermarkt überschwemmen und für wenige Kop. feilstehen. Was steht da drin? Im besten Falle ein Sammelsurium von Unwahrscheinlichkeiten und Unmöglichkeiten, die lediglich den Zweck haben, die Stoffgier der Leser zu befriedigen, meistens aber eine Häufung von Schilderungen, in denen Mordszenen und heißhungrige Bestien, blutrünstige Menschen und unnatürliche Todesarten, skalpierte Indianer und von Hunden zerfleischte Neger die Hauptsache bilden, alles nur berechnet, um in der empfänglichen Jugend ein wollüstiges Grausen zu erregen. Und dann wundern sich die lieben Eltern über die zunehmende Rohheit ihrer Kinder.

Aber hier handelt es sich meist um zufällig den Kindern in die Hände fallende Lektüre, sei es, daß sie dieselbe von guten oder schlechten Kameraden entliehen, oder, was auch nicht selten der

Fall ist, für ihr Taschengeld gekauft haben. Wie machen es denn aber die Eltern, wenn sie ihren Kleinen die Bücher selbst aussuchen? Da geht man zum Buchhändler und fragt etwa: „Ich möchte für meinen 11jährigen Sohn oder meine 12jährige Tochter ein passendes Geschichtenbuch kaufen; welches können Sie mir empfehlen?“ Im günstigsten Falle wird der Buchhändler solche Sachen vorlegen, von deren Tauglichkeit er persönlich überzeugt ist, vor allem gangbare Ware. Wer steht einem aber dafür, daß da nicht ein Buch mitunterläuft, das auch nicht den geringsten inneren Wert hat? Oder der Käufer läßt sich durch die Ausstattung der Bücher blenden, durch die buntbemalten Farbendeckel und die schönen Farbendruckbilder, oder endlich — der billige Preis ist ausschlaggebend. Und so leichtfertig findet man sich mit der geistigen Speise für seine Kinder ab, während man theoretisch natürlich dem allbekannten Grundsatz zustimmt, daß für die Kinder nur das Beste gut genug ist.

Ja, aber was ist denn nun dieses Beste? Damit kommen wir auf die vielumstrittene Frage der spezifischen Jugendschrift. Um sie tobt gerade heute in Deutschland ein heftiger Kampf, und noch auf dem letzten Kunsterziehungstage in Weimar sind bei Erörterung dieser Frage die Geister mit besonderer Schärfe aufeinandergeplatzt[1]. Während nämlich die einen die spezifische Jugendschrift überhaupt ausgemerzt sehen und den Kindern nur Bücher in die Hand geben wollen, an denen auch Erwachsene ein poetisches Genügen finden, verlangen die andern durchaus eine Beibehaltung der Jugendschrift als solcher, die ihrer Meinung nach nicht ausschließlich ästhetischen Rücksichten Rechnung zu tragen habe, sondern zugleich auch neben der zu bietenden Unterhaltnng eine erzieherische Tendenz verfolgen könne, sei es eine belehrende oder moralisierende.

Der enge Rahmen meines Vortrages erlaubt es mir leider nicht auf diesen interessanten Streit der Meinungen genauer einzugehen, und ich kann daher nur auf das bahnbrechende Buch von Wolgast, Das Elend unsrer Jugendliteratur, hinweisen, dessen Lektüre ich allen Eltern und Erziehern aufs wärmste empfehlen möchte[2]. Wolgast, der Haupt-

[1]) Man vergleiche hierüber die „Ergebnisse und Anregungen“ des zweiten Kunsterziehungstages in Weimar. Leipzig, 1904.

[2]) H. Wolgast, Das Elend unsrer Jugendliteratur, Hamburg, 2. Aufl. 1899. Vergleiche zu obiger Frage ferner die „Jugendschriften-Warte“, Organ der vereinigten deutschen Prüfungsausschüsse für Jugend-

vertreter jener radikalen Feinde jeder spezifischen Jugendschrift, schießt meiner Ansicht nach zwar vielfach über das Ziel hinaus, aber es gebührt ihm und seinen Mitkämpfern das unstreitige Verdienst, uns die Augen darüber geöffnet zu haben, daß vieles, unendlich vieles, was seit Jahrzehnten zum eisernen Bestande unsrer Jugendbibliotheken gehört hat, wertlos oder gar schädlich ist. Es ist ein entschiedenes Verdienst jener Männer, manchen beliebten Jugendschriftsteller, wie z. B. Franz Hoffmann und Gustav Nieritz, in das rechte Licht gerückt zu haben, indem sie die Trivialität, Flüchtigkeit, ja Rohheit in den Erzählungen derselben nachweisen. Ich glaube, wer das betreffende Kapitel in dem Wolgastschen Buche, das eine Fülle von Auszügen aus diesen Schriftstellern enthält, durchgelesen hat, schenkt seinen Kindern keinen Hoffmann oder Nieritz mehr. Es ist ferner fraglos richtig, wenn von jener Seite energisch Front gemacht wird gegen die Überflut von Indianergeschichten, Seeromanen und Erzählungen aus den Kolonien, und zwar nicht bloß gegen jene von mir schon gekennzeichneten 25Pfennig-Heftchen, sondern auch gegen die in vornehmem Gewande, denn auch sie bringen oft nichts als eine Fülle von Unwahrscheinlichkeiten oder Unmöglichkeiten und sind daher wohl geeignet, den Blick der jugendlichen Leser für Wahrheit und Wirklichkeit zu trüben. Es muß ferner durchaus anerkannt werden, daß Bücher, „die den jugendlichen Geist mit frömmelnden Redensarten und schmeichlerischer Gefühlsseligkeit ins Jenseits entführen und von den Erdenpflichten entfernen", eine ungesunde Speise für Kinder sind. Wenn wir alle solche Ausstellungen der Männer wie Wolgast u. a. anerkennen, so brauchen wir damit noch nicht so weit zu gehn, wie manche von ihnen, und die Jugendschrift als solche zu verdammen. Den unwiderstehlichen Reiz, den alles abenteuerliche auf den Knaben in einem gewissen Alter ausübt, können wir ruhig durch Bearbeitung des unsterblichen Robinson und die allbekannten, auch literarischen Wert beanspruchenden Lederstrumpferzählungen befriedigen, und so prächtige Jugendschriftstellerinnen, wie Johanna Spyri und Ottilie Wildermuth, um nur diese zu nennen, werden wir unsern Kindern nicht rauben lassen. Wohl aber sollen wir aus dem Kampf um

schriften (Hamburg), in der die Gegner der spezifischen Jugendschrift zu Worte kommen, sowie die „Volks- und Jugendschriften-Rundschau" (Stuttgart), in der diejenigen, die auf dem Gebiet der Jugendschrift neben den ästhetischen Forderungen auch die Pädagogik zur Geltung bringen wollen, ihre Ansichten verfechten.

die Jugendschrift lernen, daß wir weit sorgfältiger, als das auch von gewissenhaften Eltern zu geschehen pflegt, ein jedes Buch, das wir unsern Kindern in die Hand geben wollen, auf seinen Wert oder Unwert hin prüfen, indem wir es, wenn irgend möglich, selbst vorher durchlesen und uns weder auf den vielleicht bekannten Namen des Verfassers, noch auf buchhändlerische Reklame dabei verlassen. Es ist mit vollem Recht darauf hingewiesen worden, daß das beste Jugendbuch dasjenige ist, das auch kindlich gesinnte Erwachsene anspricht. Wenn wir diesen Grundsatz maßgebend sein lassen und dabei zugleich die Individualität des einzelnen Kindes berücksichtigen (denn alles schickt sich nicht für jeden), so werden verständige Eltern und Erzieher in den allermeisten Fällen auch das Richtige treffen. Haben wir aber dazu nicht die Zeit, oder trauen wir uns nicht so viel eigene Urteilskraft zu, um das Richtige herauszufinden, nun so gibt es Ratgeber, denen man im allgemeinen vertrauensvoll wird folgen können. Ich möchte da vor allem ein Buch nennen, das in keiner Hausbibliothek fehlen dürfte, und das jeder Vater und jede Mutter, jeder Lehrer und jede Lehrerin nicht einmal, sondern immer und immer wieder lesen sollten, das Buch von Matthias: Wie erziehen wir unsern Sohn Benjamin[1]? Das Kapitel: Was soll Benjamin lesen? stellt so beherzigenswerte allgemeine Gesichtspunkte auf, woraufhin ein jedes Jugendbuch geprüft werden müßte, und gibt zugleich eine große Auslese von empfohlenen Schriftstellern und Büchern und zwar nicht bloß Unterhaltungslektüre, sondern auch belehrende Schriften aus Länder-, Völker- und Naturkunde, daß Eltern da reichlich und gut beraten sind. Ferner verweise ich auf das von den vereinigten deutschen Prüfungsausschüssen herausgegebene Verzeichnis von „Empfehlenswerten Jugendschriften[2]. Es werden hier 400 Bücher angeführt, belehrende und unterhaltende, jedes mit einer kurzen Inhaltsangabe versehen und mit einem Hinweis darauf, für welche Altersstufe es sich eignen dürfte. Das Verzeichnis ist freilich insofern mit Vorsicht zu gebrauchen, als es allzu einseitig ästhetischen Rücksichten Rechnung trägt, so daß Bücher zur Empfehlung gelangen, die aus pädagogischen Gründen lieber einer späteren Lebensstufe zu bieten wären. Berücksichtigt man aber diesen

[1]) Dr. Adolf Matthias, Wie erziehen wir unsern Sohn Benjamin? Ein Buch für deutsche Väter und Mütter. 5. verbess. u. verm. Aufl. München, 1904.

[2]) Leipzig, 1904; Preis 60 Pfennig.

Umstand, so kann es vortreffliche Dienste bei der Auswahl der Jugendliteratur leisten.

Doch ich möchte das Kapitel über die Frage: „Was sollen unsre jüngeren Kinder lesen?“ nicht schließen, ohne noch eindringlich gewarnt zu haben vor der Vielleserei. Lassen wir da einmal Matthias das Wort. Dieser schreibt: „„Nicht viel lesen, sondern gut Ding viel und oft lesen, macht fromm und klug dazu“, hat Luther einmal gesagt. Das sollten wir in unsrer Zeit mehr als je beherzigen. Vor schlechten Büchern braucht man nicht so sehr zu warnen, wie vor zu vielen Büchern. Wer zu viel liest, kann nicht verdauen und geistig verarbeiten, was er liest. Eine Unmasse von Vorstellungen, die oft in gar keinem Zusammenhang stehen, verführt zur Oberflächlichkeit. Der Reiz leichter Lektüre schwächt den ernsten Arbeitssinn, den Schule und Leben für ihre Pflichten fordern. Auch das Gedächtnis leidet unter der Vielleserei, weil die Menge der Vorstellungen nicht eigene Gedanken und erarbeitete Kombinationen, sondern fremde, rasch vorübergehende Zusammenstellungen sind, zu deren Wiederholung und Übung dem Leser Zeit und Geduld fehlt. Kurz, wo Leselust zur Lesewut wird, wo das Behagen, sich immerfort auf mühelose Weise ein Vergnügen zu verschaffen, zu groß wird, da erzeugt ein solcher Lesemüssiggang Träume ohne Tatkraft, da gibt's Widerwillen gegen jede ernste Beschäftigung, vorlautes und frühreifes Urteilen, ja Blasiertheit gegen einfache, kindliche Genüsse.“ Wahrlich, das sind goldne Worte, die aufs wärmste beherzigt werden sollten.

Ich habe bisher nur von der Lektüre für das jüngere Kindesalter gesprochen; wie steht es aber nun mit der Lektüre der reiferen Jugend? Hier wird die Frage ungleich komplizierter, die Antwort ungleich schwerer. Hier verlassen uns meist die sonst trefflichen Führer und es ist in der Tat nicht leicht, für denjenigen Teil unsrer Kinder passenden Lesestoff zu finden, für den die sog. Jugendschriften keinen Reiz mehr haben und dem für die Lektüre der Erwachsenen die Reife fehlt. Hier gehen auch die Ansichten der Eltern und Erzieher in Bezug auf das, was sich für die Jugend eignet, besonders weit auseinander. Und doch verlangt gerade auf dieser Altersstufe die Lektüre eine besonders sorgfältige Prüfung. Ist es doch der Frühling des Lebens, in dem die Saat ausgestreut wird, wo der Boden am empfänglichsten ist für Gutes und Schlechtes, für Heilsames und Unheilvolles; bildet sich doch in diesen Jahren der Entwicklung der reife Mann,

die reife Frau und zwar zum großen Teil an dem Gelesenen, durch das Gelesene.

Bevor ich auf diesen Teil meines Themas eingehe, ein Wort über den Begriff „reifere Jugend". Natürlich ist es unmöglich, ihn zeitlich genau zu umgrenzen; als den Anfangspunkt könnte man ja ungefähr das 14. Jahr ansetzen. Weder das Alter des Kindes allein, noch auch die Schulklasse als solche können maßgebend sein, sondern vor allem die Reife. Diese wird bei dem einem Kinde langsamer, bei dem andern schneller fortschreiten, je nach der Begabung, den äußeren Lebensverhältnissen, dem Umgange. Es ist ja bekannt, daß ein Kind, das viel unter Krankheit oder trüben äußeren Lebensschicksalen zu tragen hat, schneller reift als ein solches, dem ähnliche Kümmernisse erspart bleiben. Ebenso werden Kinder, die stets, und zwar nicht immer zu eignem Vorteil, in der Gesellschaft Erwachsener weilen, früher die Kinderschuhe abstreifen, als solche, die unter gleichaltrigen Genossen groß werden. Auf zweierlei sei dabei hingewiesen. Erstens ist zu warnen vor einem „Zufrüh". Ein „Zuspät" ist lange nicht so schlimm, wie ein „Zufrüh". „Lernt jemand eine wertvolle Jugendschrift erst im Jünglingsalter kennen, so ist das keine Schande und kein Schade" (Matthias), liest ein andrer einen gehaltvollen auch für die Jugend geeigneten Roman erst als reiferer Mann, so ist das Unglück wahrlich nicht so groß, wie wenn er etwa bereits mit 12 oder 13 Jahren alle Schillerschen und Goetheschen Dramen „verarbeitet" hat. Zweitens werden sich die Übergänge von der Kinderstufe zur reiferen Jugend und von dieser zu der Zeit, da jede Lektüre freigegeben wird, natürlich nicht plötzlich, sondern allmählich zu vollziehen haben. Man wird, um ein drastisches Beispiel zu wählen, einem Kinde, das eben noch den „Lederstrumpf" mit Genuß gelesen, nicht gleich eine Novelle von Conr. Ferd. Meyer in die Hände geben, sondern etwa mit Hauff's „Lichtenstein" oder ähnlichen schlichten Erzählungen beginnen. Es ist das ja eigentlich selbstverständlich, soll aber der Vollständigkeit halber hier auch ausgesprochen werden.

Ferner will ich vorausschicken, daß ich im Folgenden, wenn ich von der Jugend rede, sowohl die männliche als auch die weibliche meine. Die im weiteren geschilderten Zustände beziehen sich ja freilich hauptsächlich auf unsre heranwachsenden Jünglinge. An Mädchen, die meist sorgsamer gehütet werden, treten Versuchungen und Gefahren, daß ihnen ungeeignete Bücher in die Hände fallen, wohl seltener heran, obgleich das Milieu in manchen

unsrer heutigen Schulen gewiß keine genügende Gewähr bietet, daß nicht auch bei unsrer weiblichen Jugend gelegentlich Konterbande mitunterläuft. Anderseits stehe ich auf dem vielleicht sehr altväterischen und unmodernen Standpunkt, daß wir bei der Auswahl der Lektüre für unsre Töchter noch ungleich vorsichtiger sein müssen, als bei der für unsre Söhne. Gerade weil die weibliche Natur so weit empfänglicher ist als die männliche, wird gutes wie schlechtes bereitwilliger aufgenommen und faßt tiefere Wurzel. Manches, was der Jüngling im Geschiebe des Lebens doch noch abstößt, bleibt bei der Jungfrau haften und raubt ihr etwas von dem Schmelz weiblicher Eigenart.

Und wie steht es nun mit der Lektüre unsrer reiferen Jugend? Hier ist zunächst auf eine tiefbetrübende Erscheinung unsrer Tage hinzuweisen, nämlich auf die zunehmende Interesselosigkeit eines großen Teiles unsrer Jugend aller und jeder Lektüre gegenüber. Es ist seltsam, gerade dasjenige, was im Kindesalter den allergrößten Reiz ausgeübt hat, verliert diesen vielfach, sobald der Knabe, das Mädchen die Kinderschuhe ausgezogen haben. Eine geradezu erschreckende Blasiertheit der Literatur gegenüber greift Platz, während fade Geselligkeit, eitle Putzsucht üppig ins Kraut schießen. Mir sind Fälle bekannt, wo 16- und 17jährige Jünglinge nicht zu bewegen waren, auch nur einmal einen ernsten Roman in die Hand zu nehmen, oder wo gute Bücher, die freundliche Verwandte geschenkt, verfaulten und vermoderten, um schließlich ungelesen zum Antiquar zu wandern. Das war früher anders. Der Trieb zum Lesen, schon um nicht „ungebildet" zu erscheinen, war vor 20, 30 Jahren ungleich größer. Damals galt es als eine Schande, gewisse Bücher nicht gelesen zu haben. Man frage doch einmal heute bei seinen 16- und 17jährigen Söhnen und Töchtern nach, ob sie sich auch schämen, wenn sie nicht einmal alle Schillerschen Dramen gelesen haben, von irgend welchen guten Romanen ganz zu schweigen.

Doch so steht es ja nicht bei allen. Viele lesen, lesen sogar reichlich; aber was lesen sie? Soweit ich in die einschlägigen Verhältnisse habe hineinblicken können, scheint es mir, daß auch auf diesem Gebiete von vielen Eltern unendlich viel gesündigt wird, von manchen vielleicht aus Überzeugung, von vielen aus Unkenntnis und Unbildung, von sehr vielen aber wiederum aus Bequemlichkeit, weil sie sich nicht die Zeit nehmen wollen, sich um die Lektüre der Kinder zu bekümmern, denn Zeit kostet das, wie wir sehen werden.

Blicken wir doch einmal in die Bücher hinein, die ein Jüngling von 15—17 Jahren heute liest. Da finden wir neben dem Alter angemessener Lektüre Bücher von Hauptmann, Sudermann, Ibsen, Heines „Florentinische Nächte", Tolstojs „Auferstehung", „Kreuzersonate", „Macht der Finsternis", Zolas „Totschläger", „Paris", Mauries „Trilby" und besonders häufig Maupassants Novellen, von elenden Kriminalromanen oder Büchern wie „Die Berliner Range", „Der kleine Cohn" und ähnlicher Schundware gar nicht zu reden. Ob diese Bücher stets mit Einwilligung der Eltern gelesen worden sind, weiß ich nicht; aus der Tatsache, daß solche Lektüre dem Lehrer offen eingestanden wird, scheint mir jedenfalls hervorzugehen, daß die Jünglinge nicht das Gefühl haben, von den Eltern direkt verbotene Früchte genossen zu haben. Derartiges verschweigt man auch dem Lehrer.

Und wie steht es mit den im Hause gelesenen und gehaltenen Zeitungen und Zeitschriften? Wenn erstere zu früh der heranwachsenden Jugend in die Hände gegeben werden, so schaden sie mehr, als daß sie nützen, denn erfahrungsgemäß sucht man in einem gewissen Alter in der Zeitung nicht das wirklich Belehrende, sondern das Pikante aus Stadt und Land, aus Polizeiberichten, Gerichtsverhandlungen und der chronique scandaleuse. Was aber die Zeitschriften anlangt, so würde ich ohne vorangegangene Prüfung meinem 15jährigen Kinde auch das beste unsrer Familienblätter nicht in die Hand geben. Was sagt man aber dazu, wenn Zeitschriften wie die „Jugend" oder „Die lustigen Blätter" offen auf den Büchertischen liegen, wo in unbewachten Augenblicken selbst 9- und 10jährige Kinder ihre Neugier an den doch wahrlich nicht für diese Jugend geeigneten Bildern und Witzen befriedigen können.

Sodann das Kapitel Leihbibliothek. Ist es nicht geradezu sündhaft, wenn Eltern ihre Kinder sich aus Leihbibliotheken Bücher nach eigener Auswahl nehmen lassen. Und das kommt vor. Oder sollten solche Eltern wirklich nicht wissen, daß bei derartiger Freiheit in der Wahl der Lektüre entweder Schund gelesen wird oder vieles, was für ein reiferes Alter geeigneter wäre, oder endlich auf Empfehlung sogenannter guter Freunde Bücher, für die nicht der innere Wert ausschlaggebend ist, sondern gewisse pikante Situationen und Schilderungen.

Und nun endlich das Theater. Viele Eltern scheinen der Ansicht zu sein, daß der Besuch eines ernsten Schauspiels unter keinen Umständen der Jugend schädlich sein kann. Vor unbekannten

Operetten, vor der französischen Posse machen sie noch allenfalls halt, aber in das ernste Drama schicken sie ihre Kinder, auch wenn sie keine Ahnung vom Inhalte des Stückes haben. Und da haben wir denn in Dramen wie Max Dreyers „Winterschlaf", d'Annunzios „Die tote Stadt", Ibsens „Wenn die Toten erwachen" und jüngst noch in Hugo Marks' „Lethe" und Brandes' „Ein Besuch" unsre heranwachsende Jugend mehr oder minder reichlich vertreten gesehen, mit und ohne Eltern. Ja, wie die Zeiten sich doch schnell geändert haben. Noch vor 10 Jahren wurde ich einmal bei Gelegenheit eines Gastspiels der „Rigenser" erstaunt gefragt, ob ich wirklich meine Frau in Sudermanns „Heimat" mitnehmen würde, und jetzt führen Mütter ihre unerwachsenen Töchter in Hartlebens „Rosenmontag" und Halbes „Jugend".

Ich habe bisher nur von solchen Tatsachen geredet, die sich unter den Augen der Eltern vollziehen. Ungleich schlimmer sieht es natürlich mit den Büchern aus, die Kinder heimlich hinter dem Rücken der Erzieher lesen. Wie viel hier Fahrlässigkeit und Unachtsamkeit derjenigen Schuld trägt, denen die Obhut über das geistige Wohl der Kinder obliegt, das wird in den einzelnen Fällen natürlich sehr verschieden sein. Aber daß viele Eltern sträflich leichtsinnig in dieser Hinsicht verfahren und sich vielleicht nie die Mühe nehmen, den Büchervorrat ihrer Kinder einer Durchsicht zu unterziehen, dafür scheinen mir allein die Proben elendester Schund- oder gar Schmutzliteratur zu sprechen, die man wenigstens in den Knabenschulen gelegentlich als heimliche Klassenlektüre Schülern abnehmen muß. Wie oft begegnet man da beispielsweise dem „Kleinen Witzblatt", diesem scheußlichen Schmierblättchen, das versenkt werden sollte, wo die Wasser am tiefsten sind; das, für wenige Kopeken in den Buchläden käuflich, in Bild und Wort für die niedrigsten Sinne berechnet ist und die jugendliche Phantasie geradezu vergiftet. Was durch solche und ähnliche Lektüre an Schmutz und Unrat in das Kind hineingetragen wird, was hier an Geist und Leib verderbenbringenden Keimen in das blühende Leben hineingepflanzt wird, das ist später meist nicht mehr herauszureißen, das Übel nicht mehr gut zu machen. Wir sind heute so leicht geneigt, die zunehmende Sittenlosigkeit unsrer männlichen Jugend dem Einfluß schlechter, verdorbener Elemente in der Schule zuzuschreiben. Gewiß können die unendlich viel Unheil anrichten und tun es reichlich und redlich. Aber die böse Saat, die da ausgestreut wird und der wir unsre Kinder nicht ganz entziehen können, würde nicht so üppig ins Kraut schießen,

wenn nicht durch unpassende oder gar schlüpfrige Lektüre der Boden nur zu gut vorbereitet wäre.

Mancher von Ihnen, hochgeehrte Anwesende, wird vielleicht sagen, das Bild, das ich entworfen, sei einseitig und zu schwarz; unvernünftige Eltern habe es gelegentlich immer gegeben, und im allgemeinen seien die Verhältnisse damals, als wir jung waren, nicht besser und nicht schlechter gewesen als heute. Darauf habe ich folgendes zu erwidern: Natürlich habe ich die Schattenseiten der angeregten Fragen beleuchtet und will gerne zugeben, daß es viele Eltern gibt, die sorgsam die Lektüre ihrer Kinder bewachen. Daß aber die Verhältnisse dieselben geblieben wie früher, stelle ich ich entschieden in Abrede. Sie sind nicht dieselben geblieben, sie sind schlimmer geworden. Auch ich bin einmal jung gewesen und habe mich, wie das Schulleben das mit sich bringt, in mancherlei Gesellschaft, in guter und schlechter bewegt, und doch ist mir damals nicht so viel Lesestoff, der nach meiner jetzigen Ansicht der Jugend schädlich ist, zu Gesicht gekommen, wie ich ihn heute in den Händen von jungen Leuten gefunden, wo ich doch als Lehrer nur gelegentlich einen Einblick in die einschlägigen Verhältnisse gewinnen kann. Und das ist auch garnicht anders möglich, ist doch das Angebot solcher Bücherware infolge der herrschenden Literaturrichtung ungleich größer geworden, und die Anschauungen über das, was der Jugend frommt oder nicht, haben sich zugleich merklich geändert. Und damit komme ich auf den zweiten Teil meiner Frage: Was *soll* unsre reifere Jugend lesen?

Erwarten Sie nicht etwa, einen Kanon geeigneter Bücher aufgezählt zu hören, viel wichtiger erscheint es mir, das wir uns einigen in bezug auf die allgemeinen Gesichtspunkte, unter denen jedes Buch geprüft werden sollte, ehe es der Jugend in die Hand gegeben wird. Meiner Ansicht nach muß ein solches Buch sein: 1) *künstlerisch wertvoll*, 2) *sittlich rein*, 3) *frei von jeder Alterprobtes niederreißenden Tendenz*. Damit fallen natürlich nicht nur alle unsauberen und faden Kolportageromane, die in Massen den Büchermarkt überschwemmen, und die vernünftige Eltern ja ohnehin ihren Kindern nicht in die Hand drücken werden, fort, sondern so ziemlich alles, was der sog. „Moderne" angehört.

Es ist noch im vorigen Semester in diesem Saale von verschiedenen Rednern in sehr verschiedener Weise über Wert und Unwert des heutigen Naturalismus geurteilt worden, und der Streit der Meinungen hierüber wird noch lange hin und her toben.

Gibt es doch noch heute Leute, die bei jedem modernen Dichternamen ein gelindes Grausen empfinden und jeden Sudermann, Hauptmann und Halbe womöglich ungelesen zu den Toten werfen; und auf der andern Seite stehen solche, die in jenen Männern das Morgenrot einer neuen glänzenden Zeit erblicken, das einen Schiller, wenn nicht gar einen Goethe längst in den verdienten Schatten gerückt. Das Richtige wird, wie so oft, wohl in der Mitte liegen. Wir haben, meiner Ansicht nach, dem modernen Naturalismus sehr viel zu danken. Er hat den in Unnatur und Verwässerung verfallenen Ausläufern der Romantik, sowie dem literarischen Industrialismus, der uns, wie Bertels sagt, „mit den Träbern fütterte, die die Säue der Pariser Boulevards übrig ließen", ein Ende gemacht; er hat den Blick für die Wirklichkeit wieder geschärft; er hat den fast verloren gegangenen Zusammenhang zwischen Dichtung und Wahrheit, zwischen Kunst und Natur wieder hergestellt und damit das zertrümmerte Fundament wieder aufgerichtet, auf dem eine jede gesunde literarische Richtung aufgebaut sein muß. Wir brauchen aber bei solcher Anerkennung der unstreitigen Verdienste der „Modernen" nicht blind gegen ihre Fehler zu sein. Wie alle stürmischen Übergangsperioden ist auch sie vielfach über das Ziel hinausgeschossen. Sie hat vor allem, ich möchte heute nur das eine hervorheben, als Kampfesrichtung, als Anklageliteratur in einseitiger Verblendung immer nur die Schattenseiten des Lebens aufgesucht und dargestellt, als ob es nichts Gutes, als ob es kein Licht mehr in der Welt gäbe, und damit ist sie ein mächtiger Förderer des unser Zeitalter beherrschenden Pessimismus geworden. Darum aber, vor allem darum müssen wir sie so lange als möglich von unsrer Jugend fernhalten. Der reife Mann, die erfahrene Frau kann durch viele Bücher moderner Richtung vieles lernen. Es werden hier Fragen zur Diskussion gestellt, Probleme erörtert, denen wir uns, die wir im Strome der Zeit schwimmen müssen, nicht entziehen können, und mancher ist durch solch ein Buch zur Selbstprüfung und Selbsterkenntnis gebracht worden. Wir werden uns aber dadurch noch nicht den Glauben an das Edle in der Menschheit, unsern alten deutschen Idealismus rauben lassen. Wie wirkt aber ein solches Buch auf die noch ungereifte Jugend? Da wird vor ihnen der Schleier gehoben von so manch geheimnisvollem Dunkel, in das das Leben sie noch nicht hat hineinblicken lassen, und daß gerade das Häßliche eine besondere Anziehungskraft auf den Menschen, vornehmlich die empfängliche Jugend ausübt, ist ja

bekannt. Mit wollüstigem Behagen wird besonders alles die Geschlechtsliebe betreffende verschlungen, das entweder in brutaler, häßlicher Nacktheit oder, was noch schlimmer, halbverhüllt kaum einer modernen Dichtung fehlt; und was ehrliche Naturalisten geschrieben, um den Finger auf schwärende Wunden der Gesellschaft zu legen, das wirkt auf unreife Leser mit prickelnden Reizen, lockend, verführend. Wir tun unsern Naturalisten, die es ehrlich mit ihrer Kunst meinen, gewiß Unrecht, wenn wir ihre Werke unmoralisch nennen. Unmoralisch in dem Sinne, daß sie das Unsittliche billigen oder gar verherrlichen wollen, sind sie natürlich nicht. Versteht das aber die innerlich noch nicht gefestigte Jugend? Müssen sich ihre sittlichen Begriffe nicht in gefährlicher Weise verwirren, wenn sie ein Leben dargestellt sieht, in dem der Moral fast nie zum Siege verholfen wird. Was fängt sie z. B. mit dem noch im vorigen Jahre auf unsrer Bühne gegebenen Ibsenschen Drama „Wenn die Toten erwachen" an, das wenn man es des symbolischen Gehalts entkleidet, die moralischen Grundsätze geradezu auf den Kopf stellt?

Freilich, klug, überklug kommt sich dann wohl ein solches Bürschchen, eine solche höhere Tochter vor, aber mit der Harmlosigkeit der Jugend ist es dahin. Die Genußfähigkeit für wirklich Schönes, Reines ist vielfach verloren. Blasiert wird über Ewiges, Wahres abgeurteilt, und man kann sich dann nicht wundern, wenn man Aussprüche hört, wie sie einer meiner Kollegen unlängst aus dem Munde eines Sekundaners vernahm: „Goethe, ja den läßt man sich noch vielleicht gefallen, aber wer wird heute noch Schiller lesen!"

Und damit hängt aufs engste ein Zweites zusammen. Man hat mit Recht die „Moderne" eine Anklageliteratur genannt. In der Natur einer solchen aber liegt es, daß sie tendenziös ist. Das hat ja die Naturalisten getrieben, einseitig die dunklen Tiefen menschlicher Gebrechen, gesellschaftlicher Schäden aufzusuchen, hinzuweisen auf Zustände, Verhältnisse, die nach Besserung, nach Heilung schreien. Aber fast keiner derselben hat auf die in einer solchen Dichtung unausgesprochen liegende Frage: „Wie soll das besser werden? eine Antwort gegeben. Daher das lähmende Gefühl, mit dem wir so oft von einem derartigen Roman scheiden oder das Theater verlassen. Kann es aber richtig sein, unsrer Jugend solche Bücher in die Hand zu geben? Kann es eine Pädagogik geben, die es verantworten will, in das ungefestigte Gemüt unreifer Jünglinge und Jungfrauen hineinzutragen alle

die heute auf uns einstürmenden, der Lösung harrenden Fragen, alle die ungeklärten modernen Ideen, die zum Teil rütteln an altbewährten Grundsätzen in Religion, Staatenleben und gesellschaftlicher Ordnung?

Ich würde über diese Frage nicht so viel Worte verlieren, wenn ich nicht wüßte, daß es viele gibt, die in der modernen Literatur nicht nur keine Gefahr für unsre reifere Jugend sehen, sondern sie geradezu empfehlen. Mir liegt zufällig ein Zeitungsausschnitt vor, in dem die Beantwortung der schon vor etlichen Jahren im Rig. Gewerbeverein aufgeworfenen Frage: „Welchen Einfluß hat die moderne Richtung der Schriftsteller auf die Gesellschaft, speziell auf die Jugend?" abgedruckt ist[1]. Der Beantworter ist der Ansicht, daß wir „unsre bedeutenden modernen Schriftsteller bei der Jugenderziehung nicht entbehren können" und führt als solche Schriftsteller namentlich an: Zola, Tolstoj, Ibsen, Björnson, Garbory, Strindberg, Hauptmann, Sudermann. Unter anderm sagt er wörtlich folgendes: „Es steht mit der geistigen Nahrung wie mit der leiblichen. Nur kein Katzentisch und ja nicht zu wenig, denn gesunde Kinder haben guten Appetit. Und was die geistige Nahrung betrifft, so haben sie, wenn sie gesund und normal entwickelt sind, glücklicherweise eine Schutzvorrichtung in ihrer Seele: die Naivität und den Enthusiasmus. Infolge dessen nehmen sie die unpassende, störende Nahrung meist nicht auf, sondern mit Vorliebe das Gute — ja das Beste und Schönste." Über den „Katzentisch" später ein Wort. Hier nur soviel als Erwiderung: Auch ich glaube an die Naivität und den Enthusiasmus unsrer Jugend, so lange ihr Geschmack durch ihrem Alter nicht zukommende Speise noch nicht verdorben ist. Wenn sie aber erst mit der scharf gewürzten Kost der Zola, Ibsen, Hauptmann u. a. gefüttert worden sind, dann schmeckt ihnen eben eine alles Pikante meidende, einfache und doch so gesunde Nahrung nicht mehr, dann ist es mit ihrer Naivität dahin und ihr Enthusiasmus für das Reine und Schöne hat jenem Mangel an idealem Sinn, jener altklugen Blasiertheit, jener unkindlichen Pietätlosigkeit Platz gemacht, über die die Pädagogen unsrer Tage so vielfach mit Recht klagen. Man lese doch nur heute mit Schülern der obersten Klassen die Dramen unsrer großen Dichterheroen und achte dabei auf die offen oder versteckt zutage tretende stumpfe Unempfänglichkeit, das überlegene, ja spöttische Lächeln vieler

[1]) Düna-Ztg. 1893, Nr. 295.

solcher Jünglinge, die in der Moderne bereits zu Hause sind und womöglich Hauptmann und Sudermann vor Schiller und Goethe gelesen haben. Und wie sollte das auch anders sein. Muß nicht in der Jugend, die vom Leben noch so gut wie garnichts weiß, durch eine literarische Richtung, mag sie und ihr Streben von noch so edlen Motiven getrieben werden, die immer und immer nur das Jammerlied der Menschheit singt, ein Zweifel rege werden, an allem was ihr sonst gelehrt wird: daß unsre Weltordnung gut ist, daß es einen Sieg der Wahrheit auch schon auf Erden gibt, daß wir den Glauben an uns selbst und das Gute im Menschen nicht aufgeben dürfen u. a. Solche Ideen aber sind die rechte Speise für unsre Jugend, nur so gewappnet wird sie einmal all den zersetzenden und zerfressenden Elementen, die über kurz oder lang sich an sie heranschleichen werden, heilsamen Widerstand entgegensetzen können und nicht Gefahr laufen, jenem alles nivellierenden, an Thron und Heimat, Altar und Ehe rüttelnden, internationalen Zeitgeiste anheim zu fallen. Mit einem Worte — unsre Jugend braucht Idealismus, nicht modernen Pessimismus!

Ich höre hier den Einwand: „Auch wenn wir die Schädlichkeit der Moderne für unsre Jugend erkannt haben, können wir diese doch nicht mit einer chinesischen Mauer umgeben. Unsre Töchter noch allenfalls, unsre Söhne nun schon garnicht. Der Trieb, gerade derartige Erzeugnisse der Literatur zu lesen, ist so groß, daß sie, auch wenn wir ihre Lektüre überwachen, das Verbotene eben heimlich lesen und vielleicht dann um so begieriger, weil verbotene Früchte bekanntlich besonders süß schmecken. Und sie lesen dann noch weit Schlimmeres, als was ernste Naturalisten geschrieben haben." Sie haben ganz recht, meine Damen und Herren, wir können eine solche chinesische Mauer nicht aufrichten, ebenso wenig wie wir ihnen die Augen verbinden können, daß sie sich alle die lüsternen Titelbilder und noch lüsterneren Ansichtspostkarten, die vielfach öffentlich ausliegen, ansehen. Könnten wir unsre Jungen dann doch in keinen Friseurladen schicken, wo jenes „Kleine Witzblatt", von dem ich vorhin schon sprach, ausliegen darf, so daß jeder 10jährige Bube sich daran ergötzen kann. Wohl aber können und sollen wir einerseits derartiges, so weit es in unsern Kräften steht, von unsrer Jugend fernzuhalten suchen, andernteils für ein gesundes, heilsames Gegengewicht in genügendem Maße sorgen. Wo das Verhältnis zwischen Vater und Sohn, zwischen Mutter und Tochter ein richtiges ist, da muß

die ernste Mahnung der Eltern an ihr Kind, nichts ohne vorher ergangene Erlaubnis zu lesen, genügen. Und hilft solche Ermahnung nicht, so muß das zweite Mittel allein wirken, die von den Eltern ausgewählte, für den Jüngling und die Jungfrau geeignete Lektüre. Und solche gesunde Kost wird nicht nur eine Schutzwehr sein gegen das Lesen unpassender Skribenten, sie wird auch heilend, kräftigend wirken, wie die frische Luft in Wald und Feld, im Garten und auf dem Spielplatz neben der dumpfen Stickatmosphäre in Stube und Schule, auf Markt und Straße.

Waren meine Ausführungen bis jetzt im wesentlichen negativer Art, so muß ich nun auch wenigstens in gedrängtester Kürze Positives bieten. Ich stellte vorhin die Forderung auf, daß die Jugendlektüre künstlerisch wertvoll, sittlich rein, frei von Tendenz sein müsse. Nun, ich sollte doch meinen, daß man noch lange nicht zu einem „Katzentisch" greifen muß, und unsre heranwachsende Jugend etwa mit Gustav Nieritz, Franz Hoffmann oder Thekla Gumpert abzuspeisen braucht, wie der Beantworter jener im Rig. Gewerbeverein aufgeworfenen Frage mit völlig ungerechtfertigtem Spott meint. Unsre deutsche Literatur ist so reich an Erzeugnissen, die jenen Forderungen entsprechen, daß unsre Kinder wahrlich nicht zu darben brauchen. Da stehen in erster Linie unsre *Klassiker*, deren Wert als bestes Bildungsmittel für die reifere Jugend ja wohl niemand wird bestreiten wollen. Besitzen doch gerade sie das, was unsrer Jugend ihrer Natur nach eigen ist, und was wir ihr nicht rauben lassen dürfen, jenen Idealismus, der an das Gute im Menschen, an den Sieg des Edlen glaubt. Nächst den Klassikern dürfte vor allem der *historische Roman* eine geeignete Lektüre bilden. Das lebhafte Interesse, das die Jugend meist der Geschichte entgegenbringt, schafft für die Aufnahme solcher Dichtungen den fruchtbarsten Boden, besonders wenn das Lesen derselben Hand in Hand mit der Durchnahme des betreffenden geschichtlichen Stoffes in der Schule geht. Natürlich darf es sich bloß um Romane handeln, die einerseits historisch treue Bilder liefern, anderseits nicht in den Fehler einer aufdringlichen Gelehrsamkeit verfallen. Da könnte wohl als erster Roman Hauffs „Lichtenstein" den Kindern in die Hand gegeben werden, sodann Freytags „Ahnen", Scheffels „Ekkehard" und die besten Romane von Willibald Alexis. Auch Walter Scott wird trotz seiner Breite auch heute noch von der Jugend gern und mit Nutzen gelesen. Aber wir können diese Jugend nicht bloß mit klassischen Dramen und historischen Romanen abspeisen, sie will

auch in der Zeit und mit der Zeit leben, und auch an solchen für sie passenden Schriften fehlt es nicht. Da wäre beispielsweise zu nennen Freytags „Soll und haben", Storms, Riehls Novellen, Roseggers Erzählungen, einzelne Romane von der Ebner-Eschenbach, wie z. B. das prächtige „Gemeindekind", ausgewählte Sachen von Conr. Ferd. Meyer und Gottfr. Keller, endlich Liliencrons Kriegsnovellen. Und daß auch die neueste Zeit immer wieder dazwischen Romane zutage fördert, die wir unsrer reiferen Jugend nicht vorenthalten sollten, das beweisen z. B. Dichtungen, wie Frenssens „Die drei Getreuen", Heers „Joggeli" oder der erst kürzlich erschienene Roman von H. A. Krüger „Gottfried Kämpfer". So wird der Kreis sich immer mehr und mehr weiten, bis man die Zeit für gekommen erachtet, sein Kind allmählich vorzubereiten auf die Freiheit, die dem Erwachsenen die Wahl der Lektüre selbst überläßt. In diese Zeit der reifsten Jugend würden Paul Heyses Novellen, die besten Spielhagenschen Romane, Clara Viebigs „Die Wacht am Rhein", Sudermanns „Frau Sorge" und vieles, vieles andre gehören, vor allem die Romane von Pantenius, von dem auch unsre Jugend lernen kann, warme Heimatsliebe mit offnem Sinn für die Wahrheit zu paaren. In dankenswerter Weise ist in neuester Zeit mehrfach der Versuch gemacht worden, das Beste, was die ältere und neuere erzählende Literatur hervorgebracht, in billigen Volksbibliotheken zu vereinigen. Eine der trefflichsten sind jedenfalls die „Wiesbadener Volksbücher", die neben den schon genannten Schriftstellern Erzählungen von Stifter, Hans Hoffmann, Adolf Stern, Jensen, Wilbrandt, Hermine Villinger und vielen andern bringen, Dichtungen, die sich wohl sämtlich auch für die reifere Jugend eignen dürften.

Was ich hier an Namen genannt, sind natürlich nur Beispiele und können auch nicht im entferntesten Anspruch auf Vollständigkeit machen. Leider fehlt, soweit mir bekannt ist, noch immer ein einigermaßen genügendes Verzeichnis von belletristischen Werken für das reifere und reifste Jugendalter[1]. Hier kann ich eine Warnung nicht unterdrücken. Man darf in seiner Vorsicht

[1]) Das oben schon erwähnte von den vereinigten deutschen Prüfungsausschüssen herausgegebene „Verzeichnis empfehlenswerter Jugendschriften", das viele belehrende Bücher geschichtlichen, kulturgeschichtlichen und biographischen Inhalts, die sich für die reifere Jugend eignen, aufweist, führt für dieses Alter passende Werke aus der schönen Literatur leider nur in recht beschränkter Zahl an.

natürlich auch nicht zu weit gehn; besonders sind es manche Mütter, die ihre Töchter womöglich bis zur Konfirmation nur mit dem „Töchteralbum", mit „Backfischchens Leiden und Freuden" und ähnlichen Erzeugnissen füttern möchten. Das ist ein schweres Unrecht. Auch unsre heranreifenden Mädchen wollen und sollen durch Lektüre in das Leben eingeführt werden, und ein gesunder Realismus ist ihnen heilsamer als die verlogene Welt vieler Jugendschriftstellerinnen. Auch das Thema „Liebe", vor dem manche Mutter eine fast krankhafte Angst hat, darf wahrlich nicht schrecken, sofern sie in reiner Form auftritt, wenn wir nicht ein zippes und unnatürliches Geschlecht großziehen wollen.

Vor allem vergesse man nicht, der Jugend auch Humoristisches zu bieten. Die Lebensfreude ist dem Sonnenlichte zu vergleichen, in dem jedes organische Wesen am besten gedeiht. Dieses Sonnenlicht, diese Lebensfreude wollen wir unsern Kindern aber in recht reichlichem Maße zukommen lassen, sie stärkt sie zum Lebenskampf, der ihnen allen einmal bevorsteht. Und wie bereitwillig wird von der Jugend das Heitere aufgenommen. Wie schnell ist ein Kind imstande, Schmerzvolles zu vergessen, wenn ihm eine lustige Geschichte erzählt wird. Wie strahlen die Augen von Schülern und Schülerinnen auch älterer Altersstufen, wenn ihnen der Lehrer am Schluß der Stunde einmal etwas Heiteres zum besten gibt, was die Lachmuskeln ordentlich in Bewegung setzt. Freilich, soweit wie Heinrich Hart möchte ich nicht gehn, der auf dem letzten Kunsterziehungstage Wilhelm Busch als „Jugendkunsterzieher" große Erfolge prophezeihte. Aber es gibt in unsrer Literatur doch ernstere Humoristen. Groß ist die Zahl ja nicht, aber noch haben wir einen Raabe, dessen „Horacker" z. B. so recht ein Buch auch für die reifere Jugend ist; noch haben wir einen Heinrich Seidel, vor allem aber unsern unsterblichen Fritz Reuter. Es hat mich immer aufrichtig betrübt, wenn ich bei Rundfragen in den obersten Klassen von Knaben- und Mädchenschulen feststellen mußte, wie viele deutsche Jünglinge und Jungfrauen von diesem köstlichen Dichter nichts gelesen haben. Oder sollte auch schon in einer älteren Generation das Interesse für diesen prächtigen Erzähler von der Menschen Freud und Leid im Schwinden begriffen sein? Das wäre jedenfalls tief bedauerlich, denn ich wüßte wirklich nicht viele Dichter, die so wundervoll zu predigen verständen, wie reich das Leben an Schönem, Preisenswertem ist, wenn man nur im Hasten und Jagen des Alltags den offenen Blick dafür behält. Es scheint, daß die geringe Schwierigkeit des plattdeutschen Dialekts

manchen abhält, sich an Fritz Reuter zu machen. Nun, ich kann jedem die Versicherung geben, daß er nach den ersten 20—30 Seiten in der mit reichlichen Worterklärungen versehenen Volksausgabe seinen Reuter liest wie jeden andern Schriftsteller und für die kleine Mühe des Sichhineinarbeitens tausendfach belohnt werden wird[1]. Daß die Jugend auch diese geringe Arbeit scheut, ist eher verständlich, hier muß eben eintreten, wovon zum Schluß noch zu reden ist, das Zusammenlesen mit Erwachsenen.

Es gab eine Zeit und sie liegt nicht gar zu weit zurück, wo es in zahlreichen Familien eine Feststunde war, wenn der Vater Abends beim trauten Schein der Lampe die Seinen um sich versammelte und ihnen ein gutes Buch vortrug, oder die Mutter an Sonntagnachmittagen mit ihren Kindern ein klassisches Drama mit verteilten Rollen las. Ob das heute noch vorkommt? Man wird mir dagegen erwidern: Ja, die Verhältnisse sind in den letzten 30 Jahren wesentlich andere geworden. Unter dem Druck einer immer lastender werdenden Berufsarbeit, eines immer heftiger werdenden Kampfes ums Dasein hat auch das Familienleben leiden müssen. Und wenn man einmal ein Mußestündchen hat, so nimmt man die Zeitung oder leichte Unterhaltungslektüre vor, oder auch ein modernes Buch, nicht aber immer nur ein solches, wie es der Jugend zukommt. Ich verstehe diese Einwände vollauf, aber für unsre Kinder müssen wir Zeit übrig haben, so lange wir noch Zeit zu regelmäßigen Kartenpartien und Kaffeekränzchen finden. Die Zeiten sind andere geworden. Ja, freilich sind sie andere geworden, aber nicht bloß für uns, sondern auch für unsre Kinder. Matthias sagt[2]: „Die besten Schüler pflegen Hauspflanzen, keine Schulpflanzen zu sein." Ist das schon in Deutschland der Fall, so gilt das in noch ungleich höherem Maße bei uns. Denn es ist kein Geheimnis, daß ein großer Teil der Aufgaben, die wir früher ruhig der Schule überlassen konnten, heute der Familie zufällt. Und hierzu gehört vielfach auch die Pflege der klassischen Dichtung. Diese überläßt man freilich heute nur zu gerne den Leseabenden der Schüler und den Lesekränzchen der Schülerinnen. Nun, ich will gegen dieselben nichts sagen,

---

[1]) [Es darf hier auch darauf hingewiesen werden, daß eine sehr große Menge plattdeutscher Wörter sich in unsrem baltischen Deutsch lebendig erhalten haben, also uns ohnehin ganz geläufig sind. Mithin muß gerade uns das Verständnis der Sprache Reuters vielfach leichter fallen, als etwa einem Süd- oder Mitteldeutschen. D. Red.]

[2]) Praktische Pädagogik, 2. Aufl. München, 1903, S. 250.

wenngleich das Lesen auf solchen Abenden oft nur ein schönes Aushängeschild für allerhand Geselligkeit ist. Nur eines erscheint mir dringend wünschenswert, daß nämlich die Jugend mit solchen Leseübungen nicht zu früh anfange und daß bei der Wahl des zu lesenden Erwachsene zu Rate gezogen würden, damit nicht, wie ich das beispielsweise erlebt habe, dreizehnjährige Jungen ihren Leseabend mit der „Braut von Messina" eröffneten, die sie natürlich nicht verstanden, und fünfzehnjährige Jünglinge sich bereits an den „Faust" machen, den sie wohl noch weniger verstanden haben werden. Ersetzen können derartige Veranstaltungen aber das Zusammenlesen mit Erwachsenen in keiner Weise. Schon daß diese durch besseres Lesen (und Übung macht auch hier den Meister) vorbildlich werden, wirkt belebend; sodann wird manch erklärendes Wort das Verständnis des Gelesenen fördern, ja ich möchte sagen, die einfache Tatsache, daß auch die Eltern teilnehmen, gibt dem Ganzen erst den rechten Schwung, eine höhere Weihe. Und wenn dann etwas von der schönen Begeisterung, deren die Jugend noch fähig ist, auch auf die Alten übergeht, schaden wird's ihnen wahrlich nicht, heute, wo die Klassiker in ihren Prachteinbänden oft jahrzehntelang in den Bücherschränken unbenutzt zu stehen pflegen. Übrigens brauchen ja garnicht nur die Klassiker gelesen zu werden, haben wir doch gesehen, wie manches Buch, das Vater und Mutter selbst nicht kennen werden, ein prächtig Buch auch für die Kinder ist. Und dann ein Weiteres. Ich habe schon vorhin darauf hingewiesen, wie die Interesselosigkeit unsrer reiferen Jugend einer jeden Lektüre gegenüber in beängstigendem Wachsen begriffen ist. Nun, sollte es ein wirksameres Mittel dagegen geben, als wenn gerade die Eltern den anfangs vielleicht leise Widerstrebenden allmählich in den Bannkreis des wahrhaft Schönen ziehen. Es wird heute vielfach über eine frühe Entfremdung zwischen Eltern und Kindern, besonders den Knaben geklagt. Wer ist daran schuld? Die Kinder, die in ihren Freistunden sich selbst überlassen bleiben und ihre eignen Wege gehen dürfen, oder die Eltern, die ihre Kinder zwar mit Essen und Trinken, mit Kleidern und Schuhwerk, mit Schulgeld und Geld für Konzert, Theater oder Zirkus reichlich versorgen, aber Zeit für sie nicht haben? Nun, ich sollte meinen, gerade solch gemeinsame Beschäftigung mit der Kunst, das gemeinsame Schöpfen aus dem Born des Schönen muß Eltern und Kinder einander nahebringen, die gemeinsame Lektüre kann Veranlassung zu manch ernster Aussprache werden, kann dadurch manch auf-

tauchenden Schatten verscheuchen, kann stärkend, fördernd, klärend, belebend die Bande der Familie fester schmieden, und das, was anfangs eine Last schien, wird denen zum Segen, die auf Erden unser Teuerstes sind.

Ich stehe am Schluß meiner Ausführungen. Vollkommen bewußt bin ich mir, daß das, was ich vorgebracht, nur sehr Unvollständiges war, daß ich das Thema, das ich mir gestellt, bei weitem nicht erschöpft habe und in einer Stunde wohl auch kaum erschöpfen konnte. Ich habe auch oft Ausgesprochenes, viel selbstverständlich Erscheinendes nur wiederholt, ich werde bei einem oder dem andern gewiß Widerspruch geweckt haben, und ich werde vielleicht manchem manches gesagt haben, was ihm nicht angenehm zu hören war. Ich bittte mir um der Sache willen dieses nicht zu verargen. Eins aber hoffe ich erreicht zu haben, nämlich eine Frage zur Diskussion gestellt zu haben, die gerade bei unsrer heutigen Jugenderziehung von der allerernstesten Bedeutung ist. Und wenn diese Diskussion auch nicht in öffentlicher Versammlung vor sich geht, im kleinen und kleinsten Kreise, das wünschte ich, wird vielleicht weiter darüber geredet, wird manches neue Material hinzugetragen, wird manche Lücke, die ich gelassen, ausgefüllt, manche Ansicht geklärt werden. Um solch eine Aussprache zu erleichtern, lassen Sie mich das, was ich gesagt, in folgende 4 Sätze zusammenfassen:

1) Der häuslichen Lektüre der Jugend ist eine größere Sorgfalt zuzuwenden, als dies im allgemeinen bei uns geschieht.

2) Wir sollen unsre Kinder nichts lesen oder, wenn es sich um eine Theateraufführung handelt, sehen lassen, was wir nicht kennen, oder was uns nicht von vertrauenswürdiger Seite als für die Jugend geeignet empfohlen ist.

3) Für die jüngeren Kinder stehen Musterkataloge zur Verfügung, für die reifere Jugend kann als Grundsatz gelten, daß wir ihr nur bieten sollen, was a. künstlerisch wertvoll, b. sittlich rein, c. frei von jeder Alterprobtes niederreißenden Tendenz ist.

4) Die gemeinsame Lektüre der Erwachsenen und der Kinder ist dringend zu empfehlen.

Meine verehrten Damen und Herren! In wenigen Monaten wird, so weit die deutsche Zunge reicht, ein ernster Gedenktag begangen werden, der Tag, an dem vor 100 Jahren unser großer Schiller nur zu früh sein Auge für immer geschlossen hat. Auch unter uns rüstet man sich bereits, diesen Tag würdig zu begehen und damit den Beweis zu liefern, daß der große Tote trotz all

des modernen Sturmes und Dranges auch unter uns noch lebendig ist. Da wird manch schöne Rede gehalten, da wird manch geistvoller Toast gesprochen werden, da wird etwas wie Schwung in die Prosa unsres Lebens hineinkommen, wir alle werden wenigstens auf Tage unter dem Zeichen des großen Dichters stehen. Aber wird das alles sein? Wird man sich begnügen mit einer schuldigen Verbeugung vor dem gewaltigen Genie, wird das Ganze nur einem Rausche gleichen, der, flüchtig erzeugt, ebenso flüchtig entweicht? Hoffen wir, daß dem nicht so sein wird. Wahrlich, es täte not, daß aus solchen Tagen der Begeisterung etwas für unser Alltagsleben übrig bliebe, daß Schiller wieder wird, was er bei den meisten aufgehört hat zu sein, einer unsrer Führer, Bildner, Erzieher. Aber nicht bloß für uns, sondern vor allem auch für unsre Jugend. Einen besseren Jugenderzieher können wir uns doch wahrlich nicht denken, als den Mann, von dem sein großer Freund gesagt hat:

Denn hinter ihm, im wesenlosen Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Möchten uns die Schillertage, die vor uns liegen, das wieder einmal so recht klar machen; möchten wir als getreue Haushalter des uns anvertrauten wertvollsten Gutes, und das sind unsre Kinder, an diesen arbeiten und sie mit Hilfe unsrer herrlichen Literatur erziehen zu Bewunderern, Pflegern, Nachahmern alles Wahren, Guten, Schönen.

Laster und Leidenschaft in J. M. R. Lenz' Dichtung.

Von

Karl von Freymann.

An meiner Wiege stand das schreckliche Gericht Gottes[1]. — Wie massiv und lastend fällt dieses Wort in die Wagschale der Gedanken, einem schweren Blocke gleich. Die Schale sinkt zu Boden, der Zeiger der Wage weist ins Unmeßbare, denn in diesen Worten ist eine Weltanschauung enthalten; ein großartig herber Pessimismus, wie ihn Hebbels Werke atmen. Aus dieser Anschauung heraus ist menschliches Leiden und Elend kein Zufall, und obgleich unser Tun das Werk göttlicher Fügung ist, bleiben wir dennoch verantwortlich. Unsre Verschuldung ist unausbleiblich, aber die innere Notwendigkeit unsres Handelns vermag den Ernst des Urteils, dem wir alle entgegen gehen, nicht zu lindern. Wir werden geboren, wir blühen und gedeihen zum Gericht.

Ich erinnere mich eines alten indischen Spruches, daß dem, der da lebt, Kummer und Sorgen wachsen ohne sein Zutun, naturgemäß und stetig, wie das Gras auf der Wiese. — Notwendig ist das Leben:

Nur der bleibende Himmel kennt,
Was er den schwachen Sterblichen gönnt,
All ihr Glück erstohlen in Qualen;
Hinter Wolken zitternde Strahlen;
Was ihr Herz sich gesteht und verhehlt,
Alles hat er ihnen zugezählt;
Unerbittlich[2] —

---

[1]) „Bekenntnisse einer armen Seele." Handschriftlich in P. T. Falcks Lenzarchiv. Vgl. Falck, Der Dichter J. M. R. Lenz in Livland (Winterthur 78). S. 5. — Eine Parallelstelle dazu in einem Briefe Lenz' an Herder vom 28. August 1775. (Abgedr. bei Gruppe, Reinhold Lenz. Leben und Werke. Brln. 61.): Mir selbst ein Exempel der Gerichte Gottes ꝛc.

[2]) „Trost." Gedichte von J. M. R. Lenz. Hrsg. von Weinhold (Brln. 1891). S. 181.

Unerbittlich ist der Ratschluß Gottes, unerbittlich ist das Gericht Gottes; was bleibt uns armen Menschen übrig? Das Leben bleibt uns übrig. Tun und Leiden, Hoffen und Verzagen bleiben uns übrig, und wenn das Leben ein Trauerspiel ist, ist es deshalb minder wert gelebt zu werden?

Es ist von Lenz gesagt worden, daß er mit viel Geschick lustige Tragödien oder schaurige Komödien zu dichten wußte, aber er dichtete das Trauerspiel des Lebens. Er konnte mit gutem Recht seinen Stücken ein versöhnliches Ende aufzwingen, denn der endgültig tragische Schluß jedes Lebens verstand sich bei ihm von selbst. Nicht im Tode beruht ja die Tragik der Menschen, sondern darin, daß wir mitten im Leben gebrochen werden, und die Trümmer unsres Wollens gleichgültig zu Grabe schleppen. An dieser Tragik aber fehlt es keiner der Lenzschen Figuren. Es ist ein ernstes Leben, welches Lenz uns schildert, ein Leben, in dem sich jede Verschuldung rächt.

Die breiteste Grundlage des Lebens ist der geschlechtliche Trieb, dessen mannigfaltige Gestaltungen wir unter dem rätselhaften Worte Liebe zusammenfassen. Von den zahllosen in einander hinübergreifenden Formen der Liebe können wir doch zwei Formen klar von einander scheiden. Wo der gesetzlose Trieb, das Körperliche und eine gewisse Unbestimmtheit des Objekts vorwalten, wird die Liebe zum Laster, wo das reine Wesen der Liebe, das geistige Moment am schärfsten hervortritt, wird die Liebe zur Leidenschaft. Laster und Leidenschaft sind die beiden Brennpunkte der Liebe, das Laster der intensivste körperliche Genuß, die Leidenschaft die höchste Steigerung des geistigen. Den unentwirrbaren Knoten aber, in welchem gemeiniglich Sinnlichkeit und Geist, Triebe und Streben verknüpft werden, durchschlug Lenz, und während er die Liebe besang, gestalteten sich unter seinen Händen Laster und Leidenschaft in scharf geschiedenen Zügen. Während er die Leidenschaft in den Himmel emporhob, stieß er das Laster hinab zur Hölle. Er riß dem Laster den glitzernden Deckmantel von den Schultern, an dem alle Zeit so viele mit großem Fleiß gearbeitet haben, und zeigte es nackt und häßlich; er befreite die Leidenschaft von dem Zusatz des Gemeinen. Das Laster ist schwächlich und ziellos, die Leidenschaft gibt uns ein einiges Ziel, dem alle Kräfte zugewandt sind. Gleich Bleigewichten zieht uns das Laster hinab

in einen planlosen Vergnügungssumpf, die leidenschaftliche Liebe gibt unserm Geiste Flügel, wenn nur der Gegenstand dieser Liebe sich hoch und rein genug über dem Wünschenden emporhebt. Eine Anschauung, die uns die trefflichste Deutung gibt, daß unglückliche Liebe den Menschen veredle.

Wir sollen das Laster verachten, wir sollen unser Fühlen und Leben vertiefen, um Raum und Kraft zu gewinnen zur Leidenschaft. In einem aber bleiben sich Laster und Leidenschaft völlig gleich, beide bedingen das Unglück. — An unsrer Wiege steht das schreckliche Gericht Gottes. Es wäre uns freilich wohler zu Mute, wenn wir berufen wären mit dem Schicksal zu rechten, wenn wir abwehrend die Hand ausstrecken könnten und rufen: Rühre uns nicht an, gehe vorüber, denn du bist unverdient! Aber wir können es nicht! Denn auch demjenigen, der Stumpfheit und Laster verachtend, mühselig zum Lichte strebt, ja vornehmlich dem, der in rauhem Sturmlauf zur Höhe emporzusteigen meint, kommt ein Augenblick, in dem er begreift, warum auch er gerichtet wird. Es kommt die Stunde des Lebens, in der wir sprechen:

Von nun an die Sonne in Trauer,
Von nun an finster der Tag,
Des Himmels Tore verschlossen!
Wer ist, der wieder eröffnen,
Mir wieder entschließen sie mag?

Hier ausgesperret, verloren,
Sitzt der Verworfne und weint,
Und kennt im Himmel, auf Erden
Gehässiger nichts als sich selber,
Und ist im Himmel, auf Erden
Sein unversöhnlichster Feind. . . .[1])

Die Büste Voltaires trägt auf der klaren Stirn, in den tiefliegenden, sehenden Augen den Stempel eines nimmermüden Geistes, um die feingeschnittenen Lippen aber spielt ein sonderbares Lächeln — ein vergnügtes Lächeln. Ein weiter Abstand ist zwischen diesem Gesicht und den zergrübelt müden Zügen eines Gerhard Hauptmann, ein weiter Abstand gleichfalls zwischen jener Büste und dem begeistert flammenden Prophetenkopf Schillers. Der Kopf Voltaires ist von einer harmlos selbstzufriedenen Lebensheiterkeit durchschienen, und wenn diese geistreichen Lippen sich öffnen sollten

[1]) „Der verlorene Augenblick." Lenz' Gedichte. S. 129.

und die geheimsten Gedanken des subtilen Kopfes verrieten, so sprächen sie vielleicht mit leisem Spotten: Ein Schäferspiel ist das Leben!

Erst in der Revolution, die recht eigentlich mit dem Leben Ernst machte, verschwindet der vergnügte Zug in den Gesichtern der führenden Geister. Und diese Vergnügtheit hatte ihre Kehrseite. Die Aufklärung machte in aller Stille eine zierliche Reverenz vor dem schöngeistigen Laster, und das Spiel mit Liebe und Sinnlichkeit war Mode unter den Leuten von Verstand. In Deutschland zum mindesten war es nicht schwer, in den klingenden Versen Wielands, hinter den wehenden Schleiern seiner behenden Grazien, den Altar zu erkennen, um den sie tanzten. An der Lebensanschauung, welche diese Verse geboren, galt es die Kräfte zu messen, sollte der Tritt des Dichters wieder, wie einst, den Boden erschüttern und sein Wort die Gemüter bewegen. Es ist ein beschwerliches Geschäft, die Menschen aus dem trägen Schlummer behaglicher Sinnlichkeit emporzurütteln und den Lachenden über die Minderwertigkeit seines Lachens aufzuklären; doch war diese Aufgabe eben groß genug, um Lenz' ganze Seele zu fassen, „denn Nesseln vorweg zu hauen war von Jugend auf sein höchstes Vergnügen gewesen"[1]. Er war bereit den Kampf mit der lasziv harmlosen Weltanschauung aufzunehmen, und sollte dieser Kampf so aussichtslos sein, wie weiland die Riesenkämpfe des Edlen Don Quichotte. Von kälterer Überlegung aber als jener, erkannte er das Mißliche eines Kampfes gegen abstrakte Anschauungen und Windmühlenflügel und wählte sich einen Gegner von Fleisch und Blut. Sein satirisch-literarischer Angriff richtete sich vor allem und zuerst gegen Wieland. In den Briefen an Lavater schreibt Lenz über die Wolken[2]: „Es ist Gegengift, Lavater! Das mir lang auf dem Herzen gelegen und wo ich nur auf Gelegenheit gepaßt, es anzubringen. . ."

„Geradezu läßt das Publikum seiner Sinnesart, seinem Geschmack nicht gern widersprechen, man muß einen Vorwand, eine Leidenschaft brauchen, sonst nimmt es nimmer Anteil. Und meine Kunst, meine Religion, mein Herz und meine Freude, alles

[1]) Dorer-Egloff, J. M. R. Lenz u. seine Schriften (Baden 57). Briefe an Lavater. Nr. 4, S. 183.
[2]) Ebenda. Nr. 5, S. 185.

fordert mich jetzt dazu auf — jetzt ausgelassen, auf ewig ausgelassen! Wer ersetzt mir den Schaden? Wer ersetzt ihn euch?... Es muß einmal ein Ende haben oder wir arbeiten alle vergeblich und die Toren rufen laut: es ist kein Gott!" . . .

„Ihr wollt die Wolken Wieland zuschicken? Liebe Freunde, wo ist euer Verstand, wo ist eure Freundschaft für mich? Was hab ich mit Wieland zu schaffen? Kennt ihr die süßlächelnde Schlange mit all ihren Krümmungen noch nicht? Und Wieland, der euch allen im Herzen Hohn spricht, die Achseln über euch zuckt und lächelt — mit dem wollt ihr Vertraulichkeiten machen, sobald es wider ihn geht. Liebe, liebe Freunde, überlaßt mich wenigstens mir allein. Unsre Feindschaft ist so ewig alt als die Feindschaft des Wassers und Feuers, des Todes und des Lebens, des Himmels und der Hölle. . . Wieland, der Mensch, wird einst mein Freund werden, aber Wieland, der Schriftsteller, d. h. der Philosoph, der Socrates — nie!" [1] — Lenzs Angriff und Forderung treten uns klar entgegen in der Gegenüberstellung nachstehender Zeilen aus „Menalk und Mopsus" [2] und ihres Widerspiels, der „Poetischen Malerei".

Menalk: Nur Möpschen seid ihr doch ein wenig zu versteckt.
Mopsus: Das ist das Heiligtum der Kunst. Nur das erweckt
Begierden in dem Bauch, die meine Leser brauchen,
Soll all mein Witz für sie, wie Riechsalz nicht verrauchen.
Da, da steckt das Geheimnis. Nur gewinkt —
Wie kützelt's ihren Stolz, Einbildungskraft, Instinkt,
Sich Sachen, die mein Pinsel nie kann mahlen,
Selbst zu erschaffen, mir dann zu bezahlen.
Ho ha ha ha.

Poetische Malerei [3].

Ach, ihr jungen Rosen, du beblühmtes Gras,
Die sein Blick behauchte, seid ihr nun so blaß!
Wessen Aug' und Herz nicht rein,
Kann der euer Maler sein?

Lenz haßte das Laster, noch mehr aber die Beschönigung des Lasters, jene Schilderungsweise, die unsre Triebe als harmlos reizvolles Vergnügen, als Folgen der Unmoral, als wohlgelungene Überraschungen in dem stillen Einerlei des Lebens darstellen will.

[1] Ebenda. Nr. 7, S. 189.
[2] „Menalk und Mopsus. Eine Ekloge." (Frankf. u. Lpz. 1775.) S. 19.
[3] Dorer-Egloff. S. 134.

Er forderte als Grundbedingung des Schaffens die Reinheit des Wollens und die Verschmähung des Lasziven. Der poetische Wert des Lasciven ist gering, sein Schaden aber unberechenbar. Unser Wünschen und Handeln wird zum größten Teil bedingt durch den Standpunkt, welchen wir dem Laster gegenüber einnehmen. Kein Standpunkt aber wirkt ansteckender, als die Verwechslung von Laster und Romantik, denn dieser Standpunkt ist banal. Die Meinung, daß die heiteren Liebessünden der Schmuck des Lebens sind, findet stets Verehrer; stets — und die Toren rufen laut: Es ist kein Gott!

Unter dem verschnörkelten Zierrat einer genußbeflissenen Lebensanschauung verschwimmen Tugend und Laster zur Halbheit, erstickt jedes ganze Wollen, verliert sich das Leben ins Puppenhafte. Am feinfühligen Teetisch wird das Leben zum schalen Roman, bar der Schatten und Schmerzen.

Ach, so machten's nit unsre Vorfahren,
Die schwer zu kützeln und glücklicher waren. . . .
Liebten ewig, haßten schwer,
Hatten das Herz nie dürftig und leer[1].

Weiter:

Bei euch wird die Liebe so geistlich betrieben,
Plato selbst wird konfus bei curem Lieben,
Ihr pfeift stets feiner und höher hinaus,
Und pfeift sie am Ende zum Schornstein raus.
Der kalte Wohlstand darüber heckt,
Wie'n Schornsteinfeger mit Ruß bedeckt,
Denn er weiß sorgsam abzuschaben,
Und überlässet das Feuer den Knaben . . .[2].

Das Feuer den Knaben; die weisen Leute aber flattern den Schmetterlingen gleich von Blume zu Blume, sie nippen und genießen. Die Verdeutlichung dieses schöngeistigen Epikuräismus zeigt die Figur Rothes im Waldbruder[3]:

„Höre mich, Herz, ich gelte ein wenig bei den Frauenzimmern, und das bloß, weil ich leichtsinnig mit ihnen bin. Sobald ich in die hohen Empfindungen komme, ist's aus mit uns, sie verstehen mich nicht mehr, so wenig als ich sie, unsre Liebesgeschichtgen

[1]) Flüchtige Aufsätze von Lenz. Hrsg. von Kayser. (Zürich 1776.) II „Matz Höcker." S. 78.
[2]) Ebenda. S. 52.
[3]) „Der Waldbruder." I. Teil. 5. u. 7. Brief. Gedr. bei Froitzheim, Lenz und Goethe (Stuttg. 91) im Anhang.

haben ein Ende. Siehst du, so bin ich in einer beständigen Unruhe, die sich endlich in Ruhe und Wollust auflöst und dann mit einer reizenden Untreue wechselt. So wälze ich mich von Vergnügen auf Vergnügen, und da kommen mir deine Briefe eben recht, unsern eingeschrumpften Gesellschaften Stoff zum Lachen zu geben. Es sticht alles so schrecklich mit unsrer Art zu lieben ab. . . . Man nötigt mich überall hin und ich bin überall willkommen, weil ich mich überall hinzupassen und aus allem Vorteil zu ziehen weiß. Das letzte muß aber durchaus sein, sonst geht das erste nicht. . . .

„Ich war heute in einem kleinen Familienkonzert, das nun vollkommen elend war und in dem du dich sehr übel würdest befunden haben. . . . Und weißt du womit ich mich entschädigte? Die Tochter war ein freundlich rosenwangigtes Mädchen, das mich für jede Schmeichelei, für jede herzlich-falsche Lobeserhebung mit einem feurigen Blick bezahlte, mir auch oft dafür die Hand und wohl gar gegen ihr Herz drückte, das hieß doch wahrlich gut gekauft. . . . So gut würde dir's auch werden, wenn du mir folgtest; wäre doch besser, unter blühenden und glühenden Mädchen in Scherz und Freude und Liebkosungen sich herumwälzen, als unter deinen glasirten Bäumen auf der gefrorenen Erde."

Eine artige Satire einer artigen Denkweise; aber das Leben ist nicht artig!

„Lauffer: In der ganzen heutigen vernünftigen Welt wird kein Teufel mehr statuiert. . . .

Wenzeslaus: Darum wird auch die ganze heutige vernünftige Welt zum Teufel fahren. Tut nicht Böses, tut recht, und dann so braucht ihr die Teufel nicht zu scheuen[1]. . ."

Wer aber Böses tut, der soll die Teufel fürchten. Mit zitternder Hand schrieb Lenz die beiden glühenden Dramen des Lasters: den Hofmeister und die Soldaten; Dramen eines Lasters, welches nicht von Papier und Pappe, sondern von Fleisch und Blut, eines Lasters, das sich rächt. In Romanen und in den Köpfen der kleinen Leute mögen Laster und Größe, Laster, Entschlossenheit und Mut nah beieinander wohnen; hier heißt es gemäß dem Ausspruche Rehaars: „Wer Kurage hat, der ist zu

[1]) „Der Hofmeister." V. Akt, 9. Szene. Lenz' Gesammelte Schriften. Hrsg. von Tieck. Bd. I.

allen Lastern fähig." In der wirklichen Welt aber ist das Laster nicht groß, sondern niedrig, nicht schön, sondern häßlich, nicht stark, sondern kraftlos. „Wenn der Kopf leer ist, und faul dabei, und niemals ist angestrengt worden"[1], wenn der Bauch satt ist und der Herzschlag träge, ist dem Laster der Boden bereitet. In solchen Sphären spielen die Romane des Lasters, die nur in ihren Folgen erschütternd wirken. Held und Sphäre des Hofmeisters werden verständlich in den wenigen Zeilen (I. Akt, 3. Szene):

„Die Majorin: Sie wissen, daß man heutzutage auf nichts in der Welt so sehr sieht, als ob ein Mensch sich zu führen wisse.

Lauffer (der Hofmeister). Ich hoff', Euer Gnaden werden mit mir zufrieden sein. Wenigstens hab ich in Leipzig keinen Ball ausgelassen, und wohl über die fünfzehn Tanzmeister in meinem Leben gehabt."

Auf dieser Grundlage entwickelt sich die Schuld mit erschreckender Selbstverständlichkeit. Der neue Hauslehrer, der von allen Seiten gestoßen und gequält ist, erweckt das Mitleid der jungen Tochter. Er verführt sie, fast ohne es selbst zu merken, während ihr Herz noch voll ist von der Liebe zu ihrem Vetter. Wie Elend und Schuld gereift sind, flieht der Lehrer, die Tochter verläßt allein das Elternhaus, und ihre Spur geht verloren. Aber die Erinnerung an den Kummer ihres Vaters nimmt sie mit sich; noch matt und erschöpft von den überstandenen Schmerzen, macht sie sich auf, um seine Verzeihung zu erflehen. (V. Akt, 4. und 5. Szene):

Gustchen (liegend, an einem Teich mit Gesträuch umgeben). Soll ich denn hier sterben? — Mein Vater! mein Vater! gib mir die Schuld nicht, daß du nicht Nachricht von mir bekömmst. Ich hab meine letzten Kräfte angewandt — sie sind erschöpft. Sein Bild, o sein Bild steht mir immer vor den Augen! Er ist tot, ja tot, — und vor Gram um mich. — Sein Geist ist mir diese Nacht erschienen, mir Nachricht davon zu geben, mich zur Rechenschaft dafür zu fordern. — Ich komme, ja ich komme.

(Rafft sich auf und wirft sich in den Teich.)

Major (von weitem. Geheimer Rat und Graf Wermuth begleiten ihn) Hey! hoh! da ging's in den Teich. Ein Weibsbild war's, und

[1]) Ebenda. IV. Akt, 3. Szene.

wenngleich nicht meine Tochter, doch auch ein unglücklich Weibsbild. — Nach, Berg! Das ist der Weg zu Gustchen oder zur Hölle!

(Springt ihr nach.)

Geh. Rat (kommt). Gott im Himmel! was sollen wir anfangen?

Graf Wermut. Ich kann nicht schwimmen.

Geh. Rat. Auf die andre Seite! — Mich deucht, er haschte das Mädchen. . . . Dort — dort hinten im Gebüsch. — Sehen Sie nicht? Nun treibt er den Teich mit ihr hinunter. — Nach!

(Eine andre Seite des Teiches. Hinter der Szene Geschrei:)

„Hülfe! 's ist meine Tochter! Sackerment und all das Wetter! Graf! reicht mir doch die Stange: daß Euch die schwere Not."

(Major Berg trägt Gustchen aufs Theater. Geheimer Rat und Graf folgen.)

Major. Da! (setzt sich nieder. Geheimer Rat und Graf suchen sie zu ermuntern). Verfluchtes Kind! habe ich das an dir erziehen müssen! (Kniet nieder bei ihr.) Gustel! was fehlt dir? Hast Wasser eingeschluckt? Bist noch mein Gustel? — Gottlose Kanaille! Hättst du mir nur ein Wort vorher davon gesagt; ich hätte dem Lausejungen einen Adelsbrief gekauft, da hättet ihr können zusammen kriechen. — Gott behüt! so helft ihr doch; sie ist ja ohnmächtig. (Springt auf, ringt die Hände. Umhergehend.) Wenn ich nur wüßt', wo der maledeite Chirurgus vom Dorf anzutreffen wäre? — Ist sie noch nicht wach?

Gustchen (mit schwacher Stimme). Mein Vater!

Major. Was verlangst du?

Gustchen. Verzeihung.

Major (geht auf sie zu). Ja, verzeih dir's der Teufel, ungeratenes Kind. — Nein, (kniet wieder bei ihr) fall nur nicht hin, mein Gustel — mein Gustel! Ich verzeih dir; ist alles vergeben und vergessen. Gott weiß es: ich verzeih dir. — Verzeih du mir nur: Ja, aber nun ist nichts mehr zu ändern. Ich habe dem Hundsfott eine Kugel durch den Kopf geknallt.

Geh. Rat. Ich denke, wir tragen sie fort.

Major. Laßt stehen! Was geht sie Euch an? Ist sie doch Eure Tochter nicht. Bekümmert Euch um Euer Fleisch und Bein daheim. (Er nimmt sie auf die Arme.) Das Mädchen — ich sollte wohl wieder nach dem Teiche mit dir — (schwenkt sie gegen den

Teich zu) aber wir wollen nicht eher schwimmen, als bis wir's Schwimmen gelernt haben, mein' ich. (Drückt sie an sein Herz.) — O du mein einzig teuerster Schatz! Daß ich dich wieder in meinen Armen tragen kann, gottlose Kanaille!" (Trägt sie fort.) — —

Wir sehen: „wer eines Mannes Kind verlüderlicht, der hat ihn an seinem Leben angetastet[1]."

Die Grenze der Lüderlichkeit aber kann nicht scharf genug gedacht werden, es genügt der Wunsch.

„Prinz. Rechenschaft, Rechenschaft, blutige Rechenschaft. Nehmt euren Degen. . . .

Graf. Was habe ich getan? . . .

Prinz. Euch der Glorie der Schönheit unheilig genähert, die Drachen und Ungeheuer in ehrerbietiger Entfernung würde gehalten haben. Ihr seid mehr als ein Raubtier[2]. . . ."

Die Gefahr des Lasters liegt nicht allein in den äußeren Wirkungen, jede unmoralische Handlung beeinflußt zugleich unser Denken. „Wie der erste Schritt zum Laster, so mit Rosen bestreut er auch sein mag, immer andre nach sich zieht, so ging es auch hier. Zerbins hohe Begriffe von der Heiligkeit, aufgesparten Glückseligkeit, von dem Himmel des Ehestandes verschwanden. Die Augen fingen ihm wie unsern Eltern aufzugehen: er ward vernünftig[3]. . . ."

Unter uns gesagt, wir sind alle Kenner. Wenn wir in offenen Stunden einander ins Auge sehen, wissen wir nur zu gut, wie die Entzauberung der Welt vor sich geht. Wie der geschehene Genuß unsre Wertschätzung vergröbert, wie das unterdrückte Wünschen, einen bitteren Nachgeschmack hinterläßt, ein Gefühl der sauren Trauben, welches das grobe Begehren mit der Glorie des Unerreichten verklärt. Jeder Schritt ein Schritt talabwärts: immer kleiner der Maßstab, immer grauer die grünenden Bäume, immer niedriger der Flug der Gedanken, immer enger und selbstverständlicher das Leben, bis wir vernünftig sind und ohne Illusionen; bis der ewige Funke in unsren Augen erloschen ist und unser Lachen breit und behaglich schallt, wie das Lachen der Philister am Biertisch. „Dies Gelächter über edlere und feinere

[1]) „Der neue Menoza." II. Akt, 4. Szene. (Ges. Werke. Bd. I.)
[2]) Ebenda. 3. Szene.
[3]) „Zerbin od. die neuere Philosophie." Ges. Werke. Bd. III, S. 159.

Vergnügungen ist der höchste moralische Verderb, und wenn ich so sagen darf, die höchste Verzweiflung. Laßt euch dadurch nicht irre machen, glaubt nicht, daß die Leute vergnügt sind, wenn sie ihr Zwergfell zum Lachen erschüttern, sie fühlen den Abstand eures Glückes von dem ihrigen zu gut[1]. . . ."

Niemals aber werden wir uns über den Pöbel erheben, wenn nicht die Ziele uns von der Masse scheiden. Das Leben ist kein Wettlauf, in welchem die größere Schnellkraft der Beine den Ausschlag gibt, es ist ein Suchen und Tasten auf vielverschlungenen Wegen, und die Richtung des Wollens, die Ziele scheiden die Leute. Wer nicht stillschweigend den Satz unterschreibt, tut nicht Böses, tut recht; wer nicht von vornherein darauf verzichtet, seinen Lebensdurst in den trüben Fluten des sinnlichen Genusses zu löschen, der trete seitab zur Masse. Ihm gilt der Wahlspruch der Menge[2]: „Eßt, trinkt und schlaft, euer Lohn ist sicher!" Und ewig wird ihm zur Antwort eine Stimme aus reineren Regionen schallen: „Euer Lohn ist klein!" Die Stimme des Schicksals ist es, die aus den Wolken tönt, die Stimme des Richters, der ihn richtet nach seinem Werte.

Im Frühling des Lebens gleicht die Seele des Menschen der aufgeworfenen Erde, unaufhaltsam steigen die gährenden Kräfte aus der Tiefe empor, und wie das Feld der Saat, harrt die Seele der Befruchtung. In dieser Zeit der Gärung entsteht der Entschluß, unser Leben ganz zu gestalten, die höchstdenkbare Forderung an das Leben zu stellen, nur nach dem einen vollen Lohn des Lebens die Hand zu erheben; erbebt die Seele unter einer heißen Lebensinbrunst, unter dem starken Wollen, „das Leben nicht zu lassen, es beselige uns denn[3]." Wir fühlen das Geheimnis alles Seienden, wir sehen unser Leben vom Dunkel des Todes rätselhaft beschattet, wir begreifen, daß ein unerklärliches Etwas inmitten des Alltagsgetriebes dem Leben Sinn und Gehalt verleiht. Wir begreifen in gleicher Weise, daß in uns ein Meer von Leben verschlossen liegt, wir wollen den Damm zerreißen und die brausenden Wogen, die in jungfräulicher Gewalt aus dem Herzen

[1]) „Die Kleinen." Ebenda. Bd. III, S. 258.
[2]) „Pandaemonium germanicum." Hrsg. v. E. Schmidt. (Brln. 96.) Seite 38.
[3]) „Allwills geistliches Lied." Ges. Werke. Bd. III, S. 257.

emporquellen, über unsrem Haupte zusammenschlagen lassen. Wir spüren es[1]:

Lieben, hassen, fürchten, zittern,
Hoffen — zagen bis ins Mark,
Kann das Leben zwar verbittern,
Aber ohne sie wär's Quark. . . .

Scheuen Auges blicken wir um uns, es geht uns wie Zerbin: „Er stand wie ein Saul unter den Propheten, sobald er in eine Gesellschaft von Damen trat. Er sah lauter überirdische Wesen außer seiner Sphäre in ihnen, für die er, weil er kein einziges ihrer Worte und Handlungen begriff noch einsah, eine so tiefe innerliche Ehrfurcht fühlte, daß er bei jeder Antwort, die er ihnen geben mußte, lieber auf sein Angesicht gefallen wäre und angebetet hätte[2]."

Der Boden ist bereitet, die wache Seele harrt der Befruchtung, die Befruchtung unsrer Seele aber sind Liebe und Leidenschaft. Das Bewußtsein unser Schicksal aus der Hand einer Frau zu empfangen, vertieft das Verhältnis von Mann und Weib. Nicht ein Schmuck des Lebens ist die leidenschaftliche Liebe, sondern sein Inhalt. Die Idealisierung ist die notwendige Folge dieses Glaubens. Zugleich wird die Hoffnung, in reiner Leidenschaft die Erfüllung des Lebens zu finden, die Liebe vorsichtig und prüfend gestalten, denn eine Täuschung im Liebesspiele macht das Leben zur Niete.

„Der Geck weiß sich aus einer solchen Verschiebung sehr geschwind herauszufinden, an dem edlen Manne aber frißt sie wie ein Wurm an der inneren Harmonie seiner Kräfte[3]."

Die Angst, daß sich die Göttin des Herzens zur banalen Sterblichen und das Gold der Liebe zu Stroh und Asche wandeln könnte, zwingt den ernsten Menschen den Trieb zu unterdrücken, aber täglich und stündlich wird er suchen in fiebernder Ungeduld, je weiter der Zeiger des Lebens vorrückt; und doch langsam und vorsichtig, quallvoll vorsichtig, denn er sucht nicht Licht und Wärme, er sucht die Flamme. Seine Kräfte sind gebunden, und einem Nachtwandler gleich geht er durchs Leben, bis der Funke von Mensch zu Mensch herüberspringt:

[1]) „An das Herz." Lenz' Gedichte. S. 112.
[2]) „Zerbin." A. a. O. S. 151.
[3]) Ebenda. S. 154.

Und keine hörte meine Bitte,
Verstand mein Sehnen, meine Pein,
Mir liebenswert, mir was du bist zu sein. —
Jetzt hab ich dich — und soll dich lassen —
Eh möge mich die Hölle fassen[1]!

Diese Liebe entspricht dem Ernst des Suchens, sie ist unwandelbar und unverlierbar:

Und will mein Herz für andern Reiz entbrennen,
Und meine Liebe Freundschaft nennen,
So stürm die Leidenschaft wie heut die Larv ihr ab
Und stoß mich einen Schritt voraus ins Grab[2].

Die Leidenschaft verzehrt, sie ähnelt in nichts der sanftgleitenden Liebe kühler Naturen. Die tropisch üppigen Gewächse, die sie in phantastischer Fülle hervorbringt, sind anders als Blumen und Früchte, die in den wohlgepflegten Gärten des Besitzes wachsen — glühender, duftender, sinnloser. Die Leidenschaft zerreißt die Fesseln der Gewohnheit, die Bande der Vernunft, die starken Maschen des täglichen Lebens, als wären es Spinngewebe, und die Worte der Leidenschaft klingen wie Töne einer fremden Welt. So klingen die Worte Strephon's, der fern von der Heimat seiner Liebe nachjagt.

Strephon: „Vetter, das stille Land der Toten ist mir so fürchterlich und öde nicht, als mein Vaterland. Sogar im Traum, wenn Wallungen des Blutes mir recht angsthafte Bilder vors Gesicht bringen wollen, so deucht mich's, ich sehe mein Vaterland[3]." Wer liebt, hat nicht Heerd noch Heimat, nicht Sippe noch Freundschaft. Aber die Leidenschaft, die ihm die Außenwelt vernichtet, ersetzt ihm die Freuden der menschlichen Gesellschaft, und was mehr ist, auch die Schmerzen. Sie weckt ihm in der eigenen Brust eine neue Welt, reicher und intensiver, vielgestaltener in allen Empfindungen, als das reale Leben. Sein Gott ist die Geliebte, seine Kirche die Wildnis!

Verzeih den Kranz, den eines Wilden Hand
Um dein geheiligt Bildnis wand;
Hier, wo er unbekannt der Welt,
In dunklen Wäldern, die ihn schützen,

[1]) An W. Lenz' Gedichte. S. 190.
[2]) Ebenda. S. 107.
[3]) „Die Freunde machen den Philosophen. Eine Komödie." (1776.) S. 29.

Im Tempel der Natur es heimlich aufgestellt.
Und wenn er davor niederfällt,
Die Götter selbst auf ihren Flammensitzen
Für eifersüchtig hält [1].

Die Kraft der Leidenschaft entspricht der Tiefe der Empfindung und der Höhe des geliebten Gegenstandes. In reiner, vollblütiger Leidenschaft wird der Gegenstand zum unerreichbaren Ideal, die Leidenschaft zum nie gelöschten Durst. Vor der Größe des Gewollten verstummt das Begehren. Nicht der Besitz der Geliebten, sondern das Bewußtsein der Liebe, der bloße Gedanke ist Reichtum und Schicksal des Liebenden. Auf dieser Grundlage erhebt sich die dramatische Phantasie „Der Engländer", ein Stück, das gradlinig und trotzig in den Himmel hineinragt, wie der Turm zu Babel. Es ist eine Monographie der Leidenschaft, die mit Liebesraserei beginnt und sich fortlaufend steigert, der erbitterte verzweifelte Kampf einer großen Leidenschaft gegen die winzige schleichende Vernunft, gegen die erbärmliche Lebensweisheit, gegen Spott und achselzuckende Teilnahme der Verständigen. Wie Feuer und Wasser aufeinander treffen, kämpfen in diesem Stücke Leidenschaft und Alltag. Der Engländer Robert ist ein Rasender, der seine Raserei verteidigt. Die kleinen Vergnügungen sollen seinen Geist zerstreuen, in Wollust und Behagen soll seine Leidenschaft ersticken:

Lord Hamilton: „Wenn nur ein Mittel wäre, ihm den Geschmack an Wollust und Behaglichkeit beizubringen; er hat sie noch nie gekostet; und wenn das so fortstürmt in seiner Seele, kann er sie auch nie kosten lernen [2]."

Aber auch dieses äußerste Mittel, welches Roberts Vater anwendet, um seinen Sohn zur Vernunft zu bringen, zerbricht an der spontanen Kraft der Liebe. Während die schöne Buhlerin Fognina Robert das Bild der Geliebten vom Halse lösen will, entreißt er ihr die Schere und durchsticht sich die Gurgel.

Robert: „Ist's denn so weit! (Breitet die Arme aus.) Ich komme, ich komme! — Furchtbarstes aller Wesen, an dessen Dasein ich so lange zweifelte, daß ich zu meinem Trost leugnete, ich fühle dich.

---

[1]) „An Henriette." 2. Lenz' Gedichte. S. 204.
[2]) „Der Engländer. Eine dramatische Phantasie." (1777.) III. Akt, 1. Szene.

Du, der du meine Seele hierher gesetzt! du, der sie wieder in seine grausame Gewalt nimmt. Nur nicht verbiete, daß ich ihrer nicht mehr denken darf. Eine lange, furchtbare Ewigkeit ohne sie. Sieh, wenn ich gesündigt habe, ich will gern Strafe und Marter dulden, Höllenqualen dulden, wie du sie mir auflegen magst; nur laß das Andenken an sie, sie mir versüßen[1]."

Auch unmittelbar an der Schwelle des Todes weigert er sich das Gedenken seiner Liebe preiszugeben. Der Beichtvater beugt sich über ihn[2]:

Beichtvater: „Unter Bedingungen! — Bedenken Sie, was Sie verlangen — Bedingungen mit Ihrem Schöpfer? (Robert hält ihm die Hand, er reicht ihm das Ohr noch einmal hin.) Daß er Ihnen erlaube, Armiden nicht zu vergessen? — O lieber Lord Robert! in den letzten Augenblicken! — Bedenken Sie, daß der Himmel Güter hat, die Ihnen noch unbekannt sind; Güter, die die irdischen so weit übertreffen, als die Sonne das Licht der Kerzen übertrifft. Wollen Sie denen entsagen, um einen Gegenstand, den Sie nicht mehr besitzen können, zu Ihrer Marter auf ewig im Gedächtnis zu behalten.

Robert (hebt das Bild in die Höhe und drückt es ans Gesicht, mit äußerster Anstrengung halb röchelnd): Armida! Armida! — Behaltet euren Himmel für euch." (Er stirbt.)

Die Flamme der Leidenschaft reinigt unser Wesen von den Schlacken des Alltags, Schnörkel und Beiwerk schmelzen in ihrem Tiegel, und der Mensch wird ganz. Ja, eine Flamme ist die Leidenschaft! Eine zitternde Flamme, aus Wille und Sehnen geboren, und auf ihren brennenden Flügeln trägt sie die Seele des Menschen empor zu den Gestirnen.

Je höher der Flug, desto tiefer der Sturz, die Götter dulden keine Genossen[3]. Die Leidenschaft, die uns über Zeit und Raum hinwegsetzt, die uns in stolzer Selbstherrlichkeit an die Seite der Götter stellt, ist zugleich unser Verderben. Das schwache Gefäß vermag die Glut nicht zu ertragen. Darum lachen die Götter der Toren, der sich ihresgleichen dünkt, nur weil er ganz ist und keine Furcht mehr kennt. Sie spotten und vernichten.

---

[1]) Ebenda. V. Akt, 1. Szene.
[2]) Ebenda.
[3]) Vgl. „Tantalus." Lenz' Gedichte. S. 211—13.

Es ist aber besser eine kurze Zeit sich einen Gott zu dünken, als sein lebelang den Kopf zur Erde zu hängen. An unsrer Wiege steht das schreckliche Gericht Gottes. — Mögen wir diesem Gericht verfallen, nicht weil wir zu klein gedacht, sondern weil wir zu groß gewollt. Das entspricht der Würde des Menschen.

Wenn es von Lenz so häufig heißt, daß er sich nicht zu zähmen wußte, so sollten wir des Spruches gedenken: Im Kriege schießt man mit Absicht auf Leute.

Er wollte sich nicht zähmen. Er vergötterte die schrankenlose Leidenschaft. Und tatsächlich war ihm das Leben Leidenschaft, und die Leidenschaft sein Leben. Zugleich mit der Liebe zu Henriette Waldner versank auch sein Dichten in Nacht:

Wenn die schöne Flamm' erlöschet,
Die das all' gezaubert hat,
Bleiben Rauch und Brände stehen
Von der königlichen Stadt[1].

Rauch und Brände! Aber noch glimmen unter der Asche die Kohlen; und wem es kalt und frostig zu Mute ist in unsrer schlaffen Zeit, der möge herantreten und sich wärmen. Sein Blut wird schneller wallen und sein Haupt sich stolzer heben, wie einst Lenz wird er verächtlich herabblicken auf diese grausig spießbürgerliche Welt, er wird . . .

Indessen, dem ist nicht so! Ich lese im Lessing: „Petersens Stimmen sind gar bald verachtet und vergessen worden. Denn Petersen war ein Schwärmer!"

So ist es.

[1]) Lenz' Gedichte. S. 120.

Was du mich gelehrt.

Liebe iſt Verſtandenſein,
Kraft und Stolz in Demut,
Iſt ein ſüß Vorhandenſein
Von Unruh, Ruh und Wehmut —

Iſt ein wortlos fühlend Sein,
Suchen und ſtets Finden,
Iſt ein Herzſchlag tief zu zwei'n,
Iſt das Gleichempfinden —

Iſt ein leidenſchaftlich Glück,
Rein und keuſch Erglühen,
Iſt ein Vorwärts, ein Zurück,
Iſt ein köſtlich Mühen —

Iſt ein Jauchzen ſel'ger Luſt,
Iſt ein froh Entſagen,
Lächelnd Dulden, ſtill, bewußt,
Hoffnung-freudig Tragen —

Iſt ein Stab in bittrer Not,
Immergrün auf Erden,
Iſt ein Wachſen bis zum Tod,
Iſt ein Reiferwerden —

Iſt ein heil'ger Hoffnungsreſt
Tränenleicht im Herzen,
Iſt ein Glaube felſenfeſt
Über Grab und Schmerzen.

S. v. S.

Necrologium balticum 1904.*

Agthe, Edmund Aug. Besuchte das Rig. Polytechnikum, Frat. Balt. War Direktor der Stahlwerke in Ostrowiece, in den letzten Jahren Ingenieur-Chemiker in Riga. † 8. (21.) Mai in Mentone.

Allunan, Heinr., *35 in Neu-Kaltzenau in L., 48/56 Gymn. zu Mitau, stud. Oec. u. Naturwiss. 59/61 in Dorpat (7017), dann in Petersburg u. Moskau. Seit 73 Buchhändler in Mitau. Hat sich als Verleger vieler lett. Bücher, z. T. auch als Übersetzer um die lettische Literatur verdient gemacht. † 14. Dez. in Mitau.

Anders, Friedrich, Dr. med., *69 in L., stud. seit 88 an der Landesuniversität (13,665), seit 95 prakt. Arzt in Riga. † daselbst 23. Nov.

v. Andreae, Nikolai, *23 in Poltawa, stud. Oec. 43/9 (4456). Seit 54 Besitzer von Mühlenhof in L. † 6. Febr. in D.

Armitstead, John William, ehem. Großkaufmann u. Industrieller. *20. Nov. 20 in Riga, übernahm mit seinem Bruder James 48 die Firma Mitchell u. Ko., begründete Ende der 50er Jahre mit demselben eine eigene Sägemühle und Parquetfabrik; Mitgründer u. Direktor der A.-G. Rig. Papierfabriken u. der Dünaburg-Witebsker Eisenbahn. Seit 84 Besitzer des Gutes Rindseln in K. † 25. Juli in Dubbeln.

Auning, Otto, stud. jur. Liv., *23. Sept. 81, † 27. Sept. in D.

Auzeneek, Andreas, Dr. med., seit einigen Jahren Landarzt in Appriken und Umgegend in K., 28 J. a., † 28. Mai.

v. Bach, Eduard. 73 J. † 18. Jan. in Riga.

Baeckmann, Woldemar, Oberlehrer, *38 zu Cremon-Past. Albanussche Privatschule in Engelhardshof, Birkenruh; stud. Phil. u. Theol. 56/60 (6582. Liv.). Lehrer der deutschen Sprache und seit 81 Inspektorgehülfe an der Petrischule in Petersburg. † 20. Febr.

Baetge, Arthur, Dr. med., *51 in Reval; Rev. Gymn., stud. 70/5 (8703. Eston.), dann in Wien. Seit 76 prakt. Arzt in Reval. † 26. April in Riga.

Bahder, Joh. Friedr., Stadtsekretär zu Goldingen. † 16. Juli in Riga.

Bakstad, Erik, Goldschmiedemeister in Riga. † 20. Aug.

---

*) Die im Nekrologium angeführten Daten sind in möglichst abgekürzter Gestalt wiedergegeben, soweit sie im Album acad. zugänglich sind. Die in Klammern stehende Zahl ist die betr. Nummer des Alb. acad. Das * bedeutet: geboren. L. = Livland, E. = Estland, K. = Kurland. D. = die Universitätsstadt. Der Sterbeort ist nur bei denen angegeben, die nicht an ihrem letzten Wohnorte starben. Das Jahrhundert ist bei den Jahreszahlen nicht angegeben.

Walter, Friedrich, ehem. Telegraphenchef. 55 J. † 22. Febr. in Riga.

Baumann, Karl, bekannter lettischer Komponist, * 29. April 35 in Heinrichshof bei Wilkenhof (L.); Lemsalsche Kreisschule, Parochiallehrerseminar in Walk; 56 Hauslehrer; seit 58 Lehrer in Petersburg (Reform. Kirchenschule, Smolna-Institut). Lebte nach seiner Pensionierung in Lemsal. Er ist der Komponist des lett. Nationalliedes „Deews swehti Latwiju" u. and. sehr populärer Lieder. † 28. Dez. in Lemsal.

Baumbach, Nikolai, Dr. med. StR., * 31 in K., stud. 52/57 (5867). Marinearzt, zuletzt in Kronstadt. † 4. Mai in Mitau.

Behrmann, Theodor, * 36 in Riga, stud. 61/8 (7392), Cand. chem. Seit 68 techn. Direktor der Zementfabrik in Poderaa bei Riga, der ersten Rußlands. Tätiges Mitglied zahlreicher Vereine, Begründer des Rig. Yachtklubs. † 17. April.

Berg, Hugo, Dr. med., * 65 zu Nerft in K.; Birkenruh und Gymn. zu D.; stud. 86/92 (12,955. Cur.). Landarzt in K., stud. dann im Auslande; seit 75 prakt. Arzt in Riga. † 13. April.

Besthorn, Wilhelm Ferdinand, Buchhändler. * 8. (20.) Okt. 23 in Hamburg, erlernte den Buchhandel bei Hoffmann u. Campe in seiner Vaterstadt; 47 Gehilfe, dann 50 Assoffié von Karow in D.; übernahm 57 die Reyhersche Buchhandlung in Mitau, die er endlich nach 45jähriger Tätigkeit seinem Nachfolger J. Wassermann übergab. † 6 Febr. in Mitau.

van Beuningen, Nikolai, Fähnrich im 8. sibir. Kosakenregiment, fiel 20. Aug. in der Schlacht bei Liaojang während des Rückzuges des Generals Orlow bei Jantai.

Bittenbinder, Karl Johann, Arrendator des Kronsgutes Setzen in K. † 17. Juli.

Blessig, Alexander, * 59 zu Idsel in L.; Privatanstalt in Birkenruh; stud. Med. 78/80 (10,352. Liv.); 83/4 Forstakademie zu Tharand; 84/90 Oberförster. Bewirtschaftete seitdem das väterliche Erbgut Ramelshof bei Wenden. † daselbst 8. Sept.

Bluhm, Karl, Dr. med., * 12 in Mitau; Gymn. zu Mitau, stud. 31/5 (2969. Cur.). 37/92 Arzt in Mitau, 40/74 auch Brunnenarzt in Baldohn. 1886 Ehrenmitglied der Kurl. Ges. f. Lit. u. Kunst. † 7. Okt. in Mitau.

v. Bodisco, ——, Rittmeister des 51. Tschernigow. Drag.-Reg. † am Typhus in der Mandschurei.

Boenke, Ernst, weil. Bevollmächtigter der grfl. Kreutzschen Güter im Gouvern. Kowno. † 12. Aug. in Libau.

Boettcher, Bernhard, Dr. med., * 70 in D., Sohn des Prof. Arthur B.; Kollmannsches Gymn., stud. 88/94 (13,777. Cur.). Ließ sich nach weiteren Studien in Magdeburg, Leipzig u. Wien als Arzt in der Vaterstadt nieder. Begab sich mit der von Prof. Zoege geleiteten Kolonne der Kaiserin Maria auf den Kriegsschauplatz, von wo er überaus lebendig geschriebene Kriegsbriefe an die „Düna-Ztg." sandte, die dann auch in Buchform erschienen. † am Typhus in Imanpo in der Mandschurei.

v. Boetticher, Theodor Phil., seit 59 Besitzer von Spirgen in K. 74 J. a. † 14. Juli in Spirgen.

v. Bock, Wilhelm, Dr. WStR., * 24 zu Bornhusen in L., stud. Med. 43/8 (4531), Dr. med. Arzt im Staatsdienst in verschied. Stellungen, 57/80 in Warschau. Nahm 80 seinen Abschied und ließ sich in D. nieder, war hier Präses der städtischen gegens. Feuerassekuranz-Ges. und 91/8 Stadthaupt. † 20. April.

v. Braunschweig, Moritz, Dr. med., * 10. Febr. 70 zu Riga; Stadtgymn.; stud. 91 I/93 I in D., dann an der milit.-med. Akad. in Petersburg. Nahm 99 teil an der Bekämpfung der Typhusepidemie im Gouv. Wjatka. Kurze

Zeit Ordinator eines Dragonerregiments, sodann Marinearzt, zuerst in Kronstadt, dann in Wladiwostok. Fiel auf dem Kreuzer „Rjurik" 1. Aug. in der Seeschlacht bei Ulsan.

Brieger, Heinr. Adolf, Ält. der Rig. St. Johannisgilde, Begründer der Seifen- und Parfümeriefabrik. Stadtverordneter; 28 J. lang Verwaltungsglied und 96/02 Vizepräses der 2. Ges. gegens. Versicherung gegen Feuer; Glied der Revisionskommission des Rig. Hypothekenvereins. 80 J. a. † 18. Mai.

v. d. Brincken, Max Bn., *59 in K., stud. Jur. 78/82 (10,368), Cand. 83/6 Sekr. des kurl. Oberhofgerichts. Besitzer von Neuwacken in K., bis 93 Kurator des Stiftsguts Brinck-Pedwahlen. † 19. Mai in Mitau.

v. Budberg, Leonhard Bn., Majoratsherr auf Garßen-Grützgaln-Baltensee in K. *20. Jan. 61, † 23. Juli zu Garßen.

Caroe, Anton Ferd. Axel, Kaufmann, *49 in Dänemark, kam in den 70er J. nach Riga, seit 82 bei der Firma Helmsing u. Grimm, deren Mitteilhaber seit 96. Direktor der Russ.-balt. Dampfschiffahrts-Ges. u. der Rig. Schnelldampfer-Ges., die auf seine Initiative begründet wurden. Er war auch der weitblickende Schöpfer einer der größten Unternehmungen des Rig. Handels, des Exports sibirischer Butter im Transitverkehr Kurgan-London. † 18. Juni in Riga.

Conradi, Moritz, Pastor emer., *21 zu Sallgalln in K. Gymn. zu Mitau, stud. 41/5 (4177). Hauslehrer in Petersburg. 47 Pastor-Adj. in Amboten, Sept. 48 Garde-Div.-Prediger und V. an der Jesuskirche in Petersb., 50/92 lett. Pred. an der Annenkirche in Mitau. † daselbst 27. Mai.

v. Cube, Nikolai, Marineleutnant. *76. Adjutant des Großfürsten Kirill. † auf dem Panzer „Petropawlowsk" 31. März vor Port Arthur.

Dacker, Nikolai, ehem. Lehrer an der Rig. städtischen Johannisschule. 63 J. † 25. Mai in Riga.

Dahl, Christian Joh., *39 in Reval, schwed. Abstammung; Rev. Gymn.; wurde Seemann. Gründer und 30 J. Leiter der Navigationsschule zu Haynasch, seit 93 Direktor der Navig.-Schule in Libau, die unter ihm bedeutenden Aufschwung nahm. Verf. eines Lehrbuchs für Navig.-Schulen, des ersten im russ. Reich. † 27. August in Libau.

Danziger, Alexander, Besitzer einer 66 von ihm begründeten Dampffärberei, in der er zuletzt über 200 Arbeiter beschäftigte. 57 J. † 25. Sept. in Berlin.

v. Dehn, A. W., Kapitän im 2. Dagestanschen Regiment. † 14. Okt. in Charbin.

v. Deutsch, Woldemar, *37, stud. Med. mit Unterbrechungen 58/69 (6920). Prakt. Arzt in Moskau. † daselbst 29. Nov.

v. Dittmann, Woldemar, Dr. med., *43 in L., stud. 61/6 (7313). Prakt. Arzt in Petersburg. † daselbst 26. Juli.

Dobbert, Julius, WStR., *32 in L., stud. Jur. 52/6 (5911), Cand. Sekr. des ev.-luth. Gen.-Konsistoriums, auch des Petri-Kirchenrats in Petersburg. † 31. Mai in Dubbeln.

v. Dunten, Paul Graf, *33, stud. Kam. 52/5 (5958). Bekleidete verschiedene diplomatische Posten. Gutsbesitzer in Livland, Nurmis, Zoegenhof, Taubenhof (seit 91) und seit 94 Majoratsherr auf Schloß Karkus. † 26. August in Zoegenhof.

Engelmann, Gustav Adolf, ehem. Buchhändler. 65 J. † 20. Okt. in Riga.

Fahrbach, Joh. Georg, *1. Okt. u. St. 26 in Heidelberg; seit 49 in Riga. 66 Dockmann, seit 68 Ältester Großer Gilde; Generalagent des Russischen Lloyd in Riga. † 28. Jan. in Riga.

Falck, Joh. Eduard, Dr. med. WStR., *12 in Reval; Rev. Gymn., stud. 34/41 (3302. Eston.; war der älteste noch lebende Philister der Est.). Arzt im Staatsdienst im Innern des Reichs; 69/86 estl. Medizinalinspektor in Reval, wo er seitdem als Privatmann lebte. † 8. März.

Fehst, Karl, *53 in E.; Revaler Gymn., stud. Med. 74/9 (9546). Wurde Geschäftsführer der estl. Gouv.-Regierung, seit 85 einige Jahre stellv. Redakteur der „Estl. Gouv.-Ztg." Lebte dann als Privatmann, literarisch tätig, in Reval. † daselbst 21. Nov.

v. Fersen, Hermann Bn., Oberst. 71 J. † im August in Shitomir.

Fiedler, Alfred, Abteilungschef des kurländ. Kameralhofs. 68 J. † 4. Dez. in Mitau.

v. Fircks, Olga Baronesse, *46, in weiten Kreisen Kurlands, namentlich in Mitau bekannt durch ihr außerordentliches und hingebendes Wirken auf dem Gebiet der Wohltätigkeit. † 13. Dez. in Mitau.

v. Fircks, Emil Bn., seit 51 Erbherr auf Strasden in Kurl. † 1. April in Strasden.

Fowelin, Karl, *36 in Ledemannshof (L.); Privatgymn. in Birkenruh; stud. Phil. u. Theol. 57/66 mit mehrjähr. Unterbrechung (6707. Liv.); Hauslehrer in Uhla, 69/75 Lehrer an den Kreisschulen in Wenden und Walk, 75/8 Kreisschulinspektor und 79/92 Leiter einer Privattöchterschule in Fellin. Lebte seitdem als Vorsteher einer Knabenpension und Lehrer in Riga. † 26. Juli in Walk.

Frederking, Alexander, StR., *41 in L., Pharmazeut, stud. 62/4 (7457), 66/92 Besitzer der Schwanapotheke in Riga. Lebte seitdem in Gr. Lichterfelde bei Berlin. † daselbst 2. (15.) Okt.

Fremmert, Hugo, Dr. med., geb. ca. 32 in E., Rev. Gymn., stud. in Moskau, wo er einer längst nicht mehr bestehenden deutschen Studentenkorporation angehörte. Dann prakt. Arzt in Petersburg. † daselbst 4. Juni.

Freymann, Oskar, prakt. Arzt, *69, stud. seit 88 (13,837). † 2. Nov. in Riga.

Freymuth, Ewald, Ältermann Gr. Gilde, *5. Apr. 46 in Hapsal, wurde Kaufmann in D., wo er Anfang der 70er J. ein eigenes Manufakturgeschäft begründete; über 20 J. Ältermann Gr. Gilde; Stadtverordneter; viele Jahre Direktor der „Dorpater Bank". Hochverdient durch seine unermüdliche Arbeit auf kommunalem Gebiet. † 8. Sept.

Fromm, Johann Heinr., *14. Aug. 12 in Thula in E. Kreisschule in Reval. 32 Hauslehrer, 33/86 Lehrer der Krons-Elementarschule in Riga. Wurde nach Umwandlung der Anstalt in eine russische Parochialschule mit 90 Rbl. Pension entlassen. In ungewöhnlichem Maße philanthropisch tätig, solange seine Kräfte nur vorhielten. Ehrenmitglied der lit.-prakt. Bürgerverb., des Vereins gegen den Bettel und des Diakonissenvereins. † 8. April.

v. Franck, Georg Bn. † 22. Sept. in Riga.

Gaethgens, Karl, *62 zu Stomersee in L. Birkenruh; stud. 82/6 (11,470. Liv.), Cand. oec. Landwirt in L., seit 96 Oberverwalter von Adsel und Treppenhof. † 14. April bei Treppenhof. Verunglückte durch einen Sturz mit dem Wagen.

v. Gernet, Nikolai, † 4. Dez. in Reval.

Gaile, Andreas, stud. Math. 80 ff. (11,048), Cand. Mitarbeiter der „Nordlivl. Ztg." 43 J. † 4. Jan. in D.

v. Gersdorff, Ferdinand, † 8. März in Petersburg.

Girgensohn, Wilhelm, Dr. med. WStR., *19 in D., stud. 38/44 (3779. Liv.). Marinearzt in versch. Stellungen, seit 72 Medizinalchef der Schwarzmeerflotte in Nikolajew. Nahm 81 den Abschied und lebte seitdem in Reval. † 10. April.

Goetz, Hugo, StR. prakt. Arzt, *30 in Riga; Rig. Gouv.-Gymn., stud. 50/54 (5500. Fr. Rig.). 58/62 Arzt in Moskau, seitdem in Petersburg. † daselbst 31. August.

v. Gohr, Oskar Wilh., GehR. 69 J. † 3. August in Reval.

Gräbner, Ferdinand, Dr. med., *54 in Weißenstein; Rev. Domschule, stud. 74/81 (9576. Eston.), dann im Ausland. Arzt in Moskau, Petersburg (85/91), Jalta, Cannes. † 23. Juli in Odessa.

Groß, Aug. Wilhelm Fr., 73—03 Beamter der Rigaschen Steuerverwaltung. Koll.-Ass. 73 J. † 8. Dez. in Riga.

Guericke, Hermann, Dr. phil., ehem. Lehrer an der Stadttöchterschule zu Riga. † daselbst 24. Febr.

v. Guthan, Max, Chemiker, * in Leal, stud. in Deutschland, war in versch. Fabriken Südrußlands tätig, dann Direktor der Shukowschen Vaselinfabrik in Petersburg; seit 98 auch Direktorkand. der Typographie-Aktienges. „Herold". † 22. August in Leal.

v. Hahn-Versemünde, Eduard Bn., WStR., *47, Gymn. zu Mitau, stud. Jur. in Moskau; Assessor des Grobinschen Kreisgerichts, dann 30 Jahre lang Friedensrichter des Schaulenschen Kreises. Ehrenfriedensrichter des Mitau-Bauskeschen Kreises. Seit 01 Direktionsrat des kurländischen Kreditvereins. † 15. Nov. in Mitau.

v. Kahn, Ernst Leonh. Alex. 59 J. † 29. Juli in Neu-Loewel auf Oesel.

v. Hahn, Engen, Bn., Oberstleutn. der Artillerie a. D. † 30. Nov. in Riga.

v. Hahn, Rudolf, Akzisebeamter, ält. Gehilfe des Bezirksinspektors in Riga. 54 J. † 28. Nov. in Riga.

v. Handtwig, Rob. Magnus. *27. März 30. † 26. Jan. in Reval.

v. Harten, Eduard, Gen.-Major. † 29. April, beerd. in Reval.

Hartmann, Wilhelm Ludwig, *24 in D., stud. Phil. u. Theol. 44/8 (4659). Dorp. Vogteigerichtsarchivar bis 86. Lebte verabschiedet in D. † 25. März.

Hasenbusch, Balthasar, *34 in E.; Pharm., stud. 57/9 (6759). Provisor in Reval. † 23. Okt. in Orel.

Hasenjäger, Robert, Pastor emer., *34 zu Kokenhof in L.; Rig. Gouv.-Gymn.; Hauslehrer; stud. 55/8 (6394. Fr. Rig.); seit 60 Inspektor, 66/70 Direktor des Wiedemannschen Gymnasiums in Petersburg. Seitdem daselbst Pastor, 75 bis Sept. 1900 an der Katharinenkirche. Blieb auch als Emer. gemeinnützig tätig, so noch zuletzt als Sekr. des evang. Feldlazaretts. Leitete auch die Erziehung der Kinder des 1902 † Prinzen Albert von Sachsen-Altenburg. † 24. Febr.

v. Helmersen, Ludwig, *43 in Brest-Litowsk, stud. 65/7 Mineral. u. Pol. Oek. (7979 [Liv.]); seit 78 Direktor der balt. Bahn-Gesellschaft, HofR. † 29. Dez. in Petersburg.

Henrich, Emanuel, *44 in L., Pharm., stud. 68/72, 74/7 (8500). Provisor. Seit 81 Apotheker in Salismünde. † daselbst 2. Juli.

v. Heyking, Paul Frhr., Kapitän im 11. Ostsibir. Schützenregiment. 38 J. Fiel in Port Arthur.

v. Heyking, Alfred Bn., GehR., *13 in K.; Schulpforta; stud. in Berlin und 33/6 in Petersburg Jur. Ging 37 als Superkargo eines Schiffes der russ.-amerik. Kompagnie an die Nordwestküste Nord-Amerikas; 39 Glied der Kommission zur Überführung der Kronsgüter ins Domänenressort in Mitau; 41 Sekretär der livl. Gouv.-Regierung für die russ. Abteilung; 44 stellvertr. livl. Gouv.-Prokureur; 58/85 Vize-Gouverneur in K. Lebte seitdem in Riga. † 15. Nov.

Hirschhausen, Leonhard, Dr. med., *56 in E., stud. 76/84 (9989). Seit ca. 86 Arzt in Wesenberg. † 7. Febr.

Hirschowitz, Salomon, seit 52 Rabbiner in Goldingen, auch als Gelehrter tätig. 88 J. † 4. Mai in Goldingen.

Hoehlbaum, Konstantin, Professor Dr., * 49 in E; stud. Gesch. 68/9 (8395), dann bis 71 in Göttingen. 71/85 Bearb. des Hansischen Urkundenbuchs, 75/80 Privatdozent in Göttingen, 80 Stadtarchivar in Köln, später Prof. in Gießen. Hervorragender Kenner der hanseatischen Geschichte und vielfach verdient auch um die baltische Geschichtsforschung. † 20. April (3. Mai).

Hoffmann, Hugo, Propst, * 43 bei Kl. St.-Marien in E.; Rev. Gymn.; stud. Theol. 63/8 (7723. Eston.). Seit 70 Pastor zu St. Jakobi in E., seit 91 Propst in Wierland. † 15. Jan., wurde ermordet.

v. Holst, Hermann, Prof. Dr., * 41 in Fellin, Schmidtsche Anstalt, stud. hes. Gesch. 60/3 (7277. Liv.), dann im Ausland. 67/72 Journalist in New-York. 72 Prof. in Straßburg, seit 74 in Freiburg i. B. 89 korresp. Mitglied der preuß. Akad. der Wissensch. Bekannt durch seine Studien über amerik. Geschichte. † 20. (7.) Jan.

v. Holst, Valentin, Dr. med., * 39 in Fellin; Schmidtsche Anstalt; stud. 57/63 6651. Liv.), dann in Wien und Berlin. Seit 68 prakt. Arzt in Riga, Spezialist für Nervenheilkunde. Leiter der 84 von ihm begründeten Nervenheilanstalt, der ersten im russ. Reich. Überaus rege beteiligt an gemeinnütziger kommunaler Arbeit; lange Jahre Glied des engeren Kreises der liter.-prakt. Bürgerverbindung, endlich deren Ehrenmitglied; Glied der städt. Sanitätskommission und des Direktoriums der Ferienkolonien. War auch an den Arbeiten für die Gründung der livl. Zentralirrenanstalt beteiligt. Literarisch tätig. † 24. Juni (7. Juli) zu Seis in Tirol.

Höpker, Heinrich Eduard, Ält. Gr. Gilde, * 35 in Mitau; Petersb. Kommerzschule; begründete 62 in Riga die Firma H. Höpker u. Ko.; war 30 J. lang Vorsteher der Johanniskirche, 25 J. Direktor des Rig. Gas- u. Wasserwerks, 12 J. Direktor der Diskontobank. † 24. Sept. in Riga.

v. Husen, August, ehem. (letzter) Bürgermeister von Reval, * 7 Nov. 23 in Reval; Domschule; stud. Jur. in Petersburg; Advokat daselbst, zog in den 60er J. nach Reval, 69 Ratsherr, 78 Stadtrat, dann Bürgermeister; siedelte 85 nach Graz über. † daselbst 4. Juli a. St.

v. Igelstroem, Julie, Gräfin, geb. v. Baumgarten, seit 76 Äbtissin des adligen Fräuleinstifts in Fellin. * 6. Okt. 27, † 3. Dez. zu Fellin.

v. Jung-Stilling, Elise, * 9. August 29 in Riga, Tochter des Gouv.-Postmeisters Friedr. v. J.-St. und Enkelin des bekannten Schriftstellers Heinrich Jung-Stilling. Bildete in Dresden ihr Zeichentalent aus, unterrichtete dann lange an versch. Rig. Mädchenschulen und begründete 73 eine eigene Zeichenschule, daneben unermüdlich im Jungfrauenverein wirkend, wo sie seit 82 dem Vorstande der Gewerbeschule präsidierte. † 10. Juli in Peterskapelle.

Jürgensohn, Bruno, * 58 zu Kohlhausen in L. Dorp. Gymn., stud. Zool. u. Med. 77/83 (10,204. Liv.). Ging 84 nach Amerika; besuchte die Ärztschule in Chicago. Seit 87 Arzt in Pittsville, seit 90 in Manawa (Wisconsin). Mitglied versch. wissensch. Vereine. † 19. (6.) Dez.

Kaehlbrandt, Karl Aug. Walter. 22 J. † 22. März in Cholm.

Kahn, Heinrich, ehem. Ältermann des kurländ. Müllereramts. † 28. März in Gr.-Eckau.

Katterfeld, Heinrich, Dr. med. 85 J. † 15. Okt. in Tuckum

Kerkovius, Ludwig Wilh., dim. Rig Stadthaupt, * 21. Febr. 31 in Riga. 71 Kaufmann 1. Gilde. 74 Ratsherr, bekleidete als solcher eine große Zahl von Ämtern. 78/90 Stadthauptkollege, seit 19. Juni 90—02 Stadthaupt. † 5. Juli in Riga.

v. Keyserling, Heinrich Graf, Erbherr auf Groesen in K. † 8. Apr. in Groesen.

Klemm, Karl, * 11. April 21 in Reval; in Deutschland erzogen. Begründete 55 mit seinem Bruder Otto in Riga eine Anstalt für Turnen und Heil-

gymnastik, die erste in ihrer Art, die er (bis 70 mit dem Bruder) bis 99 leitete. Mitbegründer der Freiwill Feuerwehr und des ersten Konsumvereins. † 10. März.

v. **Knorring,** Ljubim (orth.), Marineleutnant, *77 zu Uddewa in Estl. 96 Midshipman, 01 Leutnant, seit 03 Artillerieoffizier auf dem Panzer „Petropawlowsk", auf dem er schon seit 99 in See war und an den Kämpfen in China Anteil genommen hatte (gold. Säbel für Tapferkeit). † auf dem „Petropawlowsk" 31. März vor Port Arthur.

Kroepsch, Albert, *29. August 27 in Mittenwalde, seit 64 Inhaber der altrenommierten Restauration und Konditorei „A. Kroepsch vorm. Caviezel" in Riga. † 19. Jan.

Kruse, Wilhelm Jeannot, Lehrer der Rig. Jakobi-Kirchenschule. 24 J. alt. † 14. Nov. in Bullenhof.

v. **Kügelgen,** Paul, Redakteur der „St. Petersb. Ztg." *43 in Wesenberg, Sohn des Malers Konstantin v. K.; Revaler Domschule, Petrischule in Petersburg, Dorpater Gymn.; stud. Theol. u. Jur. 63/70, Cand. (7695. Eston.). Journalist; 70 an der „Rev. Ztg.", 72/74 Red. der „Nord. Presse", seit 74 Red. und seit 78 auch Herausgeber der „St. Petersb. Ztg." † 5. Okt. in Petersburg.

Kühn, Oskar, *35 in Riga; stud. Theol. 55/65 mit mehrjähr. Unterbrechung (6386. Liv.). 65/73 Lehrer und Pastor-Adj. im Innern des Reichs; 73/77 Kreisschulinspektor in Wolmar, 77/81 Gymn.-Lehrer in Riga und Pleskau. Seitdem Privatm. in Riga. † 5. Sept.

Kühnert, Heinrich, Oberförster. † 17. Jan. in Reval.

Kurrikoff, Andreas, *48 bei Fellin, stud. Theol. 69/74 (8615). 75/91 Pastor zu Turgel in E. Lebte seitdem als Privatmann in D. Er war einer der ersten bewußt national gesinnten Esten und gehörte zu den Begründern des Vereins studierender Esten. Machte sich um die estn. Literatur durch eine Übersetzung von Goethes „Hermann und Dorothea" verdient. † 13. Juli in D.

Kuppitz, Johannes, Landwirt, Besitzer von Neu-Rüggen in L. *11. Dez. 38, † 7. April in Neu-Rüggen.

Kursk, Leonhard, Kapitän des russisch-baltischen Bergungsvereins in Reval. † 13. April in Port Arthur.

Kusmanoff, Theodor, ehem. Dorp. Stadtverordneter. 74 J. † 11. Jan. in D.

Laaland, Johannes, *34 in L., stud. Med. 56/62 (6495). Akzisebeamter. † (bereits a. D.) 5. August in Grodno.

Laiming, Nikolai, Oberst, *47 in L. im Walkschen Kreise, lett. Nationalität. Gymn. zu Reval. Wurde Offizier, nahm teil an der Expedition gegen die Gorzen im Tergebiet, und die Achaltekinzen, 1900 Oberst, 02 Kommandeur des 11. Ostsibir. Schützenregiments. Fiel 18. April in der Schlacht am Jalu.

Landesen, Robert, Pastor, *63 in Torma in L., Gymn. zu Dorpat, stud. 84/9 (12,439). Hilfspred. in Rauge, dann in Fellin; seit 91 Pastor in Turgel. † 3. Mai.

Langer, Robert Herm. Fel., *35 in L., Pharm., stud. 60/1 (7203). 67/81 Apotheker in Riga. † 1. Dez. in Riga.

Lankenfeldt, Friedrich, *61 in Kabillen (K.), Gymn. zu Goldingen, stud. Med. u. Chem. 82/9 (11,712. Cur.). Lebte eine Zeitlang in Ligat (L.), nahm 94 an einer Wallfischfängerexpedition von Hammerfest aus, 95 an der des Grafen Keyserling im Behringsmeer teil. Lebte seitdem in den ostasiat. Hafenstädten, leitete eine Transiederei auf Sachalin, war zuletzt Inhaber einer Drogerie in Dalny. † daselbst im Januar.

Lichtenstein, Karl Gottl. Ludw., *27 in K., Pharmazeut, stud. 52/3 (5812). 56/86 Apotheker in Hasenpoth. † 15. April in Goldingen.

Lieven, Constance Fürstin, *30. Okt. 37, Leiterin der von ihr gegründeten Vorbereitungsschule des Rig. Jungfrauenvereins. † 3. Jan. in Riga.

v. Lischewitsch, Matthias, vereid. Rechtsanwalt. 51 J. † 3. Nov. in Riga.

v. Loewenthal, Friedr., Journalist; 85 ff. Redakteur der „Land- u. forstwirtsch. Ztg."; seit ca. 95 im Ausland, Herausgeber der „Deutschen Warte" in Berlin, Mitarb. der „Preuß. Jahrb." usw. † 8. Febr. (26. Jan.) in Nizza.

Loffrenz, Frau Olga, geb. Ascharin, Direktrice in Reval. † 25. Mai.

Lohrens, David Ludw.. Ältester der St. Canuti-Gilde in Reval. † 28. Aug.

Lorch, Friedrich, Kaufmann, Ältester Gr. Gilde, stammte aus Deutschland, kam ca. 80 ins Land und übernahm in Riga die von seinem Bruder begründete Firma C. Lorch u. Ko., die er bald durch seinen Unternehmungsgeist zu großer Blüte brachte. † auf einer Reise in Moskau 15. Okt.

v. Lüdinghausen-Wolff, Eugen Bn., Oberst. War Zögling des Pagenkorps; begann seine milit. Laufbahn im L.-G.-Reg. zu Pferde, war dann lange Jahre Polizeioffizier in Petersburg. Kommandeur der Warschauer Gendarmeriedivision. † 29. Okt. in Warschau.

v. Lutzau, Joh., HofR., Telegraphenbeamter. † 28. Jan. in Riga.

Magawly, John Graf, Dr. med., GehR., *31 in Cummingshof bei Riga; Krümmersche Anstalt und Birkenruh; stud. 49/55 (5340. Liv.). Seit 59 Augenarzt in Petersburg, 61/78 Ordinator, seitdem bis 1900 Direktor des Augenhospitals. Seit 74 kais. Leibokulist. 65/95 Sekr. des „Vereins Petersb. Ärzte." Mitbegründer der „Blessigschen" Blindenanstalt 79. Seit 82 Mitglied des Medizinalrats. Siedelte 1900 krankheitshalber nach Lautzsch bei Leipzig über. † 16. (29.) August in Salzungen i. Th.

Markgraf, Michael, Gutsbesitzer in E., Wredenhagen (seit 71) und Pajak (seit 92). † 26. März zu Pajak.

Martens, Gustav, WStR., *37 in Riga; stud. Jur. 57/61 (6641), Cand. 61/83 im Justizdienst in Riga und Petersburg. 83/01 Glied der Zivilabt. des Bezirksgerichts und seitdem Not. publ. in Wilna; war auch 17 Jahre Präses des dortigen ev. Kirchenrats. † 12. Juni.

Maurach, Friedrich, prakt. Arzt, *59 in Oberpahlen, Schmidtsche Anstalt in Fellin, stud. 76/85 u. 89/93 (10,031. Liv.). Landarzt in Camby. † daselbst 5. Okt.

v. Maydell, Alfred Bn. † 5. Jan. in Reval.

Meder, Eduard, HofR., *20. Nov. 39, † 4. April in Reval.

v. Mengden, Karl Bn., *27 in L., stud. Kam. 46/51 (4987). Gutsverwalter, dann Gutsbesitzer (Rüssel). † 1. März zu Rüssel in L.

v. Mercklin, Karl Eugen, Akademiker, GehR. Dr botan., *21 in L., stud Bot. 40/4 (4030), dann in Paris u. Jena; 47—65 Dozent am Forstinstitut 64—77 Prof. der Botanik an der med.-chirurg. Akademie in Petersburg † daselbst 26. Nov.

Miram, Friedr. Hermann. † 29. Juli in Petersburg.

Mühlenthal, Alexander, *55 in L., stud. Dck. 76/79 (9954). Seit 79 Arrendator von Laisholm in L. und Oberverwalter der Mannteuffelschen Güter. † 5. Mai in D.

Müllverstedt, Wilhelm Orgelbauer. 70 J. † 2. August in D.

Neander, Erwin, Dr. phil. 30 J. † 3. Jan. in Riga.

Nikitin, Alexander, Oberförster. † 29. Okt. in Wenden.

v. Nolcken, Hermann Bn. † 5. April in Riga.

v. Nolcken, Georg Bn. † 12. Sept. in Riga.

Norkin, Konstantin, Dr. med., Kirchspielsarzt in Lais. 30 J. † 28. Nov. in Laisholm.

Nowitzki, Simon, Stadt-Elementarschullehrer, * 52 in Jakobstadt; bes. 69/72 das erste Dorpatsche Lehrerseminar. Lehrer in Jakobstadt, seit 74 Lehrer an versch. Elementarschulen in Riga. Hat sich um das Museum des Rig. lett. Vereins verdient gemacht, dessen Inspektor er seit 91 war, ebenso 96 bei der Veranstaltung der lettischen ethnograph. Ausstellung. † 28. August in Bad Nauheim.

v. Oelsen, Julius Frhr., Arrendator auf Schloß Pürkeln in L. † 14. (27.) Dez. in Königsberg.

Olkino, Karl Eduard * 52 in L., Pharm., stud. 76/7 (9877). Seit 78 Prov. Zuletzt Inhaber der Löwenapotheke in Riga. † 28. Jan. in Wehrawald (Baden).

Olsen, Jakob Eberh., * 2. Juli 35 in Libau. Erzogen im dortigen Waisenhause; wurde Kaufmann, 60 selbständig, 67 Ältester Gr. Gilde. Stadtverordneter. Seit 93 Stadtwraker in Libau. † 30. Mai.

Oppermann, Georg Hugo, * 31 in Riga. Schule in Pernau; Apotheker; stud. 56/8 (6556). Provisor (bis 76), und Arrendator der Bienertschen, sodann Besitzer der ehem. Haetgeschen Apotheke in Reval. † 13. August.

Orgies von Rutenberg, Konrad Bn., † 31. März in Mitau.

O'Rourke, Eugen Graf, Generalmajor a. D., † 27. Dez. in D.

Paucker, Viktor Hugo, * 42 in Reval, stud. Jur. 62/8 (7547. Eston.). 69/77 Geschäftsführer der estl. Gouv.-Regierung, 77/89 Sekr. der Kriminalabt. des Rev. Rats, dann bis Ende 02 Sekr. der Handelsdeputation, seit 91 auch Gehilfe des Not. publ. Glöckner in Reval. Korresp. der „Düna-Ztg." und Mitarbeiter der „Rev. Ztg." † 11. April.

Paucker, Karl Georg, prakt. Arzt in Simferopol. 33 J. † daselbst 29. Sept.

Paucker, Theodor, 47 J. † 18. Jan. in Petersburg, beerd. in St. Simonis in Estland.

Peterson, Alexej, Stabskapitän, * 3. Mai 67 im Gouv. Tambow, stammte aus Riga. Gymn. zu Riga und Reval, Abitur. 87. Wurde Offizier, verbrachte dann 7 Jahre als Topograph in Riga, wurde 03 ins Wyborgsche Regiment versetzt und fiel 30. Sept. 04 in einer der Schlachten zwischen Jantai und Mukden.

Peterson, Karl, ehem. Parochiallehrer in Rodenpois. 57 J. † 2. Okt. in Riga.

Pezold, Karl August, * 26 in Wesenberg; Gymn. in Dorpat; stud. Kam. und Theol. 46/52 (4939. Eston.). 58/95 Pastor zu Merjama in E., 90/5 auch Propst der Landwiek. † 6. Dez. in Leal.

Pfaff, Julius, dim. Revaler Ratsherr, * 30. Juni 27 in Reval; Gahlnbäckesche Schule; wurde 44 Kaufmann, übernahm 47 die väterl. Brauerei in Reval. 67/89 Ratsherr, Oberkämmerer, bis 88 Kirchenvorsteher, auch Kirchspielsrichter zu St. Jürgens. Übergab 88 das Geschäft den Söhnen, blieb aber in versch. kommunalen Ämtern tätig. † 20. August.

Pfeiffer, Julius, Architekt, * 47 in Warschau; Gymn. daselbst, Rig. Polytechn., Bauschule des Minist. des Innern. Seit Juli 77 jüngerer Ingenieur, seit Febr. 90 jüngerer Architekt der livl. Gouv.-Regierung. Sein letzter Bau war das neue Postgebäude in Riga. † 9. April.

v. Pfeilitzer-Franck, Rudolf Bn., Majoratsherr auf Franck-Sessau u. Ogley, Erbherr auf Donnerhof in K. † 11. Dez. in Mitau.

v. Pistohlkors, Alexander, * 51; stud. Jur. 72/4 (9200). Landwirt, Erbherr auf Koltzen und Eykasch (seit 87), Besitzer von Idsel (seit 88) in Livland. † 31. Juli in Koltzen.

Pohrt, Eduard, Pastor, * 42 in Pulkowa; Rig. Gouv.-Gymn., stud. Theol. 62/6 (7570. Fr. Rig.). Seit 73 Pastor zu Rodenpois in L. 79/89 geistl. Schulrevident, seit 89 livl. Schulrat. Tätig auch auf dem Gebiet der lett. Volksliteratur. † 10. Sept.

Poorten, Ernst Ludwig, † 15. März in Moskau.

Praetorius, Karl Gabriel, * 30 in Riga; Rig. Gouv.-Gymn., stud. 52/6 (5889. Fr. Rig.), Cand. 61/89 Sekr. des kurl. Oberhofgerichts; seit 89 Glied der Direktion der Mitauer Stadtsparkasse; bekleidete daneben auch mancherlei Ehrenämter. † 22. Juni.

Purin-Swihgul, Johann, Oberlehrer am II. Wilnaschen Gymnasium, † 4. Okt. in Pinkenhof bei Riga.

Raabe, Arnold, Mag. pharm., * 52 in L., stud. 74/6 (9643). Apotheker in Petersburg. † 8. Okt.

Raedlein, Karl, Zeichenlehrer an der Taubstummenanstalt in Fennern (Livl.), Sohn des seinerzeit als Direktor des Hephata-Vereins verdienten Torgelschen Pastors Karl Raedlein. 23 J. † 26. Okt. in Fennern.

v. Ramm, Ernst, * 5. Dez. 37, Erbherr von Wallküll in Estland. † daselbst 11. August.

v. Rautenfeld, Georg Eug., *60; Rig. Stadtgymn., stud. Jur. 81/5 (11,208). Seit 95 Mitbesitzer von Ringmundshof in L. Weltl. Assessor im livländ. Konsistorium. † 20. Juli zu Ringmundshof.

v. d. Recke, Karl Frhr., * 60 in Weiß-Plonian (Gouv. Kowno), 74/81 Gymn. zu Mitau, stud. 81/5 Jur., Chem., Oek. (11,338. Cur.). Seit 86 Besitzer von Schafgoty (Gouv. Kowno). † 26. Okt., wurde von einem seiner Knechte ermordet.

v. Riekhoff, Arnold, Dr. med., * 30. April 79 in Fellin, stud. 2 J. an der Landesuniversität (Frat. Rig.). Beendete sein Studium in München 04. Assistent am Rigaschen Stadtkrankenhause. † 20. Nov.

Rizzoni, Eduard, Akademiker, Zeichenlehrer an der Rigaschen Stadtrealschule. † 15. Nov.

v. der Ropp, Friedr. Frhr., Erbherr auf Radwilan. † 29. Jan. in Riga.

v. Roscius, Karl, Generalleutn. a. D., * 32 in Schrunden in K. War Brigadekommandeur im Kaukasus und lebte zuletzt als Privatmann in Frauenburg (Kurl.). † 25. Nov. in Riga.

v. Rosen, Woldemar Baron. * 15. Febr. 63, † 7. Febr. in Kursk.

Rosenberg, Woldemar, Geschäftsführer der Revaler Filiale der Aktiengesellsch. Gerhard u. Hey. † 9. Okt. in Reval.

Rüdiger, Theodor Graf, dim. Garde-Rittm., Besitzer von Schloß Aß in E. und Majoratsherr auf Lublin-Dojlidy (Gouv. Grodno). 81 J. a. † 17. Sept. in Dojlidy.

Sallmann, Karl, Dr. phil., chem. Oberlehrer an der Revaler Domschule, * 20. (8. Jan.) 37 in Hessen-Kassel, stud. Theol. u. Philol. in Berlin, Marburg, Göttingen. 60/86 Oberlehrer der Religion und deutschen Sprache an der Domschule. Sodann Religionslehrer in Kassel und seit 91 Stadtpfarrer in Kirchhain bei Kassel. Begründer des „Deutschen Wohltätigkeitsvereins" in Reval. Vielfach literarisch tätig; korresp. Mitglied der Estl. literar. Gesellsch. † 25. (12.) Juni.

Schabert, Johann Albert, StR., * 4. Juli 32 zu Mitau; Mit. Gymn. Wurde Lehrer, 57/9 an der Fabrikschule in Zintenhof (L.), 60/9 Elementarlehrer in Grobin, 70/3 am Gymn. zu Goldingen; darauf Lehrer, dann Inspektor an der Rig. Kreisschule; seit Aufhebung dieser Anstalt Oberlehrer der deutschen Sprache an der Peter-Realschule in Riga. † 11. Juli.

Schepsky, Karl, Küster und Organist zu Frauenburg, bereis seit 44 im Dienst. 78 J. † daselbst 20. Sept.

Scherl, August, Schornsteinfegermeister, * 28 in Riga, seit 61 in Libau; seit 92 Ältermann Kl. Gilde. † 14. April.

v. Schilling, Gneomar Bn., * 14. Aug. 74 in Jürgensberg (E.), seit 02 Beamter der russ.-chines. Bank in Schanghai. † daselbst am Typhus 27. August.

Schmaehling, Adolf, * 43 in L., stud. Jur. 63/72 mit 2jähr. Unterbrechung (7729). Bankbeamter in Riga und Wilna (Priv. Handelsbank), seit 92 Direktor der Börsenbank in Libau. † 18. Febr.

Schmidt, Eduard, Dr. med., WStR., * 32 zu Dickeln-Past., stud. 51/5 (5697. Frat. Rig.). Militärarzt, hauptsächlich im Kaukasus, seit 96 prakt. Arzt in Kischinew. † 22. Jan.

Schmidt, Karl Georg Guido, Prof. emer., * 17 in Petersburg; Petrischule, Dorp. Gymn., stud. bes. Chem. in den J. 37/45 (3694. Liv.), dann im Ausland. Direktor des chem. Laboratoriums an der Ingen.-Akad., Chemiker bei den Anstalten der Kaiserin Maria. Lebte pensioniert in Marburg. † 12. Sept. n. St.

v. Schnackenburg, Robert, Ingenieur, StR. † 18. Nov. in Wilna.

Schönfeld, Dav. Wilhelm, ehem. Musiklehrer, * 26 in Chemnitz, seit 45 über 30 J. 2. Violinist im Rigaer Theaterorchester. † 29. Jan. in Riga.

v. Schöpping, Jur. Bn. Reifte, nachdem er eben die Alexander-Militärschule in Moskau absolviert hatte, im August d. J. auf den Kriegsschauplatz, wo er ins 22. Ostsibir. Schützenregiment eintrat, und fiel in den Kämpfen vor Mukden am 2. Okt.

v. Schultz, Konstantin, Kapitän 2. Ranges (* 64, Gymn. zu Reval), wurde bei der Ernennung Admiral Makarows zum Kommandeur des Ostasiat. Geschwaders diesem als Minenoffizier des Stabes unterstellt. † auf dem Panzer „Petropawlowsk" 31. März vor Port Arthur.

Schultzen, Woldemar, Dr. med., * 67, stud. seit 88 (13,789); Chirurg am Nikolai-Komitee-Hospital in Petersburg. † daselbst 2. Dez.

Schutow, Ignatius Alex., Kaufmann, Direktor der 3. Ges. gegenseit. Kredits, Herausgeber des „Rishskij Wjestnik", bis vor kurzem auch Stadtverordneter und als solcher einer der Führer der russ. Wählergruppe. 70 J. † 2. Okt. in Riga.

Schwartz, Ernst, * 56 in L., stud. Jur. 75/8 (9641). Archivar am livl. Hofgericht; verwaltete 85/6 das väterl. Gut Homershof; 86 wieder Hofgerichtsbeamter. Seit 89 Sekr. des Riga-Wolmarschen adl. Vormundschaftsamts, auch Gehilfe des Sekr. des livl. Konsistoriums. † 23. März.

Schwartz, Wilhelm, Oberpastor emer., * 25 in Mitau; Mit. Gymn., stud. 45/50 (4787. Cur.). 55/92 Oberpastor an St. Johannis in Dorpat. Lebte seitdem dort als Emer. † 17. Jan.

Semel, Georg. 98 J. † 24. Jan. in Schloß Mojahn.

Siewert, Alexander, * 42 in Gr. Elley; stud. 64/8 Dipl. u. Jur. (7890. Cur.). Cand. jur. 82—02 Sekr. der Steuerverw. in Mitau. † 21. Dez. in Mitau.

Simon, Eduard, dim. kfrl. russ. Kammermusiker, * 13. Dez. 22 in Leipzig; 45/56 erster Violinist am Rigaschen, seit 56 an den kfrl. Theatern in Petersburg, zuletzt 2. Dirigent u. Konzertmeister am dortigen deutschen Hoftheater. Pensioniert zog er 87 als Privatmann nach Dorpat. † 5 Okt.

v. Sivers, Aug. Gregor, * 26 zu Morne in Livl. Krümmersche Anstalt in Werro; stud. 46/50 Physik u. Oek. (4973. Liv.), dann im Ausland. Landwirt. Seit 59 Besitzer von Kerjell in Livl., 62/89 Mitglied der Livl. Oek. Sozietät, 90 Ehrenmitglied. Begründer des Werroschen landwirtsch. Vereins. Lebte 88/93 in Graz, seitdem in Riga, wo er auch Präses der Bauernrentenbank war. † 20. Nov. in Riga.

Sponholz, Ernst, prakt. Arzt, * 32 in Edwahlen (K.), Privatgymn. in Hasenpoth, stud. 51/6, 59 (5665. Cur.), Landarzt in K., seit 86 Arzt in Römershof. † daselbst 31. Dez.

v. Stackelberg (a. d. Hause Röal), Kurt Bn., Marineleutnant, fiel auf dem Kreuzer „Rjurik" in der Seeschlacht bei Ulsan 1. August.

v. Stackelberg, Karl Bn., Erbherr auf Lilienbach bei Narva. † 18. Nov. in Lilienbach.

Stamm, Heinr. Theodor, stud. rer. ing. am Rig. Polytechnikum (Rubon.). Fiel 27. Okt. im Pistolenduell.

Stenbock, Hermann Graf, Generalleutn., Kommandeur des Grenadierkorps. 56 J. † 8. Mai in Petersburg.

Sticiusky, Friedrich, Mag. jur., *26 in Dorpat; Gymn. daselbst; stud. 45/9 (4729. Fr. Rig.). 51 Hofger.-Adv. in Dorpat, seit 54 Protonotar u. 65/89 Sekr. des livl. Hofgerichts, welche Stellung von besonderer Bedeutung war bei der Einführung des zum ersten Mal kodifizierten provinz. Privatrechts. Lebte seitdem als Privatmann in Riga. † 5. April.

Stillmarck, Max, Mag. jur., *39 in Dorpat; Privatschule in Werro, stud. 57/60 (6634. Eston.). 61 Polizeiassessor, 78/94 Stadtsekretär in Dorpat. † 21. Jan.

Stoll, Karl Friedrich, Pastor emer., *03 zu Jürgensburg-Pastorat; Rig. Gouv.-Gymn., stud. 24/27 (1913. Fr. Rig.). 27/78 Pastor zu Sissegal-Altenwoga. Lebte seitdem emer. in Riga. † 19. April.

v. Strauch, Max, Dr. med., *56 in L., stud. 76/81 (9910). Seit 82 prakt. Arzt in Moskau; Dozent an der Mosk. Universität; seit 03 Direktor des evang. Hospitals. † 26. Febr.

Strunke, Hermann, StR., *42, stud. Gesch. 62/6 (7597), Cand. Lehrer am May'schen und 10. Gymn. in Petersburg. † 26. Juni in Beatental bei Wolmar.

Strupp, Konstantin Louis, Großindustrieller in Libau, Gründer der Maschinenfabrik „Vesuv", langjähr. Stadtverordneter und Glied des Libauer Börsenkomitees, zuletzt auch Präses des Handelsamts. 46 J. † 9. Sept. in Riga.

v. Tallberg, Carlos, StR. 78 J. † 19. Mai in Riga.

Taraszkewicz, Eduard, Dr. med., *41 zu Riga; Rig. Gouv.-Gymn.; stud. 65/72 (7907). Assistenzarzt an der Univers.-Abt. des Stadthospitals; Marinearzt, seit 86 in Kronstadt. † 12. Sept. in Petersburg. Wurde, obgleich Katholik, auf seinen Wunsch aus der St. Petrikirche auf einem luth. Kirchhofe beerdigt.

Tempel, Karl Friedr., dim. Gymnasiallehrer. † 9. Nov. in Libau.

Thoms, Henry, ehem. brasilian. Konsul. † 20. Mai in Riga.

v. Tobien, Max, *57 in Dorpat, stud. Jur. 79/84. Cand. (10671). 84/5 Stadt-, dann Landger.-Sekr. in Fellin. Seit 89 Sekretär der Grundbuchabt. des Pernau-Fellinschen Friedensrichterplenums in Fellin. † 16. Okt. zu Emhof bei Fellin.

v. Trentovius, Georg, *18 in Kurl., lange Jahre als Landwirt, Beamter, Gymn.-Lehrer im Innern des Reiches tätig; lebte schließlich pensioniert in Pensa. In der letzten Zeit reiste er fast jährlich in die Heimat, um hier den Seidenbau zu fördern (Hasenpoth, Goldingen, Arensburg, Gemauert-Poniemon); war Ehrenmitglied der Mosk. Seidenbaugesellschaft u. Präsident der Balt. Seidenraupenzucht-Ges. † 6. Juli in Gemauert-Poniemon.

Treumann, Ferdinand; Arzt, *67; stud. Med. seit 88 (13,548). Fiel in der Schlacht bei Liaojang (11./20. August).

Uexküll von Hüldenband, Fedor Bn. † 31. Jan. in Estland.

Ukstin, Karl. Begründer und Redakteur des „Latweetis" (seit 1882) und Mitbegründer fast sämtlicher lettischen Vereine in Libau. † 18. Jan. in Libau.

v. Angern-Sternberg, Eduard Frhr., Dr. phil., *36 in Lassila in Estland. Rev. Domschule, stud. Theol. u. Gesch. 55/7 (6368. Eston.), dann im Ausland. Wurde Politiker und Journalist. Seit 83 in Berlin, ständiger Mitarbeiter der „Kreuzzeitung", dazwischen auch der „Konservativen Korresp." u. der „Konservativen Monatsschr." 84/7 deutschkonservat. Reichstagsabgeordneter (Wahlkreis Bielefeld). Verf. der 02 erschienenen „Erinnerungen eines alten Estländers", von denen er nachher noch eine Fortsetzung „Irrjahre" in der „Monatsschr. für Stadt u. Land" veröffentlichte. † 25. Nov. in Berlin.

Vogel, Johann Martin, Ält. der St. Johannis-Gilde in Riga. † 8. Mai.

Volck, Wilhelm, Prof. DDr., *18. (6.) Nov. 35 in Nürnberg. Stud. Theol. 53/9 in Erlangen, 61 daselbst Privatdozent. 62 Dozent, 63 ao. und 64/98 ord. Prof. für semitische Sprachen u. altteſtam. Exegeſe in Dorpat. Im Juni 98 im Amte nicht wieder bestätigt, wurde er zum außeretatmäßigen ord. Prof. nach Greifswald und 1900 zum ord. Prof. nach Rostock berufen. Er war mit seiner zweiten Heimat auf innigste verwachsen; seit 97 auch Ehrenphilister der Livonia. † 16. (29.) Mai in Rostock.

Vorkampff-Laue, Arthur, Dr. med., *64 in L., stud. 84/9. † 10. August in Borowitschi.

v. Wahl, Oskar, *64 in Assik in Estl. Gymn. Fellin; stud. Nat.-Oek. 84/8 (12,283). Beamter im Finanzministerium. † 14. März in Petersburg.

v. Wahl-Pajus, Nikolai, *33 zu Pajus in L.; Schmidtsche Anstalt in Fellin, stud. Kam. 52/6 (5835. Liv.). Landwirt, Besitzer des väterl. Gutes Pajus. Bekleidete mehrere Landesämter, 62/8 Kirchspielsrichter, 82/7 Kreisdeputierter. † 8. Nov. in Pajus.

v. Wallenburg, Paul, StR., *24. Juni 44; wurde 63 Telegraphist; 87 Chef der Post- u. Telegr.-Stat. in Pensa, 89 in Ufa, 96 in Jurjew (Dorpat), seit 1900 in Reval. † 20. Mai in Reval.

Walther, Julius, Mag. pharm., *22. Okt. 71 in Kl. Jungfernhof bei Riga; Rig. Stadtgymn., 87 Apothekerlehrling, stud. 93/4; seit 97 Chemiker bei der russ. pharmazeut. Gesellsch. in Petersburg. † 1. Okt. in Oger.

Warrikoff. Max René, *59 in L.; Gymn. zu Dorpat, stud. Med. 80/5 (10,842). Seit 86 Mitarbeiter, dann Redakteur der „Lodzer Ztg." † 19. März.

Weitmann, Martin, Inhaber der ehem. Krauseschen Apotheke in Riga. 38 J. † 7. Okt.

Wenschau, Johann Julius, Kommandeur des Libauer Leuchtschiffes. † 28. Nov.

Wernicke, Alexander, Kaufmann und Stadtverordneter in Fellin. † 7. Mai in Riga.

Wiegandt, Emanuel Magnus, HofR., † 4. April in Riga.

Winkler, Oskar, seit 54 Oberverwalter auf Schloß Karkus in L. † 12. Juni.

Wittmann, Karl, StR., *44 zu Versohn in L. Rig. Gymn., stud. Med. 66/70 (8127. [Liv.]). Lehrer der deutschen Sprache in Petersburg. † 8. Febr.

Woldemar, Johann Ulrich, Kaufmann, ehem. Ratsherr und langjähr. Direktorkollege der Gemeindebank in Mitau. 75 J. † 25. Nov.

v. Wolffeldt, Albert, *53 in Karlsbad bei Riga; Birkenruh; stud. Jur. 74/82 9493. Liv.). 83 Assessor des 7. Wenden-Walkschen Kirchspielsgerichts, 86 Kirchspielsrichter in Gilsen, seit 90 Rendant der livl. Ritterschaftsrentei in Riga. † 13. Febr.

v. Wolffeldt, Albert, dim. Landrichter, † 30 in Wenden; Rig. Gymn., stud. Dipl. u. Jur. 50/4 (5511. Liv.); 54/68 Ass. u. Sekr. des Landger., 68/89 Landrichter in Wenden. Seitdem Geschäftsführer der Wenden-Walkschen adel. Vormundschaftsbehörde. † 1. August in Wenden.

v. Wrangell, Eduard Bn., *8. Mai 54 zu Raick in E. Revaler Domschule. Beamter an der Balt. Bahn. † 20. März in Reval.

v. **Wulff,** Adolf, Erbherr auf Schloß Seßwegen (seit 84), * 57; Gymnas. in Wiesbaden; Birkenruh; stud. Jur. und Nat.-Oekon. 79/83 (10,594. Liv.). † 25. März (7. April) in Wien.

v. **Zimmermann,** Karl, Oberst a. D. 87 J. † 9. Nov. in Tuckum.

v. **Zwingmann,** Viktor, * 46, Gymn. zu Riga, stud. Jur. 63/7, Cand. (7724). 68/78 Assessor des Rig. Landvogteigerichts, 78/89 Ratsherr (Vize-Syndikus, Oberwettherr). Verdient um die heimische Rechtsforschung durch die Herausgabe mehrerer Bände Präjudikate des Rats. Seit 89 Chef der Grundbuchabteil. des Riga-Wolmarschen Friedensrichterplenums. Dozent für Handelsrecht am Rigaschen Polytechnikum. † 17. Nov. in Riga.

Am Ufer des Lebens.

Am Ufer des Lebens, wandelnder Träume voll,
Steh ich versunken in Lauschen,
Fernher hör ich, fernher und lebenstoll
Die Wellen rauschen. . .
Dem Liebenden gleich, still will ich niederknien,
Die Hände erheben:
Willst du mich ewig schlafenden Auges fliehn?
Öffne die Augen mein Leben!
Du sollst mich ansehn, Antwort und Rede stehn,
Dich ganz mir sagen!
Sieh mich an, wie einst du mich angesehn
In träumenden Tagen! . .

K. v. Freymann.

Kulturgeschichtliche Miszellen.

Otto Peter von Stackelberg.

Eine merkwürdige Episode hat dieser Stackelberg in seinem Leben zu verzeichnen. Gadebusch sagt von ihm, er sei „ein wunderlich toller Mensch gewesen, von dem man ein Buch schreiben könnte. In Schweden habe er seltsame Händel angegeben und den damaligen französischen Botschafter auf das ärgste beleidigt [1]."

Otto Peter war ein Sohn Karl Adam von Stackelbergs, des schwedischen Generallieutnants, der im nordischen Kriege an den Schlachten von Kaseritz, Rauge und Erreftfer teilnahm, des Verteidigers von Dünaburg, Stade und Stralsund, 1714 schwedischer Freiherr, aus dessen dritter Ehe mit Ulrike Eleonore von Albedyll [2].

Früh Kriegsdienste nehmend, war Otto Peter 1735 Volontair bei der kaiserlichen Armee gewesen, 1738 Adjutant des österreichischen Feldmarschalls Prinzen Karl von Lothringen, dann in schwedischen Diensten 1741 Rittmeister in General Niglens Regiment und Adjutant des Grafen Löwenhaupt [3].

Über jene „Händel" mit dem französischen Botschafter gibt uns das „Archiv Woronzow" einigen Aufschluß [4].

Im Dezember 1743 hielt sich Stackelberg in Königsberg auf. Er muß damals etwa 30 Jahre alt gewesen sein, eine hohe, männliche Erscheinung. Hier traf nun Stackelberg im Wirtshause zur „Stadt Riga" mit drei aus Rußland nach Frankreich reisenden Franzosen zusammen. Beim gemeinsamen Abendessen entspann sich ein politisches Gespräch. Stackelberg äußerte seine Unzufriedenheit mit den augenblicklichen Zuständen in Schweden, die auf die Dauer unhaltbar seien. Anknüpfend an die Meinung seines ver-

---

[1]) Friedr. Konr. Gadebusch, Handschriftl. Geschichte d. livländ. Adels 1785. — [2]) Archiv der Familie v. Stackelberg. Bd. II, S. 12 ff. — [3]) Familien-Archiv. — [4]) Archiv des Fürsten Woronzow (russ.). Bd. I u. IV. — G. v. Brevern, Zur Gesch. d. Fam. v. Brevern. Bd. II, S. 77, Anm. 5.

storbenen Protektors, des Grafen Löwenhaupt, und an vermeintliche Ungerechtigkeiten, die seinem Schwager, dem General Gustav Reinhold von Buddenbrock auf Schujenpahlen widerfahren seien, kam Stackelberg auf Rußland und die auch dort herrschende Unzufriedenheit mit der Regierung zu sprechen. Rußland, — meinte Stackelberg, rühme sich, Schweden einen Thronerben, Adolph Friedrich von Holstein-Gottorp, gegeben zu haben, doch sei dieses nur geschehen, um der Wahl des unliebsamen dänischen Kronprinzen vorzubeugen; der einzig gewünschte sei der Prinz von Zweibrücken-Birkenfeld, — der augenblickliche Thronerbe werde niemals regieren. Er, Stackelberg, kenne die maßgebende Meinung in Schweden sehr gut; die 10,000 Mann russischer Truppen unter dem Feldmarschall Keith würden ihre Heimat nicht wiedersehn, es wäre ein Leichtes, sie unschädlich zu machen, ohne daß Schweden auch nur einen Mann verlöre; er sei überzeugt, daß noch vor Ablauf eines Jahres ein neuer Krieg gegen Rußland ausbrechen werde. In schwedischen Regierungskreisen sei genugsam bekannt, wie groß die Unzufriedenheit in Rußland sei und daß in kurzer Zeit dort eine neue Revolution in Aussicht stände. Stackelberg sei oft in früheren Jahren gegen Rußland gebraucht worden, weshalb seine, in Livland belegenen Güter, die ihm 2000 Rth. eintrugen, konfisziert seien.[1] Die schwedische Regierung habe ihm jedoch für seine ihr geleisteten Dienste eine Pension von 1500 Rth. ausgesetzt. Nun sei er gewillt, anderweitig Kriegsdienst zu suchen, er wisse jedoch noch nicht, wo.

Solche und ähnliche Reden veranlaßten die Franzosen, Stackelberg näher auszuforschen. Eine Aufforderung zum andern Tage zum Kaffee, wies Stackelberg jedoch ab, da er mittlerweile durch den Diener der Franzosen erfahren, daß einer derselben, der im Gespräch stets die Partei der Kaiserin genommen, noch russischer Offizier sei, — man möge ihn entschuldigen, er sei unwohl. Obgleich die Franzosen seinetwegen noch zwei Tage in Königsberg blieben, bekamen Sie Stackelberg nicht mehr zu sehen.

Die Franzosen waren: der Chevalier de Reignac, beurlaubter Kapitän des Ismailowschen Leibgarde-Regiments und seine Reisegefährten der alte Abbé Lefèvre, den der französische Gesandte Marquis de la Chetardie vor 5 Jahren als Beichtvater mit nach Rußland genommen, und der Kaufmann Torin. Der Chevalier de Reignac sah sich veranlaßt, in Berlin den Inhalt seines Gesprächs mit Stackelberg dem russischen Gesandten Grafen Peter Tschernyschew zu berichten, da ihm die Sicherheit der Zarin

[1]) Die Albedyllschen Erbgüter seiner Mutter, Woidoma und Alt-Carrol in Livland, hatte Otto Peter v. St. am 23. Febr. 1734 für 31,000 Rtl. dem Ordnungsrichter Moritz Baron Posse verkauft. (Stryk I, S. 341.) In Estland soll Stackelberg Ottenküll und Wahaft besessen haben.

gefährdet erschiene, auf Tschernyschews Wunsch diesen Bericht schriftlich einzureichen und von seinen Gefährten, dem Abbé Lefèvre und M. Torin mit unterschreiben zu lassen; dann reisten die Franzosen nach Paris weiter. Am 10. Dez. 1743 meldet Graf Tschernyschew die Angelegenheit in Petersburg[1].

Nun beginnt das unvorsichtige Gespräch in Königsberg für Otto Peter von Stackelberg gefährlich zu werden. Am 20. Januar 1744 befahl die Kaiserin, der Gesandte solle die preußische Regierung um Arrest und Auslieferung Stackelbergs ersuchen, was der Minister Podewils dem König unterlegt. Friedrich, dem gerade um gutes Einvernehmen mit Rußland zu tun war, erließ sogleich einen Befehl an den kommandierenden General in Königsberg, und Stackelberg, der Schwede, und nicht russischer Untertan war, wurde inhaftiert, nachdem er vergeblich seinem Hauswirt eine bedeutende Summe geboten, um ihm zur Flucht zu verhelfen. Seine Effekten und alle seine Papiere wurden versiegelt und mit ihm an der Grenze ausgeliefert[2].

Die drei Franzosen sind unterdessen in Paris angelangt und werden sofort in die Bastille abgeführt. Ludwig XV., so wie er durch den russischen Gesandten Fürsten Kantemir von dem Stackelbergschen Geplauder in Königsberg erfahren, wollte auch seinerseits sich Rußland angenehm erweisen. Die Kaiserin befahl jedoch ihrem Gesandten, dem König von Frankreich für seine Liebenswürdigkeit zu danken, mit der Bitte, die drei Gefangenen in Freiheit zu setzen[3]. Am 15. Februar wurden diese noch von Amelot, dem französischen Minister des Aeußeren, und seinem Sekretär M. Flouset vereidigt und einem schriftlichen Verhör unterzogen. Sie sagten aus, was sie in Berlin bereits Tschernyschew berichtet, woraufhin sie freigegeben und ihnen ihre Dokumente zurückerstattet wurden[4].

Otto Peter von Stackelberg wurde durch Vermittlung des preußischen Gesandten Baron Mardefeld, der sich seinerseits direkt brieflich an den General de L'Hôpital in Königsberg wandte, an die russische Grenze geleitet, wo er von einem speziell ihm entgegengeschickten Kommando der Rigaer Garnison empfangen wird.

Nun nimmt Stackelbergs Sache einen diplomatischen Charakter an, denn dies alles geschah auf Anraten des französischen Gesandten Marquis de la Chetardie[5]. Diesem gewandten Weltmann, der damals die Kaiserin ganz beeinflußte und mit Lestocq[6]

[1]) Arch. Wor. VI, S. 50—53. — [2]) Ebenda, S. 24. — [3]) Ebenda, S. 67. — [4]) Chetardie hatte in seinem Schreiben an Amelot 22. März/2. April betont, die betreffenden Aussagen hätten sich unter einander sowohl, als auch mit denen Stackelbergs an den russischen Gesandten in Berlin zu decken. — [5]) Chetardie an Amelot 17./28. Jan. 1744. Arch. Wor. I, S, 481. 508. — [6]) Joh. Herm. Graf L., Günstling der Kaiserin, geb. 1692 in Celle im Hannoverschen, 1713 Wundarzt Peter I., leitete die Palastrevolution, durch welche am 5. Dez. 1741 Elisabeth auf den Thron gelangte. † 1767 in Petersburg.

gegen die antifranzösische Partei intriguirte, war die Stackelbergsche Angelegenheit eine willkommene Gelegenheit, die Monarchin gegen die Brüder Grafen Bestushew mißtrauisch zu machen und ihr von Verschwörungen zu sprechen — aber vergeblich, wie er am 24. Mai (4. Juni) 1744 dem Minister Duteil mitteilt[1]. Am 11. (22.) Febr. schreibt Chetardie dem französischen Gesandten am Berliner Hof, Volary, daß Stackelberg nun schon auf dem Wege nach Moskau sei und bald dort glücklich eintreffen werde.

Stackelberg wurde wirklich auf Befehl der Kaiserin am 2. März dem bekannten Inquisitor in politischen Sachen, General Andr. Iw. Uschakow, zur Untersuchung in der geheimen Kanzlei übergeben[2], wo in solchen Dingen die Tortur stets in Anwendung war[3]. — La Chetardie berichtet weiter, die zur Untersuchung der Stackelbergschen Sache ernannte Kommission werde diesem nicht gerade wohlgesinnt sein und wenn er, Chetardie, den Tod des Sünders auch nicht erstrebe, so wäre es doch wünschenswert, daß Stackelberg handfest bleibe. Am 1. (12.) März 1744 ist Stackelberg in Moskau angelangt[4]. Chetardie verstand es sogar, sich in die Angelegenheiten der geheimen Kanzlei hineinzumischen, er will den Generalprokureur Fürsten Nikita Trubezkoi dem General Uschakow zur Seite stellen. Er bemüht sich, der Kaiserin darzulegen, daß die gehässigen Aussagen Stackelbergs gegen Rußland nicht der Ausdruck der schwedischen Nation, sondern bloß die Ansicht der königlichen Partei sei[5]. Der eitle und schlaue Gesandte versäumte auch nicht die Gelegenheit, die Gewogenheit und Freundschaft Ludwig XV. der Kaiserin zu unterbreiten[6].

Am 26. Mai (6. Juni) sendet der Marquis Lanmarie aus Stockholm an Chetardie die Kopien der Aussagen des Chevalier de Reignac und seiner Genossen; der Marquis bedauert, daß Stackelbergs Arretierung so fruchtlos geblieben, d. h. keine wirksame Handhabe gegen Bestushew geworden sei[7].

So waren die Worte, die Otto Peter v. Stackelberg — vielleicht in Weinlaune an der Wirtstafel zur „Stadt Riga" in Königsberg gesprochen, zu einer Affaire geworden, die die Kabinette Europas beschäftigte und ihm selbst übel mitspielte. Seine Untersuchung in Moskau dauerte fort. Im Laufe derselben muß auch die Katastrophe der Regentin Anna zur Sprache gekommen sein.

---

[1]) Korrespondenz der französischen Diplomatie. Arch. Wor. 4, S. 491 bis 591. — [2]) Arch. Wor., S. 49. — [3]) Die geheime Kanzlei für Untersuchungen politischer Verbrechen, von der Kaiserin Anna 6. April 1731 eingerichtet, war unter Uschakows Leitung mit unbeschränkten Befugnissen auch den Reichskollegien gegenüber. Die geheime Kanzlei wurde erst von Peter III. abgeschafft. — [4]) Arch. Wor. I, 525. Chetardie aus Moskau an Volary nach Berlin. — [5]) Arch. Wor. I, S. 533. Chetardie an Amelot 15./26. März 1744. — [6]) Arch. Wor. I, 538, 539, 541. — [7]) Arch. Wor. I, 573. Alexei Petrowitsch Graf Bestushew-Rjumin, geb. 1692, † 1766; unter Elisabeth Reichskanzler.

Am 26. Juli befahl die Kaiserin, es möge der in Mitau anwesende Oberst Wojeikow den früheren Braunschweigischen Gesandten in Petersburg, Kayserlingk, wenn er hinkäme, heimlich aufheben, da seine Befragung von Wichtigkeit [1]. Am 15. Oktober wurde der Kaiserin berichtet, der preußische Gesandte Mardefeld habe erklärt, es seien durchaus alle bei Stackelberg gefundenen Papiere sogleich ausgeliefert worden, während Uschakow noch nach einem Tagebuch Stackelbergs forscht [2]. — Wie der Prozeß endet, bleibt unbekannt, jedenfalls erhielt Otto Peter seine Freiheit wieder und lebte später bei seinem Bruder, dem Landrat Adam Friedrich Freiherrn von Stackelberg zu Merjhof. — Geheiratet hat er nicht, war aber einmal mit dem Hoffräulein Maria Aurora von Mengden, der nachmaligen Gemahlin des berühmten Günstlings der Kaiserin, Grafen Lestocq, verlobt; vielleicht war Stackelberg mit ihr verwandt, da seine Großmutter, Elisabeth Eleonore von Albedyll, eine geborene Mengden war. Sein Schicksal, sagt Gadebusch, hat ihn nicht gebessert. Er ist ca. 1770 wohl in Merjhof gestorben [3]; uns gewähren aber seine Erlebnisse einen Blick in jene längst vergangene, durch Willkür und Intrigue beherrschten Zeiten.

O. M. v. Stackelberg-Kiwidepäh.

---

[1]) Arch. Wor. VI, S. 119. — [2]) Ebenda, S. 148. — [3]) Vgl. auch Archiv der Fam. v. Stackelberg II, 25. Was der Herausgeber Herr Gottlieb Olaf Hansen da über Otto Peter v. St. berichtet, kann füglich durchgestrichen werden, wie leider so manches in seiner Ausgabe des II. Bandes des Stackelbergschen Archivs. Es wäre wohl dringend im Interesse genealogisch-historischer Forschung zu wünschen, daß Herr G. O. Hansen sich nie mehr an familiengeschichtliche Arbeiten macht. Der III. Band des v. St.-Archivs soll bald unter Leitung des Herrn Stadtarchivars Otto Greiffenhagen erscheinen; es sei auch an dieser Stelle an die Leser der Baltischen Monatsschrift die Bitte gerichtet, dieses Unternehmen der Familie durch Materialiennachweis zu fördern — jeder Hinweis, jede Notiz wird dankend entgegengenommen durch mich oder durch Herrn Otto Greiffenhagen-Reval, Stadtarchivar.

Sieben Vorträge über Germanisierung der Letten.

Eine Reminiszenz vom J. 1819.

Wenige Jahre nach der Aufhebung der Leibeigenschaft in den Ostseeprovinzen fand in den Sitzungen der Kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst in Mitau, anknüpfend an eine ganze Reihe von Vorträgen, eine angeregte und lebhafte Erörterung der Frage statt, ob die Herbeiführung einer allmählichen Germanisierung der Letten wünschenswert sei, oder nicht. Die Vorträge, ihrer sieben an der Zahl, sind leider weder in vollem Umfange zum Abdruck gelangt, noch auch haben sie sich handschriftlich erhalten. Wir besitzen nur ziemlich kurze Referate davon, die sich in den „Jahresverhandlungen" der Gesellschaft finden[1]. Aber schon diese Auszüge sind interessant genug, um auch hier einmal vollständig[2] wiedergegeben werden zu dürfen.

Die Diskussion begann am 5. Febr. 1819 mit einem Vortrage des Sallgallnschen Pastors Adam Conradi: „Wäre die Metamorphose der Letten in Deutsche zu beklagen?", in dem er klar und bestimmt, nicht aus politischen, sondern aus kulturellen Gründen, für eine allmähliche Umwandlung der Letten in Deutsche eintrat. Gegen ihn erhoben dann in den folgenden Sitzungen sechs andre Redner ihre Stimmen, die samt und sonders aus vielen Gründen sich ebenso dezidiert für die Erhaltung des lettischen Volkstums aussprachen.

Freilich in der Form, wie es hier geschieht, ist die Frage der nationalen dauernden Fortexistenz des lettischen Volks heutzutage garnicht mehr diskutabel, nur von den großen Gesichtspunkten universalgeschichtlicher Entwicklung aus könnte darüber geredet werden, und mancher Satz sowohl im ersten wie in den übrigen Vorträgen wird heute nicht mehr aufrechterhalten werden können und findet seine Erklärung in den philosophischen oder sonstigen wissenschaftlichen Anschauungen jener Zeit. So begegnet uns gleich in P. Conradis Vortrag die Meinung, es wäre für den Letten besser, wenn ein dichter Nebel ihm die Geschichte verberge, „um keinen Groll zu erzeugen gegen seine Überwältiger" u. ä. Das sind Äußerungen, aus denen uns die Luft der „Auf-

[1]) Bd. II (Mitau 1822) S. 15 ff.

[2]) Unlängst hat auch Pastor D. Aug. Bielenstein in seiner Selbstbiographie „Ein glückliches Leben" (Riga 1904) an diese Vorträge erinnert.

klärungszeit" entgegenweht, die nur aus ihr heraus möglich waren, unter dem Einfluß jener Philosophie des 18. Jahrhunderts, die ein so geringes historisches Verständnis hatte, der alles geschichtliche Werden und geschichtlich Gewordene nur etwas „Unwesentliches, Zufälliges, ja sogar Störendes" war, die in ihrer „Natur- und Vernunftgemäßheit", wie ein großer Forscher unsrer Tage sagt, „die Geschichte überhaupt nicht mehr nötig hatte." Und wenn uns auch heute noch einmal gelegentlich geschichtliche Betrachtungen und Urteile entgegentreten, die von demselben Geiste getragen werden, so sind sie nur möglich bei solchen Schwärmern, für die die Wissenschaft des 19. Jahrhunderts garnicht zu existieren scheint und seine geistige Arbeit, zu deren größten und bedeutsamsten Errungenschaften eben die historische Denkweise gehört, das Verständnis für die geschichtliche Entwicklung.

Wenn ferner P. Watson in seinem Vortrage das Lettische aus einer Verschmelzung des Gothischen und Slavischen entstehen läßt, so ist das sprachwissenschaftlich eine ganz falsche Anschauung und darnach ist dann wohl auch sein Ausspruch zu beurteilen, daß es am natürlichsten wäre, wenn die Letten schließlich wieder zum Slaventum zurückkehrten. Wir heutigen wissen, daß auch jetzt noch, nach einem Jahrhundert der Entwicklung, die wesentlichsten Fermente lettischer Kultur und Bildung dem geistigen Boden deutscher Kultur und Bildung entstammen. Und wenn derselbe Redner meint, die Neigung der Letten deutsch zu lernen sei „bloßer Hochmut" ꝛc., so sind wir natürlich nur erstaunt über den Mangel an Verständnis für soziale Entwicklung, die in dieser Äußerung zutage tritt.

Aber es soll nicht unsre Aufgabe sein, auf alle Einzelheiten einzugehen. Es kommt uns hier darauf an, den Inhalt der Vorträge selbst zur Mitteilung zu bringen. In ihrem Kern sind sie ein interessanter Beweis für eine Humanität, die jedes Volkstum achtet, für die ganz bewußt liberale und wohlwollende Gesinnung, die weite Kreise der deutschen Gesellschaft dem lettischen Volke gegenüber hegten.

* * *

I. „Wäre die Metamorphose der Letten in Deutsche zu beklagen." Vortrag von Pastor Adam Conradi. 5. Februar 1819.

Der Redner stellt das Prognostikon, daß der durch Aufhebung der Leibeigenschaft herbeigeführte Standpunkt der Letten, mächtig auf dessen Nationalität einwirkend, höchst wahrscheinlich den allmählichen Untergang der lettischen Sprache zur Folge haben werde. Denn:

Die Sprache allein scheide den Letten vom Deutschen; sie hindere eine solche soziale Verschmelzung, wie sie Genossen einer Glaubensform und eines Vaterlandes gezieme. Die neue Verfassung führe die Annäherung beider Nationen herbei; man müsse daher nicht den Gang der Natur hemmen. Der Lette, gewohnt, das Deutsche als das Bessere zu schätzen, werde sich gern fügen in das, was ihm das Bessere deuchte; das Deutsche werde sich finden und, das Lettische verdrängend, sich mehren. Dem heutigen Letten könne der Hinblick auf seine Urväter nichts Erhebendes darbieten. Besser für ihn, wenn ein dichter Nebel ihm ihre Geschichte, die wohl keine reiche Ausbeute liefern würde, verberge, um keinen Groll zu erzeugen gegen seine Überwältiger. Auch der Lette würde in den Rang der übrigen zivilisierten Völker Europas versetzt sein, wäre nicht die Selbständigkeit dieser Nation verloren gegangen; diese sei auferweckt, mithin müsse auch das letzte Hindernis gehoben werden, um frisches Leben und rege Tatkraft auf den Schauplatz dieses Volkes zu bringen.

Was berechtigt uns aber, so entgegnet der Verfasser sich selbst, eine Sprache untergehen zu lassen, die so mühsam zu einer Stufe der Kultur gediehen ist? — An der lettischen Sprache sei ihrer Dürftigkeit wegen, da sie bisher unter das Joch der Willkür gezwängt gewesen, nichts verloren. Sie bestehe aus fremdartigen, von Deutschen hineingetragenen Bestandteilen; sie habe keinen nationalen Autor aus früherer Zeit aufzuweisen; nähme man alle Germanismen hinweg, wieviel echt Lettisches bliebe übrig? Die lettische Literatur habe bis jetzt nur mit lettischen Wörtern dem Deutschen, und zwar dem Gelehrten, etwas geboten. Bis jetzt habe noch kein in dieser Absicht gedichtetes Lied, als Volkslied, den gehofften Eingang gefunden. Durch Hinwegräumung der lettischen Sprache würde auch der Nationalität der Letten kein Eindrang geschehen, indem es mit ihr nicht viel auf sich habe, weil sich unter dem bisherigen Druck der Willkür und der Knechtschaft kein Volkscharakter, kein Volksgeist habe bilden können. Auch habe die neue Verfassung nicht den Letten als solchen, sondern nur den Bauernstand im Auge.

Gewonnen wäre durch Hinwegräumung der lettischen Sprache: 1) Der ungehinderte innere Verkehr der Bürger des Landes, zu denen nach der neuen Verfassung auch der Bauernstand werde

gezählt werden können. 2) Ein sicheres Bildungsmittel für denjenigen Letten, der, heller sehend, sich zur geistigen Veredelung erheben wolle; ebenso sicher, wie es die Erlernung der lateinischen Sprache für den Deutschen ist.

Die deutschen Ostseeprovinzen dürften nicht aufhören, deutsche Provinzen zu sein; daher müßte, um dem etwaigen Rausche undeutscher Volkstümlichkeit vorzukommen, zur geistigen Veredelung der deutschen Sprache beigetragen und der Grundsatz sanktioniert werden: Keine Letten mehr!

II. Vortrag von Karl Wilh. Cruse, Oberlehrer am Gymnasium und Pastor an der reformierten Kirche in Mitau, am 5. März:

Bei der durch den Monarchen und die Grundherren herbeigeführten Bauernverfassung sei es jetzt Sache aller Deutschen, den nicht mehr unfreien Undeutschen zu der Stufe der Bildung zu führen, die ihm Bedürfnis sei. Die Sprache des Letten reiche nicht mehr aus für sein Bedürfnis als Freien — sie müsse fortgebildet werden. Was bisher darin geschehen, sei deutscher Geist gewesen, der der Sprache angebildet worden. Das Bedürfnis, aus der Sprache des Sklaven eine Sprache des Freien zu bilden, liege in der neuen Verfassung selbst, da die oberste Verwaltung des Landes, wie des Bauernstandes nächste Appellationsinstanz, deutsche Akten führe. Diesem Bedürfnis könne nur durch Schulen abgeholfen werden, in welchen der Lette zwar lettisch gelehrt würde, aber auch zugleich Gelegenheit fände, Deutsch zu lernen. Ob dadurch die Nationalität oder Volkstümlichkeit des Letten sich anders gestalte, oder gar verloren gehe, und mit ihr auch die lettische Sprache, dies sei nur Sache der Vorsehung, nicht des Menschen, der nur, die Zeichen der Zeit beachtend, mit Gerechtigkeit die Erziehung des Einzelnen übernehmen soll.

III. Vortrag von Dr. Ernst v. Trautvetter, Oberlehrer am Gymnasium zu Mitau, am 5. März:

Um das Verhältnis der lettischen zur deutschen Sprache im deutschen Ostseelande auszumitteln und zu begründen, stellt der Verfasser zwei Grundsätze auf, die den streitenden Teilen einen natur- und vernunftgemäßen Vereinigungspunkt bieten sollen.

1) Jedes Volk muß die Sprache behalten, die ihm von der Natur, von Gott gegeben worden. 2) An einem und demselben Orte können nicht zwei Sprachen zugleich herrschen.

Um den scheinbaren Widerspruch dieser beiden Sätze zu lösen, erklärt sich der Verfasser näher über den Ausdruck Ort. In dem deutschen Ostseelande müsse das Deutsche gelten seines Orts, und das Undeutsche (Lettische und Estnische) seines Orts. Aus der Benennung „deutsche" Ostseelande ergebe sich schon, daß hier die deutsche Sprache die herrschende sein müsse, im natürlichen wie im staatsbürgerlichen Sinne, als Sprache der Gebildeten in der Stadt und auf dem Lande; die lettische, die geduldete, die Bauernsprache. Hierin sei auch das künftige Verhältnis beider Sprachen zu einander enthalten, indem man die Dinge nur ihrem natürlichen Gange zu überlassen brauche. Um dem ersten und zugleich obersten Grundsatz sein volles Licht zu geben, zeigt der Verf., daß der echte Weltbürgersinn mit der Liebe zum Artgemäßen im schönsten Einklange stehen, ja daß die deutsche Sprache nur in Beschützung alles Stammartigen ihr eigenes Dasein verbürgt sehen könne. Alle pro et contra vorgebrachten einseitigen Gründe verfängen daher nichts im Lichte dieses obersten Grundsatzes. Weder die Bequemlichkeit, die die deutsche Sprache, als alleinige, herbeiführen solle, noch die Armut und Unbedeutendheit der lettischen, könne einen rechtlichen Grund zur Vertilgung der letzteren geben. So wie bei Untersuchung einer Mordtat nicht gefragt werde, ob der Ermordete arm oder reich, gebildet oder roh gewesen, sondern nur das Menschenleben in Anschlag gebracht werde, so hier das Stammesleben. Eben dieser Gesichtspunkt gelte auch für die deutsche Sprache: die Heiligkeit des Volksartigen allein entscheide sowohl auf der einen als der andern Seite, nur ziehe dem Deutschen Pflicht der Selbsterhaltung und Selbstverteidigung die natur- und vernunftgemäßen Schranken.

Habe der erste Grundsatz seine notwendige Stelle gefunden, so gehe aus demselben auch die richtige Anwendung des zweiten Grundsatzes hervor, und beiden Teilen müsse daran gelegen sein, — dem Undeutschen, daß die für ihn zum Recht erhobene Duldung nicht verkümmert werde, — dem Deutschen, daß ihm als Schöpfer alles höheren Lebens auch hierin sein erworbenes Recht unbestritten bleibe.

Der Verf., dem, bei aller zu Recht beständigen Feststellung seiner beiden Grundsätze, dennoch die Träne des jetzt nur noch Geduldeten nicht entgeht, führt in seiner Nutzanwendung einige Trostgründe für den Undeutschen auf: den heilenden Balsam der Gewohnheit; das ähnliche Schicksal der deutschen und wendischen Sprache im östlichen Deutschland, das hinsichtlich des herrschenden Teils deutsch, hinsichtlich der Bauern wendisch gewesen sei; den allmählichen Übergang der platten Mundart in die hochdeutsche als Schriftsprache; die Erfahrung, daß ja auch die deutsche nur vermittelst der russischen Sprache in den allgemeinen Kreis des Reiches wirksam treten könne; den ermunternden Umstand, daß wenn nun einer von den besonders ausgezeichneten Köpfen der Undeutschen sich zur höheren Bildung hinaufarbeiten wolle, er (die Universität des Landes habe einen eigenen Lektor der lettischen Sprache) am Ziele eine wissenschaftliche Bildung seiner Muttersprache finde.

Für den deutschen Ostseeländer aber liege in dem Angeführten eine Aufforderung zur Heilighaltung sowohl der allgemein menschlichen als der volksartigen Pflichten und Rechte, damit hier nichts von den schönen Denkmalen deutschen Lebens und deutscher Geistestätigkeit untergehe, sondern damit die geistige Verwandlung, durch welche die deutsche Kirche, als der Vereinigungspunkt aller deutschen Herzen, Selbständigkeit und Artgemäßheit erringt und der Protestantismus zum Ziele gelangt, natur- und vernunftgemäßen Schritt halte.

IV. Vortrag von Karl Friedr. Watson, Pastor zu Lesten[1], am 5. März:

P. Watson erklärt sich bestimmt gegen die Umbildung der Letten zu Deutschen und das Aufgeben der lettischen Sprache. Er sei fest überzeugt, daß ein jedes Volk nur durch seine eigene angeborene, von der Gottheit ihm als Wächterin seiner Nationalität erteilte Sprache gebildet werden könne. Um über diesen Gegenstand richtig zu urteilen, müsse man tiefer in ihn eindringen und

[1]) Pastor Watson hatte den größten Anteil an der lettischen Übersetzung der „Kurländischen Bauerverordnung" gehabt; er hatte auch einen Plan ausgearbeitet „über die Art und Weise, wie auf die Kultivierung des lettischen Landvolks eingewirkt werden könne" (Jahresverhandl. der kurl. Ges. Bd. I) und war nachmals Herausgeber der ersten lettischen Zeitung, der „Latweeschu Awises".

ihn in ethymologischer, historischer und religiöser Hinsicht beleuchten. Die lettische Sprache sowie das Lettenvolk seien „aus der Verschmelzung der Gothen in die Slaven" entstanden; dies gehe deutlich aus der Sprache selbst hervor, deren Wurzelwörter zum größeren Teil slavisch, zum kleineren Teil gothisch wären. Sie vereinige auch wirklich den ganzen Reichtum der slavischen mit der Biegsamkeit und Kraft der deutschen Sprache. Man müsse sie studieren und sich völlig aneignen, um einzusehen, daß sie keineswegs arm und roh, sondern reich und geschmeidig und in kirchlicher Hinsicht bereits gebildet, folglich in juristischer und politischer ebenso bildungsfähig sei. Sie besäße ganz eigentümliche Vorzüge, so z. B. bezeichne sie durch eine bestimmte Form den Unterschied der transitiven und intransitiven Zeitwörter. Von Duldung derselben könne garnicht die Rede sein, da sie die eigentliche Landessprache wäre und da sich die Letten in Kurland zu den übrigen Bewohnern wie 6 zu 1 verhielten. Die Geschichte lehre, daß Ausrottung von Sprachen durch menschliche Anstalten nicht bloß höchst schwierig, sondern auch höchst ungerecht und schädlich sei. Die Wenden in Meklenburg hätten dadurch wahrlich nicht gewonnen, daß sie Deutsche geworden. In Preußen sei nach Ausrottung und Verjagung der lettischen Urbewohner eine ganz neue Population durch Einwanderung entstanden, und der größere Teil von Ostpreußen sei ja noch litauisch, mithin lettisch, weil die Litauer das Hauptvolk der Letten seien. In Kurland spräche das kleine Häufchen Liven am Popen-Dondangenschen Strande seit 800 Jahren seine angestammte Sprache, und ein Blick auf das benachbarte Litauen, wo man, seitdem Jagello König von Polen ward (also seit mehr als 400 Jahren), die Landessprache vernachlässigte und durch das Polnische zu verdrängen suchte, zeige deutlich, was der Erfolg solcher naturwidrigen Bestrebungen sei. Dieses hochherzige und tapfere Lettenvolk, die Litauer, habe zwar noch seine Sprache, wiewohl nicht mehr echt, aber ganz und gar keine Literatur; der Boden sei in Litauen fruchtbarer, die Frohne geringer, und dennoch stehe der Litauer unserm Letten an wahrer geistiger Bildung um ein Jahrhundert nach. — Überhaupt sei das Entstehen und Verschwinden der Völker und ihrer Sprachen Gottes Sache. Er habe die Lettenvölker zwischen die Slaven und Germanen gestellt, und ihre Sprache sei, wie sie selbst, das Verbindungsmittel,

der Übergang. Wohnort, Volk und Sprache bewahrheiteten dies und ständen im Einklange mit dieser höheren Bestimmung. Es sei unmöglich die Lettenvölker, die (wenn man ihr Hauptvolk, die Litauer, mitrechne) noch aus 4—5 Millionen Individuen bestänben, zu Deutschen zu machen. Gutes könne also durch eine solche Metamorphose nicht gestiftet werden, wohl aber Schaden, indem diejenigen, welche ihre Talente und ihren Fleiß dem Studium und der Kultivierung der eigentlichen Landes- und Volkssprache widmeten, davon abgeschreckt würden; indem ferner der allerdings sehr sichtbare Hang der Letten, die deutsche Sprache zu lernen, die eigene aber fahren zu lassen, zu ihrem Nachteil befördert und genährt würde. Diese Neigung der Letten gehe übrigens aus nichts weniger als aus Vorliebe für deutsche Sprache und Kultur hervor, sondern sei bei den Wohlhabenden bloßer Hochmut, bei allen andern die Ansicht, daß sie mit Erlernung des Deutschen zum Herrenstande übergehen würden. Schließlich erinnerte P. Watson, daß die natürlichste Metamorphose, wenn ja eine stattfinden sollte, diejenige wäre, daß die Letten zum Slavenstamm zurückkehrten.

V. Ein Wort über das Germanisieren der Letten. Vortrag von Georg Bened. v. Engelhardt, kurl. Oberhofgerichtsrat[1], am 2. April:

Der Redner spricht sich bestimmt gegen alles dasjenige aus, was dazu beitragen könne, der lettischen Sprache Eindrang zu tun. Die Sprache der Eltern sei es, in welcher der Mensch denke und sein eigenes individuelles Leben lebe; sie vorzüglich konstituiere eine Nation und sondere sie von allen andern Nationen. Über den Vorzug der Sprachen lasse sich bloß disputieren; jede werde sich zu verteidigen wissen, denn diese Mannigfaltigkeit liege im Plan der Schöpfung, die immer eine Stufenfolge in ihrer Weltordnung beobachte. Die persönliche Freiheit sei nicht an die Sprache gebunden, sonst müsse den Letten, Esten, Polen und Litauern, sobald sie frei geworden, ihre Sprache genommen werden. Auch zeige die Geschichte, wie nachteilig es sei, einer Nation ihre Eigentümlichkeit nehmen zu wollen. Beim Germanisieren sei nichts gewonnen, denn was ein Bauer wissen müsse, das könne er in seiner Mutter-

[1]) Er war der Hauptredakteur der 1817 entworfenen „Kurländischen Bauerverordnung" gewesen.

sprache erlernen. Der Mensch müsse erst existieren, ehe er sich geistig ausbilden könne. Der Bauer sei von Natur an mechanische Arbeiten gewiesen, man müsse ihm daher nicht seinen Pflug und seine Sense verleiden; das wichtigste, was dem Letten jetzt not tue, sei die Erklärung des ihm gegebenen Gesetzbuches, nicht aber der Unterricht in der deutschen Sprache.

VI. Für die Erhaltung der lettischen Sprache. Vortrag von Dr. Karl Elverfeld, Pastor zu Tuckum[1], am 2. April:

Der Redner geht von dem Gesichtspunkt aus, daß, wer dem Letten seine Art zu reden nehme, ihm auch zugleich seine Art zu sein nehme, was auch nicht schaden würde, insofern diese Art zu sein, durch ihre Schlechtigkeit verwerflich wäre. Da nun aber niemand dem Letten etwas absolut schlechtes zum Vorwurf machen könne, seine Volkstümlichkeit dagegen gut sei und durch die erworbene Freiheit trefflich werden werde, so dürfe und möge niemand einen geistigen Mord gegen ihn intendieren! Dem Einwande, als wolle der Lette selbst sich seine Sprache nehmen, begegnet der Redner, indem er diesen unheiligen Drang nur den vom traurigen Zeitgeist befangenen, den nahe an den Städten wohnenden und daher verdorbenen Letten zuschreibt, die echten Letten aber von dieser Lüsternheit freispricht, deren Befriedigung ihnen so schwer, ja in einem Grade der Vollkommenheit fast unmöglich werde. Auch könne das Bedürfnis die Letten nicht dahin bringen, da alle Gefühle, alle Begriffe, die dem freien Landmann eigen und nötig seien, wenn auch nicht immer in abstracto, doch aber in concreto, nicht bloß lettisch ausgesprochen werden können, sondern auch von dem mit einem schönen, natürlichen Verstande begabten Letten wirklich so gebraucht würden. Das beweise die nicht unbedeutende lettische Literatur, in dieser vorzugsweise die treffliche Bibelübersetzung, die nicht einmal einen Nationalen zum Verfasser habe; das beweisen die oft so schönen, richtigen, cum grano salis geäußerten, oft garnicht deutsch wiederzugebenden Bemerkungen des Letten. Die deutsche Sprache werde ihm gar keinen Ersatz bieten, da er in ihr weder frei noch richtig seine

[1]) Er sowohl wie auch sein Vater, der Pastor in Appriken war, haben mehrere lettische Schriften herausgegeben, der letztere unter andrem die Gedichte des blinden lettischen Naturdichters Indrik (Mitau 1806).

Gedanken auszusprechen imstande sein könne. So verschieden die deutsche Bücherspräche von der Alltagssprache im Munde des ungebildeten Mannes, so ganz aus seinem Leben, aus seiner Art zu zu denken und zu sprechen, sei die Schriftsprache der Letten.

Darum bleibe der Lette, dessen Sprache den so mächtigen Unterschied zwischen geistigem und leiblichem Freisein (swabbadiba un brihwiba) zu machen wisse, ein echter Lette und werde ja nicht zu einem Deutschlein (wahzeteelis) verunstaltet.

VII. Würdigung der Frage, ob die Metamorphose der Letten in Deutsche zu beklagen wäre. Vortrag von Dr. jur. Gerhard Chr. G. v. den Brincken, Kreismarschall, am 21. April:

Der Redner tritt in direkte Opposition gegen die Ausführungen des ersten Vortrages und sucht im Eingange, auf zwei Millionen Letten hinweisend, das Interesse für die Erhaltung ihrer Sprache zu erregen, und geht nun, nach Vorausschickung der Hauptmomente jener Frage, in die widerlegende Entwicklung derselben ein.

Nicht die Verschiedenheit der Sprache, sondern die Abstufung und Verschiedenheit der Bildung, Berufsbestimmung, der Sitten, Gebräuche und Beschäftigungen wäre als Hindernis des sozialen Lebens und Wirkens zweier Nationen zu betrachten, wie solches die volkreichsten Städte dartäten. Die Letten, deren Beruf als Landbewohner der Ackerbau sei, hätten und behielten ihre soziale Bestimmung unter Letten und bedürften vielleicht gerade der Sprachverschiedenheit und Subordination in Begriffen und Bedürfnissen, um den hohen Zweck dieses ältesten göttlichen Instituts zu erfüllen. Die Metamorphose der Sprache würde auch eine der Sitten und Gebräuche erzeugen, dem Letten aber keine wahre Entschädigung bieten, sondern dem Charakter und der Eigentümlichkeit dieses Volkes höchst nachteilig sein. Die Verschiedenheit der Sprache störe keineswegs in dem Genuß einer Glaubensform, wie schon die Glaubensgenossen der katholischen Kirche jene Behauptung widerlegten. Dagegen fühle sich eine Nation gemütlicher angezogen und angesprochen für Religionswahrheiten, wenn ihr diese in ihrer angeborenen Sprache mitgeteilt würden. Ebenso wenig käme aber auch das Vater- oder Mutterland dabei in

Gefahr, indem die Weltordnung selbst uns hierin ein Vorbild gebe. Die Nationalität bilde sich nicht durch der Übereinstimmung der Sprache, sondern aus der Übereinstimmung und Einheit der Regierungsverfassung. Aber selbst für die Sicherheit eines kolossalen Staatskörpers ständen mehrere diplomatisch-politische Gründe der Sprachvereinigung entgegen: divide et impera! Den ältesten historischen Beleg stelle dafür der babylonische Turmbau auf.

Die lettische Sprache selbst, die eine verhältnismäßig bedeutende Literatur aufzuweisen habe, dürfte um so weniger verurteilt werden, da die lettische Nation nichts verschuldet, sondern vielmehr in ihrer Sprache, in moralischer wie in politischer Hinsicht bisher alles geleistet habe, was von ihr zu erwarten gewesen wäre. Das Recht auf die Erhaltung der Sprache sei, mit dem Recht auf das Leben, als das erste angeborene Bürgerrecht anzusehen. Der Übertritt einzelner Letten in die deutsche Klasse könne als Schluß a minori ad potiorem ebenso wenig beweisen, als die Majorität der Letten einen Bestimmungsgrund für die Deutschen abgeben könne, ihre Sprache anzunehmen. Denn Sprache und Intelligenz der Landleute könne keine andre sein, als die, in der sie geboren und erzogen worden — für den Letten die Agrikulturspräche. Die Aufhebung der Leibeigenschaft habe den Letten keineswegs das Ende ihrer Geschichte herbeigeführt, sondern mit ihr hebe eine neue, höchst wichtige, erfreuliche Periode derselben an. Daher auch der Rückblick in ihre Vorwelt keine bittere Empfindung, sondern nur dankbare Gefühle und herzerhebende Vorsätze für ihren Nationalgeist hervorrufen könne. Die von dem Zeitgeist hiezu aufgeforderten Letten beweisen sich auch durch ihre und in ihrer Sprache wert, für die Aufklärung und Einsicht ihrer Pflichten und Rechte als Untertanen diejenige höhere Bildung und Weihe zu empfangen, welche sie dereinst fähig machen wird, sich die Freiheit einer verfassungsmäßigen Regierung mit Geistesreife anzueignen. Der Redner schließt mit dem liberalen Ausruf: Es lebe die Sprache und in ihr der Geist!

Literarische Rundschau.

Japans Ethik.

Der Kampf um die ostasiatische Vorherrschaft lenkt Aller Augen auf sich. Die voreiligen Stimmen, die den russischen Waffen einen schnellen Sieg verhießen, sind verstummt. Sogar die russische Presse hat im Laufe der zehn Kriegsmonate einsehen gelernt, daß Rußland für die unverantwortliche Unterschätzung seines Gegners blutiges Lehrgeld zahlen mußte. Und in Europa fragt man erstaunt, worin eigentlich diese überraschende Kraft Japans liegt, wie es in kurzer Zeit eine Stufe der Entwicklung erreichen konnte, die es befähigte mit einer Großmacht, wie Rußland, einen nicht aussichtslosen Kampf zu führen?

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß unter sonst fast gleichen äußeren Bedingungen diejenige kriegführende Partei als die ethisch stärkere anzusehen ist, die ihre vitalsten Interessen verteidigt, die in gewissem Sinne um Leben und Existenz kämpft. Japan ist bei diesem Kriege in wirtschaftlicher Hinsicht stärker interessiert als Rußland, das durch die Okkupation der Mandschurei und Besitznahme Port Arthurs Japans Einflußsphäre in China und Korea schwer bedrohte. Ob Rußland diese Erweiterung seiner Machtsphäre dringend nötig hatte, mag dahingestellt bleiben, jedenfalls handelt es sich von Seiten Rußlands nicht um eine Verteidigung seiner Existenzbedingungen, wie bei Japan, dessen Industrie wohl ihr vornehmstes Absatzgebiet in dem Nachbarreich erblickte. Mag auch der russische Politiker die Frage in umgekehrtem Sinn entscheiden, aus der Tatsache allein, daß der Krieg in Japan wie ein Nationalkrieg geführt wird, läßt sich der Schluß ziehen, daß hier Faktoren mitwirken, die nicht nur die hohen Sphären der Diplomatie berühren, sondern dem Volke selbst die Lebenswurzel bedrohten.

Es ist bekanntlich eine prekäre Sache, in der Politik von Recht und Unrecht zu sprechen: auf diesem Gebiet, das den Staatsegoismus, mag er nun als Eroberer oder Verteidiger seiner Rechte auftreten, recht eigentlich als vornehmstes Prinzip aufstellt, kann von Moral in gewöhnlichem Sinne nicht die Rede sein, wenn man nicht den Vorwurf alberner Sentimentalität oder gar eines lauen Patriotismus auf sich laden will.

Eine andre Frage soll uns hier beschäftigen, eine Frage, die kaum in das politische Gebiet hineingehört, aber doch zur Beurteilung des Volkes, mit dem Rußlands Armeen sich im blutigen Kampfe messen, von wesentlicher Bedeutung ist.

Welches sind die ethischen oder religiösen Elemente, die den Unterbau für Japans Aufstieg bildeten, die Japan zu dem gemacht haben, was es heute ist: zu einem Kulturstaat, der mit seltener Einmütigkeit und bewundernswerter Opferbereitschaft sich seine Unabhängigkeit jedem gegenüber zu verteidigen bereit ist, der sie anzutasten wagt, nicht zu einem Konglomerat heterogenster Elemente, die durch den Willen eines Einzelnen zu widerwilligen Handlungen geführt werden, sondern zu einem organisch gegliederten Ganzen, dem nur das gleiche Streben seiner kleinsten Teile die nötige Energiemenge zuführen konnte, um sie in eine eindeutige Tat umzusetzen.

Wir wollen diese Frage an der Hand eines Werkes zu beantworten suchen, das unter dem Titel „Unser Vaterland Japan" von Japanern auf Initiative des Engländers Stead verfaßt wurde und ein großartiges Sammelwerk darstellt, das uns über das ferne Inselreich die interessantesten Aufschlüsse geben kann. Der Japaner gilt in Europa für eitel und ruhmredig, seine Wahrheitsliebe wird bezweifelt, so daß ein Buch, das offenbar in Europa für Japan Stimmung machen soll, dem Mißtrauen begegnen dürfte, daß es die japanischen Verhältnisse in tendenziöser Färbung schildere. — Wenn nun schon ein so allgemeines Urteil oder Vorurteil, wie das oben genannte, einer ganzen Nation gegenüber nie berechtigt erscheint, so entbehrt in diesem Falle das Mißtrauen wohl jeder Grundlage: die Verfasser der verschiedenen Abschnitte gehören jener liberal-fortschrittlichen Partei an, der Japan seinen heutigen Zustand verdankt, und wenn auch ihr warmer Patriotismus überall durchklingt, wenn auch der Wunsch, kulturell dem Westeuropäer nicht nachzustehen, aus jeder Zeile blickt, so liegt doch wiederum so viel spezifisch Nicht-Europäisches in ihrer Auffassung der tiefsten Fragen, daß es nur ungerecht erscheinen würde, in diesem Werk nur eine politische und insofern unredliche Absicht zu erkennen. Die ruhige und besonnene Kritik der eigenen Verhältnisse, die uns fast in jedem Kapitel entgegentritt, scheint eher den Glauben zu rechtfertigen, daß hier das Wort doch Ausdruck des Gedankens ist und daß die

Wärme der Empfindung die Aussagen deshalb nicht zu unglaubwürdigen stempelt. — Einem zweiten Einwand möchte ich hier begegnen: wenn von Frauenerziehung, von Kunst oder von Moral die Rede ist, so wäre es unbillig zu verlangen, daß der Verfasser sich des eigenen Urteils in dem Sinne enthalten sollte, daß er nur von den realen Erscheinungen dieser Gebiete reden, nicht aber seine eigenen Wünsche äußern dürfte. Tut er das aber, so hängen diese unmittelbar mit der Kulturstufe einer bestimmten Bildungsklasse zusammen, zu welcher der Verfasser gehört. Von diesem Gesichtspunkt aus wird er auch die Erscheinungen werten, die in einem niedrigeren Niveau entstehen, und leicht wird der Wunsch, hier psychologische Motive zu finden, den Verfasser dazu verleiten, aus den Dingen mehr herauszulesen, als sie in Wirklichkeit bieten. Diese Gefahr liegt aber jedem derartigen Thema nahe, und wenn heute jemand eine christliche Ethik schreiben würde, so wird es sich nicht darum handeln, zu schildern, welche Vorbedingungen und Kompromisse sie sich im praktischen Leben gefallen lassen mußte, sondern was sie im Grunde will, was sie von uns fordert. — Wenn also von japanischer Ethik gesprochen wird, so handelt es sich nicht um eine Darstellung des Japaners, wie er ist, sondern wie sein Moralgesetz ihm zu sein vorschreibt, — das bedeutsamste Moment allerdings, um die Lebensquellen eines Volkes kennen zu lernen. Wie wenig man im allgemeinen gewillt ist, den Motiven Japans in diesem Kriege gerecht zu werden, wie man sich dagegen sträubt, den psychologischen Gründen für die unzweifelhafte Tüchtigkeit der japanischen Soldaten nachzugehen, beweist das eine Wort, das heute in jedermanns Munde ist, das Wort, mit dem alles erklärt wird: der Fanatismus der japanischen Rasse.

Die Berechtigung dieses Vorwurfs — denn in dem Wort „Fanatismus" liegt ein solcher — zu motivieren, dürfte schwer fallen. Zum Fanatismus gehört in jedem Falle Einseitigkeit, Enge des Urteils und Unduldsamkeit dem Andersartigen gegenüber. Beides trifft für Japan nicht zu, es ist heute vielleicht der toleranteste Staat der Erde, und sein Fortschritt hat uns gezeigt, daß ihm Enge des Urteils nicht vorgeworfen werden darf. Positiv ausgedrückt, muß der Fanatismus, um als Rasseneigentümlichkeit bezeichnet zu werden, einen unbeugsamen, gemeinsamen Glauben an irgend etwas zur Grundlage haben, die Rasse muß an gewissen Wertungen unumstößlich festhalten, also zum mindesten eine einheitliche Religion oder ein für die Gesamtheit bindendes Moralgesetz haben — aber beides fehlt den Japanern.

Von einem deutschen Gelehrten hörte ich die Ansicht, Japan besitze weder eine Religion noch eine einheitliche Moral, seine Weltanschauung oder die des gebildeten Japaners sei im wesentlichen eine ästhetische.

Was heißt im Gegensatz zu einer ethischen — eine ästhetische Weltanschauung?

Wenn diese Frage beantwortet werden soll, so müssen wir von der heutigen modernen Auffassung absehen, die dazu neigt, die schroffen Gegensätze auszugleichen und beide Systeme mit einander zu verbinden. Die ästhetische Weltanschauung verpflichtet den Einzelnen, eine harmonische Ausgestaltung seiner Persönlichkeit anzustreben, etwa im Sinne Goethes, während die ethische von ihm ein Unterdrücken des Natürlichen, Fleischlichen zu gunsten des Geistigen, Ideellen verlangt. Dieser prägnante Gegensatz tritt uns überall entgegen, wo Kunst und Moral sich berühren. Die Moral will aus einem Naturwesen ein geistiges schaffen, das natürliche Material, in biblischem Sinne das Fleisch, soll ertötet werden, um den Geist lebendig zu machen. Die Kunst, richtig verstanden, schafft aus totem Material lebendige Wesen, Kunstwerke, die nur dann lebensfähig sind, wenn der Schöpfer dem Material Rechnung getragen hat, seine Natur nicht vergewaltigt hat, sondern sie mit seiner Idee zum Ganzen, zum Kunstwerk verschmolzen hat. Eine ästhetische Weltanschauung rechnet mit der Natur des Menschen, sie will diese Eigenart nicht verbiegen, sie will sie zur weitesten, edelsten Entfaltung bringen, aus der Naturanlage des Menschen ein Kunstwerk — die Persönlichkeit schaffen.

So schafft die ästhetische Weltanschauung Individualitäten, während die ethische, wenn sie sich jemals realisieren ließe, gleichförmige Typen hervorbringen müßte, die sich ohne Unterschied einem einzigen Gesetz fügen würden.

Japan hat seine uralte pantheistische Naturreligion nicht vergessen und begegnet dem Naturwesen mit einer gewissen Ehrfurcht — nicht nur der Kirschblüte, sondern auch dem Menschen. Er ist Träger eines göttlichen Funkens, ein Teil der Offenbarung des Göttlichen, das sich in der ganzen Welt manifestiert. Diese Auffassung läßt den Japaner sein Leben als Geschenk, seinen Körper als Gefäß ansehen, für dessen Bestand und Inhalt er verantwortlich ist; Kraft, Gesundheit und Ausdauer, nicht Askese oder Ertötung des Fleisches, sucht er durch stete Übung zu gewinnen. Er ist sich dessen bewußt, daß dem Göttlichen die tierische Natur des Menschen widerstrebt und in diesem Sinne glaubt er an ein Böses in uns, nicht an den Bösen außer uns. In diesem Dualismus sieht Prof. Inazo Nitobe, der Verfasser des Abschnitts, der unsrer Darlegung zugrunde liegt, keinen Widerspruch. Nitobe ist Christ und sagt: „Aus der paulinischen Lehre, in der als Gesetz besteht die Sünde zu offenbaren, geht hervor, daß je zwingender und je bindender das Gesetz ist, desto augenscheinlicher die Sünde", mit andern Worten, die Sünde ist die logische Konsequenz des göttlichen Gesetzes in uns und nur durch diesen Gegensatz ist uns eine Entwicklung

zum Höheren, Besseren gewährleistet. Bestände diese gegenseitige Bedingtheit nicht, so wäre das Böse als ein von außen hinzugekommenes zu betrachten, von dem wir durch eine erlösende Kraft befreit werden könnten oder welches wir aus eigener Kraft völlig überwinden müßten. Beide Möglichkeiten sind unvereinbar mit einer stufenweisen Entwicklung, denn mit der Befreiung vom Bösen wäre das Ziel erreicht und ein Gutsein gäbe es nicht mehr für den Menschen, der nicht mehr die Möglichkeit hat böse zu sein. Wenn Nitobe hier nicht unter dem Einfluß moderner westeuropäischer Denkweise steht und wirklich die japanische Auffassung der Doppelnatur des Menschen mit diesem Ausspruch vertritt, so dürfen wir um so mehr darüber erstaunt sein, als diese einzige Grundlage für die Möglichkeit einer steten Entwicklung zum Guten nicht auf dem Wege des Christentums, sondern selbständig auf Grund der japanischen Weltanschauung gefunden wurde.

Wenn der Japaner sein Leben und seine Fähigkeiten als ihm verliehenes Geschenk betrachtet, so ist konsequenter Weise die Dankbarkeit denen gegenüber für ihn Pflicht, die ihm das Leben geschenkt haben. Den Eltern und Voreltern in erster Linie fühlt er sich verpflichtet, und nächst ihnen dem Vaterlande, das ihm die Möglichkeit gab, seine Fähigkeiten in Taten umzusetzen. In diesen Momenten, der Verehrung der Natur und dem Ahnenkult, die beide dem Shintoismus entstammen, ist noch heute die Grundlage der japanischen Moral oder der Bushido zu suchen. Dieses Wort bedeutet eigentlich „Kämpfender Ritter Art" und erweiterte sich zum Begriff der Ritterlichkeit überhaupt, zu einer Art ungeschriebenen Ehrenkodex für den Samurai, den Ritter, von dem in erster Linie Mannhaftigkeit, Männlichkeit verlangt wurde. Da das Bushido nicht in gleichem Maße für den Kaufmann oder Arbeiter galt, so dürfen wir in ihm eine Art Klassenmoral erblicken, in der ein aristokratisches Element zum Ausdruck gelangte, das die stufenweise Entwicklung der Moral bei allen Völkern begleitet hat. Ihr fehlt der höhere Ursprung im Sinne einer Offenbarung, sie erhebt nicht den Anspruch absolut zu sein, daher ist sie entwicklungsfähig. Und wie sehr sie das war, beweist die Tatsache, daß das Bushido Elemente der christlichen Moral in sich aufnahm, ohne seinen Charakter dabei einzubüßen.

In feinsinniger Weise zeichnet Nitobe die Gegensätze zwischen Bushido und christlicher Moral, und obgleich selbst Christ, hängt er voller Pietät am Bushido, und es kostet ihm sichtlich einen Entschluß, dem Christentum uneingeschränkt den Vorrang einzuräumen. „Ich bekenne, daß ich, ohne fähig zu sein es zu erklären, einen Unterschied empfinde zwischen der Liebe, die Christus lehrt, und dem Wohlwollen, der Güte, die Bushido nie aufhört zu verlangen. Liegt es in ihrem inneren Charakter? Liegt es in dem Grad

ihrer Stärke? Liegt es darin, daß der eine demokratisch, der andre aristokratisch ist? Liegt es an der Art der Offenbarung? Ist es, weil das eine ewig weiblich, das andre ewig männlich ist? Oder liegt es daran, daß es vom Himmel stammend göttlich ist, und das andre von der Erde irdisch ist? Ich weiß nicht, wie ich diese und andre Fragen beantworten soll, die in schneller Aufeinanderfolge aufsteigen, während meine Feder über diese Blätter gleitet, aber das glaube ich, daß die Bushido-Lehre, durchdrungen von dem Licht, welches jeden Menschen bei seinem Eintritt in die Welt empfängt, eine herrlichere Offenbarung der Liebe voraussah." Und in den Schlußworten entscheidet sich Prof. Nitobe noch unzweideutiger für das Christentum: „Aber der Samurai ist nicht mehr und Bushido wird dahinschwinden; und wie sein Stolz verschwunden ist in dem leuchtenden Glanz einer aufgeklärten Bevölkerung, so wird die Lehre, die wir Bushido nennen, aufgehen in einem größeren, höheren Moralgesetz." Diese sinnvolle Gegenüberstellung läßt den Unterschied der christlichen und japanischen Moral deutlich hervortreten: die letztere ist eine durch und durch national gefärbte und aristokratisch begrenzte Vorschrift für Gesinnung und Handeln des Japaners, während unsre christliche Moral mit ihrem esoterischen Element nur ein fernes Ziel darstellt, das unsrem Denken und Tun die Richtung geben soll und deshalb nie auf eine einzelne Klasse oder auf ein einzelnes Volk beschränkt sein kann. Wenn wir die einzelnen Forderungen prüfen, so dürfte die Berechtigung des so formulierten Gegensatzes nicht bezweifelt werden.

Christus fordert Liebe dem Nächsten gegenüber, das Bushido — Wohlwollen und Mitleid. Eine gleiche Liebe für Alle gibt es nicht und wird es nie geben: es ist eine andre Art Liebe, die uns mit dem kulturell Gleichstehenden verbindet, als die, welche wir dem niedriger Stehenden zollen, sie wird hier mehr den Charakter des Wohlwollens annehmen, während sie im ersten Falle auch schon das Gepräge des Forderns tragen darf. Versucht man das Gebot Christi ohne jede Einschränkung in die Tat umzusetzen, so ist die Konsequenz eine Tolstojsche Lehre, die von dem klaffenden Widerspruch zwischen dem christlichen Gebot und unsern irdischen Lebensformen erfüllt, die letzteren von Grund aus verurteilt. Mag er damit auch Recht haben, er ist über die Kritik noch nicht hinausgekommen und seine „Auferstehung" bedeutet noch nicht ein Reformprogramm, auf Grundlage dessen das Christentum ohne Bruch in einer neuen Gesellschaftsordnung aufgehen könnte. Hier rechnet der Japaner mit realen Verhältnissen, seine Forderung entspricht der Gliederung der Gesellschaft in ein Oben und ein Unten und noch versteht er sich nicht zu der Idee der Gleichheit Aller und zu ideellen, unerfüllbaren Forderungen. Dem Bushido fehlt jedes

esoterische Element, die praktische und zugleich aristokratische Begrenzung seiner Moral verlangt vom Japaner nie Unmögliches, sondern gerade das, was im Rahmen seiner Stellung, seiner Familie und seines Vaterlandes möglich und erwünscht ist: äußerste Aufopferung seiner Persönlichkeit im Dienst der Pflicht, Anspannung aller seiner Kräfte im Dienste seines Monarchen — und das alles, um sich in letzter Linie seiner Vorfahren würdig zu erweisen und seine Ehre, die zugleich die des Vaterlandes ist, rein und unbefleckt zu erhalten. Man sieht, wie begrenzt das ganze Gebiet ist, es beschränkt sich auf Japan, auf das Vaterland und die Heimatgenossen und wird zu einem Hebel von unvergleichlich starker Wirkung. Ein Naumann wäre in Japan nicht denkbar: wenn seine ehrliche Religiosität von ihm verlangte, sein ganzes Leben mit dem Geist des Christentums zu durchtränken und er als warmfühlender Patriot, als heißblütiger Politiker beständig mit der moralischen Forderung desselben in Konflikt geriet, weil dort kein Raum vorhanden war für Nationalitätenfrage, für politische Interessensphären, für Flottenvermehrung und ähnliches, so müssen wir ihm Recht geben. Er zog ehrlicher als viele andre die Konsequenz und erklärte rundweg: Christentum und Politik, oder christliche Ethik und die Pflicht des Staatsbürgers haben wenig mit einander gemein, die Praxis des Staats- und Parteilebens fordert andre Gesetze, als die der christlichen Ethik. Japan kennt diesen Gegensatz garnicht: Patriotismus und alles, was dazu gehört, ist ethisch, ist moralisch, denn der Japaner hat seinem Monarchen und seinem Vaterlande zu dienen. Man mag theoretisch aus diesen Verhältnissen die Konsequenz ziehen, daß das Bushido in seiner eng-nationalen Fassung jedem Fortschritt hinderlich sein mußte und nur eine konservativ-pietätvolle Stellung zu Thron und Staatsidee von dem wohlgesinnten Untertan verlangte; aber die letzten dreißig Jahre haben uns darüber belehrt, daß es Männern, wie Marquis Ito und andern gelang, den Begriff des wahren Patriotismus in dem Sinne zu vertiefen und zu erweitern, daß nicht der Stillstand, sondern der Fortschritt nach westeuropäischem Muster Japan allein die Zukunft sichern konnte. Wie jede Abkehr vom eng-nationalen zum weiten kosmopolitischen Standpunkt mit Gefahren verknüpft ist, zugleich aber die einzige Gewähr für eine Entwicklung zu freiem Menschentum bietet, so mußte auch für Japan der Schritt zur parlamentarischen Verfassung nach westeuropäischem Muster ein gewagter genannt werden. Wurde nicht durch die in das Staatsleben eingreifende Volksvertretung der Glaube an das unumschränkte, durch die Götter geheiligte Recht des Herrschers untergraben, wurde nicht in jedem einzelnen, der zu politischer Betätigung berufen wurde, das Bewußtsein rege, nach eigenem Urteil, nach eigenem Interesse das Ruder des Staates zu lenken? Das tief eingewurzelte Pflicht

bewußtsein des Japaners scheint ihn davor bewahrt zu haben, die Ehrfurcht vor der im Monarchen verkörperten Staatsidee ließ ihn das eigene oder Parteiinteresse vergessen und im Dienst für Kaiser und Reich seine vornehmste Aufgabe erblicken. Dieses Pflichtbewußtsein ist sogar stark genug, um der Stützen von seiten einer Staatskirche zu entbehren, die von jeher in Europa als Fundament jedes Thrones gegolten hat. Der Gehorsam gegen die Obrigkeit, gegen das Staatsoberhaupt ist bei uns zu einem integrierenden Bestandteil der Staatsreligion geworden, und überall, wo sich dieser Zusammenhang zu lockern droht, erscheint das Herrschertum von Gottes Gnaden gefährdet.

Nach dieser Abschweifung auf das politische Gebiet, die geboten erschien, um zu zeigen, welche lebendigen Kräfte das Bushido hier ins Leben gerufen hat und wie sehr es dazu beitrug und wohl noch beiträgt, den unbedenklichen Patriotismus als wahrhaft moralischen Wert anzusehen, also jeden Zwiespalt aus dem Wege räumt, kehren wir zu den von Prof. Nitobe erwähnten Widersprüchen zwischen christlicher Ethik und Bushido zurück. Wenn die christliche Moral eine geoffenbarte, absolute, in gewissem Sinne himmlische ist, so muß das Vergehen gegen dieselbe einen völlig andern Charakter tragen, als ein Verstoß gegen das Bushido. Der Christ begeht ein Unrecht Gott gegenüber, er sündigt, und keine Macht der Erde kann ihn von diesem Makel befreien. Hier greift das Dogma von der Erlösung, der Rechtfertigung direkt religiös wirksam ein, um das feste Band zwischen dem Wollen und Handeln einerseits und dem Glauben zu knüpfen. An Stelle des Begriffs „Sünde" tritt die „Schande" beim Japaner: er ist seinen Mitmenschen, seinem Vaterlande und vor allem sich selbst Rechenschaft schuldig für das, was er tut. Ihm liegt der Gedanke an eine Erlösungsbedürftigkeit völlig fern, und so scheint auch das Christentum, soweit das aus dem Abschnitt hervorgeht, seinen dogmatischen Charakter in Japan verloren zu haben, es ist mehr Moralprinzip, ein vertieftes Bushido geworden.

Kaftan unterscheidet in einem geistvollen Aufsatz über das Wesen des Christentums zwei Typen von Religionen: der eine geht von der Idee der Erlösungsbedürftigkeit der Welt aus, der andre von ihrer Fähigkeit besser zu werden, und betont daher die moralische Forderung. Ein Beispiel für die reine Form des ersten Typus ist der Buddhismus, für die zweite die Lehre des Kon-fu-tse. Das Christentum steht auf dem Kreuzungspunkt der beiden Entwicklungslinien dieser Typen und will beiden gerecht werden. Je nach den Strömungen innerhalb der Christen prävaliert bald die eine, bald die andre Idee, und mit Recht macht Kaftan darauf aufmerksam, daß das Christentum in der Auffassung Harnacks seinen Charakter als Erlösungsreligion stark eingebüßt habe, die

ethische Forderung aber um so mehr in den Vordergrund gerückt sei. Sobald Christus Vorbild, nicht mehr Erlöser sei, höre das Christentum auf, seinem Doppelcharakter gerecht zu werden. Man braucht nur an die Phasen der Entwicklung zu denken, die das Christentum in Askese, Weltflucht und ähnlichen Erscheinungen durchgemacht hat, um auch die Gefahr, die in der einseitigen Betonung des Erlösungscharakters liegt, nicht zu übersehen. Als spezifisches Element der Erlösungsreligion muß der Begriff „Sünde" angesehen werden; sie ist das Attribut der unerlösten Welt, im Gegensatz zur Gerechtigkeit der erlösten, d. h. des Reiches Gottes. Von Sünde kann daher nicht im Zusammenhang mit einer Morallehre gesprochen werden und dem Japaner scheint dieser Begriff fremd geblieben zu sein.

Der Japaner hat von Indien den Buddhismus übernommen, aber die religiösen Elemente sind nicht vollständig sein Eigentum geworden, nur die „Methode der Betrachtung" hat der Buddhismus ihn gelehrt; das metaphysische Element entsprach zu wenig seiner optimistischen Lebensbejahung, das Kontemplative lag seiner Natur fern. „Der wohltätige Einfluß dieses Lichtes Asiens, das unsre Zivilisation erhellte, war die Einführung der metaphysischen Elemente, die uns teilweise die Lösung des Geheimnisses unsrer Natur lehrte, Gutes und Böses, über Leben und Tod, Dinge, mit denen der praktische Sinn unsrer Krieger sich wenig beschäftigte, aber auf die jeder normale Mensch von Zeit zu Zeit, wenn er in beschaulicher Stimmung ist, seinen Blick wendet. Wir können sagen, daß diese arische Religion unsern Sinn mehr zur Betrachtung anleitet, während Shintoismus trotz seiner Anbetung der Natur uns mehr zum Denken veranlaßt. Was wir also vornehmlich in moralischer Richtung gewonnen haben, ist die Methode der Betrachtung, ein modus operandi geistiger Reife, und nicht so sehr seine Philosophie oder sein Dogma." Dagegen mußte die von esoterischen Elementen gänzlich freie Lehre des Kon-fu-tse dem auf das Praktische gerichteten Sinn des Japaners entsprechen, und auf dieser Grundlage baute sich die Bushidolehre auf. Dennoch müssen wir vermuten, daß die Morallehre des Christentums in Japan einen geeigneteren Boden finden dürfte, als das Dogma von der Erlösung, und die kurzen, oben angeführten Vergleiche zwischen Bushido und Christentum, die Nitobe angestellt, rechtfertigen diese Vermutung. Das Bushido wird sich eher dem modernen Christentum assimilieren können im Sinne einer allgemeinen, nicht mehr auf eine Kaste beschränkten Moral, und wird sich vielleicht davor hüten, in den Fehler zu verfallen, absolute Begriffe aufzustellen, die jeder Entwicklung der Moral hinderlich werden könnten. Es ist ungemein lehrreich, daß ein Volk, dessen jüngste Vergangenheit sich in einer Periode rapiden inneren und

äußeren Wachstums abspielte, auch in den tiefsten Grundlagen seines Wesens, in seiner Weltanschauung und in seiner Moral diesen aktiven Trieb zur Geltung gebracht hat. Seine Weltanschauung ist Dank für sein eigenes Dasein, als Grundlage jeder Tätigkeit, ist freudige Lebensbejahung, und seine Moral fordert von ihm, seine Kräfte in den Dienst des Allgemeinwohls, des Staates zu stellen: Beides hat die sinnvolle Betätigung zum Ziel, nicht den eigenen Vorteil, wohl aber die eigene Ehre, den guten Namen und Ruf.

In engem Zusammenhang mit dem ausgesprochen diesseitigen Charakter der japanischen Moral steht der Selbstmord. Das Harakiri erscheint als eine Art Selbsthinrichtung eines Menschen, der seinen Mitmenschen etwas schuldig geblieben ist; er hat sich durch irgend ein Vergehen entehrt und vollzieht nun selbst die Strafe an sich, oder er will mit dem Tode seine Unschuld beweisen: „ich will euch meine Seele zeigen, auf daß ihr selbst urteilen möget." Nitobe sagt sehr fein zu diesem für unser Verständnis so schwierigen Punkt japanischen Ehrgefühls: „Es ist die Geschichte, die den blassen Tod verklärt; es ist das Leben, das der Verblichene überstanden hat und das dem Tode die Pein und Schmach nimmt. Wenn es nicht so wäre, wer wollte den Schierlingsbecher mit Philosophie zusammenreimen, oder das Kreuz mit dem Evangelium? . . . Wir können über Leibaufschlitzen sagen, was Carlyle über religiöse Bettelei gesagt hat, ‚daß es weder eine schöne Beschäftigung war, noch eine ehrenvolle, bis der Edelmut derer, die sie übten, sie zu einer ehrenvollen machte.'" Die eigentümliche Art des Selbstmordes beruht auf der Vorstellung des Japaners, daß der Sitz der Seele in der Bara, der vorderen Rumpffläche, zu suchen sei. Diese Anschauung hat eine gewisse Verwandtschaft mit der griechischen Vorstellung von dem Sitz der Seele im Zwerchfell, und die Physiologie hat uns gelehrt, daß die großen sympathischen Nervengeflechte, die in der Tiefe des Leibes sitzen, zu unsrem ganzen Gemütsleben in nächster Beziehung stehen. Die Art des Selbstmordes erfordert, da sie im höchsten Grade schmerzhaft ist, Mut und kühle Überlegung und ist daher nicht so leicht zu vollziehen, wie sein Leben durch einen Pistolenschuß zu enden. Nitobe verteidigt den Selbstmord nicht, aber er erklärt, „daß der Tag ein trauriger für Japan werden wird, an dem seine Söhne die Wertschätzung der Ehre einbüßen sollten (ich meine damit nicht Seppuku (oder Harakiri) selbst), die dieses furchtbare Verfahren in sich schließt."

„Ehre ist das einzige Band, das den Japaner mit der sittlichen Welt verknüpft." Das Wort erscheint auf den ersten Blick dürftig, aber wenn die Ehre nicht nur ein nach außen hin sauber gehaltenes Gewand bedeutet, sondern sich auch auf die Gesinnung

erstreckt, so liegt darin viel beschlossen. Und die Bushidolehre verlangte vom Samurai, daß er sich über sich selbst Rechenschaft zu geben habe. „Das Gewissen, bei uns verständlich unter der Bezeichnung Kokoro (was Sinn, Geist und ebenso gut Herz bedeutet), war der alleinige Maßstab für Recht und Unrecht. Aber wir wissen, daß das Gewissen eine Macht des Bewußtseins ist, und da das ganze Wesen von Bushido Tätigkeit bedeutet, so ist uns . . . gelehrt worden, daß Gedanke und Tat ein und dasselbe ist." „Es war die Ursache, nicht der Ausgang, die dem Verhalten Gerechtigkeit angedeihen ließ" — das sind Worte, die dem tiefsten Sinn jeder Moral gerecht werden, daß nicht die Handlung als solche schlechtweg, sondern nur in Bezug auf ihre Motive sittlich oder unsittlich genannt werden kann.

Durch welche Kluft ist diese Auffassung von der äußerlichen Gesetzeserfüllung des wahren Semiten, des Juden, getrennt, der in einem flachen Pharisäertum seine Befriedigung fand. Dem Arier wird aber auch die japanische Moral dürftig und äußerlich erscheinen, weil er gewohnt ist den Wert der sittlichen Forderung an der höchsten nur denkbaren Stufe des Moralgesetzes zu messen. Diese Stufe ist dem Japaner erreichbar, und weil sie erreichbar ist, hat er nicht, wie wir, die Versuchung zu Kompromissen zwischen sittlicher Pflicht und Handlung. Mir erscheint es unwahrscheinlich, daß ein Volk, dessen ethische Forderung so ganz dem praktischen Bedürfnis, so ganz dem kulturellen Wachstum Rechnung trägt, innerlich verlogen sein soll, ein Volk, dessen Moral den Stempel der Ehrlichkeit an der Stirn trägt. Man braucht doch nur an den christlichen Engländer zu denken, dem es so ungemein leicht gelingt das, was ihm politisch unzweckmäßig erscheint, als unchristlich und unmoralisch zu stempeln! Auf wessen Seite liegt mehr Verlogenheit? Aber der Ruf des Japaners ist in Bezug auf Wahrheitsliebe kein guter, und mir scheint der Grund dafür nicht fern zu liegen: Jedes Volk, das sich in jahrhundertelanger Abgeschlossenheit entwickelte, dessen oberster Grundsatz der Aufbau und die Erhaltung des eigenen Staates war, wird bei der Berührung mit andern Völkern sich eines gewissen Mißtrauens nicht erwehren können, das zugleich mit jenem Hochmut gepaart sein mag, der im Andersartigen das Minderwertige erblickt. Erst spät lernte der Japaner fremde Kulturen mit lernbegierigen Augen ansehen, und das Gelernte sorgsam für eigene Zwecke ausgestalten. Diese ganze Situation verlangte eine gewisse Vorsicht und diese Vorsicht scheint von dem Europäer mißdeutet zu werden. Sie erscheint ihm als Versteckheit, als Falschheit, während sie doch nur die moderne Form für die politische List, für den eigenen Selbsterhaltungstrieb ist, den der hochkultivierte Staat ebenso nötig hat, wie der aufstrebende. Ein anderes Moment liegt dagegen in der Reserve, die

der Japaner in Bezug auf sein Gefühlsleben überhaupt beobachtet. Man spricht von dem stets lächelnden, lustigen Völkchen, und diese Epitheta haben dem Japaner den Ruf der Oberflächlichkeit eingetragen. Nitobe weist diesen Vorwurf als unberechtigt zurück: es sei ein wesentlicher Zug der Bushidolehre, daß sie völlige Selbstbeherrschung verlange, einen Stoizismus, der nicht nur eine nach außen zur Schau getragene Ruhe, sondern auch ein inneres Bewältigen der Leidenschaften verlangt. Diese Forderung ist dem Japaner so in Fleisch und Blut übergegangen, daß er sich nicht dazu entschließen wird, dem Fremden einen Blick in sein Inneres zu gestatten, er wird mit dem Lächeln der Höflichkeit den eigenen Schmerz zu maskieren suchen. Das wird für Mangel an Wahrheitsliebe gehalten und doch liegt in dieser Verschlossenheit ein starker männlicher Zug, den flüchtige Beobachter nur falsch gedeutet haben.

Aus allen diesen Einzelheiten ist ersichtlich, welche Schwierigkeiten sich dem Europäer beim Studium des Japanertums entgegenstellen. Es wird ihm nur selten gelingen, in den Kern seines Wesens einzudringen, und die Beschreibung des Gesehenen und Gehörten wird häufig das wahre Bild fälschen und dem Wesen des Japaners nicht gerecht werden. Ebenso energisch verwahrt sich Prof. Nitobe gegen das in Europa herrschende Vorurteil, das die japanische Frau vorzugsweise als Geishatypus kennt. Sehr überzeugend sagt er: „Es gibt wohl kaum eine irrigere Auffassung, als den Charakter der Samurai-Frauen mit dem Typ der Geisha zu vergleichen; es war tatsächlich der Gegensatz zwischen beiden, der den Geishas die Daseinsberechtigung verschaffte, denn die Samurai-Frau war ein gesetztes, ernstes, ja selbst strenges „hausbackenes Geschöpf" mit sehr wenig Geschmack für Unterhaltung und noch weniger für Vergnügungen, besser bewandert in der Poesie des Altertums 2c." Und es erscheint auch im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß die Frauen, in deren Hand doch vor allem die erste Erziehung der Kinder lag, so tüchtige Männer ihrem Vaterlande erzogen haben sollten, wenn sie nicht auch die nötige ethische Qualifikation für diese Aufgabe besessen haben sollten. Allerdings scheint das Verhältnis der Ehegatten zu einander nicht jene grundlegende Bedeutung gewonnen zu haben, wie in Europa, wo dieses Verhältnis in ideellem Sinn den Wertmesser für die Höhe der erreichten Kulturstufe bestimmt. „Das Christentum", sagt Nitobe, „lehrte, daß der Kernpunkt wohlgeordneter Gesellschaft auf dem ehelichen Zusammenleben der ersten Eltern beruhte und daß folgerichtig ein Mann Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen soll; eine Lehre, die an und für sich nicht leicht verständlich und, wie schon Paulus zugibt, sehr zweifelhaft in ihrer Anwendung ist und einem unreifen Jüngling gestattet, den Willen

seiner Eltern mit Füßen zu treten, wenn er sich in ein leichtfertiges Mädchen verliebt. Christus hat selbstverständlich diese Auslegung nie befürwortet, auch enthalten die zehn Gebote nicht den Wortlaut ‚Du sollst dein Weib mehr lieben, als du deinen Vater und deine Mutter ehrst.'" Nach der Bushidolehre bestand „die kindliche Liebe als die erste aller Tugenden", und wieder berührt sich hier diese Anschauung mit den Ideen des Ahnenkults. Es ist die Dankbarkeit für das Dasein, die das Kind seinen Eltern schuldet und auch die Gattenliebe darf nicht in Konflikt mit der kindlichen Ehrfurcht geraten. Es ist nur eine Konsequenz dieser Auffassung, die offenbar allen orientalischen Volksstämmen gemeinsam ist, daß die Gattin erst die ihr gebührende Stellung einnimmt, wenn sie Mutter geworden ist, wie denn auch Unfruchtbarkeit der Frau in Japan als anerkannter Scheidungsgrund gilt. Aber auch auf diesem Gebiet hat der westeuropäische Einfluß schon vieles geändert und bei der ungemein starken Assimilationsfähigkeit des Japaners wird es nicht lange dauern und die Emanzipation der Frau wird dort bereis jene maßvolle Grenze erreicht haben, welche die übers Ziel hinausschießenden Bestrebungen in Europa erst nach längerem Hin- und Herschwanken feststellen werden.

In Europa hat man die Nachahmungskunst Japans oft verspottet, aber wenn diese Kunst oder Anlage mit Kritik und dem Vermögen, richtig auszuwählen, verbunden ist, so muß man sie wohl als die Grundbedingung jeder Selbsterziehung ansehen. „Welche vorwärtsschreitende Nation hätte sie nicht besessen und benutzt? Man braucht nur zu bedenken, wie wenig griechische Kultur auf hellenischem Boden entstand. . . Mir scheint, daß das originellste, d. h. das wenigst nachahmungsfähige Volk die Chinesen waren, und wir sehen, wohin ihre Originalität sie geführt hat. . . Wir schaudern bei dem Gedanken an unser Schicksal in diesem kannibalischen Zeitalter der Nationen, wären wir immer das gleiche Original geblieben." (Nitobe.)

Vor nicht langer Zeit blätterte ich in Burkhardts „Kulturgeschichte der Griechen" und von Seite zu Seite steigerte sich mein Interesse für die eigenartige Darstellung, ja die fast neue Beleuchtung der griechischen Geschichte, die durch H. St. Chamberlains „Grundlagen des 19. Jahrhunderts" auch in weiteren Kreisen bekannt geworden ist. Aber zugleich fiel mir eine überraschende Parallele auf: unwillkürlich riefen Burkhardts Schilderungen des griechischen Lebens Erinnerungen an die Verhältnisse in Japan wach. Diese Frage sollte wohl von berufener Seite eine sorgfältigere Bearbeitung erfahren, denn es gibt eine Reihe interessanter Vergleichspunkte.

Wenn wir vom Shintoismus ausgehen, so finden wir in Griechenland ebenso eine Naturreligion, eine Verehrung perso-

fizierter Naturgewalten, die später — vielleicht schon zu Euripides' Zeiten — einem weitverbreiteten Skeptizismus der Götterwelt gegenüber weicht und in dem sokratischen „Erkenne dich selbst" und seinem Daimonion bereits die Grundzüge der Bushidolehre enthält. Die Kalokagathia, die vornehmste Tugend der Griechen, war ein ethisches Schönheitsgesetz, das seinen Ausdruck in einer harmonischen Lebensführung fand. Männlichkeit, Tapferkeit durften nicht den Charakter der Leidenschaft annehmen, sie mußten durch die Sophrosyne (das weise Maßhalten) gedämpft werden. Die erste Pflicht galt dem Staate, der Polis. Ihr Wohl sollte sein vornehmstes Streben sein und der Jüngling wurde in erster Linie zum Patrioten erzogen. Burkhardt betont es besonders stark, wie wenig die Idee der Polis dem einzelnen, der zu ihr gehörte, seine Freiheit ließ, er wurde unfrei durch die Verpflichtungen, die ihm Staat und Gemeinde auferlegte, und das schlimmste, was den Griechen treffen konnte, war die Verbannung, das hieß mit andern Worten moralischer Tod, denn nur in der Vaterstadt durfte er seinen religiösen Kult verrichten, dort stand das Heiligtum der Hausgötter und mit dem Verlassen jener wurde auch das Band zerrissen, das ihn mit seinen Vorfahren verknüpfte. Das war derselbe Patriotismus, derselbe Ahnen- und Heroenkult, den Japan noch heute besitzt.

Ebensowenig wie der Japaner kannte der Grieche den Begriff „Sünde" und konnte ihn in unsrem Sinne nicht kennen, wohl aber war ihm „das Bewußtsein der Schande" ebenso geläufig wie jenem. Schon die homerischen Helden weinten vor Scham, und die erschütternde Verzweiflung, die Ajax in den Tod treibt, ist uns allen von der Schulbank her bekannt. Dieses ausgeprägte Ehrgefühl läßt ihn den Tod aufsuchen, ja den Selbstmord, wenn sein Name, sein Ruf befleckt war. Merkwürdige Beispiele erzählt uns Burkhardt, wie ältere Menschen sich das Leben nehmen, weil sie fürchten, durch Alter und Gebrechlichkeit lästig zu werden. Da spielt ein ästhetisches Moment hinein, was vielleicht auch dem japanischen Harakiri nicht fehlt, wenn Schuldlose, um ihre Unschuld zu beweisen, sich den Tod geben.

Die Parallele dürfte noch interessante Vergleichspunkte aufdecken: so das Hetärenwesen in Athen, das im Perikleischen Zeitalter einem ähnlichen Bedürfnis entsprach, wie das Geishatum heute in Japan. Die gesellschaftlich enge Stellung der Ehefrau schuf eine Mittelstellung des Weibes, der der freiere geistige Verkehr mit Männern nicht allein gestattet, sondern zur Pflicht gemacht wurde.

Als listig und verschlagen galt der Grieche bei fremden Völkern, besonders bei seinen diplomatischen Missionen, und Burkhardt bezweifelt seine Wahrheitsliebe auch dort, wo er vaterländische Geschichte schrieb. Die Tatsachen seien von Legendenbildung und

Ruhmredigkeit durchwebt, so daß es schwer sei, Tatsache und Darstellung zu sichten. Das erinnert an die europäischen Urteile über Japan.

Zum Schluß möchte ich noch auf einen wesentlichen Unterschied hinweisen, der sich auf dem Gebiet der Kunst geltend macht. Die antike griechische Kunst sah ihre tiefsten Ideen verkörpert in ruhenden Gestalten, sie fand in dem harmonischen Gleichgewicht der Linien und Formen den schönsten Ausdruck. Das Ornamentale gab auch der Darstellung der Menschen, nicht nur der Götter, jenen tiefen, stillen Wohllaut, der uns noch heute vor den großen Werken jener seltenen Zeit stille stehen läßt. Erst später, wohl beeinflußt durch die Kunstbewegung in den jonischen Städten Kleinasiens, wandte sie sich einer realistischeren Auffassung zu und prägte anstatt der Typen Charaktere. Wer vor einem Praxiteles'schen Kopf oder der Miloniſchen Venus steht, wird vergeblich nach irgendwelchen Anhaltspunkten für den Charakter der betreffenden Gestalten suchen — sie sind Schönheitsideale. Ganz anders stellte sich der Japaner diesem Problem gegenüber: der Mensch, den er darstellt, das Tier, der Vogel, die Pflanze, jedes einzelne charakterisiert er scharf, er gibt ihnen Stellungen und Ausdruck, die nie vollkommener Ruhe entlehnt sind, sondern immer ein Bewegungsmotiv enthalten. Der Vogel, der auf dem Aste sitzt, streckt den Hals, um nach einem Insekt auszuschauen oder er läßt seinen Kopf tief im Federkleid einsinken, um sich zum Schlaf zu rüsten. Leben bedeutet dem Japaner Bewegung, Tätigkeit und er sieht die Natur als eine beständig bewegte, und er begreift den Sinn dieser Bewegung, wenn er in seidenen Stickereien oder Elfenbeinschnitzereien Aestchen an Ästchen und Blüte an Blüte fügt, nie einen Fehlstrich, nie einen Mißgriff tut, sondern überall das gesetzmäßige Walten innerer Naturgesetze durchschaut und die Erscheinung in ihrem Sinn, d. h. in ihrem Charakter verstanden hat. Als die ersten japanischen Arbeiten nach Europa kamen, da hielt man die sonderbar verkürzten Gestalten, die eigenartige Flugstellung der Vögel für unnatürlich, bis die Momentphotographie uns darüber belehrte, daß der Japaner richtiger und schneller gesehen hatte, als der Europäer, der sich die Antworten auf diese künstlerischen Fragen bisher „nur aus der Tiefe seines Gemütes konstruiert" hatte. Und wie schnell überholte der Japaner seinen chinesischen Lehrmeister in der Anwendung der Farbe: die bleichen Broncetöne des Herbstes so fein abstufen kann nur ein Japaner; seine Netzhaut muß nicht allein auf Linien, sondern ebenso auf Farben feiner reagieren, als die unsrige. — Interessant wäre es zu erfahren, ob in der Musik Japans auch die Tonintervalle geringer sind, als bei uns und der Japaner beim Anhören einer europäischen Secunde vielleicht den Wohllaut einer Terze zu hören glaubt.

Wie in der Bushidolehre die Moral den Gesetzen des Lebens entnommen und seinen Bedürfnissen angepaßt war, so entsprach auch die Kunst dem eigentlichsten Lebensnerv des Japaners, sie war Charakteristik sinnvoller Bewegung, d. h. der gesetzmäßigen Tätigkeit, die das Bushido auch vom Menschen verlangte. Das höchste Ideal war dem Japaner die Leistung, die Arbeit, dem Griechen die götterähnliche Ruhe, — jenem das Tun, diesem das Sein. Nur der Gott selbst, Buddha, sitzt sinnend und bewegungslos auf seinem Thron, ihm genügt das Sein — er kennt kein Tun — und so hat Japan ihn dargestellt

So gehen scheinbar friedlich Moral und Kunst in Japan nebeneinander her, ohne in unfruchtbarer Zwietracht, wie bei uns in Europa, einander zu befehden, und erst die Zukunft kann uns zeigen, ob diese beiden Gegensätze im letzten Grunde eins sind, wie ein seltenes Geschick uns die Vereinigung beider im Genie zeigt. Das Genie ist individuell schöpferisch, im weitesten Sinne des Wortes Künstler, aber es erfüllt das höchste Gesetz der Moral, wenn auch „jenseits von Gut und Böse", indem es sich selbst bejaht und dem Gesetze seines zur Welt erweiterten Ichs gehorsam ist.

Der Weg dahin — wer weiß ob er gelehrt werden kann — dahin, wo der Mensch das Recht hat, wieder Herr zu sein, sein selbsteigener, führt durch Dienst und Hingabe des eigenen Selbst. Es scheint richtiger, diesen Weg zu wählen, wenn auch manches „Selbst" darüber zugrunde geht, als den umgekehrten und mit dem „Herr sein" anzufangen. — Vor bald tausend Jahren sang ein japanischer Dichter die Strophe:

Bezwinge du zuerst dein eignes Selbst,
Dann deine Freunde, endlich deine Feinde.
Das sind drei Siege, und vereint so stark,
Daß sie des Siegers Namen Glanz verleihn.

und vor hundert Jahren hörte Europa aus dem Munde seines größten Dichters die Worte:

Doch wenn ein Mann von allen Lebensproben
Die sauerste besteht, sich selbst bezwingt,
Dann kann man ihn mit Freuden Andern zeigen,
Und sagen: Das ist er, das ist sein eigen.

Dr. R. v. Engelhardt.

Chabarowsk, Nov. 1904.

Literarische Schwestern.

Wir leben in einem Zeitalter, das der Kunst wieder eine herrschende Stellung eingeräumt hat. Nachdem mehrere Jahrzehnte lang das Interesse für die Naturwissenschaft im Vordergrunde gestanden hat, ist nun die Kunst in den Mittelpunkt getreten. Es ist, als ob sich der Gebildete erholen wolle von all dem Zergliedern, Trennen und Klassifizieren, das ein entwickelter Betrieb mit sich bringt. Er will in eins fassen, zusammenschauen, intuitiv den Sinn des Ganzen ergreifen, am Gleichnis, am Bilde, am Symbol genug haben — kurz, sich ein wenig vom Denken erquicken im Gefühl.

Der lebhaft erwachte ästhetische Trieb tritt mannigfach in die Erscheinung. Es ist nicht zu verkennen, daß er mit einem andern, heute aufs Neue angeregten Triebe zusammentrifft, mit dem sozialen. Der Strom, zu dem sich diese beiden vereinigen, ist durch ein Schlagwort unsrer Zeit gekennzeichnet: Kunst und Volk. Wo sich ästhetische und soziale Interessen so vermählen, da liegt die Gefahr einer einseitigen Ueberschätzung und Ueberspannung des Aesthetischen nicht vor. Anders liegt die Sache, wo das Aesthetische ohne diesen Zusammenhang mit den Interessen der Gesamtheit gepflegt wird. Hier tritt das l'art pour l'art auf. Gewiß, man kann auch dieses Wort so deuten, daß es uns berechtigt erscheint: die Kunst um ihrer selbst willen! Aber es läßt sich doch nicht leugnen, daß wir es hier mit einer ganzen nicht unbedeutenden Richtung unsrer Zeit zu tun haben, deren Tendenz wir am besten bezeichnen mit dem Worte: Aesthetisierung des Lebens. Also nicht bloß: mehr Kunst ins Leben, mehr Leben in die Kunst; sondern das ganze Leben zum Kunstwerk! Es werden so schließlich alle Lebenswerte umgewandelt zu ästhetischen. Der ästhetische Gesichtspunkt ist der einzige, von dem aus das Leben zu betrachten ist. Es bringt das nicht nur eine Vernachlässigung der Wissenschaft, sondern vor allem eine völlige Verachtung der Moral mit sich. Daß der eigentliche Vater dieser Richtung Nietzsche ist, scheint mir kaum zweifelhaft. Die Schlagwörter hat er nicht geprägt vom Leben als Kunstwerk, von der Aesthetisierung usw. Aber seine Verachtung der herrschenden Wissenschaft und der christlichen Moral, sein Eintreten für die Herrenmoral, für die „Blonde Bestie" und den Uebermenschen bedeutet doch nichts anderes als die Inthronisierung des ästhetischen

Urteils. Der gewaltige Künstler Nietzsche — denn das ist er doch vor allem gewesen — stellt die Genialität, die Kraft, die Herrschergewalt als das Höchste hin, weil sie ihm gefällt, weil sie so wunderschön ist. Er reißt — fast könnte man sagen — eine junge Generation mit sich, die schon angedeuteten Zeiteinflüsse treten hinzu, und es entsteht jene rein ästhetische Weltanschauung, die Aesthetisierung des Lebens.

Es dürfte nicht schwer sein, in der Literatur diese Gesamtstimmung nachzuweisen und sie braucht nicht immer ausgesprochen zu sein, sie kann auch als Duft über den Werken ausgebreitet sein, wie das z. B. bei den Dichtungen des feinsinnigen Hugo v. Hofmannsthal und der talentvollen Ricarda Huch der Fall ist. In andern Fällen verdichtet sich die Stimmung zum Gedanken. Sudermanns „Heimat", vor allem aber Hauptmanns „Versunkene Glocke" bietet ein gutes Beispiel.

Um seine Mission erfüllen zu können, muß Heinrich mit Gesetz und Sittlichkeit in Konflikt geraten, sein Weib verlassen und Rautendelein freien. Was der Staatsbürger und Ehemann verliert, gewinnt der Künstler. Heinrich hat freilich nicht die Kraft, den beschrittenen Weg bis zu Ende zu gehn, er geht unter, aber sterbend hört er Sonnenglockenklang. Es gibt eine Möglichkeit, sein Leben ganz zum Kunstwerk zu machen, unbeirrt um das Dazwischenfahren einer hindernden Moral, ganz ästhetisch, ganz Künstler zu werden.

Eins freilich ist dazu nötig: die volle ungeschwächte Entwicklung des Gefühlslebens. Weg mit den Klügeleien des Verstandes, mit der Dressur des Willens in einer aufgezwungenen Moral! Heinrichs Gefühlsleben kann sich nur frei entfalten an der Brust der Natur. Daher die Vereinigung mit dem Naturwesen Rautendelein. Dieser Punkt führt uns auf das zweite Charakteristikum der literarischen Richtung, von der wir reden. Der reine Aesthetiker muß das Gefühlsleben vor allem betonen (aisthesis = Empfindung). Schauen, farbenfroh, gesunde Sinnlichkeit und Aehnliches sind heute Schlagwörter. Von der bildenden Kunst her wirkt ein Genie wie Böcklin kräftig in dieser Richtung. Und so wird denn verständlicherweise die Natur beseelende, Gestalten schaffende, Auge und Ohr, kurz die Sinne erfreuende Phantasie verherrlicht. Gegenüber der Betonung des Verstandes und des Gewissens die freie herrliche Phantasie. Von hier ist nur ein Schritt zur Anerkennung des Phantastischen, Abenteuerlichen, Geheimnisvollen, ja Wunderbaren und Zauberhaften. Märchendichtungen, wie die „Versunkene Glocke" und „Die drei Reiherfedern" weisen in diese Richtung. Und ebenso die dunkle Lyrik des Symbolismus und Impressionismus. Dehmel, Bierbaum, Schaukal, Schlaf, Holz und viele andere haben unter diesem

Zeichen geschrieben. Und man irrt wohl nicht, wenn man annimmt, daß die erfreuliche Betonung der Volksmärchen und Volkslieder, wie sie in andern literarischen Kreisen, z. B. denen des Kunstwarts, so heiter erblüht ist, auf einem ähnlichen Boden erwachsen ist. Die Schätzung des Gefühlslebens bringt auch die Märchen- und Wunderlust des Volkes mit sich.

Wo aber die ästhetischen Werte A und O sind, wo man sich im Dämmerlicht des Symbolismus bewegt, da ist es selbstverständlich, daß eine Dichtung, die im hellen Mittagslicht daliegt, die zugleich von einem starken sittlichen Pathos getragen ist, ein heftiges Unbehagen erregt. Es ist einfach naturwidrig, daß ein Dichter wie Schiller auf die ganze literarische Gruppe, von der wir reden, wo nicht abstoßend, so doch erkältend und ernüchternd wirkt. Er ist ihr geistiger Antipode. Im hellsten Sonnenschein stehen seine Gestalten da, sie behalten nichts Schwankendes, nichts Dämmerhaftes, sind in großen Linien gezeichnet und so hell beleuchtet, daß die zarten, verwöhnten Augen des modernsten Aesthetikers regelmäßig zu schmerzen anfangen, wenn sie sie betrachten. Sie vermissen den „Duft", die interessante Linie. Und dann das sittliche Pathos! Das ist nun schon einfach unerlaubt. Statt der fein nuancierten Stimmung, statt der interessanten, geheimnisvollen Fragezeichen große und so unendlich einfache Wahrheiten! Wozu die Selbstverständlichkeit?

Wir wollen hier nicht darüber urteilen. Die Abneigung gegen Schiller sollte hier nur angeführt werden als Symptom einer Richtung, die das Aesthetische zur Alleinherrschaft erheben, das Gefühlsleben vor allem entwickeln, in geheimnisvoller, phantastischer Dämmerpracht sich ergehen will.

Die Entwicklung des Gefühlslebens, das Bewußtmachen des Unbewußten, jene oft besprochene Differenzierung und intime Nuancierung der Empfindungen hat eine wichtige Konsequenz, die Betonung des Subjektiven. Es ist bekannt, welche Rolle in unsrer Zeit die „Individualität" spielt. Sehr begreiflich. Der Intellekt muß nach objektiven, allgemein gültigen Regeln operieren, der sittlich gerichtete Wille fügt sich objektiven Normen und handelt nach ihnen. Das Gefühl läßt sich nicht kommandieren. Es ist oder ist nicht, unbekümmert um die Forderungen der Außenwelt. „Mir ist so" — daran läßt sich durch die ganze objektive Welt mit ihren Gesetzen und Forderungen nichts ändern. Es ist verständlich, daß eine Kunst, deren Ziel vor allem in der äußersten Verfeinerung des Gefühlslebens besteht, subjektivistisch wird. Stimmungspoesie.

Diese literarische Richtung ist nicht etwas ganz neues. Vielmehr erinnert sie in vielen wesentlichen Zügen an die vorige Jahrhundertwende, 1900 an 1800. Auch der Ausdruck für die

gegenwärtige Richtung ist im Hinblick auf die ältere Schwester geprägt worden: Neuromantik. Denn es liegt in der Tat eine frappante, wenn auch eigenartig schattierte Aehnlichkeit vor mit jener berühmten Romantik, die durch die Schlegel-Tieck ins Leben trat. Die eigentümliche Betonung und Entwicklung des Gefühlslebens, das Bestreben, immer „aus dem Innersten zu reden", das Betasten und Zerfasern der eigenen Gefühle — das Unbewußte soll ja bewußt werden — alles das sind Dinge, die wir in der älteren Romantik ausgeprägt wiederfinden. Wie sehr die Romantiker eine Poetisierung des ganzen Lebens angestrebt haben, ist bekannt. Friedrich Schlegels „Lucinde" stellt uns den freilich mißglückten Versuch einer solchen Gestaltung des Lebens zum Kunstwerk dar. Die Moral wird verachtet, während die Wissenschaft für den Romantiker eine ganz eigentümliche Verbindung mit der Kunst eingeht. Heißt es doch: „Alle Kunst soll Wissenschaft und alle Wissenschaft soll Kunst werden." Endlich der Subjektivismus der Romantiker. Es ist viel über ihn geredet worden. Daher genüge hier die Erinnerung daran, daß nach Friedr. Schlegel „das oberste Gesetz der Poesie ist, daß die Willkür des Dichters kein Gesetz über sich erkennt."

So die Hauptzüge. Im einzelnen kann man sich mannigfach darüber orientieren. Richard M. Meyer gibt im ersten Kapitel seiner „Deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts" mit ein paar Strichen einen hübschen Beitrag zu der besprochenen Parallele. Ricarda Huch blickt in ihrem wundervollen romantisch-kongenialen Buche „Blütezeit der Romantik" (2. Aufl. 1901) immer wieder auch auf unsre Zeit hin. Georg Tantzscher hat diesem Thema eine besondere Studie gewidmet: „Friedrich Nietzsche und die Neuromantik" (1900). Freilich könnte man sagen, daß wir schon manche Schritte getan haben, diese neue Romantik zu überwinden. Symbolismus und Impressionismus machen bereits weniger von sich reden, ein Frenssen erzielt die größten Erfolge, und der wandelt nicht in der Dämmerung, sondern im hellen Sonnenlicht.

Gleichwohl ist es vielleicht nicht überflüssig gewesen, daß ich auf diese Parallele eingegangen bin. Sie drängt sich einem auf bei der Lektüre moderner Schriftsteller, auch ohne daß man die betreffenden literaturgeschichtlichen Bücher und Studien kennt. Auch ist es mir nicht auf eine Verfolgung der Parallele in alle Einzelheiten angekommen. Wer da mehr Belege haben will für unsre Zeit, dem sei Tantzschers Büchlein warm empfohlen; wer sich über die alte Romantik orientieren will, sei besonders auf Ricarda Huch verwiesen, die ihrem schon erwähnten Buche ein zweites über „Ausbreitung und Verfall der Romantik" (1904) hat folgen lassen.

Man könnte hier in der Tat auf wichtige und geradezu erstaunliche Einzelheiten eingehn, die die Aehnlichkeit zwischen neuer und alter Romantik dartun. Was ließe sich nicht allein sagen über die weiblich-romantische Empfänglichkeit und Anschmiegungsfähigkeit, wie sie sich sowohl jetzt als vor hundert Jahren in der Stellung zur Volkspoesie und zu fremdländischer Kunstpoesie gezeigt hat. Es würde uns an dieser Stelle doch zu weit führen. Denn die Aufgabe dieser Zeilen ist nicht gewesen, die Entwicklung der beiden Schwestern um 1800 und 1900 zu verfolgen, sondern nur darauf hinzuweisen, wie sie der inneren Anlage dieser Schwestern entsprechend so ähnlich hat ausfallen müssen. Die verführerisch prächtige und doch so gefährliche Erhöhung und beständige Beachtung des subjektiven Gefühlslebens bildet den gemeinsamen Ausgangspunkt.

Sodann aber galt es, darauf hinzuweisen, wie lehrreich solch eine Wiederholung einer literarischen Richtung werden kann. Sie lenkt unsern Blick auf den notwendigen Kreislauf in der ästhetischen Entwicklung der Menschheit hin. Es treten dieselben Ursachen auf und erzeugen dieselben Wirkungen. Man kann die Romantik mit ihrem Gefühlsleben, ihrem Subjektivismus, ihrer Phantastik, ihrer Anpassungsfähigkeit und der Sucht zu verbinden, zu verschmelzen, wohl dem weiblichen Prinzip vergleichen. Von dem Feminismus der neuesten Zeit ist häufig die Rede gewesen. Aber liegt nicht gerade in solcher Charakterisierung auch der Hinweis auf das berechtigte Moment in alter sowie neuer Romantik? Muß nicht gerade die Lyrik aus dem Ewig-Weiblichen Nahrung gewinnen? Und zeigen uns nicht die Lieder Uhlands, Eichendorffs, Heines, Mörikes, wie fruchtbar solche romantische Anregung gewesen ist? Mir scheint, bei Erwägung dieses Umstandes, wird unser Urteil über die romantische Richtuug milder ausfallen müssen, als wie es Otto Harnack z. B. in seinem Essai „Klassiker und Romantiker" gefällt hat (Essais u. Studien 1899).

Anderseits freilich hätten die Uebertreibungen und die Irrwege der alten Romantiker unsrer Zeit rechtzeitig ein warnender Spiegel sein sollen. Interessant sind in der Richtung die mancherlei Charakterisierungen, Hinweise und Proben, die Tantzscher zur neuen Romantik bringt. Das sind die Bahnen des schrankenlosen Subjektivismus, die Gefahren des Schwelgens im Rausche des Gefühls, die Extravaganzen des Schönheitskultus. Tantzscher legt im Schlußwort mit Recht darauf noch besonders den Finger, doch nimmt sich m. E. daneben sein Schlußurteil über die Berechtigung und die Verdienste der Neuromantik ein wenig zu günstig und optimistisch aus.

Endlich verdient die Stellung, die die Romantik zu Schiller einnimmt, besondere Beachtung. Es ist oben mit ein paar Strichen

gezeichnet worden, wie sich die Moderne zu Schiller gestellt hat, ja ihrem ganzen Wesen nach hat stellen müssen. Ist diese Stellungnahme neu? Ganz und gar nicht. Unser Publikum lebt vielfach des Glaubens, daß Schiller unbestritten ein Jahrhundert lang geherrscht habe, daß er aber der verfeinerten Psychologie, den gesteigerten Kunstansprüchen unsrer Zeit nicht mehr genüge. Wer auch nur ein wenig näher zusieht, findet eine ganz andre Sachlage. Es ist geradezu amüsant, wie die abfälligen Urteile über Schiller, die um 1900 gefällt worden sind, übereinstimmen mit den ablehnenden Stimmen um 1800. Höchstens unterscheidet sich dieser neue Tadel von dem alten dadurch, daß er doch mit etwas mehr Respekt ausgesprochen wird. Es ist also nicht modernste Psychologie, der Schiller nicht genügt, sondern es ist eine bestimmte Richtung, die sich an ihn stoßen muß. Sein sittlicher Ernst, sein ideales Pathos, sein rednerischer Schwung, die Mittaghelle seiner Zeichnung, die Einfachheit seiner Probleme, seine klar und schlicht geschilderten Charaktere können den Romantiker alten und neuen Schlages nicht befriedigen. Aber es ist doch eine sehr bemerkenswerte Tatsache, daß Schiller nicht etwa als Anfänger oder während des Xenienkampfes (1796), sondern auf der Höhe seines Ruhmes, nach Vollendung seiner dramatischen Meisterwerke, als er tatsächlich schon der erste deutsche Dramatiker war, von der herrschenden literarischen Richtung grenzenlos verachtet wurde. Man bedenke, was das heißt: es waren nicht Dutzendmenschen, inferiore Leute, die sich an Iffland und Kotzebue erfreuten und Schiller ablehnten, sondern es waren führende Geister, die eigentlich Schöngeistigen Deutschlands, Männer, die große literarische Verdienste hatten. Wie die Geschichte darüber geurteilt hat, ist bekannt. Trotz des romantischen Verdikts wuchs sich Schiller aus zum Lieblingsdichter, ja zum eigentlichen Erzieher des deutschen Volkes. Die Dichtungen der Romantiker wurden vergessen. Und so scheint auch das Wölklein der Neuromantik, das Schiller verdunkelte, im Vorübergehen zu sein. Schillers Denkmal aber ist unverändert, und wenn wir's anblicken, meinen wir die Worte eines alten Dichters zu hören:

Nun stehet es da
Und spottet der Zeit und spottet
Ewig gewähnter Male
Welche schon jetzt dem Auge, das sieht, Trümmer sind.

Damit sei der flüchtige Hinweis auf die Stellung der Romantik zu Schiller geschlossen. Wen aber speziell diese Frage interessiert, der sei nachdrücklich verwiesen auf das unlängst erschienene Buch unsres Landsmannes, des Privatdozenten an der Technischen Hochschule zu Darmstadt Dr. Karl Alt: Schiller

und die Brüder Schlegel. (Weimar, H. Böhlaus Nachfolger, 1904. Mk. 2.80). Diese wissenschaftlich gehaltene, aber dabei gut lesbare Schrift kann über den Entwicklungsgang der Schlegels, ihre wachsende Abneigung gegen Schiller und zugleich über die Grundgedanken der Romantik gut orientieren*.

* * *

Die obigen Aufzeichnungen sind so kurz gehalten, daß sie eine ausführlichere Begründung nicht bieten konnten. Daher ist es vielleicht nicht wertlos, wenn nun als Nachwort die Besprechung des Romans erscheint, der wohl beanspruchen dürfte, der bedeutendste der neuromantischen Richtung zu sein. Ich meine Ricarda Huch, Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren (3. Aufl. 1901). Ich habe diese Besprechung bereits vor einigen Jahren unter dem unmittelbaren Eindruck der Lektüre des Romans geschrieben, zunächst ohne die Absicht der Veröffentlichung. Meine Kenntnis der einschlägigen Literatur war damals noch lückenhafter als heute. Dennoch glaube ich mit der versuchten Parallele im wesentlichen das Richtige getroffen zu haben. Deshalb mögen die Gedanken, die unter dem frischen Eindruck der Lektüre entstanden, hier eine Stätte finden, zugleich eine Begründung bietend für die obigen Erörterungen und eine Aufforderung an den Leser, zu forschen, ob es sich also verhielte. Ich würde heute vielleicht manches anders anfassen, lasse aber, weil ich im ganzen übereinstimme, alles unverändert.

*) Bereits nachdem ich meinen Artikel völlig abgeschlossen, fällt mir ein jüngst erschienenes Buch in die Hand, das ich doch wenigstens erwähnen möchte, weil es sich mit dem von mir behandelten Thema berührt: Oskar Ewald, Die Probleme der Romantik als Grundfragen der Gegenwart. (Berlin 1904. Mk. 4,50.) Das Buch erscheint als 1. Band eines Werkes: Romantik und Gegenwart. Ewald hält unsre Zeit für eine Zeit der Unselbständigkeit. „Abhängig sind wir und abhängig sind unsre Probleme: von denen der Romantik." Als Grundproblem erscheint ihm der Individualismus. Dieses findet er in jedem einzelnen der vier Probleme wieder, die er in seinem Buche behandelt und die ihm ebenso für die Romantik wie für die Gegenwart charakteristisch zu sein scheinen: im Problem des Staates, der Kunst, der Religion und der Erotik. Jedes dieser Probleme behandelt er zusammen mit einem Repräsentanten. Das Staatsproblem wird angeschlossen an Friedr. Gentz, das der Kunst an Grabbe, das der Religion an Lenau, das der Erotik an Kleist. — Diese Methode ist höchst bedenklich. Denn erstlich sind diese vier Männer garnicht charakteristische Vertreter der Romantik, sondern haben nur Beziehungen zu ihr. Sodann aber ist es irreführend, sie von einem so einseitigen Gesichtspunkt aus zu betrachten. Endlich aber bringt der Gedanke, Fragen der Vergangenheit als Fragen der Gegenwart zu behandeln, eine solche Unruhe in die Arbeit, — man schaukelt immer von 1800 zu 1900, — daß die Lektüre wenig Befriedigung bietet. Der Verf. mag gute Absichten haben, er weist auf so manchen Schaden der Moderne hin. Aber er leidet selber an einem Gebrechen unsrer Tage: er hat keine Zeit. Wieviel fruchtbarer wäre eine zusammenhängende und in die Tiefe gehende Darstellung der Probleme der Romantik gewesen. Die hätte dann auch einen besser bearbeiteten Boden abgegeben für die Probleme der Gegenwart.

Ricarda Huchs „Ludolf Ursleu".

Dies ist eine neue Romantik. Freilich keine Wunder, keine Zauberer und Feen kommen darin vor, nicht in eine ferne Vergangenheit werden wir versetzt, und das geheimnisvolle Gebiet des Religiösen scheint der Verfasserin ein fremdes zu sein. Nicht die Requisiten der Romantik wird man hier finden, aber ihre Stimmung, nicht romantische Manier, aber romantischen Duft. Schönheitgetränkt ist die Dichtung, allein mit dieser romantischen Schönheit hängt ein anderes zusammen. So klar die Gestalten angeschaut, so deutlich sie gezeichnet sind, sie behalten schließlich doch etwas Ausgedachtes, und so lebendig die Ereignisse vor unser Auge treten, bisweilen haftet ihnen etwas an, was uns nicht recht überzeugen will. So hoch im „Ludolf Ursleu" seine dichterische Schönheit, so edel sein Stil, so blendend seine Gleichnisse, so großartig und schlicht seine Komposition ist, es fehlt ihm ein Etwas, das ich letzte innere Wahrheit nennen möchte. Es bleibt hier doch zu vieles nach, was nicht frei gewachsen und geworden, sondern was gemacht ist. Gewiß, kunstvoll gemacht, fein und geschmackvoll, aber doch gemacht. Daher das Abenteuerliche auch in der Psychologie, jenes Abenteuerliche, das von den ersten Liebesaffären Ludolfs über die unwahrscheinliche Episode mit Flora bis zu der Verhexung Gelindens durch Gaspard und zu ihrem freiwilligen Sturz aus dem Fenster immer wieder auftaucht.

Um solcher Vorzüge und um solcher Sprache willen, die die Dichtung hat, entsteht die eigentümliche Stellung, die wir zu ihren Gestalten einnehmen: diese klugen, schönen, unglücklichen, teils schwachen, teils frevelhaften Menschen haben es auch uns angetan. Wenn wir das Buch ausgelesen, sehnen wir uns zurück nach den Gestalten, die unsre Teilnahme gewonnen. Man will noch mehr von ihnen hören, und das will was sagen. Aber die Liebe, die wir zu ihnen gefaßt, hat doch etwas von der Liebe für Märchengestalten und wir haben auch die entsetzlichsten Ereignisse, die sie betroffen, leicht ertragen können, weil ein fein stilisierender Schleier sie gemildert und uns gleichsam entrückt hat.

Daher das Wort von der neuen Romantik. Ich lege kein Gewicht darauf, daß prachtvoll geschilderte Träume auch in „Ludolf Ursleu" eine Rolle spielen und daß der Held schließlich katholisch wird. Das sind Einzelheiten, die ans Romantische anklingen, aber noch keine Romantik machen. Nicht an Einzelheiten denke man, sondern an das Ganze, an die Sehnsucht nach Leben und und die Flucht aus dem Leben, an die starke Stimmung und die unheimliche Schwüle, die auf allem lastet. Auch das dürfte man als romantisch ansprechen, daß bei so viel und so starkem Gefühl doch das eigentlich fehlt, was wir Gemüt nennen.

„Ludolf Ursleu" ist interessant als das echte Kind seiner Eltern, wie es gegen Ende des 19. Jahrhunderts entstehen konnte: die Moderne hat es geboren, nachdem sie von dem Geist der Romantik befruchtet war. Hieraus erklärt sich, was die Dichtung hat und was sie nicht hat. Alle die Formschönheit, der Stimmungszauber, die Feinfühligkeit und gleichsam der Duft einer wunderbar schimmernden tropischen Pflanze. Aber auch der Mangel an einfältigem Vertrauen, an Frömmigkeit und innerer Gesundheit. Man wird sich nicht darüber wundern, daß Romantik und Moderne ein so schönes und so kränkliches Kind erzeugt haben. Und deshalb wird das Kind auch sterben müssen. Lieben werden es viele, besonders die feinen und aristokratischen Seelen. Als Denkmal einer Epoche bleibt es interessant und verdient mehr Teilnahme, als ihm entgegengebracht worden. Freilich, zu den großen und glücklichen Kindern der Kunst, denen dauernde Jugend aus dem Auge leuchtet, gehört es nicht, dazu ist es nicht stark genug. Und deshalb ist es doppelt notwendig, daß ihm eine innere Gesundheit entgegengebracht werde, die nicht in Gefahr steht, selbst anzukränkeln.

E. v. Schrenck.

Hermann Freiherr von Egloffstein, Kaiser Wilhelm I. und Leopold von Orlich. Brln., Gebr. Paetel, 1904. 93 S. mit 2 Bild. Preis M. 3.

In den Rahmen einer kurzen Biographie Leopolds von Orlich gefaßt, werden hier einige Briefe (im ganzen 24) des Prinzen Wilhelm von Preußen, späteren Kaisers Wilhelm I., an diesen mitgeteilt. Leopold von Orlich, geboren 1804, gestorben 1860 in London, erfreute sich seiner Zeit als wissenschaftlicher Schriftsteller eines gewissen Rufes. Er gehörte zu jenen preußischen Militärs, die, wie auch sein Zeitgenosse Roon, durch Karl Ritter zum wissenschaftlichen Studium der Geographie angeregt wurden; die Resultate einer Reise nach Britisch-Indien hat er in einer wiederholt aufgelegten Reisebeschreibung und einem systematisch darstellenden Werke „Indien und seine Regierung" niedergelegt. Dem Prinzen Wilhelm ist er wohl schon früher nahegetreten; seit dem Jahre 1848 bis zu seinem Tode stand er mit ihm in einem regen Briefwechsel, in dem politische und persönliche Verhältnisse mit freundschaftlicher Offenheit besprochen wurden. Die Briefe Orlichs sind nicht erhalten; wie aus den Antworten des Prinzen zu ersehen, enthielten sie politische Stimmungsberichte aus den von ihm bereisten Ländern, aber auch Meinungsäußerungen und Ratschläge, die innere

Politik Preußens betreffend. Die in vollem Umfang mitgeteilten Briefe des Prinzen bilden den wertvollsten Bestandteil des Buches; denn sie gewähren mannigfachen Einblick in die Zeit von der Rückkehr des Prinzen aus England bis in die ersten Jahre seiner Regentschaft und schätzbares Material zur Beurteilung seiner Persönlichkeit und politischen Tätigkeit. Das Urteil über den alten Kaiser Wilhelm wird ja noch immer durch zwei einander entgegenwirkende Tendenzen beirrt, einerseits und vor allem dadurch, daß seine Regierung mit der staatsmännischen Laufbahn Bismarcks zusammenfällt und selbstverständlich niemals isoliert von dieser betrachtet werden kann; es wird darum hergebrachterweise an ihn von vornherein ein Maßstab gelegt, der fast jeden Herrscher klein erscheinen ließe. Anderseits wird aber auch eine gerechte Würdigung seines Verdienstes abgestumpft durch den byzantinischen Kultus, der neuerdings mit seinem Namen getrieben wird und der in kritikloser Apotheose alle Attribute auf ihn häuft, die höfische Rhetorik und Kunst zur Verherrlichung von Fürsten erfunden hat. Ist es doch eine Verunglimpfung des schlicht ehrenwerten Mannes, der noch so vielen lebendig vor Augen steht, wenn er uns jetzt immer wieder in so bombastisch aufgeblasener Gestalt vor Augen gestellt wird! Das beste Korrektiv solcher nach oben und unten schwankenden Beurteilung bildet die Veröffentlichung unmittelbar zu uns sprechender Dokumente, wie es auch diese Briefe an Leopold von Orlich sind. Hier tritt er uns wieder einmal entgegen mit den Eigenschaften, die ihn stets verehrungswürdig machen, dem gesunden, freilich so gar nicht genialen, aber auch von keiner Doktrin verblendeten Sinn für die Tatsachen und Forderungen des Lebens, der anspruchslosen Herzensgüte und makellos vornehmen Gesinnung. Wem jene Zeiten fern gerückt sind, dem wird das kleine Buch nicht viel sonderlich Interessantes bieten; wer ihnen eine treue Erinnerung bewahrt hat, wird sich auch an den kleinen Zügen erfreuen, durch die ihr Bild hier bereichert wird.

K. G.

Günther Jansen, Nordwestdeutsche Studien. Berlin, Gebr. Paetel, 1904. 366 S. Preis M. 5.

Unter diesem Titel ist eine Reihe von historischen Aufsätzen vereinigt, deren Mittelpunkt das Großherzogtum Oldenburg bildet, die aber bei den wechselnden Schicksalen dieses Landes und den weitverzweigten Beziehungen seiner Dynastie einen recht ausgedehnten Umkreis umfassen. Sie führen nach Dänemark und Rußland hinüber, mit denen Oldenburg zeitweilig vereinigt war, nach Griechenland, dessen erste Königin eine oldenburgische Prinzessin war. Zum Teil beruhen sie auf Forschungen, zum Teil auf persönlichen Erinnerungen des Verfassers, wie z. B. das unterhaltende Stück Autobiographie: „Das Jahr 1848 aus der Schülerspektive." Jansen ist Staatsminister seines Heimatlandes gewesen und durch Familientraditionen mit seiner Geschichte im letzten Jahrhundert genau vertraut. Er tritt uns als ein feingebildeter Mann von nicht gerade sehr ausgeprägter, aber sympathischer schriftstellerischer Individualität entgegen. Sein Buch beweist wieder einmal, welche Mannigfaltigkeit des geistigen Lebens Deutschland dem politisch verhängnisvollen Kleinstaatenleben verdankt. Auch das abgelegene, stille Oldenburg ist teils vorübergehend, teils dauernd die Wohnstätte manches bedeutenden Mannes geworden; im 18. Jahrhundert lebte hier der jetzt von den Literarhistorikern wiederentdeckte Helfrich Peter Sturz, einer der geistvollsten Prosaisten seiner Zeit, im 19. Jahrhundert Julius Mosen und Adolf Stahr. Noch berühmtere Männer sind gelegentlich in Beziehungen zu Oldenburg

getreten, so Graf Reinhard, der französische Diplomat und Freund Goethes, Wilhelm von Humboldt, Herder u. a. Ein umfangreiches Register ermöglicht schnelle und genaue Orientierung, tut aber des Guten etwas zu viel, wenn wir z. B. eine ganze Reihe griechischer Namen aufgezählt finden, bloß weil Athen einmal die Stadt genannt wird, in der Perikles usw. gelebt hätten.

K. G.

Paul Heyse, Moralische Unmöglichkeiten. 3. Aufl. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1903.

Es gibt Leute, die Paul Heyse schon jetzt zu den Toten geworfen haben und über den noch in blühender Kraft unter uns wirkenden Künstler mit einem leichten Achselzucken hinwegzugehen und hinwegzusehen sich berechtigt glauben. Damit geschieht dem Dichter schweres Unrecht. Wenn auch der Dramatiker Heyse voraussichtlich einmal vergessen werden wird und dem Romanschriftsteller kein hervorragender Platz gebührt, — der Novellist Heyse ist einer unsrer Besten. Das beweist auch seine letzte bereits 1901 und 1902 entstandene Novellensammlung „Moralische Unmöglichkeiten". Scharf arbeitet er, wie die Novelle es verlangt, „starke Silhuetten heraus, Grundrisse, die sich mit irgend einer auffälligen Einzelheit dem Gedächtnis einprägen." Freilich, seine Vorliebe für ungewöhnliche Gestalten und Probleme beweist er auch hier. Es ist, als ob es dem erfahrenen Menschenbeobachter und „Menschenforscher" (S. 241) geradezu Freude macht, seltene Ausnahmefälle zum Vorwurf zu wählen und seine Meisterschaft darin zu zeigen, daß er auch diese glaubhaft macht. Und das gelingt ihm in vollem Maße, denn wer sich durch das Gesuchte mancher Situation, das gelegentlich eingreifende „tückische Spiel der Verhältnisse" (S. 188) nicht verstimmen läßt, der wird die Feinheit der Linienführung, die zwingende Kraft, mit der selbst ungewöhnliche Gestalten wahrscheinlich gemacht werden, bewundern müssen. Dabei verleugnet der schönheitsdurstige Dichter seine natürliche Scheu vor allem Häßlichen auch hier nicht, und auch auf diesen Band seiner Novellen paßt das Wort Adolf Sterns: „Fast alle seine Charaktere tragen eine unveräußerliche Selbstachtung in ihrem Busen, die nicht vor Irrungen und Kämpfen, aber vor dem Gemeinen bewahrt."

K. A.

Charlotte Niese, Die Klabunkerstraße. Lpz., Grunow. 1904.

Die feinsinnige Darstellerin holsteinischer Intimität, Charlotte Niese, hat sich längst einen so rühmlichen Namen unter den deutschen Schriftstellerinnen erworben, daß man ein jedes neue Buch von ihr mit Freude in die Hand nimmt. Auch in ihrem letzten Roman „Die Klabunkerstraße" wird man vieles finden, was an das Beste gemahnt, was wir dieser liebenswürdigen Dichterin verdanken. Wie lebendig wird vor uns die alte Klabunkerstraße in Hamburg mit ihren winkligen Giebelhäusern und ihren derben und doch so warmherzigen Menschen geschildert; wie scharf versteht es die Verfasserin, die charakteristischen Züge ihrer Personen zu erfassen, daß diese vor uns Fleisch und Blut werden; wie beweist so manch treffende Bemerkung, daß sie tief ins Menschenherz zu blicken gelernt hat; wie blitzt dazwischen jener goldige, fast an Fritz Reuter gemahnende Humor hindurch, der uns das Leben zeigt, wie es lacht und weint. Und dann endlich die Kinderszenen! Diese prächtigen, gelegentlich eingestreuten Genrebildchen sind so wunderbar treu der Wirklichkeit abgelauscht und dabei mit

so scharfem Griffel gezeichnet, daß sie vielleicht das künstlichste sind, was uns das Buch bietet. In all diesen kleinen und kleinsten Zügen ist Charlotte Niese Meisterin, für den Roman großen Stils freilich fehlt ihr die Kraft. Nicht nur daß das Problem, die allmähliche Entfremdung zweier Ehegatten und das Sichwiederfinden der beiden, trotz erfolgter Scheidung, nicht scharf genug herausgearbeitet und bis in die kleinsten Details glaubhaft dargestellt ist, es verschwindet fast unter dem üppigen Rankenwerk all der Kleinmalerei, wie ein Bild, das man neben der reichen Ornamentik des Rahmens kaum noch bemerkt. Auch ist zu rügen, daß die Verfasserin doch allzuviel aus der Rumpelkammer verstaubter Romantik hervorgeholt hat und den Gott „Zufall" arg herumrumoren läßt. Oder sollte eine Niese ohne den abgenutzten Romanapparat von unerwartet beglückenden Erbschaften, hinter zerbrochenen Bildern zum Vorschein kommenden Testamenten u. ä. nicht auskommen können? — Trotz dieser Ausstellungen wünschen wir dem Büchlein recht viele Leser. Sie werden über all dem Schönen und Herzerfrischenden die gerügten Mängel vergessen und den Gesamteindruck empfangen, daß ihnen hier mehr als bloße Unterhaltungslektüre geboten wird.

K. A.

Neuerschienene Bücher.

Jeremias, Dr. A., Babylonisches im Neuen Testament. Lpz. 132 S. M. 3.

Mayer, Prof. DDr. E. W., Christentum und Kultur. E. Beitrag zur christl. Ethik. Brln. 63 S. M. 1,40.

Braasch, Superint. D. A. H., Die religiösen Strömungen der Gegenwart. (= Aus Natur- u. Geisteswelt. Bd. 66.) Lpz. 146 S. M. 1.

Kalb, E., Kirchen und Sekten der Gegenwart. Unter Mitarbeit verschiedener evang. Theologen hrsg. Stuttg. 576 S. M. 4.

Baumgarten, Prof. D. O., Predigtprobleme. Hauptfragen der heutigen Evangeliumsverkündigung. 155 S. Tübingen. M. 1,80.

v. Bismarck, des Fürsten Otto, Politische Reden. Hist.-krit. Gesamtausgabe besorgt von Horst Kohl. Bd. 13 (Reden u. Ansprachen 1890—97) u. Bd. 14 (Nachträge und Gesamtregister). Stuttg. 484 u. 232 S. M. 8 u. 4,50.

v. Bismarck's, Fürst Herbert, Politische Reden. Hrsg. von J. Penzler. Mit e. Bildn. Stuttg. 426 S. M. 7.

Ehrenberg, R., Grosse Vermögen, ihre Entstehung und Bedeutung. 2. Bd.: Das Haus Parish in Hamburg. Jena. 150 S. mit 5 Abbild. M. 3.

Gumplowicz, L., Geschichte der Staatstheorien. Innsbruck. 592 S. M. 12.

Deutscher Universitätskalender, begründet von Prof. Dr. Ascherson, nach des Verf. Tod mit amtlicher Unterstützung hrsg. von Dr. Th. Scheffer und Dr. G. Ziegler. 1. Bd.: Die reichsdeutschen Universitäten, M. 1,50. 2. Bd.: Die ausländischen Universitäten, M. 1,20. Leipzig, K. G. Th. Scheffer.

Wolynski, Der moderne Idealismus in Russland. E. Studie. Übers. von I. Melnik. Frankf. 125 S. M. 3,50.

Stein, Prof. Dr. L., Der soziale Optimismus. Jena. 267 S. M. 5.

Baumgarten, Prof. D. O., Herders Lebenswerk und die relig. Frage der Gegenwart. Tübingen. 105 S. M. 1,80.

Fontane's, Theod., Briefe an seine Familie. 2 Bde. 316 u. 342 S. Brln. Fontane. M. 2.

Harder, Chr., Homer Ein Wegweiser zur ersten Einführung in die Ilias und Odyssee. Mit 96 Abbild. und 3 Karten. 282 S. Lpz. und Wien. M. 4,60.

Langmesser, Aug., Conrad Ferd. Meyer. Sein Leben, seine Werke und sein Nachlaß. 536 S. m. Bildn. Brln., Wiegandt u. Grieben. M. 6,50.

Lothar, Rud., Das deutsche Drama der Gegenwart. Mit 25 Bildn. und 117 Textillustrat. Buchschmuck von Joh. Sattler. 343 S. München. M. 10.

Schillerbuch, Marbacher. Zur 100. Wiederkehr von Schillers Todestag hrsg. vom schwäb. Schillerverein. 380 S. Stuttg. M. 7,50.

Wahl, Adalb., Vorgeschichte der französischen Revolution. Ein Versuch. 1. Bd. 370 S. Tübingen. M. 7.

Hirschfeld, Dr. M., Berlins drittes Geschlecht. (= Großstadt-Dokumente. Hrsg. von Hans Ostwald. Bd. 3.) 77 S. Brln. M. 1.

v. Horsetzky, Feldzeugmstr. Hon. Ad., Kriegsgeschichtl. Übersicht der wichtigsten Feldzüge in Europa seit 1792. Mit Atlas von 38 Taf. 6. neubearb. Aufl. 718 S. Wien. M. 20.

Der Salon des Rigaschen Kunstvereins.

Ein Rückblick

von

Woldemar Freiherrn v. Mengden.

Der Salon des Rigaschen Kunstvereins, der am 5. Dezember 1898 feierlich eröffnet und am 21. Dezember 1904 still geschlossen wurde, hat sein Dasein in einer Mietwohnung im Erdgeschoß des Engelmannschen Hauses, Basteiboulevard Nr. 9 a, sechs Jahre lang still gefristet und ist gewiß nur einem verhältnismäßig geringen Teil der 300,000 Bewohner Rigas bekannt geworden. Daß er aber für den gebildeten, bildungsfähigen und bildungsbedürftigen Teil eine nicht zu unterschätzende Rolle gespielt hat, ja noch mehr, daß er ein Kulturfaktor geworden, das zu erweisen soll die Aufgabe dieses Rückblicks sein. Wehmütig, wie einen lieben Freund, haben viele, und nicht die Schlechtesten, den Salon aus ihrem Leben ausscheiden sehen, — einem bewährten, lieben Freunde will auch dieser Nachruf gerecht werden.

Die Betrachtung der Lebensumstände des Rigaer Kunstsalons führt unsern Blick zurück zu seiner Entstehung.

Der am 22. Mai 1870 auf Initiative der Literärisch-praktischen Bürgerverbindung ins Leben gerufene Kunstverein in Riga bezweckt laut seinem am 14. Januar 1870 erstmalig und am 26. Januar 1872 modifiziert bestätigten Statut: „die Förderung der Kunst sowie die Belebung und Verbreitung des Kunstsinnes in Riga", und veranstaltet zur Erreichung seines Zweckes:

a) eine permanente Ausstellung der dem Verein angehörigen Sammlungen, sowie neuester Kunsterzeugnisse;

b) temporäre Ausstellungen von Erzeugnissen der Künstler aller Nationen;
c) periodisch wiederkehrende öffentliche Hauptausstellungen von dergl. Kunstwerken;
d) Vorträge über Kunstgeschichte und Ästhetik.

§ 5 besagt ferner: „Die Wirksamkeit des Vereins wird durch keinerlei Rücksichtnahme auf Malerschulen oder Nationen beschränkt, und soll dieser Grundsatz, wenngleich den Werken vaterländischer Künstler Rußlands eine besondere Beachtung vorbehalten bleibt, namentlich bei der Auswahl der für die Vereinssammlung zu erwerbenden Kunstwerke maßgebend sein."

Wie schwer es dem Kunstverein wurde, diesen Aufgaben zu genügen, erhellt aus der Geschichte der ersten 25 Jahre seines Bestehens, über die im Jubiläumsjahr der damalige schriftführende Direktor Herr dim. Ratsherr Nikolai Röpenack in einer fesselnden und verdienstvollen Festschrift berichtet [1].

Die größte Schwierigkeit, die dem Kunstverein bei seinem Bestreben begegnete, den ihm vorgezeichneten Zielen entsprechend zu wirken, fand die Direktion in der Lokalfrage. Der dem Verein zu Beginn bewilligte Raum im Realgymnasium, woselbst die permanente Ausstellung untergebracht wurde, genügte nur für eine ganz kurze Zeit. Schon die zu Beginn des zweiten Geschäftsjahres 1871 veranstaltete große Gemäldeausstellung fand in der Aula des Baltischen Polytechnikums statt, die dank dem Entgegenkommen des darin heimischen Technischen Vereins sowohl als namentlich des Verwaltungsrates des Polytechnikums dem Kunstverein dauernd ein Asyl bot. Als sich dann im J. 1878 erwies, daß der der städtischen Gemäldegallerie und den Sammlungen des Kunstvereins im Polytechnikum zur Verfügung gestellte Raum absolut nicht mehr genügte, auch andre Unzuträglichkeiten immer dringender das Bedürfnis nach einem eigenen Lokal erwiesen, dabei aber die seit Jahrzehnten immer wieder angeregte Frage der Erbauung eines eigenen städtischen Kunstmuseums abermals vertagt wurde, wurde endlich am 1. Januar 1879 zur Unterbringung der gemeinsamen Sammlungen das Lokal im Kerkoviusschen Hause, Todleben-

[1]) Beitrag zur Geschichte des Kunstvereins in Riga, zur Feier des 22. Mai 1895 dem Kunstverein gewidmet von Nikolai Röpenack. Riga, W. Scheffers. 77 Seiten.

boulevard Nr. 4, gemietet. Mußte in jenem Zeitpunkt eine solche Lösung der Lokalfrage mit größter Genugtuung begrüßt werden, mit den steigenden Ansprüchen, namentlich aber mit den stetig wachsenden Sammlungen von Kunstwerken, mußten auch die damals hinreichenden Raumverhältnisse dieser Lokalität weit hinter den bescheidensten Ansprüchen zurückbleiben, die billigerweise an die Darbietungen des Kunstvereins gestellt werden konnten und gestellt wurden. Die permanente Ausstellung verblieb während der ganzen Zeit von 1879 bis 1905 in diesem Lokal, wogegen der Veranstaltung periodischer, stärker besuchter Ausstellungen sowohl seitens der Gallerieverwaltung, als namentlich des Hausbesitzers stets die größten Schwierigkeiten entgegengesetzt wurden. Von den größeren wurden die umfangreicheren in der jedes Mal wieder in liebenswürdigster Weise zur Disposition gestellten Aula des Polytechnikums veranstaltet, so die von ca. 10,000 Personen besuchte Ausstellung des Kunstvereins Ao. 1871, die im J. 1875 veranstaltete Ausstellung von Kunstwerken im Privatbesitz, — ebenso fanden zwei Ausstellungen des Petersburger Vereins für künstlerische Wanderausstellungen Ao. 1873 und 1875 im Polytechnikum statt. In der Folgezeit hat der Kunstverein sich fast zwanzig Jahre lang mit den ganz unzureichenden Räumen des Gallerielokals begnügt, in denen außer der permanenten etwa zwölf von ihm und eine von der städtischen Gallerieverwaltung (1888 russische Künstler) veranstaltete Ausstellungen stattfanden.

Das frische Leben, das mit einer Reorganisation der Direktion im J. 1893 in den Kunstverein einzog, machte sich auch in seinen Ausstellungsveranstaltungen geltend. In den Jahren 1894 und 1895 fanden vier, größtenteils der Initiative des schriftführenden Direktors Dr. med. Baron Engelhardt entsprungene größere Ausstellungen statt, eine von „Petersburger Künstlern und Aquarellisten" und Herrn Paul v. Transehe in Riga zusammengebrachte, zwei von Gurlitt aus Berlin bezogen und eine von russischen, polnischen, schwedischen und baltischen Künstlern zusammengestellte. Die drei ersten, von denen die letztgenannte als Jubiläumsausstellung das 25. Jahr des Bestehens des Kunstvereins feiern wollte, fanden abermals im Politechnikum statt. Aber bei allem Entgenenkommen seitens des Verwaltungsrats mußte der Kunstverein sich stets mit den Weihnachts- oder Osterferien begnügen, da eine Überlassung

der Aula während des Semesters der Verwaltung des Polytechnikums allzu große Schwierigkeiten bereitet hätte.

Unerträglich wurde die Situation, als im September 1896 für die zweite von Gurlitt zusammengestellte Kollektion kein Lokal ausfindig zu machen war. Trotz der peinlichen Lage des Kunstvereins verweigerte die Verwaltung der städtischen Gallerie strikt, ihre Genehmigung, die Ausstellung im Galleriesaal aufzustellen, zu erteilen, die Aula des Polytechnikums war nicht zu haben, und wäre nicht die Kompagnie der Schwarzhäupter, wenn auch widerwillig, in letzter Stunde eingesprungen, der Kunstverein wäre in die beschämende Lage geraten, mit der schönen Kollektion „auf der Straße" zu bleiben. Da mußte Wandel geschafft werden und wurde geschafft. Einer verdienstvollen Anregung der „Kunstecke"[1] entsprungen, mehrfach in kleinen Versammlungen erwogen und besprochen, trat der Plan der Anmietung eines eigenen Ausstellungslokals für den Kunstverein auf der Generalversammlung am 23. Oktober 1898 als Direktionsantrag an die Öffentlichkeit.

Der Antrag, „eine Lokalität in Riga als „Salon" zu permanenten Ausstellungszwecken zu mieten, und zur Ausführung dieses Kommissums einen erforderlichen Kredit bis zum Betrage von 2000 Rbl. pro Jahr der Direktion zur Verfügung zu stellen", von Baron Engelhardt und vom Staatsrat Johannes Eckardt warm befürwortet, wurde von der Generalversammlung mit großer Majorität angenommen. Dieser Beschluß wurde rasch in die Tat umgesetzt, und am 6. Dezember 1898 der Salon mit einer großen baltischen Ausstellung dem Publikum geöffnet. Schon auf der folgenden Generalversammlung des Kunstvereins, am 8. November 1899, konnte die Direktion berichten: „Unser Salon hat freilich noch nicht Zeit gefunden, uns finanziell Freude zu machen, im Gegenteil, er ist uns ein rechtes Sorgenkind gewesen und wird es voraussichtlich noch einige Zeit bleiben. Der Kassabericht wird Ihnen in Zahlen sagen, wieviel der Salon uns eingebracht und wieviel er uns gekostet hat. Aber wenn auch die letztere Summe die erstere bedeutend übertrifft, so braucht das doch nicht allzu sehr uns zu bekümmern. Die Tatsache, daß der Kunstverein der uner-

[1]) Der Rigasche Verein „Kunstecke", eine gesellige Vereinigung von Künstlern und Kunstfreunden, die schon seit mehr als 10 Jahren in Riga besteht, hat am 11. Mai 1904 die ministerielle Bestätigung erlangt.

träglich gewordenen Zwangslage in der Gemäldegallerie entwachsen, sich frei und auf eigenen Füßen hat entwickeln und betätigen können, diese Tatsache ist erfreulich genug. Und daß unser Kunstleben, dank diesen so günstig veränderten Verhältnissen, einen regen Aufschwung genommen hat, daß es uns möglich gewesen ist, im Laufe eines Jahres sieben Ausstellungen zu veranstalten, das verdanken wir in erster Linie dem Kunstsalon. Seit dem Bestehen des Vereins hat die Direktion noch kein Mal über ein so ereignisreiches Jahr berichten können. Dafür werden am Schluß meiner Rechnungsablage Zahlen sprechen."

Jawohl, Zahlen sprechen. Auch hier können wir der Statistik nicht entraten, und nichts ist besser geeignet, uns ein deutliches Bild der Leistungen des Salons zu vermitteln, als ein Rückblick auf seine Darbietungen, seine Besuchsfrequenz von Mitgliedern und zahlendem Publikum, seine Einnahmen aus Eintrittsgeldern und aus der Verkaufsprovision, die Beeinflussung des Jahresbudgets durch die Saloneinnahmen und -Ausgaben, die Mitgliederfrequenz seit seiner Eröffnung usw.

Aber ehe wir, freundliches Wohlwollen für den Salon bei allen unsren Lesern voraussetzend, auf seine Darbietungen im einzelnen eingehen, wobei es im Wesen der Sache und in unsrer Absicht liegt, „gutes von von ihm zu reden und alles zum besten zu kehren", erscheint es als ein Gebot der Unparteilichkeit, auch das anzuführen, was sich gegen den Salon sagen läßt nnd was auch — wir kennen unsre Feinde — gesagt worden ist.

Unser Salon, nunmehr seligen Andenkens, war alles andre eher, als ein Ausstellungslokal. Seine für eine bescheidenste Familienwohnung allenfalls ausreichenden Räume mit vier Zimmern mit je 1, 2, 2 und 1 Fenster zur Straße und einem ganz finsteren, nur künstlich zu erleuchtenden größeren Hinterzimmer konnten keinem gerechten Anspruch genügen, sowohl was die Licht-, als was die Raumverhältnisse betraf. Nur wenige Wandflächen ließen ein Anschauen ohne störende Lichtreflexwirkung zu, der zum Ansehen eines größeren Bildes notwendige Abstand war bei der Kleinheit der Zimmer unmöglich, endlich waren die Wandflächen und nmentlich die Türöffnungen für größere Bilder total unzureichend. Die trübe Witterung, die bei uns fast den ganzen Herbst anhält, bot in der Hochparterrewohnung oft nicht das nötige Licht, obgleich diese,

am Stadtkanal belegen, immer noch mehr Licht hatte, als es in den Straßen der inneren Stadt der Fall ist, wo die gegenüber befindliche Hausmauer das Erdgeschoß erheblich des Lichtes beraubt. Bei der in Riga üblichen Lebensweise, die die Städter für zwei, auch drei Monate, besser Situierte oft für noch längere Zeit aus der Stadt entführt, kann nur eine verhältnismäßig kurze Zeit als Ausstellungssaison gelten, und um den Mietzins für das ganze Jahr einzubringen, müssen sich die Darbietungen mehr oder weniger drängen, was mehrfach als Mangel empfunden und gerügt worden ist. Aber trotz all diesen Mängeln war der bescheidene Salon doch besser als garnichts.

Bei den im Salon veranstalteten Ausstellungen wurde es als Grundsatz beobachtet, einesteils einzelne Kollektionen geschlossen in vorherbestimmten Terminen auszustellen, andernteils einzelne Kunstwerke, wenn dies aus irgend welchen Gründen notwendig oder wünschenswert erschien, auch außerhalb der Gruppe zuzulassen. An geschlossenen Ausstellungen haben im Salon während der sechsjährigen Dauer seines Bestehens 47 stattgefunden [1].

Betrachten wir sie nach den Ausstellungsgegenständen, so finden wir, daß neben den selbstverständlich bei weitem vorherrschenden ca. 35 reinen Gemälde-Ausstellungen, 4 Ausstellungen kunstgewerblicher Arbeiten stattgefunden haben, und ferner 1 Ausstellung von Exlibris und Plakaten, 1 Ausstellung von graphischen Kunstwerken, darunter namentlich Exlibris, 1 Ausstellung von orientalischen Teppichen, mehrere Darbietungen künstlerischer Photographien (Präraphaeliten, Rembrandt, Amateurphotographie), 1 Ausstellung von Gypskopien nach Skulpturen von Baron Clodt, 1 Ausstellung von dekorativer Malerei, 1 Ausstellung verschiedenartiger Reproduktionen von Werken Andrea del Sartos, 1 Ausstellung südamerikanischer Landschaftsbilder, 1 Ausstellung von Reproduktionen nach Handzeichnungen alter Meister, 1 Ausstellung von Kopien und Reproduktionen von Meisterwerken der italienischen und spanischen Renaissance, endlich 1 Ausstellung künstlerischer Arbeiten früherer Schülerinnen von Frl. Elise von

[1]) Drei dieser Darbietungen verdankt der Kunstverein der Vermittlung des am 8. Oktober 1899 ministeriell bestätigten baltischen „Vereins zur Förderung der Kunstinteressen durch Wanderausstellungen": die Petersburger und Baltische Kollektion, die Ausstellung der Münchener Luitpold-Gruppe und die zweite Holländische Ausstellung.

Jung-Stillng. Die Gemäldeausstellungen waren meist Gruppenkollektionen, hier oder auswärts zusammengestellt, teils, in 18 Fällen, Sonderausstellungen eines oder zweier Künstler, in denen 20 Künstler ausstellten.

Was die Herkunft der Exponate betrifft, so war es stets das Bestreben der Direktion des Kunstvereins, im Salon Mannigfaltiges zu bieten. Betreffend die Frage, ob der Rigasche Kunstverein insbesondere die Aufgabe hat, das Publikum auch mit Kunstwerken nicht einheimischen Ursprungs bekannt zu machen, ist es von besonderem Interesse, an der Hand des oben zitierten Röpenackschen Beitrages zur Geschichte des Kunstvereins sich dessen zu erinnern, wie der ursprüngliche, im J. 1845 entstandene Plan der Begründung eines Kunstvereins in Riga einen solchen für Liv-, Est- und Kurland ins Auge fassen und „nur einheimische, in den Baltischen Provinzen geborene oder lebende Künstler berücksichtigen" sollte. Die bis zur Bestätigung des heutigen Kunstvereins vorgenommenen Abänderungen: einesteils die Beschränkung des Vereins für Liv-, Est- und Kurland auf einen Rigaschen Verein, andernteils die statutenmäßige Feststellung, daß „keinerlei Rücksichtnahme auf Malerschulen oder Nationalität des Künstlers" gelten solle, waren also wohl überlegt und vorbedacht. Die Zeiten und Gesichtspunkte sind hoffentlich längst überwunden, die im J. 1845 der Direktion des in der Bildung befindlichen Kunstvereins die Hand führten, als sie auf eine Münchener Ausstellungsofferte zu antworten beliebte: „selbst wenn die Bestätigung der Statuten erfolgte, würde sich die Wirksamkeit des Vereins statutenmäßig nur auf Leistungen solcher Künstler ausdehnen, die in den Ostseeprovinzen geboren sind oder in denselben leben, mithin würde die Direktion des Kunstvereins als solche auf die Vorschläge der Münchener Herren Maler wahrscheinlich nicht eingehen. Solch rückständige Ansichten und Geschmacksrichtungen sind hoffentlich jetzt, ein halbes Jahrhundert später, nicht mehr anzutreffen.

Es ist natürlich, daß die Beschaffung einheimischer Ausstellungen in allen Fällen bedeutend leichter fiel. Nicht allein der Fortfall der Transport- und Versicherungskosten, oder doch deren geringere Höhe, vor allem die persönliche Bekanntschaft mit den einheimischen Künstlern und ihren Werken, spricht für deren Bevorzugung, — insbesondere die Schwierigkeit, ohne Vertrauenspersonen

schöne und wertvolle Exponate von auswärts zu erhalten, erschweren die Beschaffung ausländischer Kollektionen; so hat auch die Direktion des Kunstvereins nicht immer eine glückliche Hand gehabt. Wiederholt sind auswärtige Kollektionen, die hohe Transportkosten erheischten, eingetroffen, die die Erwartungen bitter enttäuschten. Da galt es immer wieder zu versuchen, alle privaten Beziehungen auszunutzen, um der vornehmsten Aufgabe eines Kunstvereins in der Lage des Rigaschen zu genügen: das Publikum über das auf dem Laufenden zu erhalten, was in den Kulturländern, wo reges Kunstleben pulsiert, die Geister bewegt, die Kunstfreunde erfreut.

Trotzdem haben neben 10 einheimischen Gruppen-Ausstellungen auch 11 auswärtige stattgefunden, davon 7 ausländische. Die einheimischen waren:

I. Große Baltische (136 Werke von 15 Künstlern, vorherrschend Wilhelm Purwit). II. (Wiemer, Richard Müller, Alexandra v. Sivers, Else Rudolff, Otto Lindenberg.) III. (73 Werke von Johann Walter, Johann Lieberg, Julius Maderneek, Richard Sarring.) IV. (114 Werke von Eva Margarethe Schweinfurth, Martha und Anna Hellmann, Frida Neumann, Thekla Stahl, Hildegard Haken.) V. (75 Werke von 60 teils Petersburger, teils Baltischen Künstlern), 4 kunstgewerbliche Ausstellungen und eine Ausstellung früherer Schülerinnen von Frl. Elise v. Jung.

Die auswärtigen waren:

I. Internationale Kollektion aus Petersburg (Maljawin, Cionglinsky, Alexander Bénois, Levitan, Nesterow, Purwit, Järnefelt, Rustschitz, Repin, Lagarde, Aman Jean, Ménard, Hans Hermann, Dill, Bartels). II. eine von Gurlitt bezogene Kollektion (Leibl, Hoffmann, Ury, Klinger, Kunz, Thoma, Wengel, Moras, Leistikow, Harburger, Langhammer, Brandenburg, Dettmann, Schweminski, Crane, Skarbina, Schoebel, Exter, Hartmann, Niethe, Sperl, Horodam, Feuerbach, Hermann, Thiem, Lilljefors, Keller, Reutlingen, Uhde, Baer, Bürgel, Hendrik, Vrancaccio, Hellen, Zimmermann, Rabes, Ankarkrona, Alvarez, Kaiser, Engel). III. eine Petersburger und Moskauer Kollektion (Sarring, Purwit, Levitan, Pasternack, Wasnezow, Winogradow, Iwanow, Maljutin, Marie Dücker, Repin, Serow, Perepletschikow, Moritz). IV. eine Petersburger Kollektion (Acker, Bakat, Alexander Bénois, Alexander Bénois Konsky, Albert Bénois, Bras, Levitan, Serow, Lanceray,

Stepanow, Somow, Baron Rosen). V. eine finnländische, von Professor Tikkanen zusammengebrachte Kollektion (31 Werke von 15 Künstlern). VI. eine holländische Gruppe (71 Werke von 51 Künstlern). VII. eine von Keller und Reiner besorgte Kollektion (19 Werke von 13 Künstlern, darunter Lesser, Ury, Slevogt, Liebermann, Hendrich, Leistikow, Mackensen, Vogeler, Hofmann). VIII. eine zweite finnländische Gruppe, zusammengestellt mit Hilfe von Axel Gallén (56 Werke von 13 Künstlern, darunter Blomstedt, Albert Edelfelt, Axel Gallén, Eemil und Pekka Halonen, Järnefelt, Westerholm). IX. eine von der Münchener Luitpoldgruppe hergesandte Kollektion (95 Werke von 40 Künstlern). X. eine von Keller und Reiner besorgte Kollektion (19 Werke von 17 Künstlern). XI. eine zweite holländische Kollektion (54 Werke verschiedener Künstler).

Die Sonderausstellungen verteilen sich folgendermaßen: 13 einheimische: Siegfried Bielenstein 2 Mal, Wilhelm Purwit 2 Mal, Bernhard Borcherdt 2 Mal, Jan Rosenthal, Johann Walter, Siecke, Baranowsky, Gerhard Baron Rosen, Friedrich Moritz, Martha Unverhau, Karl Kahl, Max Wulfahrt, Eva Margarethe Borcherdt-Schweinfurth, — und 7 auswärtige: Sascha Schneider, Ludwig Scheuermann, Ludwig v. Hofmann (nebst einigen Werken von Walter Leistikow), Axel Gallén, Ludwig Dettmann, Arnold Böcklin, Hans Thoma.

Daß die Ausstellungen nicht immer den Absichten der veranstaltenden Vereinsdirektion entsprachen, ist nur zu begreiflich. Der hier zur Verfügung stehende Raum dürfte nicht genügen, um alle vergeblichen Versuche, alle gescheiterten Vorverhandlungen und enttäuschten Hoffnungen zu erwähnen. An dieser Stelle sei aber nicht verschwiegen, wie schwer dem Rigaschen Kunstverein die Beschaffung russischer Kunsterzeugnisse gemacht wird. Wieder und wieder hat die Direktion sich an die verschiedenen Kunstvereinigungen in Petersburg und Moskau, an die Akademie der Künste, an russische Museen, an einzelne ihr persönlich bekannte kunstfreundliche Würdenträger in der Residenz gewandt. Die finanziellen Mißerfolge, die erfahrungsmäßig stets der Erschließung eines neuen Bildermarkts vorausgehen, haben die russischen Vereinsleitungen so gründlich abgeschreckt, daß der Schaden in absehbarer Zeit nicht wieder gut zu machen ist. Namentlich verhält sich die Leitung des

Russischen Wanderausstellungsvereins, dem wir einige sehr schöne Ausstellungen in Riga zu verdanken gehabt haben, seit Jahren, und neuerdings auch der „Bund russischer Künstler" in Moskau, auf alle Einladungen des Rigaschen Kunstvereins ablehnend. Es sei daher hier festgestellt, daß der auffallende Mangel an Darbietungen der in schönster Entwicklung begriffenen nationalrussischen Kunst in den letzten Jahren nicht dem Kunstverein und nicht der hiesigen deutschen Gesellschaft aufs Schuldkonto zu setzen ist. An redlichen, häufigen Versuchen hat es nicht gefehlt. Auch sind auf den drei vorbenannten Petersburger und Moskauer Ausstellungen im Salon Bilder für im ganzen ca. 1100 Rbl. verkauft worden. Das mag für Petersburg wenig sein, für Riga ist es viel.

Ziehen wir noch die im Galleriesaal veranstalteten Aiwasowsky-Ausstellungen, die daselbst vom österreichischen Kunsthändler Galvagni ausgestellten italienischen und spanischen Gemälde, den Napoleon-Cyclus von Rex, die südamerikanischen Landschaftsbilder von Augusto Ballerini in Betracht, so läßt sich eine noch kosmopolitischere Auswahl der Exponate kaum denken. Vermißt werden darin nur die nordischen Länder, namentlich die hochstehende skandinavische Kunst, ein Mangel, dem, nun da er erkannt ist, hoffentlich in Zukunft abgeholfen werden wird.

Gehen wir nun auf die Besuchsfrequenz ein. Der Salon wurde im Ganzen[1] von 12,000 Mitgliedern des Kunstvereins[2] und 34,000 zahlenden Personen, also im Ganzen von 46,000 Personen besucht. Die Eintrittsgelder ergaben brutto ca. 11,000 Rubel. Die Tagesfrequenz beträgt ungefähr 8 Mitglieder und 22 zahlende Besucher, zusammen 30 Personen täglich, die Bruttoeinnahme 7 Rbl. Viel weniger günstig stellt sich das scheinbar glänzende statistische Ergebnis aber bei der Untersuchung der Frage nach der Frequenz der einzelnen Ausstellungen, wobei es niemanden Wunder nehmen wird, daß auch die besten einheimischen Ausstellungen, gegenüber den ausländischen, recht schlecht abschneiden. Das Bestreben, bei auswärtigen Kollektionen, deren Beschaffung stets kostspieliger ist, nur Erstklassiges kommen zu lassen, während

[1]) Ich gebe hier und im Folgenden stets möglichst abgerundete Zahlen.

[2]) Diese Zahl ist insofern etwas zu verändern, als nach einer bestehenden Vereinbarung die Mitglieder des Wanderausstellungsvereins für die von diesem Verein beschafften Ausstellungen dieselben Vorzüge genießen, wie Mitglieder des Kunstvereins.

bei einheimischen Künstlern der Wunsch, den Künstler zu fördern, auch bei geringerer Qualität seiner Produktion mitbestimmend ist, bietet kaum eine genügende Erklärung für die Erscheinung, daß die auswärtigen Ausstellungen so sehr viel besser besucht wurden, als die einheimischen. Vielmehr beweist diese Tatsache überzeugend den in unsrem Publikum vorherrschenden Wunsch, die Werke der in auch in Riga vielfach gehaltenen ausländischen Kunstzeitschriften oft genannten und allgemein bekannten Künstler durch eigene Anschauung kennen zu lernen.

Am besten besucht waren die Purwit-Ausstellungen, sowohl die von diesem großen baltischen Künstler gelieferten Sonderausstellungen, als auch die Kollektionen, an denen er hervorragenden Anteil hatte. Die Purwit-Ausstellung vom 3. Dezember 1900 bis 8. Januar 1901 wurde an 36 Tagen von 2217, also täglich von durchschnittlich 60 Personen besucht, die vom 16. Januar bis 26. Februar 1904 an 42 Tagen von 3240, also täglich durchschnittlich von 81 Personen, die große Baltische Ausstellung vom 6. Dezember 1898 bis 17. Januar 1899 an 43 Tagen von 2688 Personen, also täglich durchschnittlich von 62 Personen; bei dieser letzteren, der Salon-Eröffnungsausstellung, deren überwiegender Teil aus Purwit-Werken bestand, fiel auch die Zugkraft des neuen Salonunternehmens ins Gewicht. Auf die besonderen Gründe des hervorragend starken Besuchs Purwitscher Ausstellungen kommen wir an andrer Stelle noch zurück.

Es folgen in der Besuchsfrequenz, wobei wir nach der Tagesfrequenz ordnen, weil die allgemeine Frequenzziffer durch ungünstigen Zeitpunkt (Sommer) oder allzu kurze oder allzu lange Dauer der Ausstellung beeinflußt sein kann.

Ludwig v. Hofmann	im Ganzen	2077,	täglich	73	Pers.	
Arnold Böcklin (nur bisher unverkauft gebliebene, unvollendete und Jugendwerke)	„	„	1355	„	68	„
Sascha Schneider (7 Kartons) .	„	„	912	„	65	„
Hans Thoma	„	„	1700	„	63	„
Petersburger Internationale Ausstellung	„	„	1442	„	44	„
Ludwig Dettmann	„	„	1734	„	43	„
Axel Gallén	„	„	253	„	42	„

Dann erst folgen:

Bernh. Borcherdt u. Frau B. Schweinfurth	i. G.	1114,	tägl.	40	Pers.
Münchener Luitpoldgruppe	„	1208	„	36	„
Holländer (I. bessere Sendung, April 1901)	„	1061	„	36	„
Baron Rosen und Friedrich Moritz . .	„	1068	„	33	„
Petersburger und baltische Künstler . .	„	991	„	33	„
Bernhard Borcherdt und Jan Rosenthal .	„	1116	„	32	„
Holländer (II. Sendung, März 1904) .	„	1082	„	32	„
Keller und Reiner (II. Koll. Febr. 1902)	„	704	„	29	„
Finnländer (I. schlechtere Koll. März 1901)	„	821	„	27	„
Martha Unverhau	„	673	„	27	„
Keller und Reiner (II. Koll. Nov. 1903)	„	690	„	26	„
Walter Sarring, Lieberg, Maderneek, Rosenthal	„	568	„	25	„
Frau Schweinfurth, Hellmann I. u. II., Stahl, Haken Neumann	„	831	„	23	„
Siegfried Bielenstein allein	„	575	„	23	„
Finnländer (II. bessere Koll.[1] Sommer 1902)	„	1619	„	22	„
Müller, Wiemer, Fr. v. Sivers . . .	„	568	„	22	„
Johann Walter	„	929	„	21	„
Gurlitt-Kollektion	„	1268	„	18	„
Petersburger und Moskauer Maler . .	„	1135	„	18	„
Ludwig Scheuermann, München . . .	„	627	„	17	„
Siegfried Bielenstein und Karl Winkler .	„	625	„	14	„
Karl Kahl	„	393	„	17	„
Bénois-Koll. aus Petersb. (Sommer 1900)	„	1200	„	8	„
Max Wulfahrt	„	83	„	8	„
Siecke und Baranowsky	„	115	„	2	„

Suchen wir aus diesen Zahlen einen allgemeinen Überblick zu gewinnen, so finden wir, daß das Publikum den auswärtigen Darbietungen mit einer allgemeinen Frequenz von 1172 Personen und einer Tagesfrequenz von 40 Personen, gegenüber den einheimischen mit 1074 Personen und einer Tagesfrequenz von 31 Personen, unzweifelhaft den Vorzug gibt, ebenso den Sonderausstellungen mit 1126 Personen, täglich 41 Personen, gegenüber den

[1]) Diese Kollektion, eine der hervorragendsten Darbietungen des Salons, kam allmählich zur Aufstellung, und zu ungünstiger Zeit, daher ihre bedauerlich und unerwartet schwache Besuchsfrequenz.

Gruppenkollektionen mit 1120 Personen, täglich 30 Personen. Der Durchschnittsbesuch der vier kunstgewerblichen Ausstellungen betrug 855 Personen, täglich 31 Personen.

Werfen wir zum Schluß dieser Betrachtung noch einen Blick auf die Schwankungen der Besuchsfrequenz im Salon in den 6 Jahren seines Bestehens:

1899:	1468	Mitgl.	4895	Nichtmitgl.	Summa:	6363
1900:	1458	„	3540	„	„	4998
1901:	1920	„	4554	„	„	6474
1902:	2115	„	5239	„	„	7354
1903:	2817	„	8194	„	„	11,010
1904:	1679	„	5099	„	„	6778

Täglich:

1899:	7	Mitgl.	22	Nichtmitgl.	Summa:	29
1900:	7	„	17	„	„	24
1901:	11	„	25	„	„	36
1902:	9	„	17	„	„	26
1903:	9	„	27	„	„	36
1904:	7	„	17	„	„	24

Zieht man die besondere Zugkraft der den Rigensern noch ganz neuen Einrichtung einer ständigen, häufig wechselnden Gemäldeausstellung im ersten Salonjahr in Betracht und würdigt man die Schwierigkeiten, die sich im Kriegsjahr 1904 der Beschaffung hervorragender Kunstwerke aus dem Auslande entgegenstellten, die es auch bedingten, daß in diesem letzten Salonjahr nur eine ausländische Bilderkollektion, die minderwertige holländische, zur Ausstellung gelangte, so ergibt die Übersicht der allgemeinen Besuchsfrequenz eine stetige Steigerung. Findet diese auch hinsichtlich der Mitglieder eine Erklärung in dem Anwachsen der absoluten Mitgliederzahl des Kunstvereins — vor Eröffnung des Salons ca. 300, im letzten Salonjahr ca. 500 —, so beweist die Zunahme der Zahl der zahlenden Besucher um so mehr die Verbreitung des Interesses an den Darbietungen des Salons.

Wenden wir uns nun dem finanziellen Resultat zu, das das Salonunternehmen dem Kunstverein gebracht hat. Das Vermögen des Kunstvereins betrug bei Begründung des Salons 4591 Rbl. und betrug zum 1. Oktober 1904 — 1883 Rbl. Es hat sich somit in dieser Zeit freilich um ca. 2700 Rbl. gemindert; es haben also

die warnenden Stimmen, die auf der Generalversammlung am 23. Oktober 1898 aus der Anmietung des Salonlokals erwachsende pekuniäre Verluste befürchteten, Recht behalten. Aber gewiß hat auch die andre Auffassung nicht minder Recht behalten, die die Aufgabe des Kunstvereins nicht in der Ansammlung und Vergrößerung seines Kapitalvermögens, sondern in der Vermittlung künstlerischer Anregung, in der Darbietung von Kunstausstellungen, unbehindert durch äußere, die Selbständigkeit des Vereins beengende Fesseln erblickte.

Die Salonmiete betrug 1100 Rbl. jährlich.

Wir finden in den Jahreskassaberichten folgende Posten, die sich, was zu beachten ist, nur auf den Salon beziehen:

	Einnahmen:	Ausgaben:	Verlust:
1898/1899	2148 R. 60 K.	3336 R. 40 K.	1187 R. 80 K.
1899/1900	1170 „ 20 „	2483 „ 97 „	1313 „ 77 „
1900/1901	2197 „ 43 „	3244 „ 23 „	1046 „ 80 „
1901/1902	1735 „ 51 „	2219 „ 98 „	484 „ 47 „
1902/1903	2783 „ 68 „	3970 „ 30 „	1186 „ 32 „
1903/1904	2368 „ 24 „	2860 „ 59 „	492 „ 35 „

Während aber die Gesamtverlustsumme aus dem Salon für 6 Jahre . . . . . 5911 R. 50 K. betragen sollte, beträgt die Kapitaleinbuße also weniger als die Hälfte, ein Beweis dafür, daß die Kassenverwaltung des Kunstvereins imstande gewesen ist, auf andrem Wege, d. h. durch anderweitige wachsende Einnahmen, den Schaden zum Teil einzubringen.

Eine abermalige Vergleichung der Zahlenergebnisse bei Berechnung der Bruttoeinnahmen aus den einzelnen Ausstellungen würde wieder recht interessante Resultate ergeben. Wir wollen indessen unsre Leser nicht ermüden und begnügen uns hier mit einigen Durchschnittszahlen: 17 baltische Ausstellungen ergaben eine Durchschnittstageseinnahme von 6 Rbl. 17 auswärtige Ausstellungen ergaben eine durchschnittliche Tageseinnahme von 8 Rbl. 82 Kop. Korrigieren wir diese Statistik, indem wir bei den baltischen Ausstellungen die zwei Purwit-Ausstellungen, deren größere Besucherzahl zum Teil auf andre, als auf künstlerische Interessen zurückzuführen ist, und bei den auswärtigen Ausstellungen die ganz mißglückte und wertlose Scheuermann-Ausstellung und die

den ganzen Sommer (1900) über, in der saison morte ausgestellte Bénois-Kollektion aus Petersburg fortlassen, so ergibt sich folgendes Resultat: 15 baltische Ausstellungen brachten eine Durchschnittstageseinnahme von 4 Rbl. 18 Kop., 15 auswärtige Ausstellungen brachten eine Durchschnittstageseinnahme von 9 Rbl. 73 Kop., also fast $2^1/_2$ mal so viel. Kann angesichts dieser Zahlen dem Kunstverein der Vorwurf gemacht werden, er vernachlässige die einheimischen Künstler gegenüber den auswärtigen?

Nach dem Beispiel ausländischer Kunstvereine erhebt auch der Rigasche beim Verkauf von Kunstwerken aus seinen Ausstellungen eine Provision, und zwar in der in Deutschland meist üblichen Höhe von 10 pCt. Die Statistik dieser Vereinseinnahme unterliegt den größten Schwankungen, und ist nicht geeignet, bestimmte Schlußfolgerungen zuzulassen. Bei der Schätzung, die unsre einheimischen Künstler bei uns genießen, einem ausgesprochenen baltischen Lokalpatriotismus einerseits, — dem Umstande anderseits, daß die Preise ohnehin anspruchsvoller ausländischer Künstler durch die Verkaufsprovision des vermittelnden Kunsthändlers meist noch erhöht werden, und dem meist ganz unbegründeten Mißtrauen gegenüber ausländischen Ausstellungspreisen überhaupt, fällt die Verkaufsstatistik für unsre einheimischen Künstler ungleich günstiger aus, als für die auswärtigen.

Geben wir nun einige wenige Zahlen zur Illustration der Frage, ob die Ausstellungen im Salon nur dem Kunstverein zugute gekommen sind, oder ob auch die ausstellenden Künstler ihren Vorteil dabei gefunden haben. Auf der zur Eröffnung des Kunstsalons veranstalteten Ausstellung baltischer Künstler, die dem Kunstverein eine Bruttoeinnahme von 805 Rbl. brachte, wurde für 1547 Rbl. verkauft, also fast für den doppelten Betrag; davon entfielen auf Herrn Wilhelm Purwit, dem das Hauptverdienst am Erfolge der Ausstellung gebührt, 840 Rbl., also mehr als die Gesamteinnahme des Kunstvereins. Im Ganzen hat Purwit auf dieser und auf seinen zwei Sonderausstellungen (seine Beteiligung an der Internationalen, an der Petersburger und Moskauer und an der Petersburger und Baltischen Ausstellung zählen hier nicht mit), die zusammen dem Kunstverein eine Bruttoeinnahme von 2250 Rbl. brachten, für 2750 Rbl. verkauft. Von andern einheimischen Malern verkauften:

Baron Gerhard Rosen: für 680 Rbl. (die gesamte Bruttoeinnahme aus der von B. R. und Moritz im November 1902 veranstalteten Ausstellung betrug 267 Rbl.).

Karl Kahl: für 550 Rbl. (Bruttoeinnahme seiner Ausstellung: 80 Rbl.)

Bielenstein: für 510 Rbl. (Bruttoeinnahme seiner 2 Ausstellungen: 250 Rbl.)

Bernhard Borcherdt: für 330 Rbl. (Bruttoeinnahme seiner mit Jan Rosenthal und mit Frau B. Schweinfurth veranstalteten Ausstellungen: 495 Rbl.)

Frau Borcherdt-Schweinfurth: für 225 Rbl. (Bruttoeinnahme der von ihr mit Herrn B. B. veranstalteten Ausstellung: 250 Rbl.)

Frl. Martha Unverhau: für 325 Rbl. (Bruttoeinnahme ihrer Ausstellung: 152 Rbl.)

Johann Walter: für 290 Rbl. (Davon 118 Rbl. auf seiner Sonderausstellung, die dem Kunstverein 220 Rbl. brutto einbrachte.)

Karl Winckler: für 280 Rbl.

Richard Sarring: für 83 Rbl.

Um den den Ausstellern erwachsenden Vorteil zu würdigen, ist ferner zu beachten, daß eine große Anzahl von Verkäufen sich nicht auf der Ausstellung, sondern erst später realisiert, ein Vorzug, der in Riga ausschließlich den einheimischen Künstlern zugute kommt. Es ist nicht selten vorgekommen, daß Verkäufe unmittelbar nach Schluß der Ausstellung perfekt wurden, — solche sind hier natürlich nicht berücksichtigt, — es ist freilich auch oft vorgekommen, daß die Künstler bereits verkaufte Bilder ausstellten, also nicht zum Verkauf, sondern zur Ansicht oder Reklame.

Ehe wir weiter gehen, seien hier noch zum Vergleich die von einigen Sonderausstellungen auswärtigen Ursprungs erzielten Verkäufe registriert. Es verkauften:

Ludwig v. Hofmann für 1225 Rbl. bei einer Bruttoeinnahme von 508 Rbl.

Ludwig Dettmann für 400 Rbl. bei einer Bruttoeinnahme von 435 Rbl.

Hans Thoma für 360 Rbl. bei einer Bruttoeinnahme von 435 Rbl.

Levitan für 250 Rbl.

Diesen Zahlen gegenüber hat es nicht viel auf sich, wenn einzelnen weniger glücklichen Ausstellern keine nennenswerten Verkäufe gelangen, wie Moritz, Rosenthal, Siecke, Baranowsky.

Denselben Zahlen gegenüber kann aber wohl auch die Auffassung nicht aufrecht erhalten werden, als hätte der Rigasche Kunstverein der selbstlosen Hilfe der ausstellenden baltischen Maler seine Fortexistenz zu danken. Im Gegenteil, es ist nur gerecht anzuerkennen, daß die Künstler Rigas ebensosehr dem Kunstverein für die Möglichkeit, unentgeltlich dessen Ausstellungslokal zu benutzen, zu Dank verpflichtet sind, wie dieser ihnen für die Beteiligung an den von ihm veranstalteten Ausstellungen.

Es erübrigt an dieser Stelle auf die vom Kunstverein durch Beschaffung auswärtiger Kunstwerke den Künstlern gebotene Anregung, auf die den ausstellenden Porträtmalern zugeführten Bestellungen seitens des Salonpublikums, auf die von der Leitung des Kunstsalons gegebene Anregung zu Atelierstunden der Künstler, die manche Bestellung veranlaßt, manchen Bilderkauf eingeleitet haben, hinzuweisen; es sei auch z. B. an Folgendes erinnert: Nach einer besonders erfolgreichen Ausstellung Purwitscher Arbeiten im Salon berichtete die Schriftleitung des Vereins darüber nach Berlin, und Purwit, welcher gerade damals über die Miete eines Privatlokals in Berlin zu Ausstellungszwecken verhandelte, wurde durch eine Einladung der Kunsthandlung Keller und Reiner überrascht. Die von ihm daraufhin nach Berlin gesandte Kollektion bahnte ihm dann den Weg zu den bedeutendsten Kunststädten und Ausstellungen Deutschlands und Frankreichs, auf denen er seitdem zu den bekanntesten Ausstellern gehört. Dies sei hier nicht als Verdienst angeführt, sondern nur erwähnt, um zu zeigen, daß die Leitung des Kunstvereins stets bereit ist, ihre Pflicht zu erfüllen, den einheimischen Künstlern jede in ihrer Macht liegende Forderung zuteil werden zu lassen.

Hat der Salon insofern den an ihn billigerweise zu stellenden Erwartungen genügt, als er an seinem Teil dazu beigetragen hat, die Bekanntschaft zwischen Maler und Publikum anzubahnen und zu entwickeln und Verkaufsgelegenheiten zu vermitteln, so hat seine Leitung diese Verpflichtung noch weiter fassen zu müssen geglaubt. Außer den geschlossenen Gemäldeausstellungen haben im Salon immer wieder auch andre Gegenstände Aufstellung und Beachtung

gefunden: plastische Werke, Keramiken, Kupferstiche, Photogravüren, die erste künstlerisch veranstaltete Ausstellung von Teppichen, 2 Exlibris-Ausstellungen, die Lehrausstellung für die Jugend, mehrere Ausstellungen künstlerischer Photographien, endlich die 4 kunstgewerblichen Ausstellungen, die dem aufmerksamen Beobachter einen deutlichen Aufschwung des lokalen Kunstgewerbes zeigten, der sich auch in der steigenden Verkaufsstatistik darstellt. Es wurde im Jahre 1899 (März) für 90 Rbl. verkauft, 1902 (Dezember) für 591 Rbl., 1903 (Dezember) für 659 Rbl., 1904 (Dezember) für 500 Rbl. Hier sei auch an die schönen im J. 1900 ausgestellten Goldplakettarbeiten französischer und deutscher Künstler erinnert.

Endlich ist es dem Salon als Verdienst anzurechnen, daß er oft jungen, aufstrebenden Dilettanten die erste Möglichkeit bot, wenn auch in äußerlich kenntlicher, bescheidener Form, öffentlich auszustellen; namentlich haben einige junge Maler lettischer Nationalität hieraus Nutzen gezogen und hoffentlich eine moralische Stütze und Ermunterung zu fleißigem Weiterarbeiten gefunden, so Johann Sehkilter, Alexander Strahls, Johann Selting.

Wir kommen hiermit zu einer Frage, die in unsrem Lande und unsrer Stadt als eine brennende, auch hier nicht umgangen werden kann, — zur nationalen. Daß hier in Riga nationale Gegensätze bestehen, wird niemand leugnen, ja, ihre Aktualität ist zur Zeit die allergrößte. Die Leitung des Kunstvereins, dessen Statut ihr ausdrücklich die Bevorzugung irgend einer Malerschule oder Nation untersagt, hat sich hinsichtlich ihrer Ausstellungen stets auf den Standpunkt zu stellen bemüht, daß die Kunst international ist. Auch ist sie sich hinsichtlich ihres Publikums ihrer Verpflichtung voll bewußt, als Vertreterin des einzigen bestehenden Kunstvereins und Inhaberin des einzigen Ausstellungslokals allen vorhandenen, wahrhaft künstlerischen Bedürfnissen entgenzukommen, und den Bewohnern Rigas, ohne Rücksicht auf ihre Nationalität, künstlerische Anregung zu bieten. Wohl seiner Zusammensetzung wegen — denn über 90 pCt. der Vereinsglieder sind deutscher Nationalität — gilt der Kunstverein aber den andern mit Recht als deutscher Verein. Mit welchen Kalamitäten die Direktion des Kunstvereins bei Beschaffung wertvoller russischer Kunsterzeugnisse zu kämpfen hat, ist oben gezeigt worden. Vereinsglieder russischer Nationalität

sind kaum vorhanden, die russischen Kataloge müssen zu jeder Ausstellung gedruckt werden, aber eigentlich unnützer Weise, da sie fast garnicht verlangt werden. — Etwas anders liegt die Sache mit den Letten. Der Salon hat bei der häufigen Veranstaltung von Gemäldeausstellungen lettischer Maler meist viel Publikum lettischer Nationalität angelockt. Jedoch die Haltung dieses Publikums im Salon, noch mehr aber die Tatsache, daß die Besucher und angeblichen Bewunderer z. B. Purwitscher Exponate geflissentlich dem Salon fern blieben, sobald ein Künstler andrer Nationalität, und wäre es ein Böcklin oder Thoma, zu Worte kam, liefern den betrübenden Beweis, daß ihre Besuche des Salons keineswegs ihrem Kunstinteresse, sondern nationalen Velleitäten und landsmännischer Eitelkeit entsprangen.

Die Direktion des Kunstvereins, zu der jahrelang Wilhelm Purwit gehörte, die eine große Anzahl lettischer Künstler wiederholt zu Ausstellungen eingeladen hat, den Verein, dessen lettische Mitgliederzahl aber nicht 5 pCt. erreicht, kann der eventuelle Vorwurf der Vernachlässigung lettischer Interessen nicht treffen. Solange die örtliche russische und lettische Presse ihre kulturfeindliche und verständnislose Behandlung dieser Frage nicht ändern, ist eine Änderung des z. Z. bestehenden Zustandes trotz aller Versuche seitens des Kunstvereins freilich nicht zu erwarten.

Wenn es ein oft zutreffendes Urteil ist, von einem Manne zu sagen, er sei mehr wert, als die Summe seiner Leistungen, so kann das mit noch höherem Recht von einem Institut gesagt werden, das ein lebendiger Faktor im Leben einer Gesellschaft geworden. Die Leistungen lassen sich eben nicht aufzählen. Bei der feierlichen Eröffnung des Salons äußerte der hiezu geladene damalige livländische Gouverneur Surowzew zum Schreiber dieser Zeilen, es sei nicht das erste Mal, daß er eine Gemäldeausstellung sehe, schon ein Mal in seinem Leben, in Tiflis, habe er das Vergnügen gehabt, eine solche zu besichtigen. Da erscheint die Annahme wohl nicht allzu unwahrscheinlich, das unter den 46,000 Besuchern des Salons eine nicht geringe Anzahl nicht einmal in der glücklichen Lage des Gouverneurs Surowzew gewesen ist, sich ein zweites Mal im Leben in einer Gemäldeausstellung zu befinden. Und wenn auch nur eine kleine Anzahl von wirklichen Kunstfreunden, dank dem Salon, der Kunst zugeführt worden ist

und in ihm Genuß und Belehrung gefunden hat, so ist damit viel gewonnen.

Die mittelbare Einwirkung des Kunstsalons auf das große Publikum läßt sich an mancherlei Zeichen erweisen. Sehen wir von dem Aufschwung ab, den das innere Vereinsleben gewonnen, von der zunehmenden Mitgliederzahl, in welches Verdienst der Salon sich zudem wohl mit der Einrichtung der Vortragsabende zu teilen hat, von der dank den Darbietungen des Salons ermöglichten, nach vielen vergeblichen Versuchen in früherer Zeit im J. 1901 einstimmig beschlossenen Erhöhung des Mitgliedsbeitrages von 3 auf 5 Rubel, von der wiederholten Weitersendung hiesiger Salonausstellungen nach Mitau, einmal auch nach Helsingfors, — dank seinen erfolgreicheren und häufigeren Veranstaltungen hat das allgemeine Interesse am Rigaschen Kunstverein in Stadt und Land in breiteren Schichten Boden gefunden. Der vormals nur einem beschränkten Kreise bekannte Verein findet nun gebührende Erwähnung in unsrer Presse sowohl, als gelegentlich auch in der ausländischen; dem Verein ist ferner im J. 1903 die Gnade einer kaiserlichen Schenkung durch Allerhöchsten Befehl vom 19. Dezember 1902 zuteil geworden.

Dem erstarkten Kunstverständnis und Kunstbedürfnis ist es wohl auch zu verdanken, wenn die Rigasche Stadtverordnetenversammlung im J. 1904 zwei für das Kulturleben der Stadt überaus wichtige Beschlüsse gefaßt hat:

Die im J. 1871 aus dem Schoß des Kunstvereins erstmalig ergangene Anregung zur Begründung einer Zeichenschule, die in der Folge immer wieder und wieder zur Sprache gebracht worden war, ist endlich einer gedeihlichen Lösung zugeführt worden, indem die Stadt nunmehr die am 15. Januar 1873 von Frl. Elise von Jung-Stilling begründete, durch den Tod ihrer Gründerin verwaiste Zeichenschule als städtische Kunstschule übernahm.

Wenige Wochen später, am 22. November 1904, beschloß die Stadtverordnetenversammlung mit der ausdrücklichen, in der Versammlung ausgesprochenen und veröffentlichten Motivierung, daß der Kunstverein ein solches Vertrauen sich durch seine bisherige Tätigkeit verdient habe, ihm die Ausstellungssäle im neuerbauten städtischen Museumsgebäude nebst einigen erforderlichen Vereins-

räumen zu überlassen, und übertrug ihm damit die Führung im Kunstleben der Stadt.

So hat der Salon als Vorläufer des Kunstmuseums auch in höherem Sinne gewirkt und den künftigen, größeren Darbietungen des Ausstellungslokals im Museum den Boden bereitet. Der kleine bescheidene Salon am Basteiboulevard wird nach wenigen Jahren vergessen sein, aber was er gewirkt, wird nicht verloren gehen. Man kann dank ihm in Riga nicht mehr ohne ein Ausstellungslokal leben. Und je höher unsre Kulturansprüche werden, um so reicher wird unser Leben.

Anmerkung des Verfassers. Eine künstlerische Würdigung der Ausstellungsobjekte habe ich mir mit Absicht versagt. Wem die hier gebotenen Angaben nicht genügen, der findet in den aufbewahrten Katalogen weitere Anhaltspunkte. Eine Sammlung dieser Kataloge werde ich in der Bibliothek der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen niederlegen.

Am Kamin.

Was du mir, Flamme, doch alles erzählst!
Wie du mich selig machst, wie du mich quälst!

Was ich in Asche gesunken vermeint,
Fachst du an — und es jubelt und weint!

Lachenden Mundes, mit trübem Blick
Grüßt meiner Jugend Weh und Glück . . .

Langsam verlodert Scheit auf Scheit —
Zieh' mit den Schatten, alte Zeit!

Eduard Fehre.

Ein Sangesleben.

Von

Helene von Engelhardt-Babst*.

I.

Über eines Kindes Wiege
War auf silberweißen Schwingen
Einst ein Engel hingeflogen
Unter hellem Harfenklingen.

Kinderaugen Seheraugen!
Von dem Himmelsglanz umwoben,
Hat das Kind die Blicke staunend
Zu der Lichtgestalt erhoben.

Und am güld'nen Saitenspiele
Blieb entzückt sein Auge hangen,
Jauchzend reckt's die kleinen Ärmchen,
Nach der Harf' empor zu langen!

Und mit ew'ger Lieb' im Antlitz
Beugte sich gar hold und linde
Gottes sel'ger Himmelsbote
Zu dem armen Erdenkinde;

Breitet über'm kleinen Köpfchen
Segnend aus die Silberschwingen,
Haucht, die Lippen ihm berührend:
„Was du lebst, das sollst du singen!"

*) Es sind just 35 Jahre her, seit Helene von Engelhardts Name zum ersten Mal in der heimischen Presse erwähnt wurde, im Februar 1870: kurz vorher, zu Weihnachten, war ihr erstes Büchlein „Morgenrot" erschienen. Heut' ist ihr Name allerwärts bei uns gekannt und man weiß ihre Lieder zu schätzen. — Wenn wir gerade jetzt unsren Lesern diese neuen Verse unsrer Dichterin bringen dürfen, so ist uns das eine besondere Freude. Sie sind wie eine poetische Konfession, die der rückschauende Blick an diesem Lebensmeilenstein ihr auf die Lippen gedrängt. Die Red.

II.

Tausend Abendröten sanken,
Tausend Morgensonnen lohten, —
Schlafend in der jungen Seele
Lag das Wort des Himmelsboten.

Doch allmählich stoßn die Nebel
Vor dem Hauch des Morgenwindes,
Und wie dämmerndes Erwachen
Regt sich's in der Brust des Kindes.

Fremde, unverstand'ne Kräfte
Fühlt es nach Entfaltung ringen . . .
Ahnungsvoll begehrt's nach Worten: —
Was es lebte, wollt' es singen!

Seine Träume wurden Lieder —
Seine Wonnen — seine Tränen —
Seiner Kindheit Lust und Schmerzen —
Seiner Jugend Glück und Sehnen — —

Schönheitstrunk'ne Schaffensfreude — —
Wanderfahrt in Wind und Sonne . . .
Sturm und Kampf und Heldengröße — —
Licht und Glanz und Liebeswonne. . . .

Was sein glühend Herz begeistert,
Mußt' im Liede wiederklingen:
Denn ob seiner Wiege rauschten
Harfenschlag und Engelsschwingen!

III.

Sinnend mit gebleichten Locken
Über herbstlichwelke Blätter
Schritt ein greiser Sangesmeister,
Wild umtobt von Sturm und Wetter.

Schritt dahin — auf wunden Füßen,
Schritt dahin — auf dunkeln Wegen . . .
Sehnend hob er seine Blicke,
Sang ein Lied dem Licht entgegen. — —

„Greiser Tor!“ so riefen Stimmen,
„Träumst du noch mit weißen Haaren?
Willst du heut noch Lieder singen,
Siech, und wund, und schmerzerfahren?!“

Und es wandte ſich der Alte,
Wandte lächelnd ſich zur Menge,
Und empor, wie heimlich Jauchzen,
Stiegen ſeiner Harfe Klänge:

„Ob des Lebens beſte Kräfte
Ich auch kämpfend aufgerieben:
Alle Kämpfe überdauernd
Iſt mir eine Kraft geblieben!

Fordert nicht, daß mir im Buſen
Meiner Lieder Born verſiege: —
Engelsharfen, Silberſchwingen
Rauſchten über meiner Wiege!

Ob mein Auge Tränen weinet,
Ob ich's froh zum Licht erhebe — —
Bis die Sonne mich beſcheinet,
Muß ich ſingen, was ich lebe!

Bis ich ſelbſt auf Silberſchwingen
Einſt entrückt der armen Erde,
Anders leben, anders ſingen,
Andre Sonnen grüßen werde!“

In welcher Weise könnten die riesengroßen Gemeinden Livlands geteilt werden?

Von

P. **Franz Rechtlich**=Gudmannsbach.

Am Reformationsfeste 1901 wurde ein Flugblatt in der deutschen Gemeinde verteilt, welches in seinem letzten Abschnitte von „unerträglichen Zuständen" handelte. Dort wurden 5000 Seelen als Norm für die Größe eines Kirchspiels angesetzt und an dieser Norm die bestehenden kirchlichen Verhältnisse gemessen. In Ansehung letzterer müsse man — heißt es im Flugblatt — „das Angesicht vor Schmerz verhüllen, weil es bei uns noch viele Kirchspiele mit 8, 10, 12, 15, ja sogar 20 Tausend Seelen gibt, die von einem einzigen Pastor bedient werden. Diese Pfarren müßten unbedingt geteilt werden, und zwar ist jedes Jahr Verzögerung — Verschlimmerung. Wenn der Staat verlangt, daß ein Lehrer nicht mehr als 60 Kinder unterrichte — eine sehr gerechte Forderung —, wie kann die Kirche zulassen, daß ein Pastor 300 Konfirmanden unterrichtet. Ich würde mein Kind auch nicht eine einzige Stunde einer solchen Lehre beiwohnen lassen." Diese Worte des Flugblattes beziehen sich auf sämtliche 5 Konsistorialbezirke Rußlands. Seitdem uns nun die „Mitteilungen unsres Generalsuperintendenten über das Kirchenwesen 1902" nebst dem Verzeichnis sämtlicher Gemeinden zugegangen sind, ist ein jeder von uns in der Lage, die kirchlichen Verhältnisse Livlands daraufhin zu untersuchen. Das Resultat dieser Untersuchung ist aber ein erschütterndes: Unter den 145 Gemeinden Livlands finden sich 57 Gemeinden, die über 8000

oder volle 8000 Seelen enthalten, das sind fast 40 pCt., die nach den Worten des Flugblattes unbedingt geteilt werden müßten Dann gibt es weitere 30 Gemeinden, deren Seelenzahl bereits über 5000 gestiegen ist und die somit auch bereits über die Norm hinausgegangen sind. Wenn wir endlich die Normalgemeinden zählen, die 5000 volle und unter 5000 Seelen enthalten, so hat Livland deren bereits 58, das sind genau 40 pCt. Es sind mithin nur $^2/_5$ der Gemeinden Livlands normale, übersehbare Gemeinden, ebenfalls $^2/_5$ sind Riesengemeinden und $^1/_5$ befinden sich auf der Grenze beider. Bei den auf der Grenze befindlichen ist natürlich die Frage diskutabel, ob sie alle unbedingt geteilt werden müßten oder nicht. Die Einen werden es nicht einsehen, daß Gemeinden von 8000 Seelen geteilt werden müßten, während die Andern bereits Gemeinden von 7000 und 6000 Seelen für teilungsbedürftig erklären werden. Ich glaube aber, daß man mir ohne Widerspruch zugeben wird, daß 10,000 Seelen für einen Pastor zuviel sind, als daß er an ihnen in ausreichender Weise Seelsorge treiben und Zucht üben könnte. Ich habe es jedes Mal wie eine Ironie empfunden, wenn in den Zeitungen vom „Seelsorger" der Raugeschen Gemeinde oder der Marienburger Gemeinde geschrieben stand. Sehen wir uns nur die Sprengel einzeln an. Da steht der Rigasche Stadtsprengel vornan, da er die abnormsten Verhältnisse aufweist: die 14 Kirchengemeinden Rigas enthalten 228,000 lutherische Seelen, d. h. die Durchschnittsgröße der Rigaschen Stadtgemeinden beträgt 16,000. Dieses Resultat wird durch das unheimliche Anwachsen der lettischen Gemeinden hervorgerufen, unter denen St. Gertrud mit 52,000 und St. Johannis mit 42,000 Seelen obenanstehen. Da es sich hier um eine Großstadt handelt, deren Verhältnisse mir fremd sind, so enthalte ich mich eines Urteils darüber, wie man diesem Riesennotstand wirksam begegnen könnte. Nur meine ich, daß es durchaus noch nicht genügt, daß an St. Gertrud 5 und an St. Johannis 3 Pastoren angestellt sind, da in den lettischen Gemeinden dieser Kirchen 13—14,000 Seelen auf einen Pastor kommen.

Wir wenden uns jetzt zu den 9 Landsprengeln, als zu unsrem eigentlichen Thema. Unter diesen ist der Dörptsche Sprengel der schwärzeste, denn hier beträgt die Durchschnittsgröße der Gemeinden fast 9500, obschon sich darunter eine Universitätsgemeinde mit

1000 Seelen befindet. Allerdings ist hier die hohe Zahl durch das ungesunde Wachsen zweier Stadtgemeinden hervorgerufen: St. Marien mit 20,000 Seelen und St. Petri mit 17,500 Seelen. Außerdem enthält der Dörptsche Sprengel noch 3 Riesengemeinden: Torma-Lohusu mit 16,000, Kodbafer mit 10,600 und Marien-Magdalenen mit 10,400 Seelen, sämtlich Pfarren mit Filialen, bei denen die Pfarrteilung leichter zu bewerkstelligen wäre.

Danach ist der Fellinsche Sprengel ein sehr schwarzer Sprengel, da seine Durchschnittsziffer fast ebenso hoch ist, wie im Dörptschen: 9400 Seelen pro Gemeinde. Er enthält 6 Gemeinden, die einer Teilung dringend bedürftig sind: Fellin-Land ohne Köppo 15,300, Helmet 14,000, Pillistfer 12,400, Groß-Johannis 12,000, Oberpahlen 12,000 und Tarwast über 9000 Seelen.

Ferner ist der Werrosche Sprengel ein sehr schwarzer Sprengel, da die Durchschnittsziffer 9000 Seelen beträgt. Hier sind 9 Gemeinden teilungsbedürftig: Rauge mit 20,100 Seelen, daraus müßten 4 Gemeinden gebildet werden; dann Pölwe mit 16,100, daraus müßten 3 Gemeinden entstehen; ähnlich Wendau mit 14,000 und Neuhausen mit 13,000, dann Rappin 11,400, Anzen 11,000, Kanapäh 10,100, Kamby 10,000 und Odenpäh mit 9200 Seelen.

Endlich ist der Walksche Sprengel ein sehr schwarzer Sprengel, denn die Durchschnittsgröße der Gemeinden beträgt 9000, und er enthält 7 Riesengemeinden, von denen eine in 5 Gemeinden zerschlagen werden müßte: Marien-Magdalenen ohne Seltinghof 25,000, Schwaneburg 16,000, Smilten 11,500, Tirsen 10,500, Trikaten 9300, Palzmar 9100, Oppekaln 9100 Seelen.

Im Wolmarschen Sprengel finden sich schon etwas normalere Gemeinden, da sie im Durchschnitt 7000 Seelen groß sind, immerhin sind auch hier 3 Riesengemeinden: Süd-Rujen 12,000, Salisburg 11,800, Nord-Rujen 10,000 Seelen.

Im Wendenschen Sprengel beträgt die durchschnittliche Größe der Gemeinden 6300 Seelen, immerhin sind auch hier 5 Riesengemeinden: Ronneburg 10,400, Wenden-Land 10,300, Neu-Pebalg 9400, Seßwegen 9000, Lubahn 9000 Seelen.

Im Rigaschen Landsprengel ist die Durchschnittsziffer der Gemeinden 5600, und es findet sich hier nur eine Riesengemeinde: Schlock mit 12,600 Seelen.

Im Pernauschen Sprengel haben die Gemeinden im Durchschnitt 5400 Seelen, doch sind in meinem Sprengel noch 3 schwarze Punkte erkennbar: Pernau-St. Elisabeth 17,000, Halliſt 11,700 und Saara 10,000 Seelen. Die Elisabeth-Gemeinde sollte schon längst geteilt werden, allein man ist dort erst soweit gekommen, daß dem Adjunkten die Landgemeinde als selbständiges Arbeitsfeld zugeteilt ist.

Der idealste Sprengel Livlands ist der Oeselsche, in welchem nur eine Gemeinde, Kielkond, mit 7600 Seelen als das normale Maß von 5000 überschreitend erscheint.

Nachdem wir so einen Überblick gewonnen haben, treten wir an die historische Frage heran, wie es denn zu diesem unerquicklichen Zustande gekommen ist, daß die lutherische Kirche Livlands ihren weiteren Ausbau hat zum Stillstand kommen lassen, nachdem sie einmal gegründet war. Dieses erklärt sich vor allem aus ihrer Verfassung als Landeskirche. Die Fundierung der Pfarren mit Land und die Sicherstellung der Pfarreinnahmen durch die obrigkeitlich bestätigten Regulative haben in älterer Zeit nach Gottes Vorsehung der livländischen Kirche eine feste Rechtsgrundlage verliehen. Dank und Ehre gebührt allen den Gliedern der livländischen Ritterschaft, die in den Gründungsjahren einen bedeutenden Landbesitz der Kirche gestiftet haben; ebenso den Männern, die alles Land als der lutherischen Kirche steuerpflichtig erklärt und dadurch die lutherische Kirche zur Landeskirche gemacht haben. Ja, damals sind große Opfer der Kirche dargebracht worden, während in der Folgezeit diese Form der Opferwilligkeit ganz aufhörte.

Die ersten Schwierigkeiten erwuchsen dem Landeskirchentum im J. 1845; von Bedeutung war sodann auch die Bestimmung, daß orthodoxe Landinhaber zu keinerlei Abgaben für die lutherische Kirche herangezogen werden dürften. Vor allem aber wurde die lutherische Kirche an ihrem weiteren Ausbau dadurch gehindert, daß Neubauten oder größere Umbauten lutherischer Kirchen von der Zustimmung des orthodoxen Bischofs abhängig gemacht wurden. Ein weiteres Moment bildete die Inhibierung der städtischen Kommunen, zum Unterhalt der lutherischen Kirchen beizusteuern. Die Gouvernementsregierung wiederum hat durch den Modus und die Handhabung der Repartition bei Kirchspielsbauten manchen formalistischen Hemmschuh geschaffen. So haben mancherlei gesetz-

liche Bestimmungen die lutherische Kirche an der Entfaltung ihrer Kräfte gehindert.

Abgesehen von äußeren Gründen haben noch viel schwererwiegende innere Gründe diese Unbeholfenheit der livländischen Kirche hervorgerufen. Da ist vor allem die Tatsache zu konstatieren, daß die Lutheraner Livlands sich dessen nicht bewußt sind, daß es ihre Christenpflicht sei, ihre Pastoren und das ganze Kirchenwesen zu erhalten. Man hört ganz allgemein die Redensart: „der Bauer will nicht zahlen." Ja, das ist leider bisher auf der ganzen Linie der Fall gewesen und der Dualismus der Höfe und der Bauerschaft hat es mit sich gebracht, daß die Bauerschaft nach Möglichkeit neue Anforderungen von sich auf die Höfe abzuwälzen gesucht hat, und umgekehrt. In einer estnischen Zeitung habe ich freilich gelesen, daß das Volk deshalb berechtigt sei, mancherlei Anforderungen an seine Pastoren zu stellen, weil es sie ja bezahlt. Aber mit dieser Bezahlung ist es so traurig bestellt, daß die meisten Pastoren Hungers sterben würden, wenn sie nur auf die freiwilligen Leistungen der Bauergemeinden angewiesen wären. Es wäre wohl sehr erwünscht, wenn die nationale Presse die Losung ausgeben würde, daß der Bauernstand in erster Linie die Erhaltung seines Kirchenwesens auf sich zu nehmen verpflichtet sei, denn das Verlangen nach größeren Rechten würde auf diese Weise gewiß seine Befriedigung finden, wenn man zuerst die Pflichten erfüllt, aus denen jene Rechte fließen. Wenn es also nach der Lehre Jesu und seiner Apostel unbestreitbare Pflicht der Gemeinden ist, ihre Prediger materiell zu erhalten, so fragt es sich, warum der baltische Bauer so unlustig ist, diese Pflicht zu erfüllen. Von alters her war aber der soziale Unterschied zwischen dem Bauer und seinem Prediger ein klaffender. Während der letztere vielfach gesellschaftlich mit dem Gutsherrn rangierte, stand der Bauer in unterwürfiger Stellung entblößten Hauptes vor dem Kirchenherrn, wie sie den Pastor, entsprechend der Bezeichnung Gutsherr, titulierten. Darum war der Pastor in den Augen des Bauern der reiche Mann, so daß der Bauer mehr auf die Unterstützung des Pastors angewiesen zu sein glaubte, als umgekehrt, wie das normale Verhältnis gewesen wäre. Dieses Verhältnis besteht leider vielfach auch heute noch, wo der Pastor als Inhaber des Pastoratsgutes vielen Gemeindegliedern als Pachtherr gegenübersteht. —

Das sind keine gesunden kirchlichen Verhältnisse: die livländischen Pastoren haben sich dadurch von der Nachfolge des armen Lebens Jesu weit entfernt. Das ist zwar historisch geworden, hat auch manches Gute mit sich gebracht und den Pastorenstand sozial gehoben, aber ein geistlicher Segen ist es nicht, weder für die Pastoren noch für ihre Gemeinden. Die Apostel des Herrn erklärten dem Lahmen (Act. 3), der ihre materielle Hilfe beanspruchte: „Gold und Silber haben wir nicht." Da war es natürlich eine selbstverständliche Pflicht der christlichen Gemeinde, ihnen Speise, (Matth. 10, 10) und Lohn (Luc. 10, 7) darzureichen. Ja, in der apostolischen Gemeinde hatten sie alle Dinge gemein. Es ist gut, wenn wir uns dessen bewußt werden, wie weit wir vom apostolischen Vorbilde abgekommen sind. Es ist ja einerseits nicht schriftwidrig, wenn die Diener am Worte so gestellt sind, daß sie sich nicht in Händel der Nahrung zu flechten brauchen, allein anderseits ist es ein Verderb, wenn die Kirche und ihre Diener reich sind. Es ist nicht gut, daß wir einige Landpfarren mit Jahreseinnahmen besitzen, wovon bei mäßigen Ansprüchen wohl auch zwei Familien existieren könnten. Solche Pastoren sollten mit Freuden auf eine Pfarrteilung eingehen und sich dessen getrösten, daß Gott ihren Ausfall mit geistlichem Segen decken wird. Ja, es ist ein schreiendes Mißverhältnis, wenn der Hirte leiblich alles vollauf hat und die Herde geistlich darbt und verkümmert. Nur dann darf der Hirte sein Einkommen mit gutem Gewissen verzehren, wenn er seiner Gemeinde sein kann, was er soll, nämlich Hirte und Seelsorger. Wenn er sich aber sagen muß, daß sein geistlicher Einfluß durch die abnormen Größenverhältnisse ganz unterbunden ist, so dürfte er wegen der schweren Verantwortung in einer solchen Situation nicht verbleiben und die Pfarreinkünfte ruhig weiter beziehen. Was ist das für ein Knecht, der sich für die Bearbeitung einer verabredeten Ackerfläche seinen vollen Jahreslohn zahlen läßt, diese Ackerfläche aber nur zum Teil und schlecht bearbeitet. Ja, wir müssen Mittel und Wege suchen, unser Arbeitsfeld so einzurichten, daß wir es auch bearbeiten können. Ich bin überzeugt, daß bei gutem Willen manche Pfarrteilungen durch uns Pastoren vorgenommen werden könnten.

Wir müssen also konstatieren, daß es gerade die reichdotierten Pfarren sind, die den Bauer unwillig machen, das Kirchenwesen

zu erhalten. Ferner aber liegt auf unsrer Seite die Versäumnis vor, daß wir vielfach die Bauern nicht zum Beisteuern für kirchliche Zwecke erzogen haben. Ja, das kann nicht geleugnet werden, daß für alle möglichen wohltätigen Zwecke Kollekten veranstaltet worden sind, aber die Initiative zur Selbsthilfe ist ganz abhanden gekommen. Wenn irgend etwas gebaut oder neue Schulen gegründet oder neue Arbeitskräfte angestellt werden sollten, so schrie die Gemeinde zuerst nach der Unterstützungskasse und dann nach der Landes- und Ritterkasse. Unsre großen Gemeinden müssen für ihre häuslichen geistlichen Bedürfnisse voll und ganz aufkommen, und dazu soll jedes konfirmierte Gemeindeglied angehalten und erzogen werden, die kirchlichen Lasten zu tragen. Diese Forderung kann gestellt werden, denn der Bauernstand ist nicht mehr so arm, wie etwa vor 40 Jahren, als er noch um seine Existenz kämpfte. Durch Gottes Gnade haben wir hier in Livland einen arbeitsamen und zum Teil recht wohlhabenden Bauernstand, der knechtische Sinn ist vielfach einem überspannten Selbstbewußtsein gewichen, wie es stets bei jungen Völkern in ihrer Sturm und Drangperiode zutage tritt. Dieses erwachende Selbstbewußtsein sollte von der lutherischen Kirche klug benutzt werden, um die neuen Kräfte dem Evangelium dienstbar zu machen. Hier ist für die strebsamen Gebildeten, die aus dem Bauernstande hervorgehen, ein Feld der Tätigkeit dargeboten, wie es nicht schöner und begeisternder gedacht werden kann, nämlich die Neuorganisation der livländischen Kirchen nach gesund evangelischen Grundsätzen. Zu dieser Arbeit möchte ich alle Stände Livlands aufgerufen sehen, Hoch und Niedrig, Reich und Arm, Deutscher, Este und Lette, sie alle sollen bei dieser Arbeit in den Wettbewerb eintreten, und denen, die die größere Selbstverleugnung und die größere Opferwilligkeit betätigen, soll der Siegespreis zuteil werden, ja diese werden die Krone der Gerechtigkeit erlangen, die der Herr, der gerechte Richter, am Tage seiner Erscheinung geben wird.

Es sind aber auch äußere Nötigungen vorhanden, die uns zur Pfarrteilung drängen, das ist die Schwierigkeit der Pfarrbesetzung in den Riesengemeinden. Die Skandale, die bei dieser Gelegenheit vorgekommen sind und die lutherische Kirche mit Schmach bedeckt haben, sollten uns doch veranlassen, die Ursachen derselben zu erforschen. Bei der Besetzung kleiner und armer Pfarren sind keine Skandale vorgekommen, und können keine vor-

kommen. Es handelte sich jedes Mal um Riesengemeinden, und zwar um gutdotierte Riesengemeinden. Wie kommt es, daß die Zahl der Bewerber um solche Pfarren eine so große ist? Wie kommt es, daß sich viele bereit finden, das große und schwere Kreuz einer Riesengemeinde auf sich zu nehmen, wo man sich als gewissenhafter Mensch zu Schanden arbeiten müßte? Ich kann es mir nur erklären durch den Wunsch, materiell sichergestellt zu werden. Wir leben in einer Zeit, wo die Bauergemeinden Pastoren ihrer Nationalität bevorzugen und die Kandidaten deutschen Blutes nach Möglichkeit fern zu halten suchen. Dies ist ein Zeichen gesteigerten nationalen Selbstbewußtseins, und wir können solches begreifen, aber wir beklagen den Schaden, den die nationalen Instinkte der Kirche zufügen. Wer trägt nun Verlangen, in eine national gespaltene Gemeinde hineinzukommen, wo der Pastor deutschen Blutes beim Gros seiner Gemeinde verschlossene Herzen vorfindet und wo der Pastor estnischen oder lettischen Blutes gerade bei den einflußreichsten Leuten des Kirchspiels verschlossene Herzen vorfindet. Ich behaupte, wer das Herz auf dem rechten Fleck hat, wird sich auf solche ungemütliche Pfarre überhaupt nicht berufen lassen, so daß solche Kirchspiele von ihrem hohen Pferde herabsteigen und den Glauben aufgeben müßten, als ob es das größte Glück wäre, dort Pastor zu werden.

Hier wende ich mich besonders an meine jungen Brüder, Vikare, Adjunkten und Kandidaten, und fordere sie auf, sich für solidarisch zu erklären, daß sie sich nicht auf vakant werdende Riesengemeinden berufen lassen, es sei denn, daß sie einmütig von beiden Parteien gewählt werden und daß ihr Arbeitsfeld derartig abgegrenzt würde, daß sie den geistlichen Anforderungen genügen können. Wenn wir die schweren Schäden unsrer Kirche empfinden, und die Gottesgerichte, die über sie ergehen, zu Herzen nehmen, so müssen wir den Ruf nach einer neuen Art von Kandidaten ertönen lassen, die da genügsam sind und mit kleinen Pfarreinnahmen sich begnügen, die da arm sein wollen, damit die Gemeinden geistlich reich würden, denn sie sind leider furchtbar arm an geistlicher Erkenntnis. Das zeigen uns heute noch die vielen Mischehen und der herrschende Materialismus, der sich durch diese Fälle symptomatisch kund tut. Ja, hier rufe ich Euch auf zum Konkurrenzkampf, Ihr deutschen, estnischen und lettischen

Amtsbrüder: „Laßt uns konkurrieren in der Anspruchslosigkeit des Lebens, in der Willigkeit, schwach dotierte Pfarren zu übernehmen, dann ist die Schwierigkeit der Pfarrteilungen zum größten Teil überwunden. Wie groß ist dafür die innere Befriedigung, an einer kleinen Gemeinde arbeiten zu können, wo man einigermaßen das Gefühl hat, geistlicher Leiter und Berater seiner Gemeinde zu sein. Ja, ich kann nur Gottes Freundlichkeit gegen mich rühmen, daß er mir eine kleine und arme Gemeinde anvertraut hat, hat er mich doch überaus gesegnet auf meiner sogenannten Hungerpfarre. Darum rate ich meinen jungen Brüdern, die noch keine Pfarre haben: Bittet den Herrn, daß er euch gnädig sei und euch eine kleine Gemeinde anvertrauen möchte, wo ihr wirklich als Geistliche arbeiten könnt und nicht als bloße Kultusbeamte den schweren Kirchenwagen in den alten Geleisen weiterschiebt.

Wir sind uns über die Gründe klar geworden, warum es in Livland schwierig ist, Pfarren zu teilen; dennoch aber könnten Mittel und Wege gefunden werden, die uns einen weiteren Ausbau der livländischen Kirchen ermöglichen. Offiziell anerkannte Pfarrteilungen werden wir möglicherweise nicht zustande bringen, darüber wollen wir uns von vornherein klar sein. Aber etwas ähnliches, was in Nordlivland, beispielsweise bei Fellin und Köppo, oder in Südlivland, beispielsweise bei Lemsal und Katharinen, geschehen ist, kann in hundert andern Fällen ebenso geschehen. Nur sollen wir nicht wähnen, daß wir mit den bisherigen Hilfsmitteln diese große kirchliche Reform verwirklichen werden, denn nach den bisherigen Anschauungen wollte die Einzelgemeinde ihre Neuorganisation immer nur auf Kosten der Gesamtkirche vornehmen und wagte sich nicht früher an die Pfarrteilung heran, als das nötige Fundationskapital vorhanden war. Wollten wir nach dieser alten Methode diesen Riesennotstand beseitigen, so hätten wir allein für Livland 10 Unterstützungskassen nötig. Ich berechne, daß gegenwärtig, abgesehen vom Rigaschen Stadtsprengel, also in den neun Landsprengeln, auf einmal 50 neue Kirchspiele gegründet werden müßten: im Werroschen zwölf, im Walkschen elf, im Dörptschen neun, im Fellinschen sieben, im Wendenschen fünf, im Pernauschen vier, im Wolmarschen drei, im Rigaschen Landsprengel eins; in Oesel wäre keins nötig. Zur Fundation von 50 Land-

kirchspielen wäre aber bei den mäßigsten Ansprüchen ein Kapital von ca. 2 Mill. Rbl. erforderlich. Und innerhalb der nächsten 20 Jahre müßten weitere 50 Neugründungen von Kirchspielen stattfinden, wenn wir auf normale Verhältnisse herauskommen wollen. Soll aber auf dem Wege solider Kapitalisierung das Kirchenwesen reorganisiert werden, so werden wir im Schneckenschritt vorwärts kommen, während der Notstand uns mit Riesenschritten über den Kopf wachsen würde. Daraus ziehe ich nun die Folgerung, daß der bisherige Modus bei Pfarrteilungen radikal verlassen werden muß, wenn wir aus dem Notstande heraus und nicht immer tiefer hineinkommen wollen. Die neuen Mittel aber, die uns zum Ziele führen könnten, wären: der Grundsatz der Selbsthilfe und die freiwillige Selbstbesteuerung. Unter dem Grundsatz der Selbsthilfe verstehe ich dies, daß eine Riesengemeinde, die eine Teilung unter Beihilfe der Gesamtkirche vornehmen möchte, energisch angehalten werden soll, sich selbst zu helfen. Ich habe Veranlassung gehabt, auf der Generalversammlung des Nordlivländischen Bezirkskomitees darauf hinzuweisen, daß die Unterstützungskassen-Kollekten beim Volke unbeliebt geworden sind, weil das gesammelte Geld im Lande selbst verwandt wird. Die Landgemeinden geben gern, wenn ihnen die geistliche Not der Glaubensbrüder im fernen Rußland geschildert wird, aber wenn sie erfahren, daß sie zum Unterhalt einer Nachbargemeinde zahlen sollen, die vielleicht wohlhabender ist, als sie selbst, so wollen sie von der Unterstützungskasse nichts mehr wissen. Und was speziell Nordlivland anlangt, so hat es z. B. im Jahre 1900 2225 Rbl. mehr verausgabt, als es kollektiert hat. Das ist ein ungesunder Zustand, denn unsre kompakten lutherischen Gemeinden sollen doch die lutherische Diaspora im weiten Rußland unterstützen und nicht noch dazu die Überschüsse andrer Bezirkskomitees aufbrauchen. Wenn also die Unterstützungskasse hier im Lande ihre Kollekten nicht ganz unmöglich machen will, so soll sie wohlhabenden Gemeinden die Unterstützung verweigern, sie dadurch zwingen, sich selbst zu helfen. Den Gemeinden aber, die sie bisher unterstützt hat, sollte sie nach jedem Triennium die Subvention verringern, je nach Berücksichtigung der konkreten Verhältnisse. Die Leiter der Bezirkskomitees der Unterstützungskasse würden bei der Erziehung der Gemeinden zur Selbsthilfe eine wesentliche Rolle spielen, denn

solange eine Gemeinde ganz gemütlich auf fremde Kosten leben kann, wozu soll sie sich selbst anstrengen. Ja, wir werden es auch nicht vom betreffenden Amtsbruder erwarten können, daß er eine Verminderung seiner Subvention selbst beantragt, denn wenn die eigene Gemeinde solches erfährt, so wird sie über ihren Pastor erbittert sein, daß er neue Lasten seiner Gemeinde auferlegen möchte. Ich kann in dieser Sache aus Erfahrung sprechen, da ich nach Möglichkeit mich bemüht habe, meine Gudmannsbachsche Gemeinde zur Selbsthilfe anzuleiten, damit sie für den Fall, daß die Unterstützungskasse ihr einst die bisherige Subvention entzieht, durch die freiwillige Selbstbesteuerung den Ausfall selbst zu decken imstande sei. Es sind aber viele in meiner Gemeinde, die es mir nicht glauben, daß die Unterstützungskasse einmal aufhören könnte, uns zu subventionieren. Diese können von ihrer schädlichen Meinung nur dadurch geheilt werden, daß ein Vertreter der Unterstützungskasse es ihnen durch eine Tat klar macht, nämlich durch Verringerung der Subvention und durch die Ankündigung, daß wieder nach einer Reihe von Jahren eine weitere Verringerung stattfinden werde. Wenn auf solche Weise Summen freiwerden sollten, dann wäre ich nicht dagegen, daß sie bei der Teilung der Riesengemeinden mithelfen. Denn wenn auch der Grundsatz festgehalten werden muß, daß die Riesengemeinden mit ihren Riesenkräften sich selbst helfen, so wollen wir uns doch nicht verhehlen, daß solches nicht gleich zu Beginn der Pfarrteilung geschehen wird, da sie noch garnicht zur Selbstbetätigung erzogen sind. Zu Beginn der Pfarrteilung also möge immerhin die Unterstützungskasse angerufen werden, damit Kirche und Pastorat schneller aufgebaut werden. Nach den Gründungsjahren aber sollten die Leiter der Unterstützungskasse durch Versagen der Subvention die Gemeinden zur Selbstbetätigung zwingen. Das Hauptmittel aber zur Reorganisation unsres Kirchenwesens wäre die Erziehung der Bauergemeinden zur freiwilligen Selbstbesteuerung. Letztere ist ja in den Städten keine neue Sache mehr, und sie bewährt sich an manchen Orten ausgezeichnet. Will nun etwa jemand behaupten, daß eine solche Selbstbesteuerung höchstens bei Gebildeten denkbar, bei Bauern aber eine Unmöglichkeit sei, so muß ich dem entschieden widersprechen. In Zintenhof und in Gudmannsbach ist sie eingeführt worden und berechtigt zu der Hoffnung, daß sie sich ein-

bürgern werde. Natürlich muß das Bedürfnis von der Bauergemeinde klar erkannt werden, dann werden sie schon zahlen. Aber in einer Gemeinde, wo der Pastor eine große Pfründe hat, wäre es natürlich aussichtslos, die freiwillige Selbstbesteuerung einzuführen. Erst mit dem Moment, wo eine Gemeinde einer bisherigen Einnahmequelle plötzlich beraubt wird, oder wo eine neue geistliche Hilfskraft angestellt werden soll, oder namentlich, wo ein Teil der Gemeinde sich als selbständiges Kirchspiel konstituiert, wird mit dieser Selbstbesteuerung einzusetzen sein, wobei das Sprüchwort „Aller Anfang ist schwer" sich oft in unangenehmer Weise geltend machen wird. Nehmen wir beispielsweise eine Normalgemeinde von 5000 Seelen, die gegründet werden soll, und suchen wir uns anschaulich zu machen, wie diese 5000 Seelen für ihre kirchlichen Bedürfnisse aufkommen sollen. Da erhebt sich zuerst die Frage, wie man den Hauptposten der Jahreseinnahmen des Pastors zusammenbekommen könnte. In der Gudmannsbachschen Gemeinde sind wir vom Grundsatz ausgegangen, daß die männliche konfirmierte Bevölkerung das Kirchenwesen zu erhalten verpflichtet sei. Es ließe sich aber auch dagegen nichts einwenden, wenn sämtliche mündige Gemeindeglieder, sei es männlichen, sei es weiblichen Geschlechts, zu einer jährlichen Kirchensteuer herangezogen würden. Doch da die männlichen Seelen die leistungsfähigeren sind, so läßt sich auf dieser Basis leichter eine Berechnung aufstellen. Es kommen nämlich nach meiner Berechnung auf 100 Gemeindeglieder 30 konfirmierte männliche Seelen, es macht bei einer Gemeinde von 5000 Seelen 1500 Steuerzahler aus. Wenn wir nun soweit kämen, daß jedes männliche konfirmierte Gemeindeglied durchschnittlich 1 Rbl. jährlich beiträgt, dann wäre das Problem gelöst. Ich sage durchschnittlich, denn wenn die Selbstbesteuerung wirklich eine freiwillige sein soll, so werden wir es nie erreichen, daß jeder einzelne zahlt, sondern nur ein Bruchteil derselben wird seine Christenpflicht erfüllen und zahlen. Wenn wir uns die Verhältnisse der schottischen Freikirche daraufhin ansehen, so werden wir sogar dort, bei den geradezu idealen Verhältnissen, die Beobachtung machen, daß nur $^1/_3$ der Kommunikanten für die Erhaltung der Kirche Opfer bringt. Aber dieser Bruchteil tut es so reichlich, daß nicht nur alle Bedürfnisse befriedigt, sondern auch die Mission — äußere wie innere — kraftvoll betrieben

werden können. — In meiner Gemeinde, wo die freiwillige Selbstbesteuerung erst seit zwei Jahren besteht, sind Gaben von 1 Rbl. und 50 Kop. die häufigsten, es kommen aber auch Gaben von 5 und 10 Rbl. und anderseits Gaben von 10 und 15 Kop. vor. Wen es interessiert, der möge erfahren, daß die Gudmannsbachsche Gemeinde in zwei Jahren 270 Rbl. an freiwilliger Selbstbesteuerung aufgebracht hat. Sie ist aber nur halb so groß wie eine Normalgemeinde und hat zwei schwere Jahre hinter sich. Vor allem aber hoffe ich, daß sich das Gesetz senfkornartigen Wachstums in dieser Sache herausstellen wird, wenn anders die Sache richtig angefaßt und gesund organisiert ist. Denn man kann auch durch einen gewissen moralischen Zwang gleich von vornherein eine ziemliche Höhe der Kirchenabgaben erzielen, doch wird sich in dem Falle kein senfkornartiges Wachstum herausstellen. Wenn wir in dieser Sache von der Erfahrung andrer lernen wollen, so stellt uns die Mission hier reichliches Material zur Verfügung. Systematisch zusammengefaßt finden wir es im 5. Bande der Warneckschen Missionslehre, wo im 46. Kap. die finanzielle Selbstunterhaltung der heidenchristlichen Kirchen behandelt wird. Auch hier konstatiert Warneck, ganz wie bei uns, daß das Hindernis zur Erreichung kirchlicher Selbständigkeit zuerst in einer Verschuldung der Mission selbst besteht, die es in den Anfängen verabsäumt hat, die eingeborenen Christen an eine geordnete finanzielle Selbstleistung zu gewöhnen. Die Frage ist eben brennend auf allen älteren Missionsgebieten, denn es ist nicht möglich, wenn Volkskirchen entstehen sollen, daß sie nach wie vor durch die Liebesgaben der sendenden Christenheit aufrecht erhalten werden. Darum erteilt der ergraute Missionskenner Warneck in Bezug auf die Erziehung zur kirchlichen Selbstunterhaltnng den Missionaren drei Ratschläge, die mutatis mutandis auf uns ihre volle Anwendung finden: 1) versucht sie, 2) versucht sie sofort von Anfang an, und 3) versucht sie mit festem Willen.

Ich bin der Ansicht, daß gerade an dieser Frage die Zukunft der Kirche Livlands hängt, denn wenn der livländische Bauer es nicht einsehen sollte, daß er verpflichtet sei, das Kirchenwesen zu erhalten, und wenn wir es nicht zustande bringen, normale geistliche Arbeitsgebiete zu schaffen, so wird die Erkaltung der Volksmassen stetig zunehmen und zu einem Abfall führen, der einst den

Hirten der Kirche die Augen öffnen wird, — aber dann wird es zu spät sein. Über den Modus der Pfarrteilung ließen sich noch mancherlei Ratschläge erteilen. Den Anfang mit der Teilung einer Riesengemeinde könnte man am besten bei einer Neubesetzung der Pfarre machen. Wenn der Kirchenvorstand noch nicht die Einsicht von der Notwendigkeit der Teilung besitzen sollte, so müßten die vozierten Kandidaten der Reihe nach die Annahme der Vakation von der Zusage der Teilung abhängig machen und so auf das Kirchspiel einen Druck ausüben. Der vozierte Pastor könnte dann sofort beim Antritt einen oder zwei Adjunkten zu Hilfe nehmen, mit diesen seine Pfarreinnahmen teilen und mit der Erziehung der Gemeinde zur Selbstbesteuerung sofort einsetzen. Ich habe vor der Generalversammlung des Nordlivländischen Bezirkskomitees über diese Sache folgende These aufgestellt: Bei der Besetzung von Riesengemeinden sollten diejenigen Bewerber bevorzugt werden, die zu einer Pfarrteilung bereit und mit geringeren Einnahmen zufrieden sind. Gerade die letzten Worte wurden von den Amtsbrüdern damals stark belacht. Jetzt, seit dem Erscheinen des 5. Bandes der Missionslehre, bin ich in der Lage, obige These durch ein Zitat aus Warneck zu stützen: „Soll die Selbstunterhaltung durchgesetzt werden, so ist ein solcher Lehrstand unentbehrlich, der mit dem Verständnis für die Notwendigkeit derselben die großherzige Genügsamkeit verbindet, mit einem Gehalt zufrieden zu sein, das im Verhältnis zur finanziellen Leistungskraft der von ihm bedienten Kirchen steht, eine Forderung, die zu dem allgemeinen finanzökonomischen Grundsatz der Proportionalität der verlangten Leistung zur vorhandenen Leistungsfähigkeit erhoben werden muß." Der livländische Pastor muß also von seinem hohen Pferde herabsteigen, um ein volkstümlicher Mann zu werden, damit die geschilderten Normalgemeinden seinen Unterhalt bestreiten können und wollen. Wenn also der Pastor einer Riesengemeinde sich mit der nötigen Anzahl von Adjunkten versehen hat, so soll er sie in der Peripherie seines Kirchspiels zu postieren versuchen. Bei Filialen und bei bereits vorhandenen Bethäusern ist das leicht zu bewerkstelligen, da dann nur ein Quartier für den Adjunkten zu beschaffen wäre. Hat sich nun die um die Filialkirche herumwohnende Bevölkerung mit dem jungen Pastor eingelebt und ihn womöglich liebgewonnen, so versuche der Ortspastor seinen Adjunkten zeitweilig

zurückzuziehen. Die Folge davon wird in der Regel ein um so stärkeres Begehren dieser Bevölkerung nach dem Adjunkten sein. Den Leuten wird man dann erklären, daß sie den Adjunkten nur dann ständig für sich haben können, wenn sie die Verpflichtung übernehmen, den Unterhalt desselben wenigstens teilweise zu bestreiten. Ich proponiere dieses Verfahren nicht im Sinne eines Scheinmanövers, um etwa nur auf den Geldbeutel zu drücken, bin vielmehr der Ansicht, daß man denen, die hartnäckig am Alten festhalten wollen, die reichlichere Wortverkündigung entziehen, ja event. Kirchspiele eingehen lassen soll, wo die Leute nicht Vernunft annehmen. Denn warum soll etwa die Unterstützungs- oder Pfarrteilungskasse bleibend gewissen gleichgültigen Gemeinden das Kirchenwesen unterhalten, damit ein Freischluckertum großgezogen werde zum Schaden armer Gemeinden, die die Unterstützung mit Recht beanspruchen können. Indessen die Zurückziehung einer pastoralen Arbeitskraft von einem bereits besetzten Posten darf nicht kurzerhand geschehen, solch ein folgenschwerer Entschluß darf nur nach einer langen Geduldszeit und reiflichster Erwägung gefaßt werden, denn auf dem neuzubesetzenden Posten wird zuerst das Bedürfnis nach dem Worte Gottes wenig vorhanden sein. Wenn aber die Leute das Wort Gottes liebgewinnen, dann wird ihnen kein Opfer zu schwer sein, um den Segen des reinen Evangeliums sich zu erhalten. Mit Geduld also und mit einer freundlichen Behandlung des Volkes dürfte man wohl in den meisten Fällen zum Ziele kommen, da uns die Verheißung gegegeben ist, daß Gottes Wort nicht leer zurückkommen soll. Wo aber eine ganze Gemeinde fortgesetzt und hartnäckig Gottes Wort geringschätzt und sich somit nicht des ewigen Lebens wert achtet, da soll schließlich der Prediger des Evangeliums den Staub von seinen Füßen schütteln zu einem Zeugnis über sie. Hat nun der Ortspastor seinen Adjunkten von einem Punkte seines Kirchspiels zurückgezogen, so soll er ihn anderswo zu postieren versuchen, wo die Leute dankbarer sind und die auf sie verwandten Kosten durch erhöhte Selbstbetätigung zurückerstatten. So werden hier und da neue Kirchspiele entstehen und neue Herdfeuer geistlichen Lebens die Glaubenswärme wieder anfachen. Dann wird die geistliche Not ein Ende haben, daß Kranke es nicht wagen, ihren mit Amtsgeschäften überhäuften Pastor zu sich rufen zu lassen, und daß junge Leute wie eine Herde

Schafe, ja manchesmal wie eine Räuberbande konfirmiert werden, ohne daß eine eingehende individuelle Behandlung derselben möglich gewesen wäre. Sind doch schon Stimmen laut geworden, die die Konfirmandenlehre in den Riesengemeinden abschaffen möchten, da der Satan unter einer so großen Schar geschäftiger ist, seinen bösen Samen auszusäen, als der Pastor guten Samen. Diese Zustände enthalten den stärksten Ansporn, diese monströsen Riesengemeinden zu teilen. Der Segen normaler geistlicher Arbeitsfelder wird sich dann in jeder Richtung geltend machen, wir werden nicht mehr über fehlendes Gemeindebewußtsein zu klagen brauchen, der Pastor wird den Mittelpunkt seiner Herde bilden und es wird jedes Glied seinem Einfluß erreichbar sein, ja ein Steigen der Glaubenswärme im ganzen Lande wird die unausbleibliche Folge sein.

Gudmansbach, Juli 1903.

Inmitten.

Hoch ist der Himmel, aber höher noch,
Viel höher steigt des Menschenherzens Wonne.
Tief ist der Abgrund, aber tiefer noch,
Viel tiefer klafft des Menschenherzens Qual.
Himmel und Abgrund! Unter, über dir
Zieht sich ein schmaler Bergpfad hin: — das Leben.

Eduard Fehre.

Im Rigaer Gymnasium und auf der Dorpater Universität 1859—62.

Von

Th. Pezold.

Familienverhältnisse, durch den Tod meines Vaters bedingt, führten mich 1859 nach Riga, wo ich, der Obhut meines Oheims anvertraut, im Gymnasium, dem einzigen, das damals dort vorhanden, meine Schulbildung vollenden sollte. Die Stadt hatte zu jener Zeit noch durchaus ihr altes schlichtes Gepräge, die monumentalen Baulichkeiten von heute, wie das Theater, die Gildenhäuser, die ständige Dünabrücke fehlten, dagegen stand die alte städtische Autonomie noch in vollem Flor und gab es eine Gesellschaft scharf ausgeprägten örtlichen Charakters, deren männliche Jugend, von wenigen Polen, Litauern, Juden abgesehen, — in der Secunda des Gymnasiums, wo ich eintrat gab es sonderbarerweise keinen einzigen Russen, — die Gymnasialklassen füllte, dem Schulganzen ein durchaus deutsch-bürgerliches Gepräge aufdrückend. Der Kontrast Rigas mit Petersburg war selbstverständlicherweise damals noch unendlich größer als heute und mußte hier das baltische Stillleben dem zur Zeit so erregten Residenztreiben gegenüber auch dem jungen und unreifen Ankömmling in hohem Grade auffallen. Was die Schule betrifft, so kann ich nicht sagen, daß das Rigaer Lehrerkollegium von damals, wenn man die einzelnen Persönlichkeiten in Betracht zieht, besondere Vorzüge vor dem der Petersburger Petrischule aufzuweisen gehabt hätte, — die Pädagogen beispielsweise, denen der deutsche und Geschichtsunterricht anvertraut war, standen in Petersburg ungleich höher, in der Mathematik und im Religionsunterricht mochte kein wesentlicher Güteunterschied zu verzeichnen sein, in den alten Sprachen war

Riga allerdings in mancher Hinsicht überlegen. Bei alledem war wohl an letzterem Orte ganz ungleich mehr sittlicher Schulernst vorhanden, und dieser resultierte, wie mich dünkt, in höherem Grade noch aus der Beschaffenheit der Schüler, als aus der der Lehrer. Die Jugend wird immer ein treues Abbild dessen sein, was die Eltern sind, wie das Werden die streng bedingte Folgeerscheinung des Gewordenseins, und die Mehrheit der Petersburger Schuljugend war eben, wenn ich mich so ausdrücken darf, nicht sowohl geworden, als gemacht. Die Sage kleidet die sittlichen Mächte, die den Menschen durchs Leben begleiten und seine Schritte lenken, gern in die Gestalt von Feen und Schutzengeln, in Wirklichkeit sind es die festgefügten Traditionen des Elternhauses, die nicht sowohl bewußtermaßen den Menschen machen, als sein Werden behüten, und Riga hatte in dieser Hinsicht seine großen Vorzüge. Der deutsche Petersburger Handwerker, nachdem er die Heimat verlassen und sich zuvörderst weidlich in der fremden russischen Welt herumgetummelt, konnte sich schwerlich nach eigenem Gesetz entwickeln, mit andern Worten, konnte schwerlich werden, und mußte sich, wohl oder übel, von den tausenderlei Dingen machen lassen, die zufällig an ihn herantraten. Und wenn er dann zu Geld gekommen und behufs künftigen Universitätsstudiums sein Söhnchen in die Petrischule schickte, so gab er ihm wohl nur in seltenen Fällen die Fähigkeit des Werdens mit, und das Söhnchen war eben genötigt, sich wohl oder übel damit zu begnügen, daß er weiter gemacht wurde, eine Mühwaltung, deren sich am Vormittag die Schaufenster des Newski-Prospekts, am Nachmittag vielleicht irgend ein Balagan, am Abend das Ballet gern und mit einer gewissen Gewissenhaftigkeit unterzogen. Jeder Mensch *wird* zum Teil, zum Teil wird er *gemacht*, mir aber will es scheinen, als hätte der alte Rigenser, wenn er jung war, mehr Anwartschaft für das Werden, der Petersburger mehr für das Gemachtwerden besessen, und daß in ersterem, sofern es, wie unstreitig in dem damaligen Riga, auf im ganzen gesunder Basis erwuchs, eine bessere Vorbedingung für das Gedeihen der Schule vorlag, wäre wohl kaum zu bezweifeln.

Den Posten eines Oberlehrers der Geschichte und Geographie am Rigaer Gymnasium hatte damals der schon sehr betagte K. inne, ein herzensguter Mann, der aber, wie man mir schon vor meinem Eintritt in die Schule erzählt, die Marotte hatte, immer wieder, mochte es nun passen oder nicht, auf das Marburger Religionsgespräch zwischen Luther und Zwingli zurückzukommen,

ein Umstand, der geradezu etwas krankhaftes an sich hatte und bei dem, wie ich glaube, Riga selbst entstammenden K. auf gewisse einer älteren Zeit angehörige Konflikte zwischen den beiden vorherrschenden Konfessionen der Stadt hätte hindeuten können, wenn dieser Deutung nicht die Herrschaft des, konfessionellen Reibungen so wenig zuneigenden Rationalismus in dem älteren Riga zu widersprechen schien. Die Schüler hatten sich bei derartigen Wiederholungen daran gewöhnt, der Sache eine praktische Seite abzugewinnen, man nahm in aller Ruhe seine mathematische Aufgabe, seinen deutschen Aufsatz vor und der arme K., der in seinem Eifer über Luther und Zwingli nichts davon merkte, dozierte in gutem Glauben, daß man ihn wirklich anhöre, den vier nackten Wänden. K. wurde sehr bald nach meinem Eintritt in die Schule pensioniert, ihm folgte als Lehrer der Geschichte und Geographie ein junger Kandidat der Historie T., seiner Herkunft nach Estländer und daher kraft des damals ungemein regen Antagonismus der Provinzialgeister von den Schülern anfangs nicht ohne ein gewisses Mißtrauen und Übelwollen aufgenommen. Soweit ich T. kennen lernte, glaube ich nicht, daß ihm gerade eine hervorragende Lehrbefähigung zu eigen war, dennoch wirkte er durch den Kontrast mit seinem Vorgänger und durch das Interesse, das sein Gegenstand bei der Mehrheit der Schüler naturgemäß wachrufen mußte. Man fing an mit gespannter Aufmerksamkeit seinem Vortrage zu folgen, und wer in überlieferter Weise es nicht lassen konnte, während T's Unterrichtsstunden sich nach wie vor mit Präparationen für den deutschen oder Mathematiklehrer zu befassen, der hatte es ganz sicherlich mit der Majorität seiner Mitschüler zu tun, denn das baltische Selfgovernment wurde in solchem Falle auch in der Schule gewissenhaft exekutiert, da wo guter Ton und schulgemäßes Verhalten durch die Situation selbst gefordert schienen. Ein stämmiger Pastorensohn vom Lande, K., so etwa siebzehn- oder achtzehnjährig, erhebt sich in aller Gemächlichkeit von seinem Platz und geht gelassen, als ob es eben garnicht anders sein könne, durch den ganzen Klassenraum auf einen von der alten, üblen Gewohnheit auch jetzt nicht lassenden Mitschüler zu, bemächtigt sich, ohne irgend Widerstand zu finden, seiner nicht hingehörigen Hefte und Bücher und stapelt sie, mit gleicher Ruhe wieder zurückgekehrt, vor seinem eigenen Pult auf. Als er dem verblüfften Blick T's begegnet und eine Motivierung unumgänglich, folgt diese denn auch in K's phegmatisch-gelassener Weise: „Entschuldigen Sie, Herr T., die kleine Störung, es ist das eine alte schlechte Gewohn-

heit, die wir selbst bald abstellen werden." T. war klug genug, mit bloßem Stillschweigen zu antworten, und dem reuigen Sünder wurden in der nächstfolgenden Unterrichtspause gegen das ausdrückliche Versprechen, daß er sich künftig in der Geschichtsstunde nicht hingehöriger Beschäftigung enthalten werde, seine Hefte und Bücher wieder zugestellt.

Wie K., so zählte auch unser Lateinlehrer W., von den Schülern gemeiniglich „der alte Spieß" genannt, zu den recht bejahrten Herren, was übrigens seinem gewissenhaften und gründlichen Unterricht kaum anzumerken war. Eine Observanz indeß, die wohl kaum von W. selbst herrühren mochte und die mir seine Unterrichtsstunden in hohem Grade verleidet hat, möchte ich hier als auf notorischem Unverstande beruhend hervorheben, die nämlich, daß die zwei Abteilungen, in welche die Klasse zerfiel, insofern verschiedene Berücksichtigung zu finden pflegten, als der aus den vorgerückteren Schülern zusammengesetzten ersten Sektion ausschließlich das Recht der erstmaligen mündlichen Übersetzung des lateinischen Autors zustand, während die zweite sich auf möglichst getreue Wiedergabe des so Vorübersetzten und von W. selbst Korrigierten zu beschränken hatte. Ob eine derartige, dem mechanischen Wiederkauen in verhängnisvoller Weise Rechnung tragende Anordnung sich damals auf das Rigaer Gouvernementsgymnasium beschränkte oder überhaupt in den Staatsgymnasien üblich war, weiß ich nicht, auf jeden Fall mußte sie dem Kopfe eines erklärten Jugend- und Bildungsfeindes entsprungen sein, denn sie lähmte ganz offenbar bei den weniger Vorgerückten den guten Willen und die Lust am alt-klassischen Unterricht. Die so häufig bemäkelte Bedeutung des Latein als Bildungsmittel dürfte gerade darauf beruhen, daß seine stilistischen Schwierigkeiten bei Wahl des adäquaten Ausdrucks in der Muttersprache dem Willen und der Phantasie eine ähnliche Triebkraft verleihen müssen, wie etwa der mechanische Druck sie dem als Fontaine aufwirbelnden Quell verleiht. Auf diesen insbesondere gerade dem willens- und gedankenstarken Latein innehaftenden Segen mußte nun der Schüler während seiner sich mindestens auf ein Semester erstreckenden Zugehörigkeit zur zweiten Abteilung verzichten, er gewöhnte sich daran, ausschließlich mit dem Gedächtnis zu arbeiten, und hatte, wenn er in die erste versetzt wurde, ein gut Teil jener Lust sich in spontaner Weise quasi sprachbildnerisch zu betätigen eingebüßt.

Dem Individuellen bei weitem mehr Rechnung tragend war der Unterricht unsres Religionslehrers, des wackeren Pastor-Diakonus

J., einer stattlichen Erscheinung mit einem Gesichtstypus, der dem des Doktor Martinus in seinen späteren Lebensjahren, als Frau Katharinas Küche und Keller von Kurfürst, Ritter und Bürgersmann reichlich versehen war, etwas ähnlich sehen mochte. J's Lehrbuch war die damals approbierte Christliche Religionslehre von Kurz, ein wenig scholastisch und mit mancherlei philosophischem Aufputz, wie das ja dem Zeitgeschmack entsprach und deren nicht immer gleich einleuchtende Sätze seitens der ja allzeit rationalistisch angehauchten Schuljugend manchen Widerspruch wachriefen, welchen sich der gute J., der eigenen dialektischen Überlegenheit wohl bewußt, auch recht gern gefallen ließ und in geziemender Rede und Gegenrede mit den reiferen Schülern sieghaft zu widerlegen verstand.

Wohl die bedeutendste Persönlichkeit im gesamten Lehrerkolleg des damaligen Rigaer Gymnasiums war der Lehrer der russischen Sprache und Literatur Sch., und doch glaube ich, daß bei allem Glauben an die unifizierende Mission Rußlands und einer nicht unbeträchtlichen Lehrbefähigung dieser Pädagoge, was den Effekt seiner Mühwaltung anbetrifft, ganz wesentlich in Richtung der Steigerung des baltischen Sonderbewußtseins gewirkt hat. Es machte sich eben die Parabel vom Mantel des Wanderers und vom Winde in seiner Art zu verfahren besonders geltend. Sch. gab unstreitig vortrefflichen russischen Unterricht, wenn er aber, wie beispielsweise hier erwähnt sei, auf sein Steckenpferd: die Konfrontation des russischen und deutschen Sprichworts kam und anläßlich der Kritik dieser naiven Schöpfungen der Volksmoral und des Volksverstandes die schlichte Folgerichtigkeit russischer Denkweise deutschem Halb- und Unverstand gegenüber hervorhob, so war die Wirkung der von ihm selbst angestrebten gerade entgegengesetzt. Sch., der noch dazu in Moskau, der Hochburg für das Streben nach genuin-organischer Entwicklung Rußlands studiert hatte, hätte aus der damals schon zu nicht unbeträchtlichem Umfang angewachsenen russischen Literatur, die nach Grimm's und Savigny's Vorgang den Begriff des Organischen auf das Volksleben anzuwenden gelernt, wissen müssen, welche Rolle das anthropomorphisierende Element von jeher und überall in Mythologie, Volksgesang und Sprichwort gespielt; dennoch konnte er dem Kitzel nicht widerstehen, diesem Element, sofern es im deutschen Sprichwort sich geltend macht, mit ziemlich billigem Spott zu begegnen und z. B. der deutschen Morgenstunde, die ja bekanntlich Gold im Munde tragen soll, allen Ernstes den Prozeß zu machen. „Aber, erbarmen

Sie sich, seit wann hat denn die Morgenstunde einen Mund?" und was dergleichen Dinge mehr waren.

Beruhte Wesen und Charakter der deutschen Schuljugend Petersburgs, soweit ich sie aus der Petrischule kennen gelernt hatte, auf ganz ungemein disparaten Einflüssen, so trat, mindestens was die oberen Klassen betrifft, bei den Schülern des Rigaer Gymnasiums eine gewisse Einheitlichkeit des Sinnesweise zutage, die, dem bedeutendsten städtischen Zentrum baltischen Lebens entsprechend, als die spezifisch bürgerlich-baltische zu bezeichnen wäre. Im großen Ganzen glaube ich nicht zu viel zu sagen mit der Behauptung, daß hier neben einer gewissen, dem Baltentum nun einmal tief einwurzelnden Neigung zu derbem Lebensgenuß, doch ein gesunder sittlicher Geist vorwaltete, welchen aufrecht zu erhalten sich namentlich die Söhne des Rigaer Literatentums und Patriziats angelegen sein ließen, was angesichts der zahlreichen Gelegenheiten zur Verführung, die gerade das damalige Riga bot, schwer genug ins Gewicht fiel. Der Geist kameradschaftlicher Kontrolle, dessen hinsichtlich der eigentlichen Schule bereits Erwähnung geschehen, beschränkte sich eben nicht auf diese letztere, und war auch, was das Verhalten der Schüler außerhalb derselben betrifft, nicht ohne segensreichen Einfluß, den Eltern, Vormündern und der Schulobrigkeit, die doch nicht überall ihr wachsames Auge haben konnten, gar manche Sorge abnehmend. Diesen kameradschaftlichen Geist zu fördern bezweckte u. a. auch eine Verbindung unter den Schülern der oberen Klassen, die freilich nach Schülerart sich allzusehr in Nachäffung studentischen Wesens gefiel, doch aber meines Glaubens mehr Gutes als Schlimmes gezeitigt hat. Ein wohlwollender geistlicher Herr, zu den Spitzen der damaligen Rigaer Pastorenschaft zählend, hatte uns, wohl der eigenen Jugendjahre in jovialer Weise gedenkend, aus freien Stücken eine recht stattliche Räumlichkeit zu gebote gestellt, die im alten romantischen Riga unweit des Herderplatzes am Domesgang gelegen, eine ganze Waffenkammer studentischen Rüstzeugs in sich schloß, über was alles wir, ohne jede Einmischung in unser Tun und Treiben, nach freiem Ermessen verfügen konnten. Sich hier in den Freistunden, die nicht gerade der häuslichen Arbeit gewidmet waren, nach Herzenslust auszutummeln, war ein Hochgenuß, freilich nur denjenigen Schülern zugänglich, die von den eigentlichen Stiftern in den harmlosen Bund aufgenommen waren. Es versteht sich wohl von selbst und war durchaus der baltischen Art jener Tage entsprechend, daß das Politische bei unsern Gesprächen so gut wie gar keine

Rolle spielte. Von den großen Dingen, die sich im Innern des Reichs vorbereiteten und von denen auch die deutsche Schuljugend Petersburgs nicht ganz unberührt geblieben war, wußten wir damals in Riga so gut wie garnichts; es wurde wohl bisweilen mit Sympathie oder Antipathie, wie eben die Beschaffenheit des Elternhauses derartiges bedingte, der Italiener und ihrer Einheitsbestrebungen gedacht, doch waren das Ausnahmen und stand nächst den Burschenidealen des uns allen ja nahe bevorstehenden Dorpat, das Literarische an erster Stelle, welches durch das eben damals auch von den Schülern festlich begangene Schillerfest wie durch einen Leseabend mit verteilten Rollen, an dem viele der jungen Genossen sich beteiligten, sich eines ziemlich eifrigen Kultus erfreute. Ans Ungesunde grenzend, aber freilich tief in den damaligen baltischen Verhältnissen begründet, war der Feuereifer, mit dem alles, was das Dorpater studentische Korporationsleben betraf, von dieser Rigaer Jugend als das A und O menschlicher Glückseligkeit gepriesen, ja angebetet wurde, lauter Dinge, deren Herrlichkeit ihre Antizipation in allmonatlich wiederkehrenden Symposien fanden, welche in irgend einem der Stadt benachbarten Etablissement von besonderen Festordnern arrangiert, uns in Tabaksdampf, Burschenlied und Bierseidel schon die unsägliche Seligkeit des künftigen Dorpater Treibens wie eine Fata Morgana vors Auge zauberten. Derartige Genüsse waren im Grunde ziemlich bescheidener Art, wie sie denn nie mehr als etwa einen Rubel pro Kopf zu stehen kamen. Einer gefestigteren Natur mögen sie nichts geschadet haben, verhängnisvoll aber dürften sie für den allzu Impressionabeln und den Exaltierten allerdings gewesen sein, wie mir denn ein Fall in trauriger Erinnerung geblieben ist, wo ein reichbegabter Jüngling, dessen Verhalten im übrigen auf der Schule schon einen bedenklichen Defekt inneren Gleichgewichts verriet, als er nach seiner Übersiedlung nach Dorpat seine Hoffnungen, in Bälde den rot-~~blau~~-weißen Deckel tragen zu dürfen, enttäuscht sah, notorischem Irrsinn verfiel.

* * *

Der wohlwollend patriarchalische Charakter des damaligen Dorpater Universitätsregiments machte sich schon vor der eigentlichen Immatrikulation in den warmen Worten geltend, mit denen der Syndikus Beise uns das Resultat der Prüfung mitteilte und in denen der wohlwollende alte Herr es nicht unterließ, einiges an gutem Trost und Aufmunterung an die Adresse derjenigen mit

einfließen zu lassen, denen das Mißgeschick begegnet war, im Examen einfach durchgefallen zu sein. Weniger sagte mir trotz der achtunggebietenden Erscheinung des damaligen Rektors Bidder die eigentliche Immatrikulation zu; es war kurz vorher noch am Kneiptisch der älteren Studenten allzuviel von der bei diesem Anlaß herkömmlichen Wendung: „Sie treten jetzt aus dem Leben der Schule in die Schule des Lebens" die Rede gewesen, als daß, da der Passus wirklich den Lippen des würdigen Mannes entschlüpfte, sich meiner nicht ein gewisses Unbehagen hätte bemächtigen sollen.

Aber zum Denken kam Schreiber dieses in jenen ersten Tagen nach glücklich überstandenem Aufnahmeexamen fast garnicht, dergestalt dicht hatte die Phantasie das Schlingpflanzengewirr ihrer Vorstellungen aufschießen lassen, welche das Gestern und Morgen verbargen, um einzig und allein das Heute oder besser noch den Augenblick in strahlendes Hoffnungsgrün zu kleiden. Derartige Stimmungen sind weder vernünftig noch sittlich, sie sind einfach jugendlich, und wohl dem, der sie bei Zeiten zu überwinden versteht, ihr Gegengewicht aber sollten sie, zumal für den, welchem in der ungebundenen Studentenzeit kein sittlichendes Heim, kein wirklich bildendes und respekteinflößendes Philisterium an Stell und Ort schützend zur Seite steht, in einem von vornherein streng geregelten und konsequent fortgesetzten Besuch der Hörsäle finden.

In gewisser Hinsicht wäre ich zum Theologen nicht ganz ungeschickt gewesen, denn ethische und metaphysisch-theosophische Probleme begleiteten mich auf Schritt und Tritt, aber die eigentliche Frömmigkeit, so gut ich sie auch vom lieben Elternhause her kannte, war nicht meine Sache. Die sog. Allgemeine Weltgeschichte hatte mich auf der Schule am meisten angezogen, aber sie kam mir zu grenzen- und gesetzlos vor, ein Urwald von Baumriesen und niederem Gesträuch, wovon letzterem vielleicht, trotz seines bescheidenen Wuchses, eine noch wichtigere Rolle in der Ökonomie des Ganzen zufallen mochte, als jenen Riesen, in deren Wipfeln der Sturmwind des Herrn sauste. Auch Schopenhauers häßliches Wort über das Geschichtliche, welches man in den Parerga nachlesen mag, imponierte dem halben Knaben weit über Gebühr. Ein Zufall hatte mir Roscher's vielgerühmtes Buch in die Hände gespielt; hier schien der Mensch in seiner Eigenschaft als politisches Wesen doch quasi dem Gesetz unterworfen und obendrein noch dem historischen, und Geschichte war ja immer mein Steckenpferd gewesen. Im Text über dem Strich das Gesetz, und sei es auch zuvörderst nur das wirtschaftliche, in den Anmerkungen unter dem

Strich, wie ein organisch dem Leiter verbundenes Feuilleton, die historischen Belege, oder wenn ein Bild gestattet ist: dort der architektonisch vollendete Aufbau, hier das rohe Gestein, aber farbenprächtig und in seiner Mannigfaltigkeit unsäglich anziehend. So ungefähr urteilte das Knabenverständnis. Zudem war die politische Ökonomie ja das A und O der Zeit, man konnte an ihrer Hand mitreden, ja vielleicht gar dereinst mittun in Gestaltung der großen Dinge, von denen mich während meines Petersburger Aufenthalts ein leises Ahnen überkommen. Wie oft hatte ich den Satz gelesen, die Jurisprudenz lehre lediglich das Wie, die politische Ökonomie erst das Warum, und der jugendliche Hochmut will nun einmal nichts vom Technischen um seiner selbst willen wissen, denn hinter diesem Technischen steckt doch immer noch etwas anderes, das wissenswerter und gewichtiger ist, wie hinter dem Maschinenbau die Mechanik und hinter dieser wiederum Physik und Mathematik. Kurzum, ich war in der Wahl meines Studiums allmählich schlüssig geworden und ließ mich als Studiosus der politischen Ökonomie, wie es in der Matrikel hieß, oder der Kameralia, wie das Publikum die Sache zu nennen beliebte, inskribieren, späterer Entscheidung vorbehaltend, ob ich denn nicht doch zum Studium der Geschichte übergehen solle. Die Professur für den einstweilen von mir gewählten Wissenszweig befand sich damals in den Händen von Theodor Graß, einer sehr achtbaren und sehr beachtenswerten Persönlichkeit, die, wie mich dünkt, lange nicht nach Gebühr von unsrer heimischen Presse gewürdigt worden ist und auf die deshalb gestattet sei, hier etwas ausführlicher einzugehen.

Dieser außerordentliche Professor der Kameral-, Finanz- und Handelswissenschaft, wie die etwas zopfige Bezeichnung im akademischen Kalender lautete, hatte mit nichten eine im engeren Sinne akademische Karriere hinter sich und war erst in reiferem Lebensalter zum akademischen Lehramt gelangt; ob er etwas nennenswertes, oder überhaupt etwas geschrieben, weiß ich nicht, und dennoch glaube ich, daß er das Zeug zu einem ganz vortrefflichen akademischen Lehrer in sich trug und unter günstigeren Verhältnissen, namentlich bei größerer Anerkennung seitens der Studenten auch trotz seiner vorgerückten Jahre ein solcher geworden wäre. Einer angesehenen Rigaer Familie entstammend und nicht ohne Glücksgüter hatte sich Graß nach Vollendung seiner Studien und langandauerndem Aufenthalt im europäischen Westen, zumal auch in England, praktischen Lebensaufgaben, wie namentlich der Bewirtschaftung größerer Landgüter zugewendet, wobei Mißerfolge, die

wohl zu großem Teil ihren Grund in dem bei ihm ganz ungemein entwickelten philanthropischen Sinn und der Hinneigung für einschlägige Experimente gehabt haben mochten, ihn schließlich veranlaßten, diesem Tätigkeitsgebiet Valet zu sagen und es mit dem eines akademischen Lehrers zu vertauschen, dessen wissenschaftlicher Aufgabe Graß eine stark ausgesprochen sittliche beigesellte. Schon der breitkrämpige Hut und der einfache Schnitt der Kleidung gaben ihm etwas vom Quäker, welcher Eindruck durch ein gewisses Sichbescheiden im Verkehr, das bisweilen an Befangenheit grenzen mochte, noch gesteigert wurde. Die Studenten erzählten sich, Graß habe einmal im Kolleg als die eigentliche Aufgabe der politischen Ökonomie die Verwirklichung des Reiches Gottes auf Erden bezeichnet, und es ist wohl möglich, daß er etwas ähnliches gesagt hat, denn die Richtung, die er in seiner Wissenschaft vertrat, war etwa die, welche heutzutage als die katheder-sozialistische oder besser noch als die christlich-soziale bezeichnet wird, eine Richtung, die damals unter der breiten Menge, zumal aber unter der so sehr vom Schlagwort bestimmten Jugend, um so weniger Adepten finden konnte, als die Politik des zweiten napoleonischen Kaiserreichs den der alten englischen Schule entnommenen Grundsatz des laissez faire, laissez aller weit über Deutschland und Rußland hin verbreitet hatte. Das damals ganz in Vergessenheit geratene, seit den achtziger Jahren des vorigen Säkulums wiederum mit so großem Eifer gelesene und befolgte Buch von Friedrich List über das nationale System in der politischen Ökonomie bildete recht eigentlich den Ausgangspunkt von Graß' politisch-ökonomischer Anschauungsweise, und er bemühte sich, wie mir scheint meistens vergebens, seine Schüler zum Studium gerade dieses Buches anzuleiten. Was Graß in zweiter Linie anstrebte, war tunlichste Gegenständlichkeit, das Bestreben seine Zuhörer quasi zum Sehen der wirtschaftlichen Prozesse und Verwaltungsakte zu bringen. Systematik, wie sie nach Adolph Wagners Vorgange heute noch so sehr im Schwange ist, eine Methode, die sicherlich auch die Fehler ihrer Tugenden hat, war nicht nach Graß' Geschmack und entsprach durchaus nicht seiner Geistesanlage, die dem Schematisieren und dem Kunstwort in Art des karitativen Systems usw. durchaus abhold war. Dieser Abneigung gegen das Systematisieren und Schematisieren mochte es zum Teil zuzuschreiben sein, daß es Graß nur selten fertig kriegte, den zu behandelnden Stoff selbst in einer recht auskömmlich zugemessenen Zeit auch wirklich zu erledigen. In der Finanzwissenschaft gelangte man etwa nur bis zur Steuer-

lehre inklusive und bekam vom Staatsschuldenwesen, das der überaus gewissenhafte Graß aller Wahrscheinlichkeit nach besonderer Betrachtung vorbehalten hatte, nichts zu hören, dafür aber waren die ungemein detaillierten Exkurse über die verschiedensten Verwaltungsmaterien, zu denen das Kapitel von den Staatsausgaben Anlaß gab, nicht nur in des Wortes üblicher Bedeutung ganz ungemein belehrend, sie zeigten einem die Dinge auch in einer Weise, wie das sonst vom Katheder aus nicht eben zu geschehen pflegt; und wenn Graß u. a. über das Gefängniswesen, das er in vieler Herren Länder durch eigene Anschauung genau kennen gelernt und dessen ganze Literatur er beherrschte, sprach, so mochte es dem Zuhörer wohl zu Mute sein, als werde er von einem edel und human gesinnten Führer von Zelle zu Zelle geführt und über die psychische Beschaffenheit jedes einzelnen Verbrechers wie über die etwaigen Mittel zu seiner Besserung unterrichtet. Was der Wirkung jener so außerordentlich gewissenhaften und einem warmen Herzen entquellenden Lehrtätigkeit von Graß ganz wesentlich hindernd im Wege stand, war ein in dem Grade wohl selten anzutreffender Mangel an Redegewandtheit, der zum Teil auf seine natürliche Schüchternheit zurückzuführen war, zum Teil aber auch aus einer übertriebenen Gewissenhaftigkeit resultierte, die allzu ängstlich darauf bedacht war, daß jedes Wort den Begriff auch vollständig decke und zugleich dem Verständnis der Zuhörer angepaßt sei. Man konnte von diesem Professor wie von keinem andern voraussetzen, daß er sich gründlich für seine Vorträge präpariere, und dennoch verging selten einer ohne den peinlichen Moment, wo er inmitten einer langen Periode innehielt, um sie mit der stereotypen Wendung: „Meine Herren, ich habe den Faden verloren und muß von neuem anheben", auch wirklich aufs neue zu beginnen. Es war das wohl der wesentliche Grund, weshalb sein Kolleg von vielen gemieden und belacht wurde, die ungleich leichterer Belehrung, wenn sie nur fließend und ohne Stocken dem Munde des Professors entquoll, das höchste Lob zu zollen nicht unterließen. Anläßlich des soeben berührten Defekts von Theodor Graß sei hier einer Szene gedacht, die ein wenig an das vorerwähnte Beispiel schülerhaften Selfgovernments im Rigaer Gymnasium erinnert und dazu das Pikante hat, daß der hier die Lokalpolizei im öffentlichen Interesse Ausübende jenes resoluten Gymnasiasten jüngerer Bruder war, der sich, wie hier hinzugefügt sei, im späteren Leben durch ein hervorragendes Buch über die bäuerlichen Verhältnisse Rußlands bekannt gemacht hat. Auf der

ersten Bank von Graß' Auditorium pflegte ein junger Pole oder Russe Platz zu nehmen, wir wußten selbst nicht welcher Nationalität er eigentlich sei, denn er sprach nur französisch, eine Sprache, die, nebenbei bemerkt, in dem alten Dorpat nur von wenigen verstanden, geschweige denn gesprochen wurde. Diesem jungen, elegant gekleideten Herrchen, von dem es hieß, daß er ein brillanter Postolenschütze sei, schienen nun des guten alten Graß' Wiederholungen von bereits Gesagtem sehr auf die Nerven zu gehen und er bediente sich, um seinem Unwillen darüber Ausdruck zu geben, eines nicht eben sehr rücksichtsvollen Mittels, welches darin bestand, daß er das Gummiband seiner für die Kollegenhefte bestimmten Mappe in gewissen Intervallen stramm an sich zog, um es dann wieder auf den harten Deckel zurückschnellen zu lassen, ein Zeitvertreib, der, wie sich leicht denken läßt, unser aller Mißbilligung und dann und wann einen verlegenen, strafenden Blick des guten Professors zur Folge hatte. Aber die Nemesis sollte zum Glück den Frevler sofort ereilen. Kaum hatte Graß den Hörsaal verlassen, als auch schon der kleine K. mit energischem Schritt auf den übermütigen Gecken zuging und ihm in derber deutscher Rede laut und allen vernehmbar das Flegelhafte seiner Handlungsweise vorhielt. Eine Forderung auf Pistolen war natürlich die Folge, ob sie wirklich zum Duell geführt, erinnere ich mich nicht mehr, auf jeden Fall war der Übeltäter seitdem aus Graß' Auditorium spurlos verschwunden und zugleich ein warnendes Beispiel statuiert für alle, die, mit den Dorpater Bräuchen unbekannt, sich künftig ähnliches hätten herausnehmen können.

Es muß für den guten Graß eine überaus betrübende Wahrnehmung gewesen sein, trotz redlichsten Bemühens keine irgend nennenswerte Zahl von Schülern um sich versammeln zu können, denn — und das war der eigentliche Kern und Stern dieses hochachtbaren Mannes — er glaubte wirklich an seine Sache, eine Sache, die leider Gottes so oft lediglich Gedankenequilibristik oder Mittel in der Hand des Parteistrebertums ist. Graß war durch und durch Balte, die große Politik zog ihn wenig an und mag für seine wesentlich innerliche Natur und zu Gewissensskrupeln neigende Reflexion etwas beängstigendes gehabt haben. Desto fester haftete er am Kreise derjenigen gemeinnützigen Aufgaben, die das Selfgovernment in Provinz, Landschaft, Gemeinde zu erfüllen vermag und nicht nur technisch wohl ausgerüstete, sondern vor allem auch human gesinnte Selbstverwaltungsmänner für die lokalen Aufgaben in Stadt und Land heranzubilden, mochte ihm für die

baltischen Lande als eine um so gewichtigere Mission erscheinen, als es hier die mannigfaltigen Antagonismen zu überwinden galt, die der damals noch im großen Ganzen ziemlich latente Rassengegensatz bedingte. Es lag im Wesen der Sache, daß einem derartigen Streben persönliche Fühlungsnahme zwischen Lehrer und Schüler in erster Linie als wünschenswert erscheinen mußte, und Graß unterließ nicht, eine solche nach Kräften anzubahnen. In seinem kameralistischen Praktikum, wo es sich vorzugsweise um volkswirtschaftliche Fragen der baltischen Heimat handelte, fand er Gelegenheit, am gemütlichen Teetisch seinen Studenten auch innerlich näher zu treten, und manchen von ihnen hat er nicht selten auf seiner studentischen Burg selbst aufgesucht. Es war viel Lebensernst, viel Liebe und Treue in diesem Mann, der doch nur selten Anerkennung fand und an dem ein großer Teil derjenigen, denen er mit so großem Wohlwollen begegnete, doch mit einem wenngleich gutmütigen Lächeln zur Tagesordnung überzugehen pflegte. So weit ich ermessen kann, waren es nur sehr wenige und unter ihnen vor allem der obenerwähnte K., die Graß im späteren Leben die schuldige Dankbarkeit bewahrt haben.

Es gab eine Zeit, wo man dem alten Dorpat nachsagte, eine vortreffliche kameralistische Schule gemacht zu haben, und neben Philologen und Medizinern waren es vorzugsweise Kameralisten, die, von russischen Universitäten dahin geschickt, dort ihre Ausbildung vollendeten. Theodor Graß aber kann als der letzte eigentliche Kameralist Dorpats gelten, denn diese Richtung mit ihrer ins einzelnste gehenden Betrachtung der konkreten Erscheinungswelt war doch sehr verschieden von der Behandlungsweise späterer Dorpater Ökonomisten. Ein wesentliches Bindeglied, das Graß mit manchen unter den letzteren verband und ihn von den älteren Kameralisten unterschied, war das lebendige Verständnis für den geschichtlichen Entwicklungsgang der Dinge, ein Verständnis, das ihn, bei aller sonstigen Verschiedenheit, Roscher und seiner Schule in gewissem Sinne näherte.

Eine Unterredung mit K. P. Pobjedenoszew im J. 1885.

Im Jahre 1885 hatte ein baltischer Edelmann eine Unterredung mit K. P. Pobjedonoszew, dem Prokureur des Heil. Synods, über eine Frage der Gewissensfreiheit. Den Ausgangspunkt bildete die Lage der Konvertiten, doch wurden im Laufe des Gespräches auch allerlei andre Materien berührt. Die Unterredung wurde unmittelbar danach schriftlich in russischer Sprache fixiert und ist dann natürlich auch andren an der Frage interessierten Kreisen in Abschriften zugänglich geworden. Wir teilen sie nachstehend in einer wortgetreuen Übersetzung mit.

* * *

Z. Ich habe die Ehre mich Ew. hohen Exzellenz vorzustellen und Sie zu bitten, Ihre Aufmerksamkeit geneigtest auf unser bedrängtes Gebiet zu richten. Durch die Aufhebung des Allerhöchsten Befehls vom 19. März 1865 ist eine schwierige Lage geschaffen, vornehmlich für unsre Bevölkerung, die in den letzten 20 Jahren sich gewöhnt hat an den Besitz der Gewissensfreiheit, die seit altersher auf der Insel Oesel wie in allen Baltischen Gouvernements bestand. Wir sind bereits einmal in einer ähnlichen bedrängten Lage gewesen, haben die Sittenlosigkeit gesehen, die wilden Ehen, den Unglauben, die eine unausbleibliche Folge der Knechtung der Gewissen sind. Alles das haben wir in den fünfziger Jahren unsres Jahrhunderts durchlebt, bis dem zuletzt durch den Allerhöchsten Befehl vom 19. März 1865 ein Ende gemacht wurde, und darum wende ich mich an Ew. hohe Excellenz mit der ergebensten Bitte, uns Ihre einflußreiche Mitwirkung zu gewähren zur Beseitigung des Gewissenszwanges, der durch die Aufhebung des Allerhöchsten Befehls vom 19. März 1865 wieder eingeführt ist.

P. In dieser Hinsicht kann ich Ihnen keinerlei Hoffnungen machen, weil durch die Aufhebung des Allerhöchsten Befehls vom 19. März 1865 nur das allgemeine Reichsgesetz wiederhergestellt ist, das für ganz Rußland die Einforderung von Reversalen bei Schließung gemischter Ehen festsetzt, und weil deshalb für die Baltischen Gouvernements keine Ausnahme gemacht werden kann. Endlich ist dieses Gesetz ein kirchliches, das auf dem Beschluß eines oekumenischen Konzils beruht, so daß die weltliche Gewalt es aufzuheben oder abzuändern kein Recht hat.

Z. Aber schwerlich hat doch das oekumenische Konzil eine Bestimmung über Reversale bei Schließung gemischter Ehen getroffen?

P. Nun, nicht über Reversale, aber es hat die Ehen mit Andersgläubigen verboten, wie ja auch die katholische Kirche solche Ehen nicht zuläßt.

Z. Dann verbieten Sie doch die Schließung gemischter Ehen, wenn ihre Zulassung, sei es auch mit Reversalen, eine tatsächliche Verletzung der Bestimmungen des oekumenischen Konzils bedeutet.

P. Nun, das kann man doch in unsrer Zeit nicht mehr tun, aber mögen doch die Lutheraner keine Rechtgläubigen mehr heiraten. Überhaupt liegt gar kein Grund vor, sich so aufzuregen, die Bewegung zur Orthodoxie ist eine temporäre Bewegung, sie wird von selbst wieder nachlassen. Die Leute aus dem einfachen Volk gehen ja nicht deshalb von einem Glauben zum andern über, weil sie die Dogmen der einen oder der andern Lehre höher schätzen. Es ist eine kulturelle Erscheinung, hier wirken psychische Einflüsse mit, der Reiz in der protestantischen Kirche Hymnen zu singen u. dgl.

Z. Da ich keine religiösen Fragen berühren möchte, so will ich nicht darüber rechten, was etwa vorzuziehen wäre, Hymnen zu singen, wie Sie sich auszudrücken geruhten, oder — aber ich erlaube mir noch einmal auf die bestehende Tatsache hinzuweisen, daß die zur Orthodoxie Übergetretenen ihrem Wunsche Ausdruck gegeben haben und noch geben, wieder zur evangelischen Kirche zurückzukehren, und daß die Unmöglichkeit ihren Wunsch zu befriedigen jenen traurigen Zustand der bedrängten Gewissen und des zerrütteten Familienlebens erzeugt, der in jeder Hinsicht verderblich ist. Zudem ist das Recht der Gewissensfreiheit ein altes Recht des Baltischen Gebiets, es bestand schon vor seiner Vereinigung mit Rußland, und wenn ich auch weiß, daß man uns jeden Hin-

weis auf die Konditionen, unter denen die Einverleibung Oesels stattfand, zum Vorwurf macht, so ist es doch unzweifelhaft, daß wir nicht irgendwie von ungefähr russische Untertanen geworden sind, sondern daß dieses auf Grund des Nystädter Friedesvertrages geschehen ist, und daher berufe ich mich auf jene durch eidliches Versprechen Kaiser Peters d. Gr. bekräftigten Bestimmungen, die schon vor 160 Jahren dem Baltischen Gebiet das Recht der Gewissensfreiheit gewährleisteten, ein Recht, das sie auch während der verflossenen Regierung genossen haben. Wenn in einem wohlgeordneten Staate die Gesetze durch geheime Befehle nicht aufgehoben werden können, so liegt nunmehr, wo dieser Befehl beseitigt ist, keinerlei Hindernis vor, jenes alte Recht der Gewissensfreiheit wiederherzustellen, sonst erscheint die letzte Aufhebung als eine ebenso verderbliche Maßregel, wie das einst die Aufhebung des Edikts von Nantes war.

P. Was war nicht alles vor 160 Jahren! In den letzten 35 Jahren ist vieles Unzuträgliche geschehen; man kann das nicht alles erhalten, sondern muß es im Gegenteil beseitigen. Der Allerhöchste Befehl vom 19. März 1865 war eine Kränkung für ganz Rußland. Sie müssen sich daran erinnern, daß Sie unauflöslich zu Rußland gehören, und daß in Rußland die orthodoxe Kirche die herrschende ist. Der Adel und die Pastoren verteidigen den lutherischen Glauben mit Fanatismus, treiben aus politischen Gründen Propaganda und verfolgen fanatisch den orthodoxen Glauben. Ich erinnere mich, daß, als ich vor einigen Jahren in Hapsal war, der dortige Pastor, ein Idiot, ein totaler Idiot, vom orthodoxen Glauben als einem Hundeglauben sprach.

Z. Es scheint mir nicht glaublich, daß irgend ein Lutheraner, geschweige denn ein Pastor, sich derartig über einen christlichen Glauben hat äußern können, weil das dem ganzen Geiste des Protestantismus widerspricht, der sich durch Glaubensduldung auszeichnet. Aber selbst wenn auch irgend ein Pastor, wie Sie selbst sagen, ein totaler Idiot, sich einen solchen Ausfall erlaubt haben sollte, so kann man doch aus der Handlung eines Einzelnen nicht die Schlußfolgerung ziehen, daß Fanatismus und Verfolgung der Orthodoxen in den Baltischen Gouvernements für den Adel charakteristisch sind. Ich kann Ihnen versichern, daß in den letzten 20 Jahren auf der Insel Oesel in kirchlicher Hinsicht vollständige Ruhe geherrscht hat. Beim Abschluß der Arrendekontrakte auf den der Ritterschaft gehörigen Gütern ist es z. B. niemand in den Sinn gekommen, danach zu fragen, welchen

Glaubens die Pächter seien. Würde der Adel mit Fanatismus und aus politischen Gründen das Luthertum verteidigen, so würde er sicherlich einen Unterschied zwischen orthodoxen und lutherischen Pächtern machen. Indessen kann ich Ihnen versichern, daß ich positiv nicht weiß, wie viele von den bäuerlichen Arrendatoren zum einen oder zum andern Bekenntnis gehören; und auch auf den Privatgütern verhält man sich ebenso. Auch von meinem eigenen Gute weiß ich nicht, wie viele von den 48 Pächtern Lutheraner und wie viele Orthodoxe sind.

P. Sie sprechen von sich und ich glaube Ihnen vollkommen; aber nicht alle verhalten sich so. Mir sind auch aus Oesel Fälle von Verfolgung zur Orthodoxie übergetretener Personen bekannt.

Z. Ich bin nicht besser als andre, und wenn ich in meinem Namen sprach, so geschah das deshalb, weil ich der Verwaltung der ritterschaftlichen Güter nahe stehe und mir also, wenn die Ritterschaft einen Unterschied zwischen den bäuerlichen Pächtern nach ihrem Glaubensbekenntnis machte, solches bekannt sein müßte. Was aber die Fälle von Verfolgung Rechtgläubiger anlangt, so kann ich Ihnen kühnlich versichern, daß das eine abscheuliche Verläumdung ist. Zeigen Sie mir einen Fall. Ich wiederhole Ew. Exc., es ist eine Verläumdung, wenn man Ihnen von solchen Fällen berichtet. Ich weiß, daß Klagen vorgekommen sind, aber diese Klagen sind ebenso unbegründet wie z. B. die Klage des orthodoxen Priesters, der 3 Werst von mir wohnt, daß angeblich der Pastor des Kirchspiels, in dem mein Gut liegt, zwei zur orthodoxen Kirche gehörige Personen getraut habe. Der Bräutigam wie die Braut hatten dem Pastor schriftliche Zeugnisse von zwei verschiedenen Pastoren vorgestellt, daß sie Lutheraner seien, und deshalb hat er sie auch getraut; folglich ist dieser Pastor ganz im Recht. Ich begreife aber, daß gerade dieser Fall dem orthodoxen Priester äußerst unangenehm war, weil der Bräutigam vor seinem Übertritt zum Luthertum Lehrer an der orthodoxen Schule war. Wenn wir uns so fanatisch mit der Propaganda beschäftigten, so müßte dieser Lehrer belohnt werden. Indessen weiß ich positiv nicht, wo dieser zum Luthertum übergetretene Lehrer geblieben ist.

P. Nun ja, auch zur Orthodoxie treten Lutheraner aus innerer Überzeugung, aber verlangen, daß dort eine 6monatliche Frist zur Vorbereitung eingeführt werde, das ist unnütz. Ich habe auch Tiesenhausen und Schultz — Sie haben doch dort bei sich so einen Superintendenten, nicht? — davon gesprochen. Würde

man uns beide jetzt über die Dogmen examinieren, weiß Gott, welche Nummer man uns stellen müßte. Es genügt, daß sie ihren Wunsch zum Übertritt kundgeben, nun, so hindert sie nicht. Wenn jemand von der Orthodoxie zum Luthertum übergeht, so verfolgen wir ihn ja auch nicht. Wen verfolgen wir denn? Niemand verfolgen wir dafür, daß er übertritt.

Z. Aber Sie verfolgen die Pastoren, die solche zum Abendmahl annehmen oder ihre Kinder taufen.

P. Ja, die Pastoren muß man verfolgen, weil sie damit eine gesetzwidrige Handlung begehen.

Z. Wie können sie denn von der Orthodoxie zum Luthertum übertreten, wenn Sie dafür den Pastor verfolgen, wenn Sie ihnen die Möglichkeit nehmen zum Abendmahl zu gehen. Darin liegt ja das ganze Elend.

P. Ja, das weiß ich nun nicht, wie sie da übertreten sollen. Mögen sie in die lutherische Kirche gehen, wenn ihnen das gefällt; aber ihnen den Übertritt gestatten, das können wir nicht. Da hat der General Richter mir zwei Bittschriften aus dem Wendenschen Kreise übergeben wegen Erlaubnis zur lutherischen Kirche zurückzukehren. Gott weiß, wer die dort geschrieben hat; forscht man nach, so erweist es sich, daß die Bittsteller von einer Eingabe ihrer Bitte nichts wissen. Aber einerlei, selbst wenn es wirkliche Bitten wären, so ist es durchaus unmöglich, ihnen den Übertritt vor ganz Rußland zu gestatten. Erbarmen Sie sich, was wäre das für ein Beispiel, da würdet ihr alle übertreten wollen. Wenn Sie aber dort Unglauben befürchten, so haben Sie ja auch Sekten, die Baptisten usw. Das beweist, daß die lutherische Kirche die religiösen Bedürfnisse nicht befriedigt.

Z. Auf Oesel gibt es Gott sei Dank weder Baptisten noch andre Sekten; daß aber die Sektenbildung ein Beweis für die Nichtbefriedigung der religiösen Bedürfnisse sei, läßt sich doch nicht so unbedingt behaupten; auch in der orthodoxen Kirche gibt es ja den Raskol und verschiedene Sekten, wie die Skopzen, die Springer usw.

P. Für mich ist es vollkommen verständlich, weshalb der Adel den lutherischen Glauben so hartnäckig verteidigt, er bildet für Sie ein Kulturelement, Sie wünschen die Bevölkerung als ein Ganzes, unzerteilt zu erhalten. In Ihnen ist viel Gutes, das muß man anerkennen; Sie sitzen alle auf Ihrer Scholle und Sie verteidigen Ihre Rechte und Sitten, das verdient alle Achtung. Aber immerhin bilden Sie einen Teil Rußlands und deshalb

müssen bei Ihnen dieselben Einrichtungen sein wie im übrigen Rußland. Die Baltischen Provinzen bilden ja eine vollständige Anomalie, wie sie in Europa nirgends existiert. Sehen Sie, was Frankreich, was Preußen mit den einverleibten Teilen gemacht haben, sie haben alle Sondergesetze vernichtet und alle Provinzen unter dem ganzen Staate gemeinsamen Gesetzen vereinigt. Bei Ihnen aber gelten unendlich verschiedene Sekten, jede Stadt hat ihr besonderes Gesetz. Der Staat darf solch ein Amalgam von Gesetzen nicht dulden, es ist notwendig das zu beseitigen. Ein Gesetz muß für ganz Rußland gelten und für alle seine Gebiete.

Z. Preußen hat den Staat in der Tat durch allgemeine staatliche Gesetze geeinigt, aber das hat ja schon längst Geltung auch bezüglich des Baltischen Gebiets. Die Gesetze von staatlicher Bedeutung, wie über die Steuern, die Wehrpflicht, die Gouvernementsregierungen usw., sind in den Baltischen Provinzen dieselben, wie in den übrigen Gouvernements. Nur die Gesetze, die eine rein lokale Bedeutung haben und die Selbstverwaltung betreffen, unterscheiden sich ein wenig, gemäß der geschichtlichen Entwicklung der einzelnen Orte, sowohl von einander wie von denen der inneren Gouvernements. Und solche Unterschiede finden sich auch in Preußen, auf das Sie sich berufen. Die Kreis- und Provinzialinstitutionen in Ostpreußen sind ganz andere als die in Hannover, und von beiden unterscheiden sich wiederum die in der Rheinprovinz und in Hessen-Nassau. Indem wir die in lokalen Verhältnissen und in der geschichtlichen Entwicklung begründeten Besonderheiten der Gesetze, die nur eine lokale Bedeutung ohne jeden Schaden für den Staat besitzen, zu erhalten wünschen, erkennen wir vollkommen an die Untrennbarkeit vom Reiche. Und diese Verbindung wurde auch ganz richtig gestärkt, als unter Kaiser Nikolai Pawlowitsch die besten Kräfte der Baltischen Provinzen in den Staatsdienst gezogen wurden. Wenn diese Personen dann in die Heimat zurückkehrten, so hielten sie die Verbindung mit den Staatsinstitutionen aufrecht, sie vereinigten uns mit dem Staat, indem sie dessen gedachten, daß sie mit ihrem Blut und ihrer Arbeit im Dienste des Herrschers und des Staates gestanden hatten. Jetzt existiert solch eine vereinigende Verbindung nicht — sie ist geschwunden. Das hat J. Samarin bewirkt, indem er einen durch nichts gerechtfertigten Antagonismus hervorrief.

P. Je nun, Samarin, — wenn nicht er, dann hätte eben ein andrer die Frage angeregt, weil sie auf einmal eine zeitgemäße geworden war. Sie wissen selbst, daß die Nationalitätsfrage in

ganz Europa plötzlich ein andres Aussehen erhielt, so hat sie sich auch im Baltischen Gebiet zugespitzt. Sie sprechen von der Politik des Kaisers Nikolai Pawlowitsch — sie ist heute nicht anwendbar. Nehmen Sie z. B. die Bauernfrage, sie hat ja alles im Staate verändert; bei Ihnen jedoch, da sitzt sie allein noch mit dem feudalen Recht und man tut mit den Bauern, was man will. Überhaupt herrschen bei Ihnen vollständig der Adel und die Pastoren.

Z. Der Adel herrscht nicht, aber er hat tatsächlich den vorwiegenden Einfluß in allen Fragen der Selbstverwaltung des Gebiets, und mir scheint in einem konservativen Staate soll es auch so sein. Nehmen Sie dem Adel diesen vorwiegenden Einfluß, wem werden Sie ihn denn einräumen? Bürger in weiterem Sinne gibt es da nicht, mit Ausnahme der „Bürger" in den Städten Riga und Reval, teils auch in Mitau und Dorpat. Wollen Sie denen den vorwiegenden Einfluß geben?

P. Ach was „Bürger", der vorwiegende Einfluß soll beim Adel bleiben, jedoch nicht die Herrschaft. Bei Ihnen herrscht der Adel, das ist die Herrschaft eines Standes über alle andren. Gewählte Richter, Administration, Polizei, alles ist in den Händen des Adels, und so erhält eine ständische Einmütigkeit die Herrschaft der ständischen Interessen überall aufrecht, und dies eben muß unbedingt vernichtet werden. Alles das muß in die Hände der Regierung übergehen.

Z. Wenn Sie es für notwendig halten, den vorwiegenden Einfluß des Adels aufrecht zu erhalten, so wird es unumgänglich sein, ihm die erste Stimme bei allen Wahlen zu sichern; die Anwendung des Wahlprinzips bei allen Institutionen ist aber mit ihnen allen so verwachsen, daß man es schwerlich wird aufgeben können. Die Vernichtung alles Bestehenden wird der allgemeinen Verfolgung entsprechen, die man jetzt über die Eingeborenen des Baltischen Gebiets ergehen läßt.

P. Wo ist die Verfolgung, ich bitte Sie? Da hat der eine dies, der andre das getan — ich würde sie entlassen, aber sie bleiben im Dienst, niemand verfolgt sie. Um jedoch zu der Frage zurückzukehren, von der wir ausgingen, so wiederhole ich, daß es nicht möglich ist, das Gesetz von dem Reversal vor der Trauung aufzuheben, das wäre eine Beleidigung für ganz Rußland. Es sollte doch leicht erscheinen den Kalender abzuändern, den alten Stil durch den neuen zu ersetzen, aber wissen Sie, das könnte eine allgemeine Revolution hervorrufen. So kann auch die Verletzung dieses Gesetzes ebensolche Folgen haben. Es beruht

auf der Bestimmung eines oekumenischen Konzils und muß seine volle Geltung haben, da auch überhaupt alle Gesetze für alle Gebiete Rußlands die gleichen sein müssen.

Z. Also, Excellenz, Sie einverleiben die Oase Merw, versprechen ihr Wahrung der Bekenntnisfreiheit und bringen sie dann zur Orthodoxie mit Hilfe des Strafgesetzbuchs.

P. Wie können Sie sich mit der Oase Merw vergleichen?

Z. Ganz im Einklang mit der von Ihnen geäußerten Ansicht von der Gleichheit der Gesetze für alle Gebiete Rußlands; das Normalreglement der politischen Entwicklung, das Normalreglement für das Gewissen und die Religion ist das gleiche für die Oase Merw wie für das Baltische Gebiet.

P. Sie haben keinen Grund, haben keinen Grund, sich mit der Oase Merw zu vergleichen.

Z. Ew. hohe Excellenz, ich habe mir nicht mit der Hoffnung geschmeichelt, daß ich die herrschenden Vorurteile werde zerstreuen können; ich habe meine Pflicht erfüllt, indem ich Sie in Anspruch genommen habe. Wir haben auch das schon erlebt, daß man uns sagte: Man hätte rechtzeitig damit einkommen sollen. Und deshalb habe ich es für meine Pflicht gehalten, Sie von den unvermeidlichen Kalamitäten in Kenntnis zu setzen; für die Folgen aber können wir keine Verantwortlichkeit auf uns nehmen.

Literarische Rundschau.

Die Grundlagen der Hebbelschen Tragödie.

Was ist Tragik? Eine vielumstrittene Frage, anders beantwortet zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Individuen, anders auch häufig von derselben Persönlichkeit in ihren verschiedenen Entwicklungsstadien und in ihrer künstlerischen Theorie und Praxis. So verschieden aber auch die Antworten ausfallen mögen, in dem einen, wonach gefragt wird, scheinen alle einig zu sein. Die Frage nach der Tragik ist eine Frage nach der Weltanschauung. Eben deshalb fällt ihre Beantwortung so verschieden aus, anders bei den Griechen, anders bei Shakespeare, bei Goethe, bei Schiller; denn die Weltanschauung ändert sich mit den Zeiten und Verhältnissen, ja jedes einzelne Individuum hat im Grunde genommen seine eigene und ganz besondere, die sich kaum mit der irgend eines andern in allen Punkten deckt. Gilt es also festzustellen, welche Auffassung ein Dichter vom Tragischen hat, so gilt es, seine Weltanschauung festzustellen — seine Weltanschauung in einem wesentlichen Punkt, nämlich in dem, in welchem Verhältnis das Individuum zum Universum, der Einzelwille zum Weltwillen steht, wie weit der Einzelwille frei oder im Weltwillen gebunden ist; denn darum handelt es sich am letzten Ende in jeder echten Tragödie. Solch eine Feststellung ist in keinem Falle leicht, und sie wird um so schwerer, je reicher und vielgestaltiger die Dichternatur ist, die in Frage kommt. Erschwert wird sie auch in dem Falle, wo wir die Weltanschauung des Dichters nur im Bilde, d. h. im Spiegel seiner Dichtung, nicht aus theoretischen Ausführungen kennen lernen können. Liegen letztere vor, so gelingt es sicherer, selbst wenn Theorie und Praxis sich nicht immer decken. So sind wir über die Weltanschauung Schillers und seine Auffassung des Tragischen vollkommen orientiert. Anders liegt es schon bei Goethe, der eine viel kompliziertere Natur ist und seine theoretischen Anschauungen mehr gelegentlich, nicht systematisch zusammengefaßt gibt.

Noch schwieriger gestaltet sich die Untersuchung bei Shakespeare, da er uns keinen Buchstaben Theorie, an dichterischen Erzeugnissen aber eine solche Mannigfaltigkeit hinterlassen hat, daß aus dieser Vielheit und Vielgestaltigkeit mit Sicherheit die Einheit zu gewinnen kaum möglich erscheint. Daher gehen denn auch die Ansichten über die Weltanschauung Shakespeares weit auseinander. Die einen sehen in ihm den Dichter protestantischer Willensfreiheit κατ' ἐξοχήν, die andern — so z. B. Max Martersteig in seinem jüngst erschienenen großen Werk „Das deutsche Theater im 19. Jahrhundert" — halten ihn für den größten und strengsten Verkünder menschlicher Willensunfreiheit. Ebenso weit abweichende Meinungen sind hinsichtlich der griechischen Tragiker zu konstatieren.

Ein Dichter, der neuerdings wieder zu besonderen Ehren kommt, ist Friedrich Hebbel. Seine Dramen gewinnen auf der deutschen Bühne immer mehr an Boden, und die gelehrte Kritik hat sich daran gemacht, ihn zu ergründen. Sein Geistesverwandter und Nachfolger, Ibsen, hat ihm die Bahn gebrochen. Ein Fremder mußte kommen, um den Deutschen über einen der ihrigen die Augen allmählich zu öffnen. Der Prophet gilt nichts im eigenen Vaterlande, namentlich wenn dieses Vaterland ein deutsches ist.

Von Hebbel gilt wie von keinem andern deutschen Dichter das Wort: Wer zum Verständnis seiner Dichtung kommen will, muß sich mit seiner Weltanschauung vertraut machen. Denn erstens ist seine Weltanschauung eine scharf ausgeprägte und eigenartige, und zweitens ist alle Hebbelsche Dichtung der bewußte und oft zum Schaden des Kunstwerks gewaltsame Versuch, diese seine Weltanschauung zu versinnbildlichen und dadurch zu veranschaulichen. Dennoch war Hebbel keineswegs in erster Linie Philosoph und erst in zweiter Dichter. Im Gegenteil, der Dichter ist es, der in ihm den Philosophen, soweit er überhaupt diesen Namen verdient, weckt. Wohl sucht er sich systematisch mit Philosophie zu beschäftigen, aber es bleibt bei den Versuchen und Anläufen, sie bringen sein Gehirn gar bald, wie er selbst erzählt, „in einen Zustand, der mit der Drehkrankheit der Schafe die bedauerlichste Aehnlichkeit hat", und er schleudert seinen Hegel und Schelling zu Boden und tritt sie ergrimmt buchstäblich mit Füßen. Die wissenschaftliche Philosophie bleibt ihm ein verschlossenes Buch, „ein blinder Gaul". Seine Weltanschauung ist Erlebnis, das Produkt seiner Beanlagung und Erfahrung, und sie kommt ihm plötzlich und intuitiv zum Bewußtsein. Dann baut er sie aus, modelt an ihr umher und preßt mit starrer Konsequenz sich und die Welt in sie hinein, um dann mit derselben starren Konsequenz sein ganzes Dichten ihr dienstbar zu machen, indem er immer neue Spiegelbilder von ihr zu entwerfen sucht.

Und wie sieht nun diese Hebbelsche Weltanschauung aus?

Obgleich er sich sein ganzes Leben lang abmüht, ihr dichterische Gestaltung zu geben, gewinnen wir ein sicheres Bild von ihr nicht sowohl aus seinen Dichtungen, sondern aus seinen Vorreden, Tagebüchern und Briefen, in denen er unablässig bestrebt ist, sie theoretisch auseinanderzusetzen. Freilich, auch hier muß man zu lesen verstehen, muß man Entwicklung, Wandel und vorübergehende Stimmung unterscheiden. Immerhin aber gelingt es, zu festen Resultaten zu kommen. In der Dichtung selbst bleibt in diesem Punkt das Können hinter dem Wollen zurück. Wir glauben dem Dichter nicht, so eifrig er uns auch durch Dichtung und Kommentar zu überreden sucht. Die Probe auf das Exempel ergibt uns ein andres Resultat als ihm selbst.

Ein junger Philologe, Franz Zinkernagel, hat neuerdings in einem Werk „Die Grundlagen der Hebbelschen Tragödie"* mit Verständnis und viel Sorgfalt den Versuch gemacht, die Weltanschauung Hebbels in ihrem Entstehen und ihrer Entwicklung bis zu ihrer Spitze festzustellen, um dann zu prüfen, wie weit es dem Dichter gelungen ist, ihr überzeugenden Ausdruck in seiner dramatischen Produktion zu geben. Das Werk Zinkernagels gibt uns die Anregung zu folgenden Ausführungen.

Schon früh empfindet Hebbel sein eigenes Leben und das der Menschheit als eine große Dissonanz, und diese von ihm überall wahrgenommene Dissonanz zeitigt in ihm die Idee des Dualismus. Der Dualismus ist ihm die letzte, höchste, die Grundidee. Nun fehlt Hebbel gänzlich das Verantwortlichkeitsgefühl und damit das Bewußtsein der Sündhaftigkeit. Und dieses Manko in seiner Natur führt ihn bei seiner dualistischen Auffassung der Welt, im Gegensatz zu der gleichfalls dualistischen christlichen Anschauung, notwendig und geraden Weges zum Pessimismus. Kampf, endloser Kampf ist alles Leben. Und in welchem Verhältnis steht in diesem Kampf der Einzelne zum Ganzen, das Individuum zum Universum? Aus dichterischer Intuition heraus empfängt Hebbel plötzlich und entwirft er sein Weltanschauungsbild. Der Weltprozeß entsteht dadurch, daß sich das Individuum, seines Ursprungs vergessend, in unbegreiflicher Freiheit vom Universum losreißt und nun in unablässigem, fruchtlosem Kampf gegen das Universum steht, bis es endlich von diesem wieder verschlungen wird und zurücksinkt in das allumfassende Element, aus dem es kam. Dieser Prozeß ist ohne Anfang und ohne Ende, er ist, wie Hebbel sagt, „die Kontinuation des Schöpfungsaktes, eine ewig werdende, nie fertige Schöpfung, die den Abschluß der Welt, ihre Erstarrung und Verstockung verhindert." Der Weltwille bedarf dieses Prozesses, um sich zu verwirklichen und zum Bewußtsein zu kommen,

*) Berlin, Georg Reimer, 1904. 188 S. M. 3.

und sucht doch unablässig, was er schuf, zu zerstören. Anderseits strebt das Geschaffene, das Individuum, rastlos in das All zurück, und sucht sich doch wiederum, getrieben von seinem Individualegoismus, der ihm als Erbteil des Universalegoismus wurde, als es sich vom All losriß, in unablässigem Kampfe als Individuum zu behaupten. Es unterliegt aber ununterbrochen in diesem Kampfe, da seine Freiheit nur eine scheinbare ist, da es im Grunde genommen immer opponierend, immer doch nur den Weltwillen vollzieht, bis es seine Mission erfüllt hat und ins Universum zurückkehrt. Der Mensch also ist unfrei im weitesten Sinne, und das, was wir Geschichte nennen, ist ein Produkt von Naturgesetzen. Es ist klar, daß bei einer solchen Weltanschauung kein Raum für Ideen wie Gott und Sittlichkeit ist. Und doch operiert Hebbel fortwährend mit ihnen, indem er einfach Universum, Notwendigkeit, Weltwillen, Gott, sittliche Idee identifiziert, und dann ohne Bedenken den öden Himmel seiner Naturnotwendigkeitslehre mit allen Sternen einer theistischen und ethischen Weltbetrachtung schmückt. So gelingt es ihm auch in sein System eine Schuld hineinzubringen, die doch wieder eigentlich keine ist. Sie beruht in der Maßlosigkeit, mit der sich das Individuum gegen den Weltwillen durchzusetzen sucht. Aber da der Egoismus, sich zu behapten, wie gesagt, ein Erbteil ist, das das Individuum als Bedingung seines individuellen Seins aus dem Universum mitbekam, so kann es dafür nichts, daß es ihn zur Geltung bringt, ja, je stärker es ihn betätigt, um so deutlicher bekundet es seinen Ursprung, um so vorzüglicher ist es also im Grunde genommen. Und so kommen wir schließlich dahin, daß wir sagen: Je gottwidriger, um so gottähnlicher. Das wäre Lucifer in Hebbelscher Auffassung. Und in der Tat sagt Hebbel, daß „sich das Göttliche gegen Gott auflehnt, weil es seinesgleichen ist."

Aber befriedigt den Dichter diese Art der Weltbetrachtung? Keineswegs. An einer Stelle heißt es: „Ich frage: wozu die Ueberhebung? wozu dieser Fluch der Kraft? Nur wenn sie dadurch gesteigert, wahrhaft veredelt würde, würde ich mich damit ausgesöhnt fühlen. Und doch könnte man selbst dann noch fragen: wozu ist diese Gradation nötig? Warum diese aufsteigende Linie, die jeden höheren Grad mit so unsäglichen Schmerzen erkaufen muß?" Das Bedürfnis nach Erlösung macht sich geltend, und die glaubt Hebbel schließlich in der Resignation gefunden zu haben: „Wenn der Mensch sein individuelles Verhältnis zum Universum in seiner Notwendigkeit begreift, so hat er seine Bildung vollendet und eigentlich auch schon aufgehört Individuum zu sein, denn der Begriff dieser Notwendigkeit, die Fähigkeit, sich bis zu ihm durchzuarbeiten, und die Kraft, ihn festzuhalten, löscht allen unberechtigten Egoismus aus und befreit den Geist vom Tode, indem er

diesen im wesentlichen antizipiert." Dieser Gedanke gewinnt immer größere Macht über Hebbel und wird von ihm in sein System gebracht, obgleich er da nicht hineingehört, nicht hineinpaßt. Hier ist die Inkongruenz in dem Hebbelschen Weltanschauungsbilde. Wenn der Mensch, aus der Naturnotwendigkeit entsprungen und selbst ein Stück von ihr, naturnotwendig gegen den Weltwillen ankämpfen *muß*, wie soll er dahin gelangen, von diesem Kampfe aus eigenem Antrieb abzulassen? Ja, wie kann er, wenn Opposition gegen den Weltwillen die Bedingung seines Daseins als Individuum ist, wie kann er dann auch nur, solange er als Individuum noch existiert, den Gedanken fassen, vom Kampfe abzustehen? Heißt das nicht, die Willensunfreiheit in das Gegenteil umbiegen und damit das aufgeführte Gebäude mit eigener Hand wieder zerstören?

Ich vermisse in den Ausführungen Zinkernagels den deutlichen Nachweis, daß der Kreis des Hebbelschen Weltanschuungsbildes nicht geschlossen ist. Er gewönne aber diese Geschlossenheit, wenn Hebbel nicht über der einen Eigenschaft des Individuums die andre vergäße. Das Individuum hat als Erbteil aus dem Universum nicht nur die Eigenschaft erhalten, sich behaupten zu wollen, sondern auch die andre, zum Universum zurückzustreben, und seine Aufgabe ist es, in diesem Widerstreit den Ausgleich zu finden, so zu finden, daß der Universalegoismus in ihm den Individualegoismus überwindet. Hebbel sieht den Dualismus nur in dem Verhältnis des Individuums zum Universum, er ist aber ebenso wirksam im Individuum selbst, ja er hört dort in demselben Augenblick auf, sobald er hier überwunden ist. Es ist jenes Manko in Hebbels Natur, das Fehlen des Schuldbewußtseins, das ihn behindert, dies zu erkennen und dem andern Ich in dem Individuum, das dem Universum zustrebt, in seinem System die gebührende Geltung zu geben. Hier und da blitzt bei Hebbel diese Erkenntnis wohl auf, aber sie ist nicht stark genug, um ihn von seinem Pessimismus loszureißen, und anderseits vermag er doch auch wieder nicht, sich auf seiner aussichtslosen pessimistischen Höhe zu halten. So kommt das Fremde in sein System, die Verbindung von starrer Naturnotwendigkeit, die jeden freien Willen ausschließt, und Selbsterlösung, die auf freiem Willen beruht, und unter dieser Inkongruenz seiner Weltanschauung leidet auch seine dramatische Produktion.

Denn alle seine Dramen sind, wie schon betont wurde, Versuche, seine Weltanschauung zu versinnbildlichen. Er will in seinen Dramen zeigen, wie das Leben die Schuld mit Notwendigkeit aus sich erzeugt, wie also die Schuld in Wirklichkeit keine Schuld ist, und wie der Mensch, frei scheinend, doch unfrei ist. Sein Freund Bamberg schreibt an ihn, als er „Herodes und Mariamne" gelesen:

„Ich glaube, je länger Sie dichten werden, desto mehr werden Sie die Unschuld in der Schuld darstellen." Das ist durchaus zutreffend für Hebbels Art. Er geht meist genau den umgekehrten Weg wie die Griechen. Diese versetzen den Helden in eine Zwangssituation. Er *muß* die schwere Tat vollführen, die ihn ins Verderben reißt (Orest, Oedipus, Antigone), und *weil* er muß, erscheint er schuldlos. Die Kunst des antiken Dichters aber besteht nun darin, die Handlung so zu führen, daß dem Zuschauer doch zur Gewißheit wird, der Held stürzte letzten Endes trotz der Zwangssituation nicht durch diese ins Verderben, sondern durch sich selbst, seinen Charakter. Der antike Dichter sucht also in der Unschuld die Schuld zu erweisen. Hebbel dagegen geht in den meisten Fällen von dem „scheinbar schuldig" aus und sucht durch den Verlauf der Handlung ein „doch nicht schuldig" darzutun. — Zinkernagel weist an mehreren seiner Dichtungen nach, wie ihm das keineswegs immer — ich möchte sagen, eigentlich nie — überzeugend gelingt, wie der unbefangene Leser das Gegenteil von dem heraushört, was Hebbel in Dichtung und beigegebenem Kommentar oft schreiend zu beweisen sucht. So heißt es bei Zinkernagel u. a. über „Maria Magdalena": „Ihn (Hebbel) trieb sein innerstes Bedürfnis, jede sittliche Schuld in dem Fehltritt Klaras auszumerzen. Er wollte nachweisen, wie das Leben ohne inneren Anteil des Individuums die Schuld mit Notwendigkeit aus sich selbst erzeuge, und glaubte seine Absicht dadurch zu erweisen, daß er einem tatsächlichen Fehltritt berechtigte sittliche Motive unterschob. Wir aber mögen uns noch so sehr quälen, dem Dichter auf diesem Wege zu folgen, es wird uns schwerlich gelingen. Wir werden nie aufhören, in Klara eine Schuldige zu sehen, alle Verwirrung der Motive wird uns über ihren Fehltritt nicht hinwegtäuschen. Derselbe Mangel an sittlichem Gefühl, der uns in der Konzeption der „Genoveva" überraschte, fällt auch hier wieder unangenehm auf. Wie ihm dort Siegfried als der schuldigste erschien, so hier Meister Anton. Aber seltsam genug: all dies Sonderbare offenbart uns nur der Kommentar, den uns der Dichter gibt. Nichts in der Dichtung selbst verrät uns eine Spur von des Dichters Intentionen. Ein Bild göttlicher Gerechtigkeit entrollt sich uns. Wir sehen die einzelnen Gestalten Schuld auf sich laden und sie büßen. Kein Schicksal kann trotz aller Furchtbarkeit gerechter sein als das, welches über diese Menschen hereinbricht. Kein Dichter hat mit wuchtigerer Kraft in den Gestalten seiner Kunst die Welt zurechtgerückt, als gerade Hebbel in seiner „Maria Magdalena"."

In seiner Schlußbetrachtung stellt Zinkernagel den Theoritiker Hebbel über den Dichter. Er meint, Hebbel habe — theoretisch — „eine Kunstform geschaffen, die völlig in der Richtung unsrer modernen, die Schranken des menschlichen Willens resigniert aner-

kennenden Weltanschauung liegt", und er habe — wieder theoretisch — „den Weg gewiesen, auf dem das Drama unsrer modernen Zeit sich einzig und allein entwickeln kann."

Ich möchte im Gegensatz zu Zinkernagel glauben, Hebbels dramatische Theorie ist anfechtbar, weil sein Weltanschauungsbild nicht geschlossen ist. Der Dichter in Hebbel war soviel stärker als der Theoretiker, daß er häufig instinktiv gegen die so eifrig verfochtene Theorie und Weltanschauung das Richtige traf. Hebbel sagt selbst, das Drama sei Darstellung des Lebensprozesses; der Lebensprozeß aber ist ein sehr komplizierter, für den Menschen niemals klar zu erschauender. Niemals ist geleugnet worden, daß der Wille des Menschen Schranken hat, ebenso wird nie geleugnet werden, daß der Mensch innerhalb gewisser Grenzen frei ist und deshalb der Verantwortlichkeit unterliegt. Die Grenzen zwischen „frei" und „unfrei" auf kleinen Gebieten können durch wissenschaftliche Forschung verschoben werden, niemals aber wird die Wissenschaft die Frage von „frei" und „unfrei" restlos lassen, denn das wäre gleichbedeutend mit der Lösung des Lebensrätsels. Diese Lösung gibt so oder so allein der Glaube, wo aber der Glaube anfängt, da hört die Wissenschaft auf. Das Drama ist die Darstellung des Lebensprozesses, nicht, wie ihn die Wissenschaft analytisch zergliedert, sondern wie und soweit ihn die Seele des Künstlers synthetisch in seiner Ganzheit erschaut — erschaut ganz ohne Wissenschaft in der Lebenserfahrung und im Glauben. Lebenserfahrung lehrt beides, das „frei" und das „unfrei", der Glaube entscheidet sich für das eine oder andre. Der wirkliche Dichter, der das ganze reiche Leben gibt und nicht nur ein mageres Exempel zu einer Theorie, wird in seiner Dichtung auch immer das „frei" und „unfrei" zugleich darstellen und seinen Glauben über den Zusammenhang von Freiheit und Unfreiheit nur wie durch einen Schleier durchschimmern lassen.

K. Stavenhagen.

Idealismus und Realismus in den geistigen Strömungen der Gegenwart.

Unter den deutschen Philosophen der Gegenwart nimmt Eucken eine ganz besondere Stellung ein. Geht das Hauptstreben der ersteren vor allem dahin, die in den positiven Wissenschaften bewährte exakte Methode auch auf die philosophische Forschung anzuwenden, mit ihrer Hülfe die einzelnen Erkenntnisgebiete genauer durchzubilden und einem streng wissenschaftlichen Betriebe zuzuführen, so betont Eucken im Gegensatz dazu als vornehmste und dringendste Aufgabe einer Philosophie der Gegenwart, die neue Grundlegung einer Weltanschauung, in der Ueberzeugung, daß unser Kulturleben nicht nur einzelne Probleme in Hülle und Fülle enthalte, sondern daß es auch, und ganz besonders als Ganzes, einer energischen Revision und einer gründlichen Erneuerung bedürfe. Die Voranstellung dieses allgemeinen Problems findet sich in fast allen bisher veröffentlichten Arbeiten Euckens. Der Erweis und Ausbau eines neuen Lebenssystems, eines selbständigen, weltumspannenden Geisteslebens bleibt der stete Mittel- und Zielpunkt seiner Forschung. In kraftvoller, energischer Weise bringt er die Notwendigkeit eines solchen immer wieder dem modernen Menschen zum Bewußtsein und fordert ihn auf, den Kampf um seine geistige Selbsterhaltung aufzunehmen und eine Entscheidung für oder wider zu treffen. Nicht abstrakte Ideen und ausschließlich theoretische Gesichtspunkte dienen ihm dabei als Ausgangspunkt und bestimmende Faktoren, sondern auf das Ganze des Lebens selbst und die in ihm hervortretenden geistigen Tendenzen ist vielmehr sein Hauptaugenmerk gerichtet. Hier klärend zu wirken, einen allumfassenden Zusammenhang aufzufinden und damit den Grund zu einer charakteristischen Weltanschauung zu legen, läßt er sich wie in seinen früheren Werken (besonders: „Die Einheit des Geisteslebens in Bewußtsein und Tat der Menschheit" und „Der Kampf um einen geistigen Lebensinhalt"), so ganz besonders in seiner neuesten Veröffentlichung: „Geistige Strömungen der Gegenwart" [1] angelegen sein.

[1]) Leipzig 1904, Veit u. Ko. 3. umgearbeitete Aufl. 398 S. Preis M 8

Auch dieses Buch wendet sich wie seine früheren (außer den genannten sind hier noch zu erwähnen: „Die Lebensanschauungen der großen Denker“ und „Wahrheitsgehalt der Religion“) an alle Gebildeten und verdient im besten Sinne des Wortes zeitgemäß genannt zu werden. In wahrhaft universaler, historisch-kritischer Weise werden wir hier über die tiefsten Bestrebungen der Zeit und über die sie bewegenden Fragen auf allen Gebieten orientiert. Alle Probleme, die in irgend einer Form unser Leben beherrschen, zieht er in den Kreis seiner tiefgründigen Untersuchung; überall tritt aus dem Streit widersprechender Meinungen, aus dem Schwanken zwischen entgegengesetzten Bestrebungen das eine Grundproblem zutage, ob das Leben und Streben des Menschen lediglich die Bewegung der Natur fortführt, oder ob in ihm eine neue Stufe der Wirklichkeit aufsteigt.

Von der eminent praktischen Bedeutung dieses Buches für jeden ernst Strebenden ist der Schreiber dieser Zeilen aufs tiefste durchdrungen. „Tua res agitur“, heißt es auch hier. Hoffentlich gelingt es, auch den Leser davon zu überzeugen, ihn zu einer näheren Beschäftigung mit der Philosophie Euckens anzuregen, wenn wir im im folgenden versuchen, ihm den Gedankengehalt eines so bedeutenden Buches zu übermitteln, oder vielmehr nur einen Teil seines Gedankenreichtums, der sich in einem kurzen Referate nicht erschöpfen läßt: Euckens Ausführungen über Stellung und Bedeutung des Idealismus und Realismus in den geistigen Strömungen der Gegenwart.

Eine große Verworrenheit, eine starke Unsicherheit über letzte und gemeinsame Ziele, sagt Eucken in der Einleitung, ist ein Merkmal unsrer Zeit. Diese verworrene, unsichere Lage erscheint zwar zunächst als Wirkung der geschichtlichen Ueberlieferung, die uns mit grundverschiedenen, ja entgegengesetzten Strömungen umfängt. Besonders hat das 19. Jahrhundert die eingreifendsten Wandlungen durchgemacht, die bei aller äußeren Zurückdrängung uns innerlich noch festhalten und nach widerstreitenden Richtungen ziehen. Aber die Schuld an dieser Verworrenheit trägt deshalb nicht die Geschichte, sondern unsre Unselbständigkeit ihr gegenüber, unser Mangel an Konzentration und geistiger Ueberlegenheit. Dabei ist, bei aller Zerrissenheit und Zwiespältigkeit das Bewußtsein von der Unhaltbarkeit der älteren anthropistischen Denkweise, die den Menschen als den Mittelpunkt des Alls und die Wirklichkeit als ein Reich menschenähnlicher Größen ansah, in der modernen Menschheit lebendig geworden und damit ist zugleich ein glühendes Verlangen nach einem weiteren, gehaltvolleren Sein, ein heißer Durst nach einem Leben mit der Unendlichkeit und Wahrheit des Alls erwacht. In dieser Lage eröffnen sich zwei Möglichkeiten, die uns ein einziges Entweder — Oder vorhalten:

Führt die Bewegung gegen das Beharren beim Bloßmenschlichen dazu, den Menschen als ein bloßes Naturwesen zu begreifen und all sein Tun dem Rahmen der Natur einzufügen, und damit alles auszeichnend Menschliche als einen verderblichen Wahn auszutreiben? Oder besagt jene Bewegung das Aufsteigen einer neuen geistigen Welt, eine neue Stufe der Wirklichkeit, deren Aneignung und Ausbildung von innen her beim Menschen erfolgen muß? Trotz der Unerläßlichkeit der Entscheidung für dieses oder jenes, zeigt die Zeit infolge jener Schwäche des Einheitsstrebens ein Schwanken bald hierher, bald dorthin und einen Mangel energischer Gegenwirkung gegen das Kleinmenschliche, ein Sinken des Lebens ins Profane, Ordinäre, eine innere Verarmung inmitten überströmenden Reichtums an der Peripherie des Lebens. So befinden wir uns in einer schweren geistigen Krise, die Folge und Ausdruck einer weltgeschichtlichen Lage ist. An Versuchen, dieser chaotischen Lage eine einheitliche Gestaltung des Lebens und der Wirklichkeit entgegenzusetzen, fehlt es nicht. Aber das Streben zur Einheit gestaltet sich meistens so, daß die einzelnen Gebiete die Sache an sich reißen und das Bild vom Ganzen lediglich nach ihren besonderen Erfahrungen entwerfen; ihr Gebiet wird ihnen zum beherrschenden Mittelpunkt der Wirklichkeit. So bildet sich die Religion, die Kunst, so erzeugt die soziale Bewegung eine besondere Weltanschauung; namentlich erweitern sich die Naturwissenschaften oft zu einer umfassenden Philosophie. Die dadurch entstehenden eigentümlichen Durchblicke können jedoch immer nur zeitweilig befriedigen, da ihr viel zu knappes Maß der Wahrheit der Dinge gegenüber nur zu bald erkannt wird. Dabei verkehren sich oft die Teilwahrheiten mit ihrer Ueberspannung zur Gesamtwahrheit in Unwahrheit Und so zeigen uns jene Partialbewegungen in ihrem Widerstreit mit einander, daß sich von den einzelnen Punkten her nichts ausrichten läßt, daß es eine der Verwirrung überlegene Einheit zu suchen gilt. Das läßt sich jedoch nicht erhoffen ohne eine Erhebung über das Ganze der Zeitlage und ein Ergreifen neuer Anfänge. Es gilt daher eine Berufung von der bloßen Zeit an das Ewige, was die Zeit trägt, vom bloßen Menschen an die überlegenen Gewalten, die den Menschen über sich selbst hinausheben, indem sie ihm ein geistiges Sein verleihen. Für dieses Ziel der Vertiefung des Lebens und der Erneuerung der Kultur hat jeder nach dem Maße seines Könnens zu wirken.

Um seiner Aufgabe allseitig gerecht zu werden, will der Verf. so vorgehn, daß er die der Zeit charakteristischen Haupttendenzen, soweit dahinter Lebensbewegungen aus dem Ganzen stehen, heraushebt, um uns zu einem Bilde der Zeit jenseit der Gegensätze zu verhelfen. Dabei wird die Untersuchung zeigen, daß ein und dasselbe Hauptproblem durch alle Manigfaltigkeit wirkt und überall

um das Ganze gekämpft wird. Die einzelnen Strömungen und der in ihnen ermittelte Lebensprozeß sollen hierbei stets an der Frage geprüft werden, ob sie ein selbständiges Geistesleben überhaupt ermöglichen und was sie dafür leisten. Gerade hier dürfte zugleich mit der Einsicht in die Eigentümlichkeit der Zeit eine Befreiung von den Irrwegen der Zeit erreichbar sein. Um die geistige Art der Gegenwart heller zu beleuchten und abzugrenzen, soll die geschichtliche Betrachtung herangezogen werden. Dabei leitet die hellere Beleuchtung des Tatbestandes an der Hand der Geschichte schon eine kritische und absolute Behandlung ein. Nicht nur die Behandlung der Gegenwart, sondern auch die Geschichte als Ganzes verwandelt sich bei Aufdeckung des in ihr wirksamen Lebensprozesses in ein Problem und unterliegt der Frage nach ihrer Wahrheit. Erst diese Verwandlung der Geschichte in die Entfaltung eines zeitlosen Seins ermöglicht es, ihrem Ganzen irgend welchen Sinn abzugewinnen. So soll die Behauptung der Zeit an dem weltgeschichtlichen Stande der geistigen Evolution geprüft werden. Hat die Geschichte mehr Tiefe und Geist erschlossen, als jene, so wird das Streben notwendig über sie hinausgetrieben. Auf diese Weise ist die historische Kritik nicht bloß zurückschauend, sondern auch produktiv, und vermag die Weiterbewegung, die sie fordert, selbst zu fördern. — Wohl ist sich der Verfasser der Gefahren und Schranken des von ihm eingeschlagenen Verfahrens voll bewußt; insbesondere empfindet er aufs stärkste die Unfertigkeit der hier dargebotenen Gedankenwelt, wie es ja nicht anders sein kann, wo wir mitten im Streben und Suchen stehen und es neue Ausblicke zu gewinnen gilt. Aber die Ueberzeugung, daß der Kreis der Möglichkeiten noch nicht erschöpft ist, und wir nicht zu bloßem Epigonentum verdammt sind, läßt ihn trotz aller Unfertigkeit getrost ans Werk gehn.

Der Gegensatz zwischen Idealismus und Realismus liegt an der Frage, ob der Mensch mit seinem ganzen Leben und Streben ein bloßes Stück der natürlichen Welt, oder ob er dieser Welt innerlich überlegen ist und ihr gegenüber ein neues Reich aufzubauen vermag. Je nachdem die Antwort so oder so ausfällt, gestaltet sich das Leben vom Größten bis zum Kleinsten, im Denken wie im Handeln, grundverschieden und schließt alle Vermittlung aus. Erst das 19. Jahrhundert hat dem Idealismus, der bis dahin fast ausschließlich das Kulturleben beherrschte, ein eigenes Lebenssystem des Realismus entgegengesetzt. Solches Unternehmen schöpft seine Hauptkraft aus der Tatsache, daß die unmittelbare Welt in ihrem natürlichen Dasein der Menschheit unendlich mehr geworden ist, daß sie einen viel reicheren Inhalt entwickelt hat, als je zuvor. Zur Steigerung der nächsten Wirklichkeit verbinden sich im 19. Jahrh. die mannigfachsten Bewegungen und Erfolge

auf allen Gebieten des Lebens. Nun zuerst gelangt besonders die Macht der materiellen Lebensbedingungen zu deutlicher Anschauung und voller Anerkennung. In solchen Leistungen wächst auch der Träger der Arbeit, die Menschheit, und zwar die Menschheit, wie sie leibt und lebt, nicht wie sie in der Verklärung durch eine Gedankenwelt erschien. Und da sie alle praktische und ethische Beteiligung des Menschen an sich zieht, so ist es kein Wunder, wenn sie zum Gegenstand der Verehrung und des Glaubens wird. So ist es ein Verlangen nach Wahrheit, ein Dursten nach echter Wirklichkeit, das hier alle Lebensbewegung trägt und treibt, wobei alle älteren idealistischen Lebensgestaltungen für immer zu versinken scheinen.

Aber die ganze Wirklichkeit des Menschen könnte das realistische System nur werden, wenn alle selbständige Innerlichkeit mehr und mehr vernichtet, und der Mensch gänzlich in ein Werkzeug der Arbeit verwandelt wäre. Statt dessen hat der Fortgang der Arbeit deutlich genug gezeigt, daß der Mensch nicht in die bloße Arbeit aufgeht. Schon die Leidenschaften des Kampfes ums Dasein zeigen deutlich genug, daß hinter der Arbeit empfindende und wollende Wesen voller Glücksdurst stehen. Außerdem entwickelt die Arbeit immer nur einen Teil der menschlichen Kräfte und zwar einen um so kleineren, je mehr sie sich differenziert. Solcher Verzicht auf den ganzen Menschen muß dem Realismus gleichgültig sein, denn ihm entspringt alles Leben ja erst aus der Berührung mit der Umgebung; der wirkliche Mensch aber empfindet ihn als einen schmerzlichen Verlust. Also ist in ihm mehr wirksam, als ihm der Realismus zuerkannt.

Weiter richtet die Arbeit den Menschen auf die Leistung und damit alles Sinnen nach außen. Das Streben nach Wirkung und Anerkennung muß immer mehr den ganzen Menschen absorbieren und alles selbständige Seelenleben unterdrücken. Doch wir empfinden die tatsächliche Zurückdrängung des Innenlebens als peinliche Leere, die uns die Befriedigung an der Arbeit raubt und alle ihre Erfolge seelisch in die Ferne rückt. Überblicken wir dabei das Menschenleben als Ganzes, so entspricht jener fortschreitenden Verwandlung des Daseins in Arbeit ein Zurücktreten eines geistigen Lebensinhaltes und einer gemeinsamen Geisteswelt. Damit aber geht ein Stück Leben verloren, und zwar dasjenige, das aller übrigen Betätigung erst den rechten Wert zu verleihen scheint, das unentbehrlich ist zu einem Selbstwerte, einer Seele alles Lebens. So erweist sich nicht nur der einzelne Mensch, sondern auch die Menschheit mehr, denn ihre Arbeit.

Daß das alles nicht Erwägungen grüblerischer Reflexion, sondern vielmehr Erlebnisse, Erfahrungen der Menschheit sind, zeigt sich in dem Aufkommen und Umsichgreifen einer tiefen Un-

zufriedenheit, einer pessimistischen Lebensstimmung trotz aller glänzenden Triumphe der Arbeit. Der Fehler in der Rechnung des Realismus besteht eben darin, daß er die Seele eliminieren wollte, diese sich aber nicht eliminieren läßt, die Verneinung selbst hat die Seele wieder stark hervorgetrieben. Daß aber das Verlangen nach voller Wirklichkeit des Lebens eine solche Macht im Realismus erlangt hat, lag daran, daß die überkommenen idealistischen Lebensformen eine solche Wirklichkeit vermissen ließen und keinen sicheren Boden mehr im Gesamtwesen des Menschen hatten. Es waren solcher vornehmlich zwei: eine religiöse, die zu uns vom Christentum, und eine künstlerische, die vom Griechentum her wirkt.

Die religiöse Lebensgestaltung mit ihrer Erhebung von der Zeit zur Ewigkeit, von allem Außenleben zu einer reinen Innerlichkeit, behauptet trotz aller Verdunklung eine große Wirkung und bleibt selbst bei direkter Ablehnung die unentbehrliche Voraussetzung der modernen Kulturarbeit. Ihre unmittelbare Nähe und sichere Überzeugungskraft aber hat sie für den modernen Menschen verloren, schon deshalb, weil zwischen der überkommenen Gestalt der Religion und der modernen Gedankenwelt eine tiefe Kluft entstanden ist; mehr aber noch deshalb, weil sie dem modernen Menschen nicht mehr in derselben Weise aus eigenen Erfahrungen hervorgeht, wie dem Christen der alten Zeit. Ihr entsprang die Wendung zur Religion aus stärkster Empfindung menschlicher Ohnmacht und aus einer Erfahrung unüberwindlicher Schranken und Widersprüche. Der Neuzeit hingegen ist ein jugendliches Kraftgefühl, ein starker Lebenstrieb eigentümlich; ihr verwandelt sich die Welt in eine unermeßliche Aufgabe, in deren Bearbeitung der Mensch selbst wächst. Vielleicht mag aus der Kraftentfaltung selbst schließlich eine Erfahrung der Ohnmacht hervorgehen, aber einstweilen herrscht das Bewußtsein der Stärke, und es fehlt zugleich ein eigener, unmittelbarer Antrieb zur Religion. Damit droht sie ihre zwingende Kraft und Wahrhaftigkeit zu verlieren.

Noch stärker ist die Gefahr eines Unwahrwerdens beim künstlerischen Idealismus. Er suchte die Welt nicht von einem überlegenen Standort her, sondern durch ein in ihr gelegenes Wirken zu vollenden. Die in der Berührung von Seele und Welt erfolgende Gestaltung schien mit ihrer Formgebung alles zu harmonischem Ebenmaß zu verbinden. In der Tat hat die künstlerische Lebensform mit solcher Leistung das menschliche Dasein gehoben und ihre Unentbehrlichkeit zur geistigen Durchbildung des Lebens vollauf erwiesen. Aber bedarf es nicht einer besonderen Naturbegabung, um hier den Schwerpunkt des Lebens finden zu können? Muß ferner nicht ein Mensch, ein Volk, eine Zeit eine Tiefe der Seele besitzen, um sie in jene Gestaltung hineinzulegen? Wer sie nicht besitzt, dem sinkt jenes künstlerische Leben leicht zu einer Tändelei,

einem unwahren Scheinleben. Wird endlich die Kunst den Anspruch behaupten können, die schweren Verwicklungen und die unheimlichen Abgründe des menschlichen Daseins von sich aus zu heben und in Licht und Freude zu verwandeln? Und wenn sie es nicht kann, so wird leicht die Neigung entstehen, das Dasein nach Kräften ins Schöne zu malen, zu idealisieren. Das erweckt den Widerspruch des Wahrheitssinnes, dessen Dolmetsch der Realismus wird. Noch augenscheinlicher ist sein Recht, gegen den landläufigen Idealismus, der das Allgemeine der Richtung festhält, ohne es irgend näher zu bestimmen und zu begründen. Er begeistert sich für alles „Höhere" und preist das „Gute", „Wahre", „Schöne", ohne sich über ihren Inhalt Rechenschaft zu geben.

So ist es verständlich, daß die überkommenen idealistischen Lebensformen dem neuerwachten Wahrheitsdrange nicht genügen. Ob freilich der Realismus ihn ebenso glücklich befriedigt, wie er ihn energisch vertritt, das ist eine andre Frage. Die Verkettung des Tuns mit der sichtbaren Umgebung, in der dem Realismus die Wirklichkeit des Lebens besteht, ergibt zwar Leistungen, nicht aber damit Erlebnisse, und um solche kann es sich doch nur handeln, wo Wirklichkeit für den Menschen entstehen soll. Zum Erlebnis wird die Leistung erst, wenn sie auf eine Einheit zurückbezogen und von einem Ganzen des Seelenlebens umspannt wird. Ein solches Seelenleben aber kann der Realismus aus seinen Mitteln unmöglich aufbringen und doch bedarf er desselben für seine eigene Lebensgestaltung aufs dringendste; denn erst unter der Voraussetzung eines Subjekts der Erfahrung, das zu den Dingen in Beziehung tritt, läßt sich dartun, daß die Weltumgebung für den Menschen weit mehr bedeutet, als der Durchschnittsidealismus zugestand. Dann aber wird tatsächlich der Realismus von einer Gedankenwelt des Idealismus umspannt. Auch in anderer Beziehung zeigt sich das; so sehen wir z. B. bei Comte, dem größten Philosophen des Realismus, daß er die Schäden der Zeit durchaus im Sinne des Idealismus empfindet und sie so tief faßt, daß ohne eine Möglichkeit durchgängiger Erneuerung alle Gegenwirkung verloren scheint. Was er aber im Sinne des Realismus als Heilmittel bringt ist höchst dürftig; von zusammenfassenden Formeln und Veränderungen in der äußeren Organisation des Menschen wird jene Umwälzung erwartet. Der Widerspruch zwischen der Größe der Aufgabe und der Kleinheit der Mittel ist dabei doch zu handgreiflich.

Sollte nun eine derartige zwiespältige Welt die Bedürfnisse des Geisteslebens samt dem Verlangen nach Wahrheit voll befriedigen können? Das läßt sich nur erwarten von einem neuen Idealismus, der den Wahrheitsgehalt des Realismus besonders in zwei Punkten anerkennt. Einmal wird er im Gegensatz

zu den älteren Formen des Idealismus die nächste Welt mit ihren Verwicklungen nicht von sich schieben, sondern mit voller Mannhaftigkeit in den Kampf mit der Unvernunft des Daseins eintreten. Denn daß der Lebensprozeß sich nie von der Welt zurückziehen darf, das hat der Realismus mit Recht zur Anerkennung gebracht.

Dieses mutigere Eintreten in den Weltkampf ist aber ohne eine durchgehende Kräftigung nach innen nicht möglich. Die vollere Wirklichkeit und Wahrheit des Lebens, die der Realismus mit Recht fordert, kann nicht von draußen zufallen, sondern verlangt vor allem eine Weiterbewegung im Innern. Die Geistigkeit darf nicht einen bloßen Zuwachs, eine Bereicherung eines vorhandenen Seins bilden, sondern das Sein selbst muß in volles Leben verwandelt werden. Das aber kann nur geschehen, wenn unter Abhebung von aller besonderen Tätigkeit eine allumfassende, in sich selbst ruhende Tätigkeit entsteht und eine eigene Wirklichkeit entwickelt. Ohne eine solche Vertiefung der Tätigkeit bis zum letzten Grunde wird immer eine starke Kluft zwischen einem dunkeln Sein und einer abgelösten Tätigkeit bleiben, die das Leben unwahr macht, indem sie das Eingehen des ganzen Wesens in das Wirken verhindert. Zum Aufbau einer neuen Welt gegenüber der sichtbaren kann alle geistige Tätigkeit nie gelangen, wenn sie nicht mehr bedeutet, als eine Eigenschaft, ein Streben des bloßen Menschen. Denn dann könnte sie sich der Abhängigkeit und der Widersprüche der menschlichen Lage nie entwinden.

Ohne eine dem bloßen Menschen überlegene Geisteswelt fehlt daher dem Idealismus aller Halt. Ein Aufbau einer Welt von innen her ist nicht möglich ohne eine Teilnahme an einer übermenschlichen Ordnung der Dinge, einer neuen Stufe der Wirklichkeit. Damit erst wird die Forderung Platos erfüllt, daß die Größen und Güter der neuen Welt unabhängig von allem Mögen und Meinen der Menschen gelten, daß nicht sie ihre Wahrheit vom Menschen erhalten, sondern daß sich die Wahrheit seines Lebens nach der Teilnahme an ihnen bemißt. Mit der Preisgebung dieser Überzeugung mußte selbst das Streben nach Wahrheit zusammenbrechen.

Auch der Begriff des Guten ist undenkbar ohne eine Überlegenheit gegen alle menschlichen Zustände. Damit tritt zugleich der Hauptgegensatz deutlicher hervor, der durch alles menschliche Handeln geht und keinerlei Abschwächung duldet. Entweder findet die geistige Entwicklung nur der menschlichen Wohlfahrt halber statt, oder das menschliche Leben gewinnt nur einen rechten Sinn, wenn es der Verwirklichung einer in sich selbst gegründeten Geisteswelt dient, entsprechend der Überzeugung Kants: „Wenn die Gerechtigkeit untergeht, so hat es keinen Wert mehr, daß

Menschen auf Erden leben". Jene Denkweise richtet alles Streben nach außen, macht es abhängig und unsicher; bei dieser allein kann innere Freiheit und Festigkeit bestehen. Bei solcher Gegenwart einer neuen Welt im Menschen bildet sich ein weiter Abstand zwischen seinem unmittelbaren Befinden und den geistigen Möglichkeiten seines Wesens, den zu verhüllen nicht im mindesten zur Aufgabe werden kann, wo das Geistesleben die Anerkennung seiner Selbständigkeit gegenüber dem bloßen Menschen gefunden hat. Solange jenes allein auf den Menschen gestellt schien, lag die Versuchung nahe, diesen in möglichst günstigem Lichte erscheinen zu lassen, ihn künstlich zu heben, um die „Ideale" zu retten.

Gegenüber einem solchen unwahren Idealismus hat der Realismus mit der unverblümten Hervorkehrung aller Schwäche des Menschen und der Unvernunft der menschlichen Lage vollkommen recht. Nur dann gerät er ins Unrecht, wenn er das zur Leugnung alles echten Geisteslebens wendet. So geschieht es heute besonders oft bei der Erklärung geschichtlicher Vorgänge. Man zeigt, wie wenig auch große Umwälzungen, selbst religiöse Schöpfungen, wie das Christentum und die Reformation aus rein geistigen Beweggründen hervorgegangen, wie allezeit kleinmenschliche Interessen, selbstisches Glückverlangen bei der Menschheit ausschlaggebend waren. Diese realistische Seite der Bewegung ist durchaus anzuerkennen, aber gerade dadurch erscheint die in jenen Schöpfungen wirksame geistige Macht nur noch größer. Die Menschen wollten jene nicht, und doch mußten sie schließlich ihnen huldigen. Sie wollten ihren eigenen Vorteil, aber warum mußten sie sich immer den Schein geben, jenes Große seiner selbst wegen zu wollen? Je kleiner in dem allen der bloße Mensch sich zeigt, desto größer erscheint die Macht des Geistes, die trotz aller Widerstände der Geschichte einen geistigen Inhalt und den einzelnen Epochen einen unterscheidenden Charakter verleiht.

So gewährt die Anerkennung eines selbständigen Geisteslebens dem Idealismus eine Befestigung gegen den Realismus. Es handelt sich bei ihm um den Aufbau einer neuen, allein echten Wirklichkeit; insofern muß er *substantieller* Idealismus sein. Dieser Aufbau erfolgt zwar im Bereich des menschlichen Daseins unter besonderen Bedingungen und Erfahrungen, nur muß das Besondere der einzelnen Erfahrungen in ein Ganzes der Erfahrung eingetragen und von da aus berichtigt werden. Insofern muß der Idealismus *universaler* Art sein. So gewiß endlich das Geistesleben als tiefster Kern unseres eigenen Wesens in unserm Sein angelegt sein muß, zu vollem Besitz gelangt es erst durch die Aufnahme in unser Wollen. Dazu bedarf es einer unablässigen Tat. Insofern muß der Idealismus einen *ethischen* Charakter tragen.

Natürlich können solche Begriffe und Erörterungen nie ein lebendiges Sein erzeugen oder auch nur entwerfen. Nur durch neue Entfaltungen, die den Tatbestand erhöhen, sind Stockungen des Lebens, wie wir sie heute erfahren, zu überwinden. Erst dann wird, für den Menschen schwerlich ohne schmerzliche Erschütterungen, wieder ein lebendiger und konkreter Idealismus erstehen, den wir heute nur tastend suchen.

Cl. v. Henke.

Hans Prutz, Bismarcks Bildung, ihre Quellen und ihre Äußerungen. Berlin, G. Reimer. 1904. M. 3.

„Bismarcks Bildung" — ein vielverheißender und verlockender Titel, denn wenn uns auch Bismarck vor allem als Mann der Tat, als virtuoser Beherrscher realer Mächte bewundernswert ist, der Zauber der genialen Persönlichkeit drängt uns doch immer wieder die Frage nach der Gedankenwelt auf, der diese Taten entsprungen sind.

Den Beitrag, den Prutz in seinem Buche zur Lösung dieser Frage gibt, bezeichnet er selbst als einen Versuch: „Es ist ein Versuch und will und kann zur Zeit nicht mehr sein, als ein solcher. Denn noch liegt für die Beantwortung der damit gestellten Frage das nötige Material nicht entfernt vollständig vor, das aber, was vorliegt, ist in seinen einzelnen Bestandteilen sehr ungleichwertig." Diese Gründe beweisen doch wohl zu wenig oder zu viel. Daß ein Historiker, der sich eine einigermaßen komplizierte Aufgabe gestellt hat, mit ungleichwertigem Material arbeiten muß, ist nur selbstverständlich; und ebenso wird ja auch jeder Historiker, der sich mit jüngst verflossenen Zeiten beschäftigt, mit der Wahrscheinlichkeit rechnen müssen, daß sein Material weiterhin noch vervollständigt wird. Aber die Schwierigkeiten, mit denen Prutz es zu tun hat, können doch weder in der Dürftigkeit noch in dem geringen Wert der Quellen liegen. Über welche geschichtliche Persönlichkeit haben wir denn ein reicheres und ein wertvolleres Quellenmaterial, als das in Bismarcks Reden und Briefen, in den „Gedanken und Erinnerungen" und der Masse von Berichten ihm Nahestehender enthaltene? Wenn wir auch auf viele und wichtige Ergänzungen hoffen dürfen, daran kann man doch nicht zweifeln, daß an seinem Charakterbilde, wie es jetzt vor uns steht, im wesentlichen sich dadurch nichts verändern wird. Aber anderseits kann gern zugestanden werden, daß die inneren Schwierigkeiten einer solchen Aufgabe bedeutende sind, die nicht bloß die Sammlung eines umfassenden, weit zerstreuten Materials erfordert, sondern vor allem auch eine kongeniale Fähigkeit des Nachempfindens, und wir können es daher niemand verargen, wenn er sich hier mit einem bloßen Versuch begnügen will. Sehen wir also zu, was hier im Rahmen einer solchen Skizze geboten wird, welches Ziel der Verfasser sich gesteckt und wie weit er es erreicht hat.

Das Wort „Bildung" faßt Prutz in dem landläufigen Sinne als einen „eisernen Bestand" von Kenntnissen und Anschauungen, der in den Lehrjahren in Haus und Schule, auf der Universität und in der Versuchszeit der Berufstätigkeit erworben wird und der dann in den Jahren der Reife einen in der Hauptsache abgeschlossenen Besitz bildet. Die Bildung Bismarcks soll nun in ihrem Umfang und ihrer Eigenart „durch die Zusammenstellung der von Bismarck gebrauchten Zitate, Bilder und Anspielungen" charakterisiert werden. Wir sehen also, daß der Begriff der Bildung sowohl als der Umkreis dessen, was der Titel „ihre Äußerungen" nennt, von vornherein etwas eng genommen ist. In der Hauptsache liefert uns Prutz denn auch einen Zitatenschatz aus Bismarck, nach Quellen geordnet, zum Teil im Anschluß an Büchmanns „Geflügelte Worte" und Hoffmanns von Fallersleben „Unsre volkstümlichen Lieder." Wo ihn diese Gewährsmänner im Stich lassen, tut er unsichere Tritte, und gelegentlich zitiert er auch sie ungenau, so wenn er z. B. (S. 56) als Dichter des Liedes „Morgen, morgen, nur nicht heute" Christian Weise anstatt Christian Felix Weiße nennt, wie der Literaturkundige weiß, zwei wohl zu unterscheidende Personen. Häufiger sind die Irrtümer, die Prutz auf eigene Hand begeht. Unter den Vergleichen, die Bismarck dem Sagenkreise der Herakles entlehnt habe, zählt er auch den Ausdruck „Prokrustesbett" auf (S. 70 f.). Eine Anspielung auf die „Raben vom Kyffhäuser" führt Prutz (S. 114 f.) auf das „Uhlandsche" Gedicht „von dem im Kyffhäuser schlafenden Kaiser Friedrich" zurück; gemeint ist natürlich das Rückertsche „Der alte Barbarossa". Die Worte: „Gefährlich ist es deshalb, den Schankwirt zu reizen" bezeichnet Prutz (S. 133) als die Parodie einer Stelle aus dem „Handschuh"! Eine gelegentliche Äußerung Bismarcks „Le roi s'amuse" nennt Prutz (S. 173) eine Anspielung auf das bekannte Scribesche Drama; statt „Scribe" lies „Victor Hugo"! Manch andere Zuweisungen von Zitaten sind mindestens zweifelhaft. Der Ausdruck „materia peccans", der als technischer philosophischer Ausdruck angeführt wird (S. 23), gehört heute doch wohl dem medizinischen Sprachgebrauch an; „pretium affectionis", das unter den „Wendungen, die keinem besonderen Wissensgebiet eigentümlich zugehören", genannt wird (S. 86), hätte seine Stelle unter den technischen juristischen Ausdrücken erhalten sollen.

Die Zusammenstellungen der Zitate werden durch Betrachtungen des Autors über den Bildungsgang und Umfang und Richtung der Bildung Bismarcks verbunden, Betrachtungen, die sich im allgemeinen auf der Gedankenhöhe der Feuilletons bewegen, die Adolf Kohut und Genossen zu 100jährigen Geburts- und Todestagen usw. unsern Tageblättern liefern. Durch zweierlei indessen unterscheiden sie sich von jenen Feuilletons, und nicht zu ihrem Vorteil.

Das ist zunächst eine oft zutage tretende Philistrosität, die gelegentlich gar an den Ton von Biedermeyers großer Literaturballade streift. So zitiert Prutz (S. 100) einen Brief vom 6. Juni 1850, in dem Bismarck von seinen Khalif Omarschen Gelüsten zur Zerstörung der Bücher außer dem christlichen „Koran" spricht und die Buchdruckerkunst „des Antichrists auserlesenes Rüstzeug" nennt, und fügt ängstlich begütigend hinzu: „Wie so manche ihm damals entfahrene Äußerung darf man auch diese, zumal sie halb scherzend getan ist, nicht zu ernst nehmen." Wen glaubt Prutz belehren zu müssen, daß man eine „halb scherzend" getane Äußerung „nicht ernst" nehmen müsse, und wer möchte sich solche Kraftsprüche, die Bismarck „mit der ihm eigenen überstürzten Offenherzigkeit" (Prutz) ausgesprochen, gern verwässern lassen! Ein andermal zeigt sich Prutz um Bismarcks sittliche Reputation besorgt. Er sagt: „Von modernen

französischen Dichtern scheint ihm Beranger besonders zugesagt zu haben", äußert aber sogleich auch die Vermutung oder Hoffnung, daß er „an einzelnen seiner Lieder Anstoß" genommen habe (S. 172). Was gehen uns denn hier, bei den höchst harmlosen Berangerzitaten Bismarcks, seine „lockeren Lieder" an?

Das zweite Unterscheidungszeichen der Prutzschen Prosa bildet der Stil. Ich bin weit davon entfernt, die Sprache der Journalistik mit ihrer oft liederlichen und oft affektierten Nachahmung der bequemen Umgangssprache als Muster aufzustellen, aber immerhin hat sie den Vorzug, daß sie für Auge und Ohr leicht verständlich ist. Ein so papiergeborner Stil dagegen, wie ihn Prutz schreibt, ist jetzt glücklicherweise auch in der wissenschaftlichen Literatur selten geworden. Sätze von der Länge und dem verzwickten anatomischen Bau eines Ichthyosaurus kommen bei ihm häufig vor; das Auge vermag ja wohl vor- und zurückgreifend die Satzglieder zusammenzulesen, am Ohr würden sie unverstanden vorüberrauschen.

Durch ein tieferes Eindringen in die Sache zeichnet sich das letzte Kapitel „Bismarcks historische Anschauungen" aus, in dem Prutz sich auf dem Boden seines Spezialfaches bewegt. Nicht ganz überzeugend aber ist hier das, was über die Gleichgültigkeit Bismarcks gegen die alte Geschichte gesagt ist. Prutz meint, daß Bismarck der römischen Geschichte nur „historische Anekdoten" entnommen habe; doch schon seine eigenen Anführungen stimmen nicht ganz zu dieser Behauptung, vor allem aber ist auffallenderweise unerwähnt geblieben, daß Bismarck mehrfach sich in Parlamentsreden auf Mommsens römische Geschichte berufen hat. Mommsen zitiert er als Kronzeugen gegen die Freihandelspolitik seiner freisinnigen Parteigenossen, so am 8. Jan. 1885, wo er von der Schilderung spricht, die ein Mommsen nach 2000 Jahren vom Niedergang der deutschen Landwirtschaft machen würde, und am 14. Febr. 1885, wo er sich für die Behauptung, daß die Latifundienbildung durch den Ruin der Landwirtschaft, durch zu wohlfeile Preise begünstigt werde, auf Mommsen beruft.

K. Girgensohn.

Die Minimal- und Maximal-Bestimmungen über den bäuerlichen Grundbesitz in Livland.

Von

Alexander Tobien [1].

Unter allen Produktionsmitteln, die dem Menschen zur Betätigung seiner Arbeitskraft verliehen sind, ist der Boden der wichtigste. Weil der Boden ein Produktionsfaktor monopolistischer Art, d. h. nur in beschränktem Maße verfügbar ist, gestaltet sich das Problem seiner Verteilung um so schwieriger, je mehr die Zahl derer wächst, die auf die Nutzanwendung dieses wichtigsten Produktionsmittels angewiesen sind, oder aber Anspruch erheben. In Zeiten fortschreitender Entwicklung eines Volkes gewinnt das Agrarrecht, das die Bodenverteilung regelt, immer höhere Bedeutung, zumal die politische Verfassung der Staaten im wesentlichen auf ihrer Agrarverfassung beruht. Je schärfer die Wechselbeziehungen zutage treten, die zwischen dem Agrarrecht und allen übrigen, die Volkswohlfahrt bedingenden bürgerlichen Rechtsverhältnissen bestehen, um so gefährlicher sind Eingriffe der Gesetzgebung in historisch ausgebildete Besitzverhältnisse [2].

Seitdem die französische Nationalversammlung in der Nachtsitzung vom 4. August 1789 den Grundsatz des unbeschränkten Grundeigentums proklamiert und die Napoleonische Gesetzgebung dieses Prinzip weit über die damaligen Grenzen Frankreichs zur

[1]) Ein Teil dieses Aufsatzes wurde vom Verfasser der Kaiserlichen Livl. Gemeinnützigen und Ökonomischen Sozietät in ihrer öffentlichen Sitzung vom 21. Januar (5. Febr.) 1905 vorgetragen.

[2]) Dr. A. Lette, „Die Verteilung des Grundeigentums im Zusammenhang mit der Geschichte der Gesetzgebung und den Volkszuständen." Berlin 1858, S. 1 ff.

Geltung gebracht hatte, ist die Frage: ob und wieweit die Veräußerlichkeit und Teilbarkeit des Grundeigentums zu beschränken oder aber zu fördern seien, eine der wichtigsten sozialpolitischen Probleme geblieben[1]. Am lebhaftesten wurde hierüber um die Mitte des 19. Jahrhunderts gestritten[2], und als Ergebnis der vielen Erörterungen kann nach Roscher die Ansicht als die damals vorherrschende betrachtet werden, daß eine Mischung von großen, mittleren und kleinen Gütern, wobei die mittleren überwiegen, das national und wirtschaftlich heilsamste Verhältnis sei[3]. Diese Größenbegriffe sind freilich keineswegs feststehende, denn zweifellos vermag die geometrische Flächenausdehnung an sich kein Kriterium für die Einteilung der Güter nach Größenklassen abzugeben.

Im allgemeinen darf jedoch gesagt werden, daß als große Güter solche zu gelten haben, deren Wirtschafter schon mit der bloßen Direktion des Betriebes vollauf beschäftigt ist, während als Güter mittlerer Größe diejenigen bezeichnet werden können, bei denen der Besitzer nicht ausschließlich durch die Leitung des Betriebes in Anspruch genommen wird, sondern an den auszuführenden Arbeiten sich unmittelbar selbst beteiligt. Von kleinen Gütern dagegen spricht man gewöhnlich dann, wenn sie der Regel nach ausschließlich von dem Wirt selber und dessen Angehörigen bearbeitet werden und gerade hinreichen, um dem Eigentümer einen auskömmlichen Unterhalt zu sichern. An diese reiht sich der Parzellenbesitz, auf denen landwirtschaftliche Tagelöhner, Kleinhandwerker 2c. zu sitzen pflegen, deren Unterhalt durch den Ertrag des Grundstückes nicht sichergestellt ist.

Je nach Klima, Bodenbeschaffenheit und Lage sind natürlich die als große, mittlere und kleine Güter geltenden Grundstücke ganz verschiedenen Umfanges, und die Maßregeln, die in einzelnen Staaten im Sinne einer zweckmäßigen Bodenverteilung getroffen wurden, differieren daher erheblich in ihren Größenbestimmungen. Zwar sind in den meisten Staaten Europas alle Teilbarkeitsbeschränkungen beseitigt, seitdem die französische Revolution das Prinzip der Freiheit des Grundeigentums zur Herrschaft brachte, allein vereinzelt gibt es doch noch Vorschriften aus älterer Zeit, die gegen die Mobilisierungsfreiheit gerichtet sind. Zu diesen

[1]) Bruno Hildebrand, „Die soziale Frage der Verteilung des Grundeigentums im klassischen Altertum." Jahrbücher für Nationalök. und Statistik. 17. Jahrg. 1869. S. 1 ff.

[2]) Roscher, „Nationalökonomik des Ackerbaues." 13. Aufl., bearbeitet von Heinrich Dade. Stuttgart 1903, S. 221. Dr. Karl Hey, „Die Parzellenwirtschaften im Königreich Sachsen." Tübingen 1903, S. 3 ff.

[3]) Roscher-Dade a. a. O. S. 238.

gehören die Bestimmungen, welche die Verkleinerung der einzelnen Grundstückparzellen unter ein gewisses Maß verbieten, nicht etwa um eine Besitzzersplitterung zu verhüten, sondern um zu verhindern, daß die landwirtschaftlich genutzten Parzellen unter eine Arealgröße sinken, die eine rationelle Bestellung erschweren [1].

Solche Vorschriften über Parzellenminima haben ihren Wert dort, wo Streubesitz vorherrscht, d. h. wo nicht geschlossene Höfe die Regel bilden, sondern wo die ein Besitztum bildenden Grundstücke zerstreut und im Gemenge mit Parzellen liegen, die verschiedenen Eigentümern gehören.

Von weit größerem Interesse für uns sind diejenigen westeuropäischen Vorschriften, die darauf abzielen, durch Bestimmung eines Besitzminimums mittlere Güter, in der Hauptsache Bauergüter, vor einer unwirtschaftlichen Zerstückelung zu bewahren. Bestimmungen dieser Art sind am schärfsten in Baden ausgebildet, wo gegen 5000 Bauerhöfe des Schwarzwaldes im J. 1888 schlechtweg als geschlossen erklärt worden sind. Der Hof darf nur in seinem ungeteilten Bestande von einem Inhaber auf den andern übergehen, und Abtrennungen von Parzellen sind nur in besonderen, vom Gesetz vorgesehenen Fällen gestattet [2].

Im Königreich Sachsen, in Sachsen-Altenburg, Schaumburg-Lippe und Lippe-Detmold, in Reuß ä. L., Schwarzburg-Sondershausen und in Mecklenburg finden sich Verordnungen, die das Zerstückeln von Landgütern unter ein gewisses Mindestmaß verbieten [3].

Unter all diesen, die freie Teilbarkeit einschränkenden Bestimmungen ist für uns von besonderem Interesse das für das Königreich Sachsen erlassene Gesetz vom 6. November 1843. Ebenso wie bei uns bilden dort Rittergüter, d. h. mit besonderen Vorrechten ausgestattete Landgüter, und geschlossene Bauergüter das Fundament der politischen Verfassung. Trotzdem in Sachsen

---

[1]) Dr. A. v. Miaskowsky, „Das Erbrecht und die Grundeigentumsverhältnisse im Deutschen Reich." 1. Abt., Leipzig 1882, S. 115 (Band XX der Schriften des Vereins für Sozialpolitik).

[2]) Adolf Buchenberger, „Agrarwesen und Agrarpolitik", 1. Band, Leipzig 1882, S. 454; Miaskowski a. a. O. II, S. 156, 367; Buchenberger, „Das Verwaltungsrecht der Landwirtschaft und die Pflege der Landwirtschaft im Großherzogtum Baden", S. 606 ff. 1887. Georg Koch, „Die gesetzlich geschlossenen Hofgüter des badischen Schwarzwaldes." 4. Band 1. Heft der Volkswirtsch. Abhandlungen Badischer Hochschulen. Tübingen 1900.

[3]) Buchenberger a. a. O. S. 455; Dr. Karl Mamroth, „Die Beschränkungen der Parzellierungsfreiheit in Sachsen, Sachsen-Altenburg und Württemberg." Jahrbücher für Nationalökon. und Statistik, 3. Folge, 8. Bd., 1894. S. 72 ff.

Industrie und Handel vorherrschen und der Ackerbau nach der Zahl der Personen, denen er Beschäftigung gewährt, weit in den Hintergrund tritt [1], so ist man doch beflissen, den Bauerstand vor Zerbröckelung zu bewahren und die Rittergüter, „den Herd der Kultur für das platte Land“ [2], in ihrem Bestande und in ihren Vorrechten [3] zu schützen.

Wie in Livland, nahm auch in Sachsen zu Beginn der 40er Jahre des 19. Jahrhunderts eine Periode agrarischer Reformen ihren Anfang, die dort jedoch, im Gegensatz zu Livland, eine durchgreifende Regulierung der Grundsteuerverhältnisse zur unmittelbaren Folge hatte. Als die Reform der Grundsteuer Sachsens vor 60 Jahren ins Auge gefaßt worden war, mußte sich die sächsische Regierung mit der Frage beschäftigen, ob die bisher in Geltung gewesenen Verbote zu weitgehender Teilung der Landgüter aufrecht zu erhalten seien oder nicht [4]. Der sächsische Landtag entschied sich für die Aufrechterhaltung, jedoch zeitgemäße Ausgestaltung der alten Teilungsverbote, nicht etwa weil vorhandene schlechte Zustände zu beseitigen waren, sondern weil für die Zukunft einer gesunden Grundbesitzverteilung die Wege geebnet werden sollten. Das in diesem Sinne ausgearbeitete, am 30. November 1843 erlassene Gesetz unterscheidet „Rittergüter“ und „übrige Grundstücke“. Von einem Rittergut darf auf einmal oder nach und nach nur soviel abgetrennt werden, daß $^2/_3$ des Steuerwertes, nach Ausschluß des Wertes der Gebäude, beim Stammgut verbleiben. Dieser Beschränkung sind auch die „übrigen Grundstücke“ unterworfen, soweit sie als geschlossene gelten, denn neben den geschlossenen gibt es sog. „walzende“ Grundstücke, die dem Gesetz vom J. 1843 nicht unterliegen. Für die Rittergüter sind keinerlei Ausnahmen von dieser Regel zugelassen, während für die „übrigen Grundstücke“, d. h. den Kleingrundbesitz, dann weitergehende Teilungen eingeräumt werden dürfen, wenn es gilt zum Zwecke des Betriebes einer Handelsgärtnerei, zur Erbauung neuer Wohnungen, zur Anlage von Fabriken kleinere Parzellen abzuzweigen. Über die Zulässigkeit der Ausnahmen haben die Verwaltungsbehörden zu entscheiden.

In Livland ist der land- und forstwirtschaftlich genutzte Boden dem freien Verkehr in einem Maße entzogen, wie abgesehen von unsrer Nachbarprovinz Estland und der Insel Oesel in keinem Lande der Welt.

[1]) Hey a. a. O. S. 35 ff. — [2]) Mamroth a. a. O. S. 76.
[3]) Dr. H. L. Hofmann, „Die Rittergüter des Königsreichs Sachsen.“ Dresden-Blasewitz 1901. — [4]) Mamroth a. a. O. S. 74 ff.

Der beliebigen Veräußerung des Hofslandes steht die provinzialrechtlich bestimmte Minimalgröße der Rittergüter entgegen[1], und wenn diese auch für unsre Verhältnisse niedrig, d. h. auf nur 900 Lofstellen = 335,44 Hektar Gesamtareal bemessen ist[2], so gibt es doch unter den 701 Rittergütern 53, die das zulässige Mindestmaß bereits erreicht und daher als geschlossene Güter zu gelten haben. Rechtlich gebunden, d. h. unverkäuflich, sind ferner die Hofs- und Quotenländereien der Ritterschaftsgüter, der Fideikommisse und aller Pastoratsländereien[3].

Vor einem Jahrzehnt durfte über die Quotenländereien derjenigen privaten Rittergüter, die nicht fideikommissarisch gebunden sind, frei verfügt werden. Das provisorische Quotengesetz vom 18. Februar 1893 beschränkt jedoch die freie Verfügung auch über diese Ländereien, indem es den Verkauf von Stücken der Quote nur dann erlaubt, wenn die zu veräußernde Parzelle die Größe von 10 Talern nicht übersteigt und der Käufer weder Eigentümer noch Pächter eines Bauerlandgesindes ist[4].

Die strengen Schutzmittel, die das große Gebiet des Bauerlandes dem freien Verkehr entrücken, verbieten dem Gutsherrn das Bauerland anders zu nutzen, als durch Verpachtung oder

---

[1]) Art. 602 des Provinzialrechts III. Teil.

[2]) In Estland muß jedes Rittergut mindestens 150 Dessätinen Hofes-Ackerland nebst den entsprechenden Wiesen und Weiden umfassen; auf der Insel Oesel ist das Mindestmaß eines Rittergutes auf 120 Lofstellen Acker in den Hofsfeldern festgesetzt, wozu noch 4 Oeselsche Haken Bauerlandes gehören müssen; in Kurland dürfen Rittergüter nur soweit geteilt werden, daß in jedem Falle das dem Hauptgut verbleibende Stammland für eine Aussaat von mindestens 30 Tschetwert = 62,98 Hektoliter Roggen hinreiche; Art. 601, 603 und 616 des Provinzialrechts III. Teil.

[3]) Die Bauerländereien der Ritterschaftsgüter durften bis zum Erlaß des Allerhöchsten Befehls vom 3. März 1886, der den Verkauf vorläufig inhibierte, verkauft werden (vgl. A. v. Kieseritzky, „Die Livl. Bauerverordnung", I. Hälfte, Petersburg 1900, S. 18, und E. v. Bodisco, „Die Estl. Bauerverordnung", Reval 1904, S. 60, Anmerk. 3). Die Bauerländereien der Fideikommißgüter dürfen verkauft werden, wenn die Allerhöchste Erlaubnis hierzu erlangt ist (Art. 887 des Provinzialrechts III. Teil; vgl. Bodisco a. a. O. S. 60; ferner: Patent der livl. Gouvernementsreg. Nr. 103 vom J. 1866 und Nr. 3 vom J. 1870 u. a.). Die Bauerländereien der Pastorate sind zur Zeit unverkäuflich (Gesetz für die evang.-lutherische Kirche in Rußland, Sammlung der Reichsgesetze Band XI Teil I, Ausg. v. 1896, Art. 715 und Art. 887 des Provinzialrechts III. Teil), doch hat der livl. Landtag vom J. 1899 ihren Verkauf beschlossen, infolge wessen ein Entwurf von Regeln für den Verkauf dieser Ländereien am 15. Febr. 1900 dem livl. Gouverneur zur Erwirkung staatlicher Genehmigung übergeben wurde; bis hierzu ist die Erlaubnis zum Verkauf noch nicht erteilt worden. (Akte des Livl. Landratskolleg. Nr. 273/P.)

[4]) Kieseritzky a. a. O. S. 74. Für Estland und die Insel Oesel sind ähnliche Bestimmungen erlassen, die das Verfügungsrecht über die Quote, dort „Sechstel" genannt, wesentlich beschränken; vgl. Bodisco a. a. O. S. 14.

Verkauf [1], wobei das Vertragsobjekt nicht unter eine Mindestgröße geteilt werden darf (Minimumgesetz)[2] und Pächter wie Käufer Glieder einer Landgemeinde sein müssen[3]. Der bäuerliche Eigentümer hingegen ist weit weniger behindert, denn er darf sein Grundstück selbst bewirtschaften, natürlich auch verpachten und verkaufen, und ist beim Verkauf, nicht aber bei der Verpachtung an das Teilungsverbot des Minimumgesetzes gebunden[4].

An diesen Einschränkungen des freien Verkehrs findet das geltende Gesetz noch kein Genüge, denn es setzt dem bäuerlichen Grundeigentum auch eine obere Grenze, indem es vorschreibt[5], daß niemand innerhalb eines Gemeindebezirkes mehr als einen Haken Bauerlandes zu eigen haben dürfe. Alle diese rechtlichen Qualifikationen, Beschränkungen und Verbote entziehen fast $^2/_3$ des Bestandes der livländischen Rittergüter und Pastorate dem freien Verkehr[6].

In Livland gibt es 701 Rittergüter, von denen 7 der livländischen Ritterschaft, 18 livländischen Städten gehören und 79 fideikommissarisch gebunden sind. Sonach haben wir 104 rechtlich gebundene Rittergüter, zu denen noch 100 Pastoratswidmen zu zählen sind, und 597 ungebundene Rittergüter. Alle Rittergüter und Pastorate umfassen 9,399,312 Lofstellen = 3,492,786 Hektar Gesamtareal. Hiervon sind, dank den vielfachen Rechtsbeschränkungen, denen einerseits die 25 Güter der Korporationen und die 79 Fideikommißgüter, anderseits die 3 rechtlich geschiedenen Bodenkategorien: Hofsland, Quote und Bauerland aller Rittergüter und Pastorate unterliegen:

1. unverkäuflich:	1,726,804 Lofst.	=	641,682 Hektar od.	18,37 %
2. zur Zeit noch unverkäuflich:	77,868 „	=	28,936 „ „	0,83 %
3. bedingt verkäuflich:	4,037,875 „	=	1,500,474 „ „	42,96 %
4. frei verkäuflich:	3,556,765 „	=	1,321,694 „ „	37,84 %
(Vgl. die Beilage.)	9,399,312 Lofst.	=	3,492,786 Hektar od.	100,00 %

[1]) Livl. Bauerverordnung vom 13. November 1860, § 3 und 101.
[2]) B. V. § 114. — [3]) B. V. § 3, 101 und 112.
[4]) B. V. § 223; siehe weiter unten. — [5]) B. V. § 221.
[6]) Wir behandeln hier nur die rechtlichen Verhältnisse der livländischen Rittergüter und Pastorate, nicht aber auch die der Domänengüter. Über Umfang und Gliederung des Bestandes der etwa 123 Domänengüter Livlands, die annähernd 536,247 Dessätinen = 585,850 Hektar groß sind, lassen sich zuverlässige Angaben schlechterdings nicht beschaffen. Diese Tatsache findet wohl darin ihre Erklärung, daß die Agrarordnung auf den Domänengütern nicht durch die für die Rittergüter geltenden Gesetze, sondern durch zahlreiche Spezialverordnungen geregelt ist, die einen häufigen Wechsel in der Nutzungsweise der domanialen Ländereien zuwege gebracht haben. — Die recht verworrenen Gesetze und Verordnungen über die Agrarordnung auf den Domänengütern findet man, leider in wenig übersichtlicher Darstellung, bei Kieseritzky, „Die Livländische Beuerverordnung“ ꝛc. S. XXXIII ff. (Nachträge) und S. 2 ff.

Wenngleich das Gefüge der rechtlichen Hemmnisse, die den Bodenverkehr einengen, tief in das Wirtschaftsleben Livlands eingreift und einen bureaukratischen Kontrollapparat notwendig macht, dessen Instanzenzug kennen zu lernen allein schon schwierig genug ist, wird wohl kaum jemand in Livland für die Beseitigung aller dieser Schranken eintreten wollen.

Das Mindestmaß der Rittergüter ist notwendige Voraussetzung der staats- und privatrechtlichen Vorrechte, die den Rittergütern eigen sind. Zu den Vorzügen staatsrechtlicher Natur gehört das Recht der Landstandschaft, d. h. die Landtagsfähigkeit, während das ausschließliche Recht des Branntweinbrandes und der Bierbrauerei, sowie das Recht der Anlage von Krügen und das Abhalten von Märkten auf dem Gebiete des Rittergutes [1] die privatrechtlichen Vorrechte ausmachen. Wiewohl sonach die noch heute bestehenden Vorrechte der Rittergüter, namentlich im Vergleich mit der Vergangenheit [2], nicht erhebliche sind, ist die Minimalgröße der Rittergüter doch, und zwar im Interesse der Landstandschaft, unbedingt aufrecht zu erhalten.

Die strengen Schutzmittel, die das große Gebiet des Bauerlandes seit 50 Jahren umgeben und die Eigentumsrechte der Gutsherren so sehr beschränken, daß im Grunde nur noch von einem gutsherrlichen Obereigentum am Bauerlande die Rede sein kann, — diese Schutzmittel bilden so sehr das Wesen unsrer Agrarverfassung, daß ihre Aufhebung eine radikale Änderung bedeuten würde. Freilich, der „rote Strich", wie wir sagen, der „Leihezwang", wie man in Deutschland die Verpflichtung der Gutsherren nannte, den als Bauerland ausgeschiedenen Teil der Rittergüter lediglich bäuerlicher Nutznießung zu überweisen, dieses eigenartige Rechtsverhältnis ist in Westeuropa längst beseitigt [3] und besteht im Osten von uns, im Innern Rußlands, nicht in der ausschließlichen Strenge wie in Liv- und Estland und auf der Insel Oesel [4].

---

[1]) Provinzialrecht Teil III, Art. 883. Die Jagd ist ein Recht jedes Grundeigentümers, mit Ausnahme des Eigentümers von Bauerlandstellen. Vgl. Prof. Dr. Karl Erdmann, „System des Privatrechts der Ostseeprovinzen Liv-, Est- und Kurland", 2. Band, Riga 1891, S. 28 ff.; M. Stillmark, „Beitrag zur Lehre vom Jagdrecht", Balt. Monatsschrift 45. Band, 1898, S. 485 ff.

[2]) Alex. Tobien, Die Agrargesetzgebung Livlands im 19. Jahrhundert", 1. Band, Berlin 1899. S. 4 ff.

[3]) Fuchs, „Bauernbefreiung" im Wörterbuch der Volkswirtschaft, hrsg. von Prof. Dr. L. Elster, I. Bd., Jena 1898, S. 297 ff.; Heinrich Brunner, „Der Leihezwang in der deutschen Agrarpolitik", Rede zur Gedächtnisfeier König Friedrich Wilhelm III. Berlin 1897.

[4]) Der Art. 165 des Ablösungsgesetzes vom 19. Febr. 1861 ließ die rechtliche Möglichkeit zu, daß Bauern nach Tilgung des auf ihrem Landanteil

Und dennoch werden wir, die wir für die Kontinuität der Entwicklung einzustehen gewohnt sind, nicht gewillt sein, den „roten Strich", weil er einschränkend wirkt, zu verwischen.

Ganz anders jedoch als mit den gesetzlichen Bestimmungen über die Unantastbarkeit des Bauerlandes würden wir mit dem Quotengesetz von 1893 verfahren, wenn uns die Macht zustünde; denn dieses Gesetz, das unvermittelt in das Gefüge unsrer selbstgeschaffenen Agrargesetze hineingezwängt worden ist, entbehrt der Berechtigung völlig[1]. Die Staatsregierung beschäftigt sich daher zur Zeit mit einer Umwandlung dieser fruchtlosen und zugleich störenden Bestimmungen, die wir am liebsten spurlos verschwinden sehen würden.

Eine mittlere Stellung ist dem Minimumgesetz zuzuweisen, dessen geschichtliche Berechtigung ebensowenig wie seine Reformbedürftigkeit bezweifelt werden kann.

Vorschriften, die darauf abzielen, die Bauerhöfe vor einer zu weit gehenden Teilung zu schützen, sind mehr als 200 Jahre alt. Schon die schwedischen Agrargesetze bestimmten, daß kein Gesinde weniger als 1/8 Haken zähle[2]. Da nun der Haken in schwedischer Zeit in 60 Taler geteilt wurde[3], war 1/8 Haken 7 1/2 Talern gleich. Auch im berühmten Ascheraden-Römershoffschen Bauerrecht, das Karl Friedrich Baron Schoultz im J. 1764 zur

---

ruhenden Betrages der Ablösungskapitalschuld, die Ausscheidung der von ihnen erworbenen Landparzelle aus dem Verbande des Gemeindebesitzes erzwingen konnten; das ausgeschiedene Landstück durften auch Personen erwerben, die der Bauerngemeinde nicht angehörten. Das Gesetz vom 14. Dezember 1893 verbietet zwar im allgemeinen den Verkauf von Teilen des Bauerlandes an Personen, die nicht Glieder der Bauergemeinde sind, läßt jedoch die Ausnahme zu, daß mit Genehmigung des Ministers des Innern Stücke des Bauerlandes zu gewerblichen Zwecken jedermann verkauft werden dürfen. Dr. Johannes v. Keußler, „Zur Geschichte und Kritik des bäuerlichen Gemeindebesitzes in Rußland", 3. Teil, Petersburg 1897, S. 207. Derselbe: „Die ersten Schritte zur Sicherung des bäuerlichen Grundbesitzes und insbesondere zur Organisation des Gemeindebesitzes." Balt. Wochenschrift 1894, S. 501 ff. Wladimir Gr. Simkhowitsch, „Die Feldgemeinschaft in Rußland." Jena 1898, S. 386 ff. Derselbe: „Die Bauernbefreiung in Rußland." Handwörterbuch der Staatswissenschaften 2. Bd., Jena 1899, S. 399 ff.

[1]) Alex. Tobien, „Memorial über die Quotenfrage", Balt. Monatsschr. 45. Bd., 1898, S. 358 ff. H. v. Broecker, „Zur Quotenfrage in Livland", Riga 1898.

[2]) Königl. Revisions-Instruktion vom 7. Febr. 1687, § 7 u. 8; Revisionsmemorial vom 30. Jan. 1688, § 16 u. 18 in Gustav Johann v. Buddenbrocks „Sammlung der Gesetze, welche das heutige livl. Landrecht enthalten", Riga 1821, II. Teil, S. 1244, und siehe auch Astaf v. Transehe-Roseneck, „Gutsherr und Bauer in Livland im 17. u. 18. Jahrh." Straßburg 1890, S. 61.

[3]) Alex. Tobien, „Die Agrargesetzgebung Livlands im 19. Jahrhundert." S. 60.

Hebung der wirtschaftlichen und rechtlichen Lage seinen Bauern verlieh, finden wir die Bestimmung, daß bei Teilung des Gesindes im Erbgange unter die Nutznießer die Erbportion nicht weniger als 1/8 Haken oder 7 1/2 Taler groß sein dürfe[1]. Die Bauerverordnung vom J. 1804 setzte die Minimalgröße eines Bauerlandgesindes auf 6 Taler fest[2], während die mit den alten Polizeiverboten brechende liberale Bauerverordnung vom J. 1819 lediglich vorschrieb, daß bei Teilung eines Grundstückes unter Erben jedem wenigstens 12 Lofstellen Acker zufallen müssen[3]. Das in vielen Beziehungen zu den beschränkenden Normen der Bauerverordnung vom J. 1804 zurückkehrende Agrargesetz vom J. 1849 verbot jegliche Teilung unter das Mindestmaß von 1/12 Haken oder 6 2/3 Taler, gleichviel ob es sich um Hofs- oder Bauerland, um Verpachtung oder eigentümliche Übertragung handele[4]. Als zeitweilige Ausnahme von dieser Bestimmung wurde die Bildung von sog. Lostreiberstellen in der Minimalgröße von 5 Lofstellen ackerbaren Landes zugelassen[5].

In der heute noch geltenden Bauerverordnung vom J. 1860 finden wir die 1849 geschaffenen Vorschriften mit eingen Abänderungen wieder. Die Minimalgröße ist auf 1/8 Haken oder 10 Taler erhöht[6], gilt jedoch nur für Bauer-, nicht aber auch für Hofsland. Das Gesetz begründet das Verbot weiterer Teilung damit, daß 1/8 Haken das Minimum für das selbständige Bestehen einer auf Land sitzenden Familie bilde[7], verfährt jedoch in dieser Hinsicht nicht konsequent, denn das Verbot, daß das Bauerland niemals, weder zum Zweck der Verpachtung noch zu dem der eigentümlichen Übertragung in Grundstücke, die kleiner als 1/8 Haken sind, parzelliert werden dürfe, richtet sich nur gegen den Gutsherrn als Eigentümer des Bauerlandes. Ist aber nicht ein Gutsherr, sondern ein andrer Eigentümer des Bauerlandes, so gilt das Minimum-

---

[1]) „Aschenadensches und Römershoffsches Bauerrecht, gegeben von Karl Friedrich Schoultz im J. 1764 nach Christi Geburt", in deutscher Übersetzung abgedruckt in Reinhold Johann Ludwig Samson v. Himmelstjerns „Historischer Versuch über die Aufhebung der Leibeigenschaft in den Ostseeprovinzen in besonderer Beziehung auf das Herzogtum Livland." Beilage zur Wochenschrift „Das Inland", Jahrg. 1838, Spalte 153, Punkt 5.

[2]) Bauerverordnung vom 20. Febr. 1804, § 58, Punkt 1.

[3]) Bauerverordnung vom 26. März 1819, § 418.

[4]) Livl. Agrar- und Bauerverordnung vom 9. Juli 1849, §§ 139 u. 255.

[5]) §§ 140 und 616—618.

[6]) Diese Erhöhung ist einer direkten Einwirkung des Generalgouverneurs Fürsten Suworow zuzuschreiben; vgl. Alex. Tobien, „Beiträge zur Geschichte der livl. Agrargesetzgebung", Balt. Monatsschr. Bd. 29, Jahrg. 1882, S. 397.

[7]) B. V. v. 1849 § 139, B. V. v. 1860 § 114.

gesetz nur für den Fall des Verkaufs, nicht aber für den der Verpachtung[1]. Das Gesetz gestattet also auf bereits durch Verkauf abgelösten Bauerhöfen die Bildung von Pachtstellen, die weniger als 1/8 Haken groß sind, wiewohl es ausdrücklich hervorhebt, daß Grundstücke dieser Art die Selbständigkeit einer Landwirtschaft treibenden Familie nicht sichern[2]. Ausnahmen von der Hauptregel läßt das Gesetz dann zu, wenn ein Bauerlandstück zur Errichtung städtischer Wohnhäuser verkauft wird und wenn es sich um die Ansiedlung von Lostreibern handelt. Solchen Leuten darf auch der Gutsherr von dem Bauerlande Parzellen zuweisen, deren Umfang gesetzlich nicht normiert ist[3], die daher kleiner als 1/8 Haken sein können. Hervorgehoben mag noch werden, daß zur Errichtung kommunaler Baulichkeiten, wie Schulen, Grundstücke ohne Rücksicht auf das Minimum ausgeschieden werden dürfen[4] und daß, da das Teilungsverbot nur freiwillige Veräußerungen trifft, unfreiwillige Veräußerungen, wie z. B. Expropriationen von Bauerland, giltig sind, auch wenn das Objekt weniger als 1/8 Haken wert ist[5].

Diese den freien Grundstückverkehr wesentlich hemmenden Vorschriften wurden bald nachdem die Bauerverordnung vom J. 1860 in kraft getreten war, heftig angegriffen. Damals regte es sich bei uns allenthalben auf wirtschaftlichem, wie auf geistigem Gebiet. Die alte Frohne hatte 1865 aufgehört zu existieren, die Freigebung des Rechts zum Erwerbe der Rittergüter war auf die Tagesordnung gesetzt, die Landgemeindeordnung in Angriff genommen worden; Stadt und Land hatten allen Grund auf eine unseren Bedürfnissen entsprechende Justizreform hoffen zu dürfen. Die geistig lebhafte Strömung jener Zeit trat namentlich in der erweiterten Publizistik zutage. Der 1859 begründeten „Baltischen Monatsschrift" waren 1863 das meisterhaft vom heute noch leben-

[1]) B.-V. v. 1849 § 258, B.-V. v. 1860 § 223. Der maßgebende § 223 der B.-V. v. 1860 lautet: „Dem Eigentümer eines Bauergrundstückes steht die freie Disposition über dasselbe zu und kann er es nach belieben ganz oder teilweise verkaufen oder verpachten, insofern nur der alienierte Teil nicht kleiner als das für ein Bauergrundstück überhaupt vorgeschriebene Minimum von 1/8 Haken ist." Otto Müller, „Die livländ. Agrargesetzgebung", Riga 1892 S. 56 u. 82 nimmt irrtümlich an, daß auch dem bäuerlichen Eigentümer verboten sei, sein Grundstück in Stücken, die kleiner als 1/8 Haken sind, zu verpachten.

[2]) B.-V. v. 1860 § 114.

[3]) B.-V. v. 1860 § 114, Anmerk. u. §§ 559 ff.

[4]) Patent vom 4. Juni 1865 Nr. 118.

[5]) Müller a. a. O. S. 56.

[6]) Publiziert ist die livl. Bauerverordnung vom 13. November 1860 am 10. Januar 1861, aber in kraft trat sie erst am 24. Juni 1863, nachdem die deutsche, lettische und estnische Übersetzung von der livl. Gouvernementsregierung veröffentlicht worden war (Patent 1863 Nr. 53).

den Professor Karl Schirren geleitete „Dorpater Tageblatt" und die von Professor August v. Bulmerincq begründete „Baltische Wochenschrift" gefolgt [1].

Das in jenen Tagen vielumstrittene Thema des Personen bürgerlichen Standes zu gewährenden Besitzrechtes an Rittergütern gab Veranlassung zur Behandlung der Frage, ob die durch das Parzellierungsverbot beschränkte Nutzungsweise der Bauergüter noch zeitgemäß sei. Man war um so geneigter sich Zweifeln über den Wert dieser Fessel hinzugeben, als zu Beginn der 60er Jahre eine bedenkliche Auswanderungslust das Landvolk erfaßt hatte [2]. — Als Erster griff der heute noch unter uns lebende Hermann v. Samson-Himmelstiern das Minimumgesetz in der Baltischen Monatsschrift an [3], indem er nachzuweisen suchte, daß die Freigebung des Grundstückverkehrs an sich nur Vorteile bringe und keinerlei Nachteile mit sich führe. Das Minimumgesetz wolle verhindern, daß den Eigentümern zu kleiner Grundstücke aus ihrem unzulänglichen Besitztum Schaden erwachse. Wiewohl im einzelnen Fall Mißgriffe geschehen könnten, sei es doch im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß die bäuerliche Bevölkerung sich massenhaft auf die Parzellierung des Bodens verlegen würde, wenn diese nicht Vorteil brächte, ebenso unwahrscheinlich, wie daß die Gewerbtreibenden eines Landes sich anhaltend einer nicht lohnenden Fabrikation hingeben würden. Anderseits begünstige der völlig freie Bodenverkehr die Heranbildung eines seßhaften Tagelöhnerstandes, dessen Existenz für die Landwirtschaft immer notwendiger werde. — Ähnlich äußerte sich zur selben Zeit der später als Professor des Baltischen Polytechnikums verstorbene Jegór von Sivers-Raudenhof [4].

Nachdem Samson und Sivers die Aufhebung des Minimumgesetzes zur öffentlichen Diskussion gebracht hatten, blieb diese Frage mehrere Jahre hindurch ein oft behandeltes Thema. Mit dem Frühling 1868 sollten die letzten Überbleibsel der Frohnpacht aufhören rechtlich zu bestehen [5] und hierdurch wurde ein erhöhtes

---

[1]) Siehe Näheres in Julius Eckardt, „Livländische Frühlingsgedanken" und Alex. Tobien, „Rückblick auf die 60er Jahre", Baltische Monatsschrift 13. Band, 1866, S. 260 ff. und 39. Band, 1892, S. 121 ff.

[2]) Akte des livl. Landratskollegiums Lit. A, Nr. 4.

[3]) H. v. Samson, „Ad deliberandum 42 des livländischen Landtags von 1864", Baltische Monatsschrift 11. Band, 1865, S. 356 ff., und „Über die Freiheit des Verkehrs mit Grundstücken" ebenda 12. Band, 1865, S. 33 ff.

[4]) Jegór v. Sivers, „Die Teilung des bäuerlichen Grundbesitzes. Ein Wort zum Nachdenken." Riga 1865.

[5]) Pate ntvom 14. Mai 1865 Nr. 54.

Bedürfnis nach freien Knechten und Tagelöhnern wachgerufen. Dieses Bedürfnis glaubt man am besten durch Ansiedlung von Arbeiterfamilien befriedigen zu können, und verlangte, die Gesetzgebung solle den Weg hierzu durch Beseitigung des Minimumgesetzes anbahnen. In solchem Sinne sprach sich die Livländische Gemeinnützige und Ökonomische Sozietät in ihrer Sitzung vom 17. Januar 1868 einstimmig aus[1] und das Organ der Sozietät, die Baltische Wochenschrift, trat in einer Reihe von Artikeln aus der Feder ihres damaligen Redakteurs Hermann v. Samson lebhaft für den Sozietätsbeschluß ein[2].

Um zum Ziele zu gelangen, bedurfte es aber vor allen Dingen der Mitwirkung des Landtages. Schon im J. 1865 hatte Jegór v. Sivers-Raudenhof der Ritter- und Landschaft die Aufhebung des Minimumgesetzes vorgeschlagen[3] und vier Jahre später waren Hermann v. Samson-Urbs und Peter v. Sivers-Rappin mit Anträgen gleichen Inhalts hervorgetreten[4]. Allein der Landtag lehnte alle diese Vorschläge mit der Motivierung ab, daß die im Gesetz vorgesehene Schranke der Parzellierung sich nur auf das Bauerland beziehe, die freier Teilbarkeit offen stehenden Hofsländereien aber hinreichen, um Landarbeiter in genügender Zahl anzusiedeln, und praktisch-politische Erwägungen eine Abänderung der kürzlich herausgegebenen Bauerverordnung verböten[5]. Der unterdeß sich immer mehr geltend machende Arbeitermangel, den die Auswanderungslust der Landbevölkerung steigerte, vermehrte jedoch ansehnlich die Gegner des Minimumgesetzes, und als im J. 1872 Guido v. Samson-Kawershof den völlig freien Bodenverkehr abermals im Landtage zur Sprache brachte[6], ging der Landtag auf den Antrag insofern ein, als er eine Kommission aus 3 Personen bildete, die alle aus der Beseitigung des Minimumgesetzes folgenden Konsequenzen, sowohl in Bezug auf die hypothekarische Belastung, wie auch auf die Sicherstellung der Reallasten und Grundsteuern ins Auge fassen sollte. Die aus den Kreisdeputierten Edward von la Trobe-Pajusby, Guido v. Samson-Kawershof

[1]) Balt. Wochenschrift 1868 Nr. 14, Sp. 206; „Zur Tagelöhnerfrage" ebenda Nr. 2.

[2]) „Über die Freiheit des Bodenverkehrs", Balt. Wochenschr. 1869 Nr. 1; „Qualifikation des Bodens", 1870 Nr. 33/34, Sp. 424; „Nochmals über das Minimum", 1872 Nr. 6/7, Sp. 43; „Immer noch über Minimum" a. a. O. Sp. 124.

[3]) Akte des livl. Landratskollegiums, Band Litt. B, 258, Vol. I, S. 40.

[4]) a. a. O. S. 187 und 294.

[5]) Landtagsrezeß vom 11. Sept. 1865 und vom 24. März 1869, a. a. O. S. 127 und S. 302.

[6]) Antrag vom 12. Mai 1872, Akte Litt. B, 258, Vol. II, S. 11 ff.

und Alfred Baron Engelhardt bestehende Kommission stattete einen eingehenden Bericht ab[1], der dem Februar-Landtage des Jahres 1877 vorgelegt wurde. Die Kommission befürwortete die Aufhebung des Minimumgesetzes warm, da sie in ihr eine für das wirtschaftliche und sittliche Leben der Landbevölkerung segensreiche Maßregel erblickte. Um jedoch soweit als möglich den Befürchtungen über ungünstige Folgen völliger Parzellierungsfreiheit zu begegnen, beantragte sie eine beschränkte Teilungsbefugnis in dem Sinne, daß entweder die von einem Bauerhof abgeteilte oder die in der Hand des Veräußerers zurückbleibende Parzelle die Größe von mindestens 10 Talern aufweisen müsse[2]. Unüberwindliche Schwierigkeiten rechtlicher oder kreditwirtschaftlicher Natur, die der Reform etwa entgegenstünden, erkannte die Kommission nicht an und schlug vor: die durch Beseitigung des Minimumgesetzes hinfällig werdenden Bestimmungen der Bauerverordnung über die Ansiedlung sog. „Lostreiber“[3] aufzuheben.

Die Kommissionsvorschläge riefen im Landtage eine sehr lebhafte Meinungsverschiedenheit hervor, wobei Glieder der Kreisdeputiertenkammer für die Kommissionsvorschläge, Glieder der Landratskammer gegen sie eintraten. Die Mehrzahl der Kreisdeputierten hatte eine Änderung der Kommissionsvorschläge in dem Sinne beantragt, daß auf je 10 Taler Landwert die Abtrennung nur einer Parzelle bis zum Maximum von 4 Lossstellen gestattet sei, wobei jedoch das nachbleibende Stammgrundstück mindestens 10 Taler groß bleiben müsse[4]. Hiergegen war wohl mit Recht eingewandt worden, daß diese Beschränkung eine mechanische sei, die weder nach wirtschaftlichen Gesetzen zweckmäßig bemessen, noch den örtlichen Bedürfnissen angepaßt werden könne und daher leicht dahin führen werde, die von der Aufhebung des Minimumgesetzes erwarteten Vorteile zu vereiteln[5].

Gegen die Kommissionsvorschläge hatte sich die Kammer der Landräte einmütig erklärt, und zwar namentlich deshalb, weil die Erleichterung der Parzellierung die Ableistung der kirchlichen Reallasten in Frage stelle und die Aufbringung der öffentlichen Grundlasten und Grundsteuern erschwere. Für diesen Gesichts-

[1]) Als Manuskript im Juli 1875 gedruckt, der genannten Akte S. 114a einverleibt.

[2]) Kommissionsbericht betreffend Aufhebung des Maximum und Minimum der Größe bäuerlicher Grundstücke. S. 8 und S. 20.

[3]) §§ 551—586 der Bauerverordnung von 1860.

[4]) Landtagsrezeß vom J. 1877, S. 402.

[5]) Sentiment des Kassadeputierten H. Baron Tiesenhausen-Inzeem und des Kreisdeputierten L. Baron Meyendorff-Ramkau.

punkt war namentlich die Bestimmung des Provinzialrechts[1] maßgebend, daß bei Teilung eines reallastpflichtigen Grundstücks die Reallast dann auf allen Teilen haften zu bleiben habe, wenn der Berechtigte nicht in die Teilung der auf dem Grundstück ruhenden Last willige. Eine solche Einwilligung von seiten der Kirche zu erlangen hielt das Landratskollegium für unwahrscheinlich, weil die Teilung der pflichtigen Grundstücke die regelrechte Ableistung der Reallasten gefährde, die solidarische Verhaftung der Parzelleneigentümer für die ganze Reallast aber in vielen Fällen undurchführbar sei, da griechisch-orthodoxe Grundstückbesitzer von ihr ausgenommen werden müßten[2].

Dem Bedenken der Landräte schloß sich der Landtag an und lehnte die Anträge auf Modifizierung des Minimumgesetzes mit 96 gegen 61 Stimmen mit der Begründung ab[3], daß die Umwandlung der kirchlichen Reallasten noch nicht entschieden sei und möglicherweise durch die Aufhebung des Minimumgesetzes präjudiziert werden könnte; daß ferner die Frage wegen Ableistung der auf dem Boden ruhenden öffentlichen Lasten seitens der Parzellenbesitzer noch keine Lösung gefunden habe, daß anderseits aber die umfangreichen Hofsländereien groß genug seien, um zur Zeit dem Bedürfnis nach Ansiedlung von Landarbeitern zu genügen.

Seitdem ist ein Menschenalter dahingegangen und der Landtag hat sich nicht veranlaßt gesehen, auf die vor fast 40 Jahren aufgeworfene Frage der Freiheit des Bodenverkehrs zurückzukommen. — Das nächste Jahrzehnt war eine Periode landwirtschaftlichen Gedeihens; der Bauerlandverkauf nahm, dank den förderlichen Maßnahmen der Kreditsozietät, einen erfreulichen Aufschwung[4]; die Preise landwirtschaftlicher Erzeugnisse standen relativ hoch[5], an Arbeitskräften mangelte es nicht, so daß weder die Gutsbesitzer noch die Großbauern ein Bedürfnis empfanden, Landarbeiter durch außerordentliche Mittel an sich zu fesseln. Überdies waren die Bauerhöfe erst kürzlich in erheblichem Maße durch Verkauf abgelöst worden, oder im Begriff, in bäuerliches Eigentum überzugehen, weshalb der heute zutage tretende begünstigende Einfluß des bäuerlichen Erbrechts auf die Realteilung der Bauerhöfe sich noch nicht

[1]) Provinzialrecht III. Teil, Art. 1304.
[2]) Kommissionsbericht S. 13 und 14.
[3]) Landtagsrezeß v. 11. Febr. 1877, Akte Litt. B, 258, Vol. II, S. 153.
[4]) Baron Hermann Engelhardt, „Zur Geschichte der Livl. adeligen Güterkreditsozietät", Riga 1902, S. 210 ff.
[5]) M. v. Blaese, „Die Landwirtschaft in Kurland", Mitau 1899, S. 64; E. Baron Campenhausen-Loddiger, „Ein Rückblick auf die Getreidepreise", Balt. Wochenschrift 1904, Nr. 52.

in nennenswerter Weise geltend gemacht hatte. Diese Verhältnisse haben sich im letzten Jahrzehnt wesentlich verändert und scheinen zu einer Revision des Minimumgesetzes zu drängen. In jedem Fall wird eine formale Ergänzung der bezüglichen Bestimmung erfolgen müssen, denn die Grenze, bis zu der ein Bauerhof geteilt werden darf, ist bekanntlich in einem Bruchteil des Wertbegriffes „Haken" ausgedrückt und dieser veraltete Maßstab für die Belastungsfähigkeit des Bodens mit kommunalen und staatlichen Auflagen[1] wird durch die im Gange befindliche Neuschätzung der Liegenschaften beseitigt werden müssen[2].

Ebenso wie das Königreich Sachsen vor 60 Jahren[3] ist also Livland gezwungen infolge einer Grundsteuerreform seine gesetzlichen Teilungsverbote wenigstens einer formalen Prüfung zu unterziehen. Es liegt jedoch der Gedanke nahe, in diesem Anlaß zu erwägen, ob diejenigen Voraussetzungen, die vor fast 50 Jahren zur Formulierung des heute geltenden Minimumgesetzes führten, noch zutreffen und die Erhaltung dieses Kindes der Frohnzeit und der Unselbständigkeit des Bauerstandes noch weiter wünschenswert erscheinen lassen, oder ob nicht vielmehr die rechtlichen und wirtschaftlichen Lebensbedingungen unsres Landvolks und die Bedürfnisse der auf Heranziehung von Landarbeitern angewiesenen Guts- und Bauerwirtschaften auch eine materielle Revision des Minimumgesetzes erheischen.

Zunächst gilt es ein Bild von der Gliederung unsres bäuerlichen Grundbesitzes zu gewinnen.

Eine genaue Gruppierung aller 24,887 Bauerlandgesinde ist zuletzt im J. 1892 durchgeführt worden, wobei sich ergab, daß:

1274	oder	5,12 %	weniger als 10 Taler umfaßten[4],
12,213	„	49,07 %	10—20 Taler groß waren, und
11,400	„	45,81 %	mehr als 20 Taler aufwiesen.
24,887	oder	100,00 %	

[1]) Tobien, „Die Agrargesetzgebung Livlands" ꝛc. S. 60 ff.

[2]) Derselbe. „Die Notwendigkeit einer Reform der livl. Grundsteuern und das Gesetz vom 4. Juni 1901", Balt. Wochenschr. 1902, Nr. 8.

[3]) Siehe oben S. 184.

[4]) Die verschwindend geringe Anzahl Bauerhöfe, die das gesetzliche Minimum nicht erreichen, entstammt der Zeit vor der Geltung des heute maßgebenden Gesetzes. Die Bauerverordnung vom 13. November 1860 wurde vom Senat am 10. Juni 1861 veröffentlicht, trat jedoch laut Patent vom 7. Juni 1863 Nr. 53 erst am 24. Juni 1863 in kraft. Alle bis dahin vorhandenen Bauerhöfe, die das Minimum von 10 Talern nicht einhielten, durften weiter bestehen; § 114 der B.-V. 1860.

Fassen wir die Gliederung unsres bäuerlichen Grundbesitzes näher ins Auge, so wäre von den allgemein giltigen Erfahrungssätzen auszugehen, daß als große Bauergüter solche zu gelten haben, deren Wirtschafter schon mit der bloßen Leitung des Betriebes vollauf beschäftigt ist, während als mittlere Bauergüter diejenigen bezeichnet werden können, bei denen der Besitzer sich an den auszuführenden Arbeiten selbst beteiligt, als kleine Bauergüter dagegen diejenigen, die in der Regel ausschließlich von dem Wirt selber und dessen Angehörigen bearbeitet werden und gerade hinreichen, um durch ihren Ertrag dem Eigentümer einen auskömmlichen Unterhalt zu gewähren.

Es liegt auf der Hand, daß die kleinen Bauergüter, also diejenigen Gesinde, die einer bäuerlichen Familie die Führung ihrer Existenz sichern, für das Landvolk die wichtigsten sind und die Grundlage einer gesunden Agrarordnung bilden.

Wie groß muß nun ein solcher Bauerhof bei uns in Livland sein?

Ein Gutachten[1], das der ehemalige Präsident der Ökonomischen Sozietät, Landrat Eduard v. Oettingen-Jensel, dem Gouverneur von Livland General Sinowjew auf dessen Bitte im Mai 1895 überreichte, führt den Nachweis, daß die Selbständigkeit und das wirtschaftliche Gedeihen einer bäuerlichen Familie, bestehend aus dem Wirt, seiner Frau und 4 Kindern verschiedenen Alters, bei unseren klimatischen und ökonomischen Verhältnissen durch einen Hof gewährleistet wird, der die Kraft zweier Pferde in Anspruch nimmt und daher etwa 40 Lofstellen Acker[2], 24 Lofstellen Wiese und 50 Lofstellen Weide, im ganzen 114 Lofstellen im Landwert von ca. 20—24 Talern umfassen muß[3].

Jenem Gutachten zufolge, dessen Beweisführung kaum bezweifelt werden dürfte, ist ein halb so großer Bauerhof, der also dem Landwert von 10 bis 12 Talern gleichkäme, nur dann ökonomisch ausreichend, wenn sich dem Wirt die Möglichkeit des Nebenverdienstes, etwa durch Fuhrenleistung, darbietet. An sich gewährleistet also ein Gesinde im Landwert von 10 Talern die landwirtschaftliche Selbständigkeit ihrer Nutznießer nicht, und die Schöpfer unsres Minimumgesetzes, die den Zweck verfolgten, die bäuerliche Familie durch Bodenbesitz allein sicher zu stellen, taten von diesem Gesichtspunkt aus wohl daran, die Größe

[1]) Akte des Landratskollegiums Lit. B, Nr. 14, Vol. XII, Fol. 144—149.

[2]) Eine livländische Lofstelle = 0,37160 Hektar.

[3]) Das Gutachten des Landrats E. v. Oettingen ist im Auszuge abgedruckt in H. v. Broecker, „Zur Quotenfrage in Livland", S. 63 ff.

von 10 Talern als das Mindestmaß eines bäuerlichen Grundstücks zu fixieren. Die naturgemäße Folge dieser Bestimmung ist nämlich die, daß Bauerhöfe, die weniger als 20 Taler umfassen, nicht geteilt werden dürfen, weil sonst der eine Teil kleiner werden würde, als 10 Taler, was eben gesetzlich unstatthaft ist. Da nun von allen Bauerlandgesinden 13,487 kleiner als 20 Taler sind (siehe oben), müssen alle diese als geschlossene Bauerhöfe gelten, deren Zerstückelung verboten ist, es sei denn, daß die von ihnen abgetrennten Parzellen mit andern Bauerhöfen vereinigt werden. Von diesen 13,487 Gesinden erreichen, wie wir sahen, 1274 das Minimum von 10 Talern nicht, während 12,213 einen Landwert von 10—20 Talern haben. In Wirklichkeit wird der Reinertrag dieser 12,213 Gesinde ein erheblich höherer sein, als er nach dem registrierten veralteten Talerwert erscheint, und wir werden in der Annahme nicht fehl gehen, daß diese Höfe, welche die fast genaue Hälfte aller Bauerlandgesinde ausmachen, die wichtige Kategorie der kleinen Bauergüter bilden, bei denen das Gedeihen ihrer Wirtschaft durch den Bodenertrag allein sichergestellt ist. Die andre Hälfte aller unsrer Bauerlandgesinde, nämlich 11,400, gehört der Klasse der mittleren und großen Bauergüter an, und zwar dürfen 8342 Gesinde, die 20—30 Taler groß sind, den mittleren und 3058, die mehr als 30 Taler landwirtschaftlich genutzten Landes umfassen, den großen Bauergütern beigezählt werden.

Als Ideal der Eigentumsverteilung wird jener Zustand bezeichnet, wo Besitzgrößen der verschiedensten Abstufungen vertreten sind, und zwar so, daß die landwirtschaftlichen Anwesen, die eine auskömmliche wirtschaftliche Lebensweise und dementsprechend eine feste soziale Stellung sichern, vorherrschen[1], jedoch kleinste Landstellen reichlich vorhanden sind, damit die Landarbeiter, deren die größeren Betriebe neben dem Hausgesinde unbedingt bedürfen, nicht landlos seien.

Eine Eigentumsverteilung dagegen, die nur selbständige Grundeigentümer aufweist, kleinste Landstellen jedoch vermissen läßt, entspricht, nach dem Urteil Sachverständiger, selbst den Interessen der größeren Besitzer keineswegs, sondern überträgt die sozialen Gegensätze, die das städtische Leben so häufig vergiften, auch auf das flache Land. Es ist in Westeuropa immer mehr der Erfahrungssatz zur Anerkennung gelangt, daß es unbedingt notwendig sei, den auf Arbeit in fremden Diensten angewiesenen

[1]) Vgl. hierüber Buchenberger, „Agrarwesen und Agrarpolitik", S. 420; Frh. v. d. Goltz, „Agrarwesen und Agrarpolitik", 2. Aufl. Jena 1904. S. 154 ff.

ärmeren Elementen auf dem Lande die Möglichkeit des Grundbesitzerwerbes zu gewähren, um den Landarbeitern in arbeitsloser Zeit einen Rückhalt zu bieten, in guten Jahren in ihnen die Hoffnung auf weiteres Vorwärtskommen zu beleben und damit ein wahrhaft konservatives Selbstgefühl in den Kreisen des ländlichen Proletariats wachzurufen[1].

Auch in Livland hat sich diese Notwendigkeit in den letzten Dezennien immer mehr geltend gemacht. Der Zug der Landbevölkerung zur Stadt, unter dem Westeuropa so schwer leidet, hat auch bei uns einen, namentlich in den Jahren 1898 und 1899 lebhaft empfundenen Mangel an Landarbeitern hervorgerufen, der ebenso dort wie hier vielfach öffentlich behandelt worden ist[2].

Wenn nun auch in Livland neuerdings die Landflucht der Arbeiter nicht mehr so stark wie früher zutage tritt, weil die Industriekrisis, in der wir uns befinden, die Städte weniger anziehend erscheinen läßt, wie vor 5 Jahren, so kann doch der Arbeitermangel in der Landwirtschaft bei erneutem Aufblühen städtischen Gewerbebetriebes sich wieder fühlbar machen.

Es würde den Rahmen meines Themas überschreiten, wollte ich hier die vielbehandelte Landarbeiterfrage, ihrer Bedeutung entsprechend, eingehend erörtern. Unbestritten ist, daß der Fortzug der Landarbeiter nach den Städten, wie in Westeuropa[3] so auch bei uns, zeitweilig einen epidemischen Charakter angenommen hatte und wiedergewinnen kann. Wird auch diese Bewegung oft durch reale Motive geleitet, so liegt ihr doch gewiß vielfach der Geist der Unruhe und Unbefriedigung zugrunde, der ebenso wie in andre Volksklassen auch unter die Landarbeiter gefahren ist. Um mit den Worten eines der auf diesem Gebiet erfahrensten Männer Deutschlands, des Freiherrn v. d. Goltz zu reden, ist diese soziale Epidemie in der Geschichte der Völker nichts neues[4]. „Wie sie gekommen ist, so pflegt sie auch allmählich zu verschwinden; um so rascher, je schneller und gründlicher den tatsächlichen Mißständen, die bei ihrer Entstehung mitgewirkt haben, Abhilfe geschafft wird."

Zu den Maßregeln, die geeignet erscheinen, die Landarbeiter ihrem Beruf zu erhalten, ist an erster Stelle die Schaffung der Möglichkeit des Erwerbes einer kleinen Landstelle zum Eigentum zu rechnen. Gehört die Mehrzahl der Landarbeiter zu den Grundbesitzern, dann stehen ihre Interessen denen der Großbauern und

---

[1]) Goltz a. a. O. S. 155.
[2]) Balt. Wochenschr. 1898, Sp. 517 u. 537; 1899, Sp. 240 u. 370.
[3]) Goltz a. a. O. S. 155. — [4]) Goltz a. a. O. S. 156.

Großgrundbesitzer viel näher, als den Interessen aller übrigen Erwerbs- und Berufsklassen, und sie sind alsdann weit unzugänglicher den trügerischen Lockungen städtischen Wohllebens und den gefährlichen Verheißungen sozialpolitischer Propagandisten[1].

Man wird nun vielleicht der Meinung sein, daß wenigstens die rechtliche Möglichkeit des Erwerbes kleiner Landstellen in Livland genügend gesichert sei, weil das fälschlich immer noch schatzfrei genannte Hofsland und die Quote zur freien Verfügung stünden, da auf diese beiden Bodenkategorien, im Gegensatz zum Bauerlande, das Minimumgesetz keine Anwendung findet. In der Tat sind auf denjenigen Rittergütern, deren Umfang die provinzialrechtlich vorgesehene Mindestgröße von 90 Lofstellen überschreitet, — und das ist bei weitaus den meisten Rittergütern der Fall, — Hofsländereien wohl genügend vorhanden, um Landarbeiter dauernd anzustellen, und auch die Quote, wiewohl vielfach an Großbauern verkauft oder verpachtet, bildet ebenfalls einen namhaften Landfonds, der zur Ansiedlung von Landarbeitern dort verwandt werden kann, wo solches wirtschaftlich begründet ist. Allein diese Tatsachen sind keineswegs so beruhigend, daß die Frage überflüssig wäre, ob nicht auch das Bauerland durch Einschränkung oder Beseitigung des Minimumgesetzes der dauernden Ansiedlung von Landarbeitern mehr und vor allem besser, als bisher, dienstbar gemacht werden müsse?

Vor allem sei daran erinnert, daß nicht nur der Rittergutsbesitzer, sondern auch der Großbauer Landarbeiter für seinen häufig recht umfangreichen Betrieb in erheblicher Zahl braucht. Diese bäuerlichen Landarbeiter aber auf dem Hofslande oder auf der Quote anzusiedeln ist vielfach um so weniger angezeigt, als die topographisch entfernte Lage der Bauerhöfe vom Hofskomplex den wirtschaftlichen Nutzen einer solchen Ansiedlung auf Hofsland für die Großbauern illusorisch machen würde. Bisher ist man meist beflissen gewesen das Problem der Beschaffung genügender Arbeitskräfte für die Landwirtschaft lediglich vom Standpunkt der Rittergutsbesitzer aus zu behandeln. Mit Unrecht jedoch, denn der Bedarf der 25,000 auf Bauerland errichteten Wirtschaften an Landarbeitern ist gewiß in Summa nicht kleiner, sondern wohl größer als der Bedarf unsrer 900 Rittergüter, Domänengüter und Pastorate zusammengenommen.

Von diesem allgemeinen Standpunkt aus kann aber die Landarbeiterfrage nicht durch den Hinweis auf das verfügbare

[1]) Goltz a. a. O. S. 163.

Hofsland, wie es früher oft geschehen, kurzerhand erledigt werden. Es muß vielmehr mit besonderer Schärfe das Problem ins Auge gefaßt werden, wie die dem Großbauern notwendige Knechtsbevölkerung zu konsolioieren wäre.

Rechtlich steht der Ansiedlung von Landarbeitern auf dem Bauerlande als Pächter nichts im Wege, da das Gesetz die Verpachtung von Parzellen des Bauerlandes, die weniger als 10 Taler groß sind, zwar dem Rittergutsbesitzer, nicht aber dem bäuerlichen Eigentümer verbietet[1]. Wer nun der Ansicht ist, daß in der rechtlichen Möglichkeit, Pächter auf Bauerland werden zu können, den Landarbeitern alles das geboten ist, was vernünftigerweise von der Gesetzgebung zu ihren Gunsten verlangt werden darf, der wird an unsrem Minimumgesetz Genüge finden, das zwar nicht das Parzelleneigentum, wohl aber die Parzellenpacht auf Bauerland zuläßt. Allein es muß doch die Frage geprüft werden, ob nicht der Parzelleneigentümer auf Bauerland eine größere Sicherheit für die Stabilität unsrer Landarbeiterverhältnisse bietet, als der Parzellenpächter.

Die Ansichten darüber, ob die in West- und Ost-Europa gleichermaßen brennende Arbeiterfrage zweckmäßig durch Verkauf von Grundstücken oder durch bloße Verpachtung an Arbeiter zu lösen sei, sind noch sehr geteilt.

Roscher hält die Zwergpächter, d. h. die Pächter kleiner Landparzellen, für weit schlimmer als Zwergeigentümer, weil sie viel heimatloser, viel eher durch einen Unfall ins Elend gestürzt werden, als jene[2]. Auch die bekannten Agrarpolitiker Buchenberger und v. d. Goltz geben dem Grundeigentum unbedingt den Vorzug[3] vor der Pacht. Andre vertreten dagegen die Meinung, daß der Eigentumsbesitz in Gegenden, wo es an Nebenverdienst fehlt, den Arbeiter zu sehr an die Scholle binde und, statt ihn selbständig zu machen, nur mehr in eine Abhängigkeit von dem Arbeitgeber bringe, die beiden Teilen gleich lästig werden könne[4]. Daher sei die zweckmäßigste Lösung der Arbeiterfrage in der Arbeiterpacht zu suchen[5], weil sie dem Arbeiter die freiere

---

[1]) Bauerverordnung von 1860 § 223.

[2]) Roscher, „Nationalökonomik des Ackerbaues", S. 669.

[3]) Buchenberger a. a. O. S. 568; Goltz a. a. O. S. 157.

[4]) Dr. Otto Raabe, „Die volkswirtschaftliche Bedeutung der Pacht", Berlin 1891, S. 76 und 91.

[5]) Georg Stieger, „Zur Landarbeiterfrage", Jena 1898, S. 24 ff.; Prof. Dr. Otto Gerlach, „Die Landarbeiterfrage in den östlichen Provinzen Preußens", in der Zeitschrift für Sozialwissenschaft 3. Jahrg., Heft 7/8, 1900, S. 544.

Bewegung sichere und ein nicht gebundener Arbeiter dem widerwilligen und deshalb unzufriedenen vorzuziehen sei[1].

Wie verschieden nun auch die zahlreichen deutschen Agrarpolitiker, die sich über die Landarbeiterfrage und deren Lösung vernehmen ließen, das wichtige Problem der Seßhaftmachung der Arbeiter beurteilen mögen, in 3 Punkten sind sie fast alle einig:

1. Innerhalb des Guts- — oder, wie wir sagen würden, Hofbezirks, — ist die Verleihung von Grundeigentum nicht zweckmäßig, weil sich das Kleineigentum nur im engsten Zusammenhang mit dem bäuerlichen Grundeigentum und der Bauergemeinde als lebensfähig erwiesen hat[2]. Daher ist auf dem Hofskomplex die Pacht dem Grundeigentum im Interesse beider Teile vorzuziehen.

2. Innerhalb des Gebiets der Landgemeinden soll der Kern aus selbständigen kleineren oder größeren Bauerhöfen bestehen, an den sich Arbeiterstellen anlehnen, die im Eigentum der Nutznießer befindlich sind.

3. Eine zweckmäßigere Änderung der hinderlichen Gesetze hat innerhalb der Bauergemeinde einer Stufenfolge von Grundeigentümern den Weg zu ebnen, die es ermöglicht, daß der Knecht zum Häusler, der Häusler zum Kleinbauern und dieser zum Vollbauern aufzusteigen imstande sei. Und diesen Kategorien der Landbevölkerung muß die Möglichkeit gewährt werden, ihre Stellen zum vollen Eigentum erwerben zu können[3].

Ausdrücklich sei jedoch betont, daß die in Deutschland auf dem Gebiet der Agrarpolitik zutage getretenen Bestrebungen nicht darauf abzielen, daß ein jeder Landbewohner sein eigenes Heim auch wirklich habe, sondern darauf, daß jedem die rechtliche Möglichkeit geboten werde, sich Grundeigentum zu erwerben[4].

Denn wenn auch heute vielfach die Behauptung aufgestellt wird, daß der den Landarbeitern eigentümliche Hunger nach Grundeigentum vollkommen gestillt werden müsse, so ist, abgesehen von der Unmöglichkeit alle Landarbeiter zu Grundeigentümern zu machen, nicht zu verstehen, weshalb gerade nur der Landarbeiter

---

[1]) Professor Dr. Max Sering, „Die innere Kolonisation im östlichen Deutschland", Leipzig 1893, Band LVI der Schriften des Vereins für Sozialpolitik, S. 146 und 148.

[2]) Sering a. a. O. S. 137 u. 146; Goltz, Agrarwesen, S. 157.

[3]) Buchenberger a. a. O. S. 439. Goltz, „Die Landarbeiterfrage im nordöstlichen Deutschland", in Sohnrey's „Zukunft der Landbevölkerung", Göttingen 1896, S. 257. Sering a. a. O. S. 148. Dr. Ulrich Hintze, „Die Lage der ländlichen Arbeiter in Mecklenburg", Rostock 1894, S. 95 ff.

[4]) Hintze a. a. O. S. 92. Goltz, „Die ländliche Arbeiterklasse und der preußische Staat", Jena 1893, S. 215.

und nicht auch jeder andre Mensch Anspruch auf diese angebliche Grundbedingung des Lebensglückes erheben dürfe[5].

In Westeuropa sucht der Staat die Ansiedlung der Landarbeiter zu fördern; man ist jedoch weit entfernt davon, zu wünschen, daß irgend ein Zwang ausgeübt werde, und alle staatlichen Versuche, die auch nur dem Scheine nach darauf hinausliefen, in die Grundbesitzordnung Momente des Zwanges hineinzubringen, würden zweifellos scheitern[2]. Nur das Zusammenwirken der Arbeitgeber mit den staatlichen Organen wird ins Auge gefaßt, jedes einseitige Vorgehen aber als unheilvoll unbedingt verworfen[3].

Ähnlich wie in Westeuropa, namentlich in Deutschland, drängt auch in Livland die Entwicklung der Landarbeiterfrage dazu, die rechtlichen Hindernisse, die dem Erwerbe von Grundeigentum entgegenstehen, zu beseitigen oder einzuschränken. Nehmen wir die Erfahrung Deutschlands zur Richtschnur, so müßte bei uns die Ansiedlung von Pächtern auf dem Hofslande und die Ansäßigmachung von kleinen Grundeigentümern auf dem Bauerlande gefördert werden. Da der Verpachtung des Hofslandes keinerlei Hindernisse rechtlicher Natur entgegenstehen, bliebe nur zu erwägen, ob das den Erwerb von Grundeigentum am Bauerlande einschränkende Minimumgesetz aufzuheben oder abzuändern wäre? Wollte man das Minimumgesetz gänzlich beseitigen und den Grundstückverkehr völlig freigeben, wie es in Kurland der Fall ist, so würde die Gefahr, daß unsre Bauerlandgesinde zu Zwerggütern herabsänken, um so mehr entstehen, als das bäuerliche Erbrecht eine Gleichteilung des Wertes der Grundstücke unter die Miterben gestattet. Aber selbst wenn das sehr mangelhafte Bauererbrecht Livlands reformiert würde, worauf später zurückzukommen sein wird, dürfte die Beseitigung des seit 200 Jahren eingebürgerten Minimumgesetzes nicht rätlich erscheinen. Die „Mobilisierungsfreiheit" ist, wie Buchenberger richtig sagt, „wie alle Freiheiten eine zweischneidige Waffe und kann von der Bevölkerung nur dann ohne Nachteil ertragen werden, wenn der allgemeine Zustand der Bildung auf dem flachen Lande jene Tugenden der wirtschaftlichen Vorsicht, der Bedachtnahme auf die Zukunft, der Vorsorge auch für die kommenden Generationen zur Reife bringt, welche lehren, von der Freiheit einen maßvollen Gebrauch zu machen[4]." Ob unser Landvolk schon die Tugenden der wirtschaftlichen Vorsicht

[1]) Stieger, „Zur Landarbeiterfrage" S. 22.
[2]) Sering a. a. O. S. 144.
[3]) Goltz, „Die ländliche Arbeiterklasse" ꝛc., S. 200.
[4]) Buchenberger a. a. O. S. 440.

erworben habe, dürfte doch füglich zu bezweifeln sein, und die besonnenen Elemente im Bauerstande würden die radikale Fortschaffung des Minimumgesetzes sicherlich nicht gutheißen. Es kann sich sonach meines Erachtens nur um eine zeitgemäße Reform dieser gesetzlichen Bestimmung handeln, wobei an die kommissarischen Vorschläge anzuknüpfen wäre, die dem Landtage vom J. 1877 eingereicht wurden. Jene Vorschläge befürworteten eine beschränkte Teilungsbefugnis in dem Sinne, daß entweder die von einem Bauerhof abgeteilte, oder die in der Hand des Veräußerers zurückbleibende Parzelle die Größe von mindestens 10 Talern aufweisen müsse. Der Landtag trug damals Bedenken, auf diesen Vorschlag einzugehen, weil die Erleichterung der Parzellierung das Aufbringen der öffentlichen Grundlasten und Grundsteuern erschweren würde — und es blieb beim Alten. Heute jedoch dürften diese Einwände nicht mehr ins Gewicht fallen, da die in Angriff genommene Grundsteuerreform, die ja den äußeren Anlaß zur Revision des Minimumgesetzes gibt, auch dazu nötigt, die bisher übliche Erfüllung der Reallastenpflicht neu zu regeln.

Dem Vorschlage vom Jahre 1877 möchte ich mich grundsätzlich anschließen, der darauf hinausläuft, das Minimumgesetz nicht zu beseitigen, aber doch im Interesse eines erleichterten Grundstückverkehrs umzuformen, und zwar dergestalt, daß ein unantastbares Stammgrundstück, groß genug, um an sich die Existenz einer Bauerfamilie zu gewährleisten, stets erhalten bleibe, daß die Größe dieses Stammgrundstücks übersteigende Plus aber beliebig geteilt werden dürfe.

Zunächst wäre zu bestimmen, wie groß das Stammgrundstück sein muß. Die Kommissionsvorschläge vom J. 1877 bemaßen den Landwert des Stammgrundstücks, in Anlehnung an den Wortlaut des geltenden Gesetzes, auf 10 Taler. Ich glaube jedoch, gestützt auf das mitgeteilte Gutachten des Landrats v. Oettingen-Jensel, befürworten zu sollen, daß nicht 10, sondern 20 Taler die Grenze zu bilden hätten, vor der die Teilungsbefugnis Halt zu machen habe. Die Folge einer solchen Bestimmung wäre heute die, daß etwa die Hälfte aller unsrer Bauerlandgesinde als geschlossene, d. h. als solche zu gelten hätten, von denen keine Parzelle abgezweigt werden dürfte. Voraussichtlich wird jedoch die Zahl derjenigen Bauerhöfe, die lediglich die Größe des Stammgrundstücks erreichen, also als geschlossene behandelt werden müßten, nach Beendigung der Grundsteuerreform geringer werden, da der Landwert der Bauerhöfe zweifellos gestiegen ist, mithin die mittleren

und großen Bauerhöfe, die Parzellen abzugeben vermögen, ansehnlich zugenommen haben, während die Zahl derjenigen Bauerhöfe, die in die Kategorie der geschlossenen neu einzureihen wären, kaum sehr groß sein dürfte.

Ich empfehle also: nach wie vor einen Typus kleiner Bauergüter durch ein Teilungsverbot vor Atomisierung zu schützen, diesen Typus aber so zu gestalten, daß er zweifellos im landwirtschaftlichen Betriebe allein die Grundlage seiner Lebensfähigkeit finde. Das Größenmaß wird daher, nach unsren heutigen Wortbegriffen, kaum unter 20 Taler zu fixieren sein, in Zukunft jedoch in Steuerrubeln ausgedrückt werden müssen, da der Begriff Taler dem Aussterben überantwortet ist. Nach den bisherigen Ergebnissen der im Gange befindlichen Bodenbonitierung wird voraussichtlich 1 Taler = 6 Steuerrubeln sein. Der Landwert des Stammgrundstücks wäre mithin für die Zukunft auf etwa 120 Steuerrubel zu bemessen, d. h. auf eine Wertgröße, die sicherlich die landwirtschaftliche Lebensfähigkeit garantiert, da die in Angriff genommene Schätzung der Liegenschaften vorsichtig zu Werke geht und den Reinertrag der Grundstücke eher zu niedrig als zu hoch bemißt.

Ist in dieser Weise für die Erhaltung des kleinen bäuerlichen Grundbesitzes gesorgt, so darf meines Erachtens unbedenklich die freie Parzellierung des außerhalb der Grenze des Stammgrundstücks verfügbaren Bodens zugestanden werden. In dieser Beziehung dem freien Verkehr Schranken auferlegen zu wollen, halte ich nicht für empfehlenswert. Etwa vorzuschreiben, daß von jedem Stammgrundstück nur so und so viele Parzellen abgezweigt werden dürfen, käme einer öden Schematisierung gleich, die sich das ökonomische Leben schlechterdings nicht gefallen läßt. Die Bestimmung über Zahl und Größe der Parzellen aber etwa in jedem einzelnen Fall von administrativer Einsicht abhängig zu machen, wäre gänzlich verfehlt, weil eine solche Maßnahme bedeuten würde, daß die Verwaltung besser wisse, als der Landwirt selbst, wie zweckmäßig im einzelnen mit seinem Grundstück zu verfahren sei[1]. Das durch den Ausbau unsres Eisenbahnnetzes und unsrer Chausseen im Fluß befindliche Verkehrswesen ruft hier und dort eine Nachfrage nach kleinen Parzellen hervor, die von der Administration schwerlich vorausgesehen, überwacht und geregelt werden kann. Daher ist meines Erachtens der ungehinderten Parzellierungsfreiheit in den vorgeschlagenen Grenzen unbedingt der Vorzug

[1]) Buchenberger a. a. O. S. 449.

vor einer administrativen Regelung des Parzellenabverkaufs einzuräumen.

So empfehlenswert nun auch diese Maßnahmen im Interesse eines erleichterten Grundstückverkehrs sind, so wäre mit dem Schutz der Stammgrundstücke durch ein polizeiliches Teilungsverbot noch nicht das erreicht, was zur Sicherstellung unsres Bauerstandes notwendig ist. Mehr als durch merkantile Spekulation wird der Zerteilungsprozeß, dem der Grund und Boden nach und nach anheimfällt, durch das Erbrecht gefördert, und es ist daher das Zusammenhalten der Besitzeinheiten im Erbgang erstrebenswert. Teilungsverbote allein sichern diesen Zusammenhalt nicht, es muß als Korrelat ein Intestaterbrecht geschaffen werden, das die ungeteilte Vererbung der Bauergüter an einen Erben herbeizuführen trachtet. Eine gesetzliche Maßnahme dieser Art ist für Livland um so wünschenswerter, als unsre Bauerverordnung zwar den männlichen Erben ein Vorzugsrecht am Naturalbesitz der Immobilien gewährt, leider aber nur eine Gleichteilung des Wertes der Grundstücke zwischen Brüdern und Schwestern kennt[1]. Besteht nun eine bäuerliche Familie aus vielen Köpfen, so wird der Hof durch Erbforderungen über seinen Ertragswert verschuldet, oder die Erben teilen sich in ihn ideell, weil das Minimumgesetz die Realteilung verbietet. Da nun aber der Bauer das Rechtsinstitut des Eigentums zu ideellen Teilen oder das Miteigentum meist nicht versteht, werden in Wirklichkeit die ideellen Anteile in reale umgewandelt und damit Zustände geschaffen, die durch das Minimumgesetz verhütet werden sollten[2]. Zwar steht das Minimumgesetz der Ausscheidung der einzelnen Teile aus der Hypothekeneinheit entgegen und nur das ideale Eigentum der Parzelle darf korroboriert werden, allein die Realteilung wird tatsächlich doch vollzogen, und es entstehen wirtschaftlich getrennte Teilstücke verschiedener Besitzer, die nur zwangsweise hypothekarisch vereinigt bleiben. Die Sachlage führt, abgesehen von wirtschaftlichen Unzuträglichkeiten, zu rechtlichen Wirrnissen mancherlei Art, namentlich auf dem kreditwirtschaftlichen und dem steuerrechtlichen Gebiet, weil der für die Zahlung der Hypothekenzinsen und Grundsteuern haftende Eigentümer sich, dank der mitunter großen Zahl von Miteigentümern, häufig nicht feststellen läßt.

---

[1]) Bauerverordnung von 1860, § 1000.

[2]) Robert Schöler, „Aus dem Gebiet des baltischen Privatrechts und des Zivilprozesses", Balt. Monatsschr. 39. Band, 1892, S. 655. Derselbe: „Über das livländische Bauerprivatrecht", ebenda 54. Band, 1902, S. 1 ff.

Um die hieraus hervorgehenden Mißstände zu heben, müßte das bäuerliche Erbrecht selbst zweckmäßig abgeändert werden, wobei vielleicht die in Estland geltenden Bestimmungen vorbildlich sein könnten. Dort sind die männlichen Erben weit begünstigter als in Livland, weil sie zwei Teile aus dem Nachlaß an unbeweglichem Vermögen erhalben, die weiblichen Erben dagegen nur einen Teil, und zwar in Geld, nicht aber in natura[1].

Eine systematische materielle Abänderung des bäuerlichen Erbrechts wird aber jetzt kaum durchführbar und wohl auch nicht empfehlenswert sein, da unser bäuerliches Privatrecht überhaupt so viele Mängel aufweist, daß es von Grund aus reformbedürftig erscheint[2].

Und wenn an die Revision des bäuerlichen Privatrechts gegangen werden soll, dann läge es nahe, die ganze livländische Bauerverordnung zu revidieren, denn auch ihre agrarrechtlichen Bestimmungen, die in der Hauptsache den Schutz des Bauerlandpächters bezwecken, sind von der Entwicklung unsrer Agrarverhältnisse längst überholt und genügen heute, wo fast 90 pCt. des Bauerlandes verkauft sind, nicht mehr. So sehr aber auch die in vielen Stücken veraltete, von neueren Bestimmungen durchlöcherte Bauerverordnung einer gründlichen Durchsicht und Ergänzung bedürftig ist, so darf doch kaum gehofft werden, daß ein neues Gesetz bald an die Stelle treten werde. Unterdeß aber machen sich die üblen Wirkungen des bäuerlichen Erbrechts immehr mehr geltend, und es ist tief zu bedauern, daß die Bemühungen des livländischen Landtages um die Einführung eines bäuerlichen Anerbenrechts in Livland bisher resultatlos geblieben sind. Bereits im J. 1893 beantragte Alexander v. Stryk-Palla in einer eingehenden, der Ritterschaftsrepräsentation übergebenen Denkschrift[3], dem Vorbilde Deutschlands zu folgen und das dort zur Anwendung gelangte sog. bäuerliche Anerbenrecht[4] auch bei uns zur Geltung zu bringen. Dieses Sonderrecht bezweckt die ungeteilte Vererbung der Bauergüter an einen Erben, den Anerben, durch ein entsprechend gestaltetes Intestat-Erbrecht, d. h. durch ein Erbrecht, das dann einzutreten hat, wenn der Eigentümer eines bäuerlichen Grundstücks ohne Hinterlassung eines

[1]) E. v. Bodisco, „Die estländische Bauerverordnung vom 5. Juli 1856 und die die Bauerverordnung abändernden und ergänzenden Gesetze und Verordnungen", Reval 1904, S. 202, Art. 1153; vgl. Axel v. Gernet, „Geschichte und System des bäuerlichen Agrarrechts in Estland", Reval 1901, S. 178.

[2]) Schöler a. a. O.

[3]) Akte des Livl. Landratskollegiums Archiv 421, Lit. B, Vol. I, Fol. 60 ff.

[4]) Vgl. M. Sering, „Ländliches Erbrecht" im Wörterbuch der Volkswirtschaft, hrsg. von Elster, I. Band, S. 659 ff.

giltigen Testaments stirbt. Das Anerbenrecht will das Bauergut in der Familie ungeteilt erhalten, weil es aus wirtschaftlichen und politischen Gründen wünschenswert ist, daß ein innerlich gesunder, leistungsfähiger und nicht hochverschuldeter Bauerstand bestehe und gedeihe. Auf das Wesen des Anerbenrechts hier näher einzugehen gebricht es uns an Zeit. Es sei nur hervorgehoben, daß der von einer ritterschaftlichen Kommission ausgearbeitete Entwurf eines gesetzlichen bäuerlichen Anerbenrechts für Livland, dem Gouverneur im Dezember 1895 behufs Erwirkung staatlicher Bestätigung übersandt, bisher aber leider von den staatlichen Organen noch immer nicht erledigt worden ist.

Wird das Minimumgesetz in dem von mir befürworteten Sinne reformiert und der Entwurf des Anerbenrechts bestätigt, so gewinnen wir kräftig wirkende Schutzmittel, die das Stammgrundstück, den kleinbäuerlichen Besitzstand, das Rückgrat einer gesunden Agrarordnung vor unheilvoller Zersplitterung schützen. Auf der andern Seite gewährt die unbeschränkte Teilbarkeit des außerhalb der Stammgrundstücke frei verfügbaren Bodens die Möglichkeit, daß die aus verschiedenen Berufsklassen zusammengesetzte, unbesitzliche Landbevölkerung leichter als bisher in den Eigentumsbesitz eines kleinen Grundstücks gelangen kann. Hierdurch wird die Entstehung einer, für die Gestaltung gesunder sozialer Verhältnisse wichtigen, Stufenleiter von dem kleineren Grundbesitzer bis zum Großbauer gefördert, die Zahl der in ihrer wirtschaftlichen Existenz Geschützten, mit ihrer Lage Zufriedenen erhöht, dadurch die Menge der zu propagandistischen Bewegungen Geneigten vermindert[1] und endlich die Zunahme der Bevölkerung des flachen Landes belebt und der verhängnisvolle Zug zur Stadt unterbunden.

Es erübrigt noch kurz die Frage zu erörtern, ob auch unsre Bestimmung über die Maximalgröße des Bauerlandbesitzes einer materiellen Änderung bedarf. Die Festsetzung einer oberen Grenze für das bäuerliche Grundeigentum in der Gestalt „eines Hakens" ist weit jünger als das Minimumgesetz, denn wir finden das Verbot, daß das bäuerliche Grundeigentum eines Einzelnen innerhalb einer Gemeinde die Größe von einem Haken überschreite, zum ersten Mal in der Agrarordnung vom Jahre 1849[2]. Diese Bestimmung wurde damals im Zusammenhang mit der Regelung des Bauerlandverkaufs getroffen, weil der Landtag befürchtete, daß

[1] Goltz, „Agrarwesen und Agrarpolitik", S. 114 ff.
[2] §§ 256 u. 257 der Livl. Agrar- und Bauerverordnung v. 9. Juli 1849.

städtische Kapitalisten sich auf den Erwerb von Bauerland legen und den Bauerstand, den die Agrarverordnung mit allen Mitteln zu erhalten sich bestrebte, depossedieren könnte[1]. Diese Befürchtungen haben sich bisher als grundlos erwiesen und werden wohl auch sobald keinen Nährboden finden, denn städtische Kapitalisten werden aus sozialen Gründen dem Erwerb von Rittergütern den Vorzug vor dem Ankauf von Bauerhöfen geben, und bis die Industrie darauf ausgeht, dermaßen auf dem flachen Lande Fuß zu fassen, daß die Anhäufung von Bauerland in gewerblichen Händen zu besorgen wäre, dürften viele Jahrzehnte vergehen. Überdies steht der Auffaugung des kleinen Grundeigentums durch das große, die in Großbritannien, in Mecklenburg und in Ostpreußen zur Latifudienbildung geführt hat[2], bei uns der „rote Strich" entgegen, der das Bauerland zu einem bäuerlichen Gesamtfideikommiß gestaltet hat und die Verschmelzung von Bauerland mit Hofsland verbietet. Bauerland aber etwa allein aufzukaufen und daraus ein Rittergut zu bilden, auch das verhüten die Gesetze, denn zum Begriff eines Rittergutes gehört in erster Linie ein Minimalbestand von Hofsländereien[3]. Somit wäre also die Maximalbestimmung über das bäuerliche Grundeigentum eigentlich entbehrlich, allein für ihre Beseitigung sprechen anderseits keine zwingenden Gründe, und ein Antrag, der die Aufhebung dieser immerhin mehr als ein halbes Jahrhundert bestehenden Schranke in Vorschlag brächte, würde den Verdacht erregen, als sollte die Schutzwand, mit der unser Bauerland umgeben ist, in kapitalistischem Interesse durchlöchert werden. So erscheint denn lediglich die formale Revision des Maximumgesetzes in Anlaß der Grundsteuerreform rätlich, und es wäre an die Stelle der obsolet werdenden Größenbestimmung „ein Haken" ein entsprechendes Wertmaß, in Steuerrubeln ausgedrückt, zu setzen. Da, wie wir sahen, ein Taler wahrscheinlich 6 Steuerrubeln gleich sein wird, so hätte man das Maximum statt auf 1 Haken oder 80 Taler, etwa auf 480 oder 500 Steuerrubel zu fixieren.

Ich bin am Schluß.

Wird, meinem Vorschlage entsprechend, das Minimumgesetz materiell geändert, so haben wir der Freiheit im Bodenverkehr, die von vielen als der staatsökonomisch und privatwirtschaftlich

[1]) H. v. Samson, „Ad deliberandum des livl. Landtags von 1864" a. a. O. S. 353. — [2]) Dr. Hermann Levy, „Entstehung und Rückgang des landwirtsch. Großbetriebes in England", Berlin 1904. Miaskowski, „Das Erbrecht und die Grundeigentumsverteilung" ꝛc., I. Band, S. 9 ff. und 34.

[3]) Art. 600 des Provinzialrechts III. Teil.

beste Zustand gepriesen wird, nur ein sehr geringes Opfer gebracht. Mit Neid werden die Anhänger des entfesselten Grundbesitzes auch ferner auf das uns benachbarte Kurland blicken, wo nach erfolgter Ablösung des Bauerlandes durch Verkauf, der Grundstückverkehr sich ungebunden entwickeln kann. Kurland kennt nur eine gesetzliche Minimalgröße der Rittergüter[1], aber weder ein obligatorisches Minimum, noch ein Maximum für Bauergüter, vor allem aber nicht einen „roten Strich", der über den Zeitpunkt der vollzogenen Ablösung des Bauerlandes hinaus wirksam bleibt. Ist das Bauerland einmal abgelöst, so darf es vom Gutsherrn zurückerworben und mit dem Hofslande beliebig verschmolzen werden. — Ganz anders in Livland. Hier ist der Bauer im Grundstückverkehr weit unbehinderter als der Gutsherr, denn er darf wohl vom Gutsherrn Hofsland erwerben und in jeder Beziehung frei nutzen, aber umgekehrt darf der Gutsherr von dem ihm gehörigen Bauerland auch selbst dann nicht beliebigen Gebrauch machen, wenn es bereits den Ablösungsprozeß durchgemacht hat und aus dritter oder vierter Hand zurückerworben wird.

Wollten wir jedoch den Versuch wagen, die kurländische Freiheit im Bodenverkehr auf Livland zu übertragen, so würde es einen Sturm der Entrüstung unter jenen irregeleiteten Agrarpolitikern der Tagespresse und der Flugschriften geben, die ihre Angriffe merkwürdigerweise mit Vorliebe gegen Livland richten, wiewohl hier den Bauern ein Agrarschutz gewährt wird, wie, mit Ausnahme Estlands und Oesels, nirgendwo. Angriffe dieser Art werden wir jedoch um so eher, nach wie vor, mit Gleichmut ertragen, als in neuester Zeit russische Gelehrte, die sich der kritisch-vergleichenden Methode bedienen, nicht aber beflissen sind, einseitig die Mängel unsrer Agrarverfassung herauszufinden, zu dem Ergebnis gelangt sind, daß das Gedeihen des livländischen Bauerstandes offensichtlich und in erster Reihe den Agrargesetzen zu danken ist. Eine solche objektiv wahre Ansicht finden wir in einem kürzlich erschienenen umfangreichen Druckwerk vertreten, das alle jene Untersuchungen kritisch beleuchtet, die auf kaiserlichen Befehl im ganzen Reich 1902 veranstaltet wurden, um die Gründe des Notstandes der russischen Landwirtschaft klarzulegen[2].

[1]) Provinzialrecht Teil III, Art. 616. Die noch heute in Kurland geltende Bauerverordnung vom J. 1817 verbietet im Art. 123 nur: Bauerhöfe bei Erbteilungen unter ein bestimmtes Mindestmaß zu parzellieren, untersagt aber nicht beliebige Teilungen in andrer Veranlassung.

[2]) (П. Дюшенъ): „Русская интеллигенція и крестьянство. Критическій анализъ трудовъ мѣстныхъ комитетовъ о нуждахъ сельско-хозяйственной промышленности", Москва 1904, S. 64 ff.

Wie sich aber auch immer die Beurteiler unsrer Agrarverfassung vernehmen lassen mögen, wir sind dessen gewiß, daß die Livländische Ritter- und Landschaft, die Schöpferin unsres Agrarrechts, unbeirrt durch Lob oder Tadel und ungeachtet der Schwierigkeiten, die ihr eine eifersüchtige Bureaukratie in den Weg legt, die livländische Agrarverfassung, die, wie jedes menschliche Werk, ihre Schwächen hat, weiter ausbauen wird, stets eingedenk des Wahlspruchs unsres bedeutendsten Agrarpolitikers, Hamilkars von Fölkersahm:

„Nicht die Rechte, welche jemand ausübt, sondern die Pflichten, die er sich auferlegt, geben ihm den Wert."

Beilage.

Von dem Gesamtareal (9,399,312 Lofstellen = 3,492,786 Hektar) der Rittergüter und der Pastorate in Livland sind:

I. unverkäuflich:

	Lofst.	Gesamtareal	Hektar
1. die Hofsländereien:			
a. der 48 allodialen Privat-Rittergüter, deren Umfang das provinzialrechtlich vorgeschriebene Mindestmaß von 900 Lofstellen nicht erreicht	=	29,689	= 11,032
b. der Teil der Hofsländereien von 549 allodialen Privat-Rittergütern, der durch das Mindestmaß von 900 Lofst. begrenzt wird (900 Lst. mal 549)	=	494,100	= 183,608
2. die Hofs- und Quotenländereien:			
a. der der livl. Ritterschaft gehörigen 7 Güter	=	67,862	= 25,218
b. der den livl. Städten gehörigen 18 Güter	=	156,207	= 58,047
c. der livl. evangel.-luther. 100 Pastorate	=	64,671	= 24,032
d. der livl. evangel.-luther. Schulen ꝛc.	=	11,448	= 4,254
e. der 79 Fideikommißgüter	=	902,827	= 335,491
		1,726,804	= 641,682

II. zur Zeit noch unverkäuflich:

a. die bisher noch nicht verkauften Bauerländereien der 7 Ritterschaftsgüter	=	12,266	= 4,558
b. die Bauerländereien der Pastorate, Schulen ꝛc.	=	65,602	= 24,378
		77,868	= 28,936

	Lofft. Gesamtareal	Hektar
III. bedingt verkäuflich:		
1. die bisher noch unverkauften Quotenländereien der 597 allodialen Privat-Rittergüter	= 425,220	= 158,012
2. das gesamte abgelöste, oder noch nicht abgelöste Bauerland der 676 privaten Rittergüter (die 79 Fideikommißgüter eingeschlossen) und der 18 Stadtgüter	= 3,581,661	= 1,330,945
3. die vor dem Jahre 1886 verkauften Bauerländereien der der Ritterschaft gehörigen 7 Güter	= 30,994	= 11,517
	4,037,875	= 1,500,474
IV. unbedingt verkäuflich:		
1. das unverkaufte Hofsland der allodialen 549 Privat-Rittergüter, das das Mindestmaß der Rittergüter (900 Lofft.) übersteigt, und zwar: 3,648,541 Lofft. minus 494,100 Lofft. . . . . (Siehe oben I b.)	= 3,154,441	= 1,172,190
2. die verkauften Hofsländereien aller 701 Rittergüter	= 193,621	= 71,950
3. die verkauften Quotenländereien aller 701 Rittergüter	= 208,703	= 77,534
	3,556,765	= 1,321,694
I—IV zusammen:	9,399,312	= 3,492,786

Aus Tiefen zu Tiefen.

Nur das, was aus den Tiefen ward geboren,
Zu Tiefen steigt es wieder. Was der Künstler
Aus schmerzzerrissnen, lichtverklärten Stunden
Geschaffen aus dem Urgrund seines Wesens:
Nur das wird dir ein bleibend Eigentum.
In tiefgeheime Schwingung setzt es leis
Die Seele dir, und traumhaft zittert's nach;
Unwiderstehlich zwingt's dich mehr und mehr
In seinen Bann, — bis du zuletzt es spürst,
Daß es ein Stück geworden von dir selbst.

Eduard Fehre.

Die Ursachen des Verfalls der Reformation in Polen*.

Von

Dr. K. v. Kurnatowski.

Die Behandlung kirchengeschichtlicher Stoffe hat meist Prekäres an sich. Die Stellungnahme des Kirchenhistorikers zur Konfession, oder christlichen Religion überhaupt, seine nationale, oft durch eine gewisse konfessionelle Kirchlichkeit in die Erscheinung tretende Eigenart dürfte mehr oder minder die Objektivität der Darstellung beeinflussen. Während die Geschichtswissenschaft, gestützt auf soziale, lebendige Hilfsmittel, heute in hohem Ansehen steht, wird der „Kirchengeschichte", die als wichtiger Zweig des gesamten „Geschichtswissens" einen erhöhten Platz einnehmen sollte, noch immer nicht das gebührende Interesse geschenkt.

Doppelt undankbar wird die Aufgabe des Kirchenhistorikers sein, wenn er die Geschichte einer konfessionellen Partei schildert, die einst im Staatsleben seines Volkes eine Rolle gespielt, die gleichsam als Angelpunkt der Frage des Seins oder Nichtseins des nationalen Staatsgedankens angesehen werden darf, — die heute auf den Aussterbeetat gesetzt, dahinvegetiert, ein Stein des Anstoßes und des Ärgernisses für die noch immer Vielen, über deren geistigen Horizont es geht, Nationales von Konfessionellem zu unterscheiden, — dann steigt der vom Egoismus diktierte Gedanke in ihm auf, ob es nicht besser wäre quieta non movere.

Dieser, jeglicher freien Forschung und aller Wahrheit totfeinde Grundsatz hat, ich sage leider, tiefe Wurzeln geschlagen in der polnisch-evangelischen Gesellschaft, die nur ganz vereinzelt

*) Vorgelegt einer evangelisch-reformierten Pastorenkonferenz zu Riga am 25. August 1904.

Männer hervorbrachte, die mit Liebe und mit Objektivität sich mit der Vergangenheit ihrer konfessionellen Kirche beschäftigten, — sonst waren es Ausländer und Angehörige fremder Kirchengemeinschaften, die das brachliegende Feld polnisch-evangelischer Kirchengeschichte nach ihrer Eigenart und nach ihrem speziellen Bedürfnis bearbeiteten und verarbeiteten. — Erst in jüngster Zeit erwachte innerhalb der polnisch-evangelischen Kirche das Bedürfnis, die Geschichte ihrer Vergangenheit kennen zu lernen, und ich glaube das Erwachen dieses Bedürfnisses als schönes und verheißungsvolles Zeichen eines Erwachens von einer hundertjährigen Lethargie begrüßen zu dürfen, denn sobald die Frage „Was waren und bedeuteten wir einst?" laut wird, darf man auch erwarten, daß dieselbe Gesellschaft selbstbewußt sich wird zu sagen wissen, was sie jetzt ist und einst zu bedeuten haben wird inmitten ihres Landes.

In keinem Lande Europas, vielleicht mit Ausnahme Spaniens, wo die Inquisition das ihre getan, ist die Reformation des 16. Jahrhunderts so spurlos und völlig zugrunde gegangen, wie in den Ländern, welche einst die „Republik Polen" ausmachten. Höchstens 10 bis 15, durch katholische Mischehen in ihrer evangelischen Existenz gefährdete polnische Adelsfamilien und 12—15 Tausend litauische Bauern sind alles, was von der einst so mächtige Wellen schlagenden Reformation in Polen übrig geblieben. Das Übrige, was sich heute „polnisch-evangelisch" nennt, sind polonisierte ausländische Elemente, vor allem deutscher Provenienz, die sich nach der bekannten deutschen Eigenart der neuen Heimat schnell assimilierten und in der zweiten Generation schon national polnisch fühlten.

Fragen wir uns jetzt, wie kam es, daß die reformatorische Idee, die im 16. Jahrhundert dreiviertel des polnischen Gesamtadels umfaßte (reformiert) und in den Städten zu hoher Blüte gelangte (lutherisch), die befruchtend auf Schrift und Druck wirkte und die erste Glanzperiode der polnischen Literaturgeschichte inaugurierte, wie kam es, fragen wir, daß diese Bewegung so völlig dahinschwand? Könnten wir nicht vielleicht schon in der Entstehung Keime des Verfalls finden? Diese Frage führt uns zu der nach der Art der Ausbreitung der Reformation in Polen.

Polen, „das zu allen (scil. religiösen) Neuheiten geneigteste Land", wie ein alter Chronist sich ausdrückte, war von jeher ein Tummelplatz schwärmgeisterischer und sektirerischer Gemeinschaften. Fratricellen und Flagellanten fanden neben Waldensern und den überall ausgestoßenen Juden gastliche Aufnahme. Das Polen der Piasten und Jagellonen war tolerant, „die hochentwickelte ständische Freiheit fand auf religiösem und kirchlichem Gebiet so ihr Gegenbild."

Als in Böhmen das Verlangen nach einer nationalen und Volkskirche die große Bewegung des Hussitismus zeitigte, griff diese auch nach Polen herüber, und obgleich die nationalen Gegensätze hier nicht vorhanden waren, gewann doch der Hussitismus viele Anhänger. 1435 taten sich einige Magnaten, Abraham Zbaski, Spytek von Melsztyn und Johannes Strasz zu einer politisch-religiösen Konföderation zusammen, die verschiedene Mißstände der königlichen und vor allem hierarchischen Gewalt beseitigen wollte. Der König Wladislaus Jagiello soll selbst einen Hang zur Lehre des Hus gehabt haben, was wir jedoch wollen dahingestellt sein lassen. Das Bedürfnis einer staatlichen und kirchlichen Reform wurde auch in Polen, wenn auch nicht in dem Maße wie im Westen, empfunden. Der liber baro Johannes Ostrorog stellte dem Reichstage von 1459 eine Reformschrift vor, in der er unter andrem für die völlige Unabhängigkeit der königlichen von der päpstlichen Gewalt eintrat, ja letzterer sogar jegliches Recht, sich in staatliche Angelegenheiten zu mischen, absprach. Und wie Ostrorog so empfanden fast alle maßgebenden Elemente Polens. Die Unabhängigkeit des Staates von der Kirche und die Bildung einer nationalen Kirche waren die leitenden Ideen des seinem Ende entgegengehenden 15. Jahrhunderts.

Die Reformation des 16. Jahrhunderts fand in Polen einen vorbereiteten Boden. Ihr wandten sich vor allem die Magnaten und der großgrundbesitzliche Adel Kleinpolens und Litauens zu. Es war hier die Lehre der schweizerischen Reformatoren, die stark und schnell um sich griff, während in Großpolen und Preußen vorwiegend die lutherische Lehre Wurzel faßte.

Die Motive, die wir bei der Ausbreitung der Reformation in Polen zu suchen haben, sind leider nicht immer religiöse gewesen; religiöse Momente spielen in der ersten Generation, die

sich der neuen Lehre zugewandt, beinahe eine untergeordnete Rolle, obgleich damit nicht gesagt sein will, daß viele sich aus wirklicher, tiefer Überzeugung der evangelischen Kirche zugewandt hatten. Modesache wird es vor allem gewesen sein, die der Reformation den Eintritt in Polen erleichterte.

Der rege geistige Austausch zwischen Polen und dem Westen, die zahlreich auf ausländischen Universitäten Studierenden brachten es mit sich, daß die Reformation in Polen „modern" wurde, ein Umstand, der beweist, daß gerade die Kreise, die die Mode mitmachen können, Großgrundbesitzer und Stadtpatrizier, sich derselben zuwandten. In Masovien, wo der Großgrundbesitz fehlte und nur der kleine, ungebildete Landadel zahlreich ausgebreitet lebte, blieb der Katholizismus in voller Kraft.

Dogmatische Streitfragen beschäftigten im 16. Jahrhundert die Gemüter, und wie im 3. Jahrh. n. Chr. auf den Märkten Griechenlands die Lehre vom Logos auch von verhältnismäßig einfachen Leuten ventiliert wurde, so dachte jetzt auch der polnische Landedelmann über Ubiquität nnd Personenlehre nach, sich in einschlägigen Büchern seiner Zeit Aufschluß holend. Das lag so in der Zeit.

Die reformatorische Idee konnte nach alledem in Polen nicht allzu tiefe Wurzeln geschlagen haben, was auch beweist, daß die polnischen Magnaten von dem Grundsatz: cujus regio ejus religio nur äußerst vereinzelt Gebrauch machten.

Die evangelische Kirche Polens war im Werden begriffen, und noch hatte sie nicht Zeit gehabt in der neuen Heimat warm zu werden, als ein gefährlicher Feind in ihrem eigenen Lager erstand, der Socinianismus, oder wie er in Polen genannt wurde — der Arianismus.

Bedeutende Socinianer, wie Stancarus, Blandrata, Petrus Gonesius machten (vor allem) der reformierten Kirche großen Abbruch. In Wilna, diesem Zentrum der polnisch-reformierten Kirche, trat der Prediger der Gemeinde Czechowicz nebst mehreren vornehmen Gemeindegliedern zum Socinianismus über. Viele reformierte Kirchen, wie in Biala, Brzesc Litewski, Mordy, Zask u. v. a. wurden in socinianische umgewandelt, viele Magnatenfamilien hatten sich der Lehre des Socinus zugewandt. Anstatt sich innerlich zu festigen und der römischen Kirche Trotz zu bieten,

beschäftigten sich evangelische Synoden mit Angelegenheiten der Arianer, polemisierten gegen sie, zersplitterten auch ihre Kräfte in gegenseitiger Bekämpfung. Freilich hatte das im 16. Jahrh. noch nicht so traurige Folgen: das Magnatengeschlecht der Radziwills, vor allem der Wilnasche Wojewode Nikolaus Radziwill, genannt der Schwarze, hielt seine mächtige Hand über der reformierten Kirche, alle Über- und Eingriffe des Katholizismus erfolgreich abwehrend.

Dem durch mehrere sich befehdende Denominationen geschwächten Protestantismus in Polen entstand bald ein neuer Feind in dem nach Polen eingeführten Jesuitenorden, der 1570 seine erste Schule in Wilna gründete und durch seine bekannte Propaganda bald das Erziehungswesen, zuerst das öffentliche, in seine Hand bekam.

„Geleitet von der Erkenntnis, wie wichtig für die römische Kirche ein sicheres Herrschaftsgebiet zwischen dem protestantischen Deutschland und dem schismatischen Rußland sei", einheitlich und vorzüglich organisiert, fand dieser, nur zum Kampf gegen den Protestantismus ins Leben gerufene Orden, letzteren zersplittert und uneinig vor, ein Umstand, der ihm sein Wirken wesentlich erleichterte. Wenn also die Tätigkeit der Jesuiten in erster Reihe daran schuld war, daß die Reformation in Verfall geriet, so muß anderseits der polnische Protestantismus reumütig an die eigene Brust schlagen und bekennen: die eigene Schwäche und Zersplitterung habe den Jesuiten die Arbeit erleichtert.

Als der letzte Jagellone auf polnischem Thron, Sigismund August, 1572 seine Augen schloß, war die protestantische Partei (oder wie sie in Polen genannt wurde „die Dissidenten") noch so mächtig, daß sie beim nun folgenden Wahlkönig Heinrich Valois eine Bestätigung aller ihrer religiösen Freiheiten und Privilegien durchsetzen konnte. Nach dem nur wenige Monate regierenden Valois, wurde der Fürst von Siebenbürgen Stefan Batory, für den Thron Polens gewählt, ein Mann, dem die Republik ihre letzte Glanzperiode verdankte, der glücklich in seinen Kriegen, auch für die Volksbildung Sorge trug, sich hier leider vollständig der Jesuiten bedienend. Er gründete Jesuitenkollegien in Riga, Polotzk, Grodno u. v. a., freilich nicht ohne auf Widerstand bei den Dissidenten zu stoßen.

Intolerant darf man Batory nicht nennen; einen Blandrata neben anderen Dissidenten bei sich habend, hielt er den ihn zu religiöser Intoleranz anspornenden Jesuiten das Wort entgegen, „nicht über die Gewissen, sondern über sein Volk wolle er herrschen". Seine Vorliebe für die Jesuiten läßt sich daraus erklären, daß dieser Orden ihm durch seine ausgezeichnete Organisation und Ordnung Achtung einflößte und er durch ihn auch seinem Volke den Geist der Ordnung und der Gesetzesachtung einzuflößen gedachte. Die Brüder von der societas Jesu verstanden es auch ausgezeichnet, durch schöne Vorträge, die sie vor dem König hielten, wie z. B. „de potestete et dignitate regia", in ihm den Irrtum, als seien sie die Träger des monarchistischen Gedanken und Zerstörer der Anarchie, aufrecht zu erhalten. Gestützt durch die Huld des Königs, waren die Jesuiten imstande, mit den gelehrtesten Männern ihres Jahrhunderts ihre Kollegien zu besetzen, ich nenne nur Namen wie Skarga, Brand, Fabricius, den Portugisen Vega u. v. a., die den Kampf mit den Dissidenten aufnahmen, die nicht mehr über solche bedeutende Prediger wie zur Jagellonenzeit verfügten. — Der mühsam zustandegekommene „Consensus Sendomiriensis 1570", der gleichsam eine Union der Evangelischen in Polen war, worin sie sich gegenseitig Schutz und Unterstützung sicherten, also politisch und religiös, bestand nur dem Namen nach. Der geistige Urheber des „Consensus" Johannes a Lasco war schon längst tot, ohne die Vereinigung erlebt zu haben; ihm folgte bald, 1565 der mächtigste Protektor der evangelischen Sache, der wilnasche Wojewode Nikolaus Radziwill, der Schwarze. Trotz der Ermahnungen, die der Vater auf seinem Sterbebette an seine Söhne gerichtet, treu ihrem Glauben zu bleiben, traten dieselben in die katholische Kirche zurück, und wenn der Vater viel Mühe und Kosten verwandt, die erste polnische Bibel übersetzen und drucken zu lassen, so scheute der Sohn keine noch größeren, sie zu verbrennen und zu vernichten. Komplete Exemplare der „Brester Bibel" sind heute eine bibliographische Seltenheit.

Wenn während der Regierung Batorys auch hin und wieder Verfolgungen der Dissidenten vorkamen, so wurden sie jedesmal mehr oder minder vom Könige geahndet und 1581 den 26. Sept. erließ der König aus seinem Feldlager bei Pskow ein Edikt, welches jegliche Verfolgung der Dissidenten aufs strengste unter-

sagte. — Es war dies das letzte Toleranzedikt eines polnischen Königs.

Trotz heftigem Wiederstande der protestantischen Parteigenossen, an deren Spitze Zborowski stand, wurde im August 1587 der „Jesuitenkönig", wie er sich mit Vorliebe nennen ließ, Sigismund III. Wasa zum König von Polen gewählt. — Die Regierung dieses Königs kann als eklatantes Beispiel dafür dienen, wie weit herunter die Jesuitenherrschaft ein blühendes Land bringen kann. Polen, eine freie Adelsrepublik, nahm jetzt in sich papistisch-jesuitische, und dadurch absolutistische Elemente auf, trat also in einen Gegensatz zu seiner eigenen Idee, und wurde so ein Widerspruch in sich selbst; und das rächte sich, rächte sich so furchtbar, daß das ganze polnische Staatswesen mit Naturnotwendigkeit zugrunde gehen mußte, denn die Weltgeschichte duldet keine Staatengebilde, die in sich ein Widerspruch, ihrer Bestimmung nicht entsprechen.

Als Sigismund III. während des berühmten Aufruhrs des Zebrzydowski 1605, der ein Protest gegen das herrschende politische und religiöse System war, den Protestanten die Hand zu Versöhnung reichen wollte, — er hat es damals nicht aus Neigung für die Protestanten, vielmehr von ihnen in die Enge getrieben getan, — da hielt ihm sein Beichtvater, der Jesuit P. Skarga das Wort entgegen: er solle es nicht tun, wenn auch das Vaterland darob zugrunde ginge, das himmlische Vaterland würde ihnen doch erhalten bleiben. — Sigismund III. schlug damals den Aufstand nieder; auch das irdische Vaterland war gerettet, — doch nur scheinbar: wir stehen am Anfang des Endes der Geschichte Polens und inmitten des Niederganges der reformatorischen Idee.

Hierauf begannen religiöse Verfolgungen. Wir können an dieser Stelle auf die Einzelheiten nicht weiter eingehen. Die Verfolgungen sind immer gleichartige gewesen und unterscheiden sich auch wenig von den in anderen Ländern; wir konstatieren hier nur: große und häufige Verfolgungen fanden statt, die in Polen deshalb um so schwerer getragen wurden, als anderswo, weil hier der polnische dissidentische Edelmann von dem ihm ganz gleichstehenden katholischen Standesgenossen Verfolgungen erlitt, und dies in einem Lande, das sich stolz Republik nannte.

Die Zahl der Evangelischen schmolz gewaltig zusammen, wiederum ein Beweis, daß die Reformation nur lose Wurzeln in Polen gefaßt und die Volksseele unberührt gelassen hat. Innerlich schwache fielen ab, die Einen verlockte hohe Karriere, die von jetzt ab Dissidenten verschlossen blieb, Andere wurden infolge von Mischehen dem väterlichen Bekenntnis untreu. Jesuitenkollegien, jesuitische und socinianische Hauslehrer trugen das Ihrige bei, die Reihen der Evangelischen stark zu lichten. Voller Sorge beschäftigte sich eine Synode zu Wilna 1611 mit der Frage: woher nehmen wir Prediger? Die schwere, ja gefahrvolle Lage des Protestantismus in Polen schreckte die jungen Kandidaten von dem damals mit Selbstaufopferung verbundenen Predigerberufe zurück. Dieser Mangel brachte es auch mit sich, daß jeder erste Beste, der sich zu diesem „dornenvollen Amte" meldete, aufgenommen wurde, oft ungebildete, untaugliche Menschen, die vom evangelischen Bekenntnis keine blasse Ahnung hatten, — zum großen Nachteile der protestantischen Kirche.

Eine bis jetzt entschieden zu wenig gewürdigte Tatsache, die aber für den Niedergang der Reformation in Polen von allergrößter Bedeutung war, finden wir in der Verlegung der Regierung und der Residenz von Krakau (Kleinpolen) nach Warschau (Masovien).

Der Jesuitenkönig fühlte sich wohler unter seinem masovischen, rein katholischen Landadel, als in dem von dissidentischen Großgrundbesitzern bewohnten Kleinpolen. Masovien wurde jetzt Stütze und Zentrum der Regierung Sigismund III., wodurch die Dissidenten geschwächt wurden.

1622 starb Sigismund III., bis zuletzt mit der Bekehrung der Dissidenten beschäftigt, taub für ihre Klagen und Beschwerden. Obgleich sich vieles unter seiner Regierung in Lande gelockert hatte, obgleich er die Anwartschaft auf die Throne mächtiger Nachbarreiche (Schweden und Rußland), dank seinem religiösen Fanatismus, verscherzt hatte, — er ging ruhig zu Grabe, es war ihm gelungen die Reformation aufzuhalten, ja noch mehr, mindestens die Hälfte des dissidentischen Adels der römischen Kirche wiederzugewinnen.

Nicht einen kontinuierlichen Bericht über den Verfall der Reformation in Polen will ich hier geben; ich schreite darum zur nächsten Ursache ihres Falls.

Sigismund III. folgte sein Sohn Wladislaus IV., unter dessen Regierung die Lage der Evangelischen die gleiche blieb. („Colloquium Charitativum Thoruniense 1644".)

1648 folgte diesem sein Bruder, der Kardinal Johann Kasimir. Unter dessen Regierung müssen wir ein neues Moment des Verfalls der polnischen Reformation hervorheben. 1655 brach der polnisch-schwedische Krieg aus; ein Teil der litauisch-polnischen Magnaten, darunter der reformierte Janusz Radziwill, schloß sich den Schweden an, hauptsächlich aus dem Grunde, um Schutz vor der vordringenden moskowitischen Macht zu suchen, denn von der durch kriegerische Mißerfolge geschwächten Republik war nichts mehr zu erwarten. Zu den auf schwedische Seite Übergetretenen gehörten keineswegs bloß Protestanten, sondern auch Katholiken, auch hatten die Evangelischen sich absolut keiner besonderen Protektion der Schweden zu erfreuen, die gleichermaßen katholische wie evangelische Besitzungen zerstörten. Der Krieg endete für Polen glücklich; weniger glücklich jedoch für die polnischen Protestanten, die als Urheber des Krieges angesehen, den Sündenbock stellen mußten. Der Friede zu Oliva 1660 brachte ihnen nichts. Die „pax dissidentium" war in Vergessenheit geraten. 1668 wurde ein Edikt erlassen, worin der Übertritt zur evangelischen Kirche verboten, ja mit der Verbannung bestraft wurde.

Man beschuldigt oft die polnischen Protestanten, mit ausländischen Mächten landesverräterische Beziehungen gehabt zu haben. Doch ist dies ungerecht. Im Zeitalter der Gegenreformation, wo politische und religiöse Motive eng verbunden, über den nationalen standen, wo Philipp II. seine Armada aussandte, und die englischen Katholiken deshalb noch keineswegs als Landesverräter bezeichnet wurden, — in diesem Zeitalter muß auch der polnische Protestantismus mit demselben Maße, wie die im Westen, in der Minorität sich befindenden religiösen Parteien — seien es Katholiken oder Protestanten — gemessen werden. Von ihren offiziellen Regierungen im Stich gelassen, waren die polnischen Evangelischen auf fremden Beistand angewiesen. Vielen Nutzen hatten sie von auswärtigen Interventionen nie gehabt. „Der übermächtige Zwang der politischen Verhältnisse hinderte jedes wirksame Eingreifen". (Wolf).

Soviel über die Haupturſachen des Verfalls der Reformation in Polen. Die ſächſiſche Zeit bringt keine neuen Momente, der Niedergang dauert fort, unaufhaltſam verringerten ſich die Gemeinden und die einſt ſo mächtige Reformation mußte es erleben, daß in manchen Gemeinden „der Paſtor am Grabe des letzten ſeiner Gemeindeglieder ſtand". Was von der gemeinen Reformation in Polen übrig geblieben, wird in althergebrachter Art und Weiſe von der Wilnaſchen Synode, der Repräſentantin dieſes großen Erbes der Reformation, verwaltet. Ob ſie dieſen Reſt, der die Feuerprobe der Verfolgungenüberſtanden, zu erhalten wiſſen wird, muß die Zukunft beweiſen.

Zum Schluß faſſe ich das Geſagte in drei kurze Theſen:

1. Die reformatoriſche Idee hatte in Polen nur oberflächliche Verbreitung gefunden, die Volksſeele blieb unberührt.
2. Die Zerſplitterung der polniſchen evangeliſchen Kirche in ſich befehdende Denominationen, ſchwächte die Einheit derſelben und erleichterte dem Jeſuitismus den Sieg.
3. Unglückliche politiſche Konſtellationen verſetzten der Reformation in Polen den letzten Schlag.

Mein Lied.

Als ich grübelnd meines Weges ging,
Stand ein Fenſter offen an dem Wege,
Hört' ich eine weiche Mädchenſtimme,
Die mein Lied hinausſang in den Abend.
Leiſe lauſchend ſtand ich ſtill am Fenſter,
War es doch, als wär ich längſt geſtorben
Und als zöge meines Lebens Seele
Mit der Stimme, die mein Lied hinausſang.

K. v. Freymann.

Literarische Rundschau.

Zur Geschichte des Lehnswesens in Livland.

Als erstes Heft des achtzehnten Bandes der von der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen herausgegebenen „Mitteilungen aus der livländischen Geschichte" erschien zu Ende des Jahres 1903 der erste Teil einer groß angelegten rechtsgeschichtlichen Arbeit, die „Zur Geschichte des Lehnswesens in Livland" betitelt ist und Astaf v. Transehe-Roseneck zum Verfasser hat.

Wenn wir es als befremdlich bezeichnen, daß die baltische Presse von einer so bedeutenden wissenschaftlichen Leistung bisher keine Notiz genommen hat, so wird voraussichtlich eingewandt werden, daß die Besprechung fachwissenschaftlicher Arbeiten füglich den Fachzeitschriften überlassen bleiben muß. Diesen Einwand können wir jedoch nur insofern gelten lassen, als dabei die eigentliche wissenschaftliche Kritik in Frage kommt und dem dergestalt eingeschränkten Zugeständnis folgt der Selbstvorwurf auf dem Fuße, daß wir unsre einzige Fachzeitschrift, die Dorpater „Zeitschrift für Rechtswissenschaft" und deren Fortsetzung, die „Dorpater juristischen Studien", dem bekannten großen „Grab der Wissenschaft" haben verfallen lassen. Unter solchen Umständen ist es wohl erst recht Sache der Presse, ihre Leser auf die Früchte baltischer Wissenschaft aufmerksam zu machen. Solcher Früchte gibt es ja nur noch wenige, und daß uns solche überhaupt noch beschert werden, ist doch wahrhaft herzerfreulich.

Die vorliegende Arbeit führt uns freilich weit ab von alledem, was heute die Geister bewegt und vielfach verwirrt. Das aber ist sicherlich kein Schade, vielmehr dürfte es sich in Zeiten der Unrast und politischer Erregung vorzüglich empfehlen, dem Gemüt zeitweilig in wissenschaftlicher Einkehr einen Ruhepunkt zu bieten. Weltflucht bedeutet das noch lange nicht! Seltsamerweise jedoch will „der Parteien Gunst und Haß" speziell den Gegenstand,

der uns hier beschäftigen soll, nicht unbedingt als einen solchen Ruhepunkt anerkennen. Denn wo vollkommene Unwissenheit oder das noch gefährlichere Halbwissen ihrer instinktiven Abneigung gegen alle mittelalterlichen Gebilde Ausdruck geben wollen, da lautet das Wort, das für die fehlenden Begriffe zur rechten Zeit sich einstellt, wohl unfehlbar „feudal". Ebenso muß das arme Wort herhalten, wo irgend ein Protz dem Gegenstande seines stumpfsinnigen Behagens gern den Anstrich der Vornehmheit geben möchte. Auch hier berühren sich die Gegensätze.

Die uns nunmehr gebotene Untersuchung der geschichtlichen Entwicklung des Lehnswesens in Livland ist so breit und tief angelegt, daß sie in dem vorliegenden Hefte nicht wohl zum Abschluß gebracht werden konnte, sie erschöpft aber doch, indem sie die Geschichte des „Mannlehens" oder Ritterlehens bis zum Untergang der politischen Selbständigkeit des Landes erledigt, den wichtigsten Teil, ja im Grunde alles, was man, wenn von Lehnrecht die Rede ist, gemeiniglich ins Auge zu fassen pflegt. Von dem in Aussicht gestellten zweiten Teil, der sich mit dem Lehen zu minderem Recht, ohne Mannschaft, beschäftigen soll, dürfen wir uns die Aufhellung eines bisher völlig vernachlässigten Gebiets unsrer Rechtsgeschichte versprechen. Das gilt auch vom dritten, abschließenden Teile, der aus der Geschichte des Lehnswesens die polnische, schwedische und russische Periode behandeln wird, und zwar, wie es in der Natur der Sache liegt, hauptsächlich in öffentlich-rechtlicher Beziehung. Meist begnügt man sich mit einer oberflächlichen Kenntnis des scheinbar episodenhaften Wiederauflebens der Lehnrechtsfrage zur Zeit der berüchtigten Güterreduktion Karls XI., auch weiß man sich allenfalls des Ukases oder Manifests vom 3. Mai 1783, als des Abschlusses dieser mehrhundertjährigen Geschichte, zu erinnern. Ein Ukas mußte es natürlich sein, denn ein solcher bezeichnete nunmehr im Rechtsleben Anfang oder Ende aller Dinge.

An dem jetzt vollendeten Teile sei zunächst die in logischer Folgerichtigkeit gegliederte Disposition, auf die bei der Darstellung von Rechtsverhältnissen natürlich besonders Gewicht zu legen ist, rühmend hervorgehoben. Dieser Vorzug würde durch Seitenüberschriften noch mehr zur Geltung gelangt sein. Sie halten dem Leser das spezielle Beweisthema, auf das man sich bei vielfacher Gliederung des Stoffes andernfalls erst besinnen muß, erwünschtermaßen beständig vor Augen.

Von überkommenen Lehrmeinungen hat sich der Verfasser vollkommen frei zu halten gewußt und demgemäß seine Arbeit durchweg auf eigene Quellenforschungen gegründet. Die Polemik gegen frühere Anschauungen war unter solchen Umständen in vielen Einzelfragen unvermeidlich, aber dem Leser wird durch gewissenhaftes Anführen der Quellen, deren Wortlaut in wichtigen Fällen

eingeschaltet ist, regelmäßig die Möglichkeit geboten, selbst zu prüfen. Die meisten Schriftsteller pflegen der Polemik ein sanftes Hinweggleiten über wissenschaftliche Gegensätze vorzuziehen und sich mit der Begründung der eigenen Anschauung zu begnügen, nicht selten jedoch zum Schaden der Sache, indem der Leser sich gelegentlich garnicht so recht dessen bewußt wird, hier oder dort an einem wissenschaftlichen Scheidewege angelangt zu sein. Dem wird durch Gegenüberstellung von These und Antithese am wirksamsten vorgebeugt; daraus folgt die Notwendigkeit der Polemik von selbst.

Nächst dem sorgfältigen Quellenstudium und der ausgiebigen Benutzung der neueren rechtsgeschichtlichen Literatur Deutschlands, erscheint als Vorzug der Arbeit der überall beobachtete enge Zusammenhang der politischen und vor allem sozialpolitischen Geschichte des Landes mit den zu behandelnden Gebieten der Rechtsgeschichte. Gleich die im Abschnitt „Allgemeines" gebotene Übersicht, für die der auswärtige Leser besonders dankbar sein wird, stellt die Arbeit unter diesen Gesichtspunkt. Wie ganz anders entwickelt sich nicht gegenwärtig die Entstehung der sogenannten Jungingenschen Gnade von 1397, jenes für die weitere Ausgestaltung des Lehnrechts so bedeutungsvollen Privilegs, seitdem sie, wie gehörig, aus den politischen Vorgängen ihrer bewegten Zeit abgeleitet worden ist.

Dasselbe gilt von dem bekannten Silvesterschen Gnadenrecht von 1457 und vollends von den letzten, unter dem Druck der für die Machtstellung der geistlichen Landesherren verhängnisvollen konfessionellen Wandlungen, den Prälaten von ihren Vasallen abgerungenen Zugeständnissen.

Vorzüglich diese Abschnitte wird auch der Nichtfachmann mit Vergnügen und Vorteil lesen. Unter den Rechtsinstituten, die durch v. Transehe eine wesentliche Klärung erfahren haben, sei das Gesamthandrecht besonders hervorgehoben. Es beansprucht in der Geschichte des Lehnrechts insofern erhöhtes Interesse, als in der gegen die Gesamthandfamilien innerhalb der Ritterschaft des Erzstifts Riga 1523 in Lemsal zustande gekommenen Einigung u. a. ein „Protest gegen die Bedrohung durch die, einen plutokratischen Charakter annehmenden Gesamthandfamilien, also gegen die Adhäsionskraft des Kapitals und gegen die Gefahr einer materiellen und sozialen Differenzierung der Ritterschaft" erblickt werden kann. Während sonst regelmäßig die Vasallenschaft durch gemeinsames Interesse ihrem Lehns- und Landesherrn gegenüber solidarisch verbunden erscheint, erblicken wir hier eine bedeutende Gruppe der Ritterschaft in doppelter Frontstellung. Durch ein andres Rechtsinstitut, die Weiterverlehnung oder Afterleihe, war, wie man von vornherein meinen sollte, die Gefahr einer „Differenzierung" erst recht nahe gelegt. Die Klasse der Aftervasallen war

wenig bekannt und beachtet. Sie ist eigentlich erst durch v. Transehes Studie „Die Afterlehen in Livland" (im „Jahrbuch für Genealogie, Heraldik und Sphragistik" 1896 und 1899) in unsre Rechtsgeschichte eingeführt worden. Obgleich nun das Rechtsverhältnis zwischen Vasall und Aftervasall in jeder Hinsicht dem zwischen dem oberen Lehnsherrn und Vasall analog war, hat gleichwohl, wie v. Transehe konstatiert, ein sozialer Niederschlag so wenig stattgefunden, daß uns nicht wenige Glieder der angesehensten und mächtigsten Adelsgeschlechter unter den Aftervasallen begegnen. Wer die Geschichte der ständischen Entwicklung der baltischen Ritterschaften bis in die neuere Zeit hinein sorgfältig verfolgt, der wird sich kaum dem Eindruck verschließen können, daß die glückliche Vermeidung einer Differenzierung innerhalb der korporativen Verbände in uraltem Rechtsboden wurzelt, an den ja wohl auch unser landtägliches „Virilstimmrecht" erinnert. Keinen geringen Anteil am einheitlichen Charakter des livländischen Lehnrechts und der damit zusammenhängenden festen Fügung der vasallischen Verbände wird man der Abwehr des Eindringens dienstrechtlicher Normen beizumessen haben. Im Gegensatz zu der von C. Schilling in seiner bekannten Studie „Die lehn- und erbrechtlichen Satzungen des Waldemar-Erichschen Rechts" vertretenen Anschauung hat von Transehe, wie uns scheint, überzeugend nachgewiesen, daß eine Verquickung lehn- und dienstrechtlicher Normen hier keineswegs stattgefunden hat, daß vielmehr das altlivländische Lehnrecht durchaus auf sächsischem Lehnrecht beruht, wobei in dessen Ausgestaltung schon früh die Neigung zu landrechtlichen Normen hervortritt.

Entsprechend dem Arbeitsplane mußte sich v. Transehe im wesentlichen auf die eigentliche lehnrechtliche Entwicklung beschränken. Und doch ist durch die vorliegende Studie unsre Kenntnis auch darüber hinaus in mehrfacher Beziehung erweitert worden, u. a. in betreff der Behördenverfassung und des Instanzenzuges. Den Landtag in der Eigenschaft einer höchsten Instanz binnen Landes lernen wir jetzt erst als einen Ausschuß von 21 Richtern kennen. Damit läßt sich schon etwas anfangen, zumal da wir erfahren, daß diese Oberinstanz in landtagsloser Zeit mindestens alle drei Jahre zusammentreten sollte. Den älteren Rechtshistorikern war auch das unbekannt.

Möge es v. Transehe gelingen, seine schöne Arbeit so durchzuführen, wie sie geplant ist. Wer die livländische rechtsgeschichtliche Literatur kennt, wird gern anerkennen, daß in ihr das uns jetzt gebotene Buch als die weitaus bedeutendste wissenschaftliche Leistung an erster Stelle steht.

H. v. Bruiningk.

Über Wolynskis „Der moderne Idealismus und Rußland.

Worte — Worte — Worte — ein Meer von Worten! Und hin und wieder wie tanzende Kähne auf wogenden Wellen — hier ein Gedanke — dort ein Gedanke! Aber immer wilder entbrennt das Meer — die Kähne schlagen um — und der Leser, der dem schwanken Gedankenkahn vertraute, greift ins Leere. Dennoch wird das Buch Wolynski's* Aufsehen erregen, denn die etwas verschwommene, indessen keineswegs seichte Mystik wird der Moderne zusagen. Es lohnt daher der Mühe, den Gedankengang Wolynskis darzulegen. Es ist nicht leicht, denn was Wolynski gibt, ist Offenbarungsphilosophie, angewandt auf bildende und dichtende Kunst, modernen Idealismus und Rußland. Hören wir: Körper und Seele des Menschen bilden in unteilbarer Vereinigung die menschliche Persönlichkeit. Im Zwiespalt mit diesen beiden Elementen trägt der Mensch ein drittes in sich — den Geist. Dieser Geist entspricht dem sokratischen Dämon, seine Äußerungen (z. B. das Gewissen) sind dem persönlich-egoistischen Element entgegengesetzt. Die Persönlichkeit ist subjektiv, der Geist objektiv. Dem Unterschied zwischen Seele und Geist entspricht in der Kantschen Philosophie der Unterschied zwischen Vernunft und Verstand (sic!). Auch Körper und Seele stehen im Gegensatz zu einander. Beide aber sind beherrscht vom egoistischen Willen. In seiner körperlichen Ausdrucksform strebt der Wille nach Befriedigung seiner unersättlichen Gelüste, er ist grob und gewaltsam, in seiner seelischen Ausdrucksform unterdrückt der Wille den Körper, er verachtet die Realität, ist aber nicht weniger egoistisch. Der Wille in Seele und Körper hängt am „Ich", auch die Seele mit allen ihren Feinheiten gehört der sinnlichen Welt an. Der Geist indessen entstammt der maß- und grenzenlosen Welt und vermittelt uns ihr Verständnis, er ist unpersönlich, universell und ideal, wie die Welt, aus der er kommt. Die Berührung des Menschen mit der übersinnlichen Welt durch den Geist wirkt auf seine körperlich-seelische Individualität, indem es sein Denken umgestaltet. Aus dem empirischen wird ein ideales Denken, den realen Bildern der Gegenstände stellt der Mensch die idealen Urbilder gegenüber.

*) A. L. Wolynski, Der moderne Idealismus und Rußland. Frankf. a. M. Lit. Anst. 1905.

Das Verständnis der Welt vollzieht sich nun in zwei Phasen. In der ersten Phase sieht der Mensch den Zwiespalt der realen Bilder und des Urbildes, dieser Zwiespalt erscheint tragisch und ist die Wurzel des Pessimismus. In der zweiten Phase sieht der Mensch die Bewegung des Bildes zum Urbilde, der Zwiespalt schwindet und in der Extase des Geistes sieht er die Bewegung als vollzogen, das Bild zum Urbilde geworden. Solch eine ekstatische Durchgeistigung des Menschen zeigen z. B. die Märtyrer, nicht allein die christlichen, sondern auch die der Wissenschaft. In den idealen Urbildern alles real Existierenden denken, bedeutet — idealistisch denken, sein eigenes ideales Urbild verwirklichen, und zur Verwirklichung der idealen Urbilder des Lebens überhaupt beitragen, bedeutet — idealistisch sein.

Die ganze menschliche Tätigkeit kann in eine theoretische und praktische eingeteilt werden, — künstlerisches Schaffen und solide Arbeit, wissenschaftliches, philosophisches und religiöses Denken. Wissenschaftliches Denken ist die Erforschung der körperlich-seelischen Welt, philosophisches Denken ist das Denken des menschlichen Verstandes über den Geist und die Welt durch metaphysische Ideen des Geistes, das einheitliche Denken über Mensch und Welt ist das religiöse Denken, welches von dem unmittelbaren Empfinden der Gottheit ausgeht. Durch das Prisma der Gottheit betrachtet, zeigen sich die Erscheinungen des Lebens in konkreter Deutlichkeit auf mystisch-grenzenlosem Hintergrunde, die sinnliche und übersinnliche Welt, welche das profane Denken scheidet, erscheinen im religiösen Denken verschmolzen. Diese Kraft gewinnt das mystisch-religiöse Denken hauptsächlich durch den Begriff Golgathas, durch „die Idee der freiwilligen Kreuzigung des persönlichen „Ich" im Namen des Geistes, der Berauschung an der Gottheit, der Metaphysik, der himmlischen Wahrheit, die in die nüchterne Welt der Lebensbeziehungen durch das Blut Golgathas hinabsteigt." Doch unterliegt das mystische Denken der Kontrolle der Vernunft. Dieses nun, das mystische, religiöse Denken, das Erfassen der Welt aus der Empfindung der Gottheit heraus ist das Ziel und wird das Resultat der modernen idealistischen Woge sein. Obwohl nun Rußland hinter den beständigen wissenschaftlich-philosophischen Errungenschaften Europas bedeutend zurückgeblieben ist, „ist es unmöglich nicht zu sehen und zu fühlen, daß gerade in der idealistischen Bewegung Rußland eine wichtige Rolle spielen wird. Bei der Abwesenheit alter kultureller Aufschichtungen kann der russische Mensch in vieler Hinsicht in einer günstigeren Lage sein" (sic!). In der Kunst treten die großen Kontraste der empirischen und der mystischen Welt noch greller als im Leben selbst hervor. Die Kunst an und für sich unterstreicht diesen Zwiespalt, die höchste, geistige Kunst aber versöhnt ihn, sie schreitet von dem

Empirischen zum Realen fort, „von den realen, körperlich-seelischen Bildern der umgebenden Welt zu den flammenden Urbildern der Wirklichkeit in ihren neuen, frischen, edlen Verkörperungen."

Die Darstellung der Dinge in ihren Urbildern durch die bildende Kunst bezeichnet Wolynski als Ikonographie, welche das Wesen der Dinge darstellt. Diesen Anforderungen entsprechen die Kunst der italienischen Renaissance und die östlich-byzantinische Ikonographie „mit der herrlichen Variante des grichisch-byzantinischen Schaffens auf dem Gebiete der russischen Heiligenmalerei". Beide haben den Höhepunkt ihrer Entwicklung erreicht. In der metaphysischen Darstellung der Welt erscheint indessen die byzantinische Ikonographie vollendeter und tiefer. Doch ist auch sie in ihren Formen beschränkt. Die neue Kunst, die neue moderne Ikonographie wird die ganze Welt vergöttlichen, — eine Synthese der realistischen Malerei und der Ikonographie im engen Sinne des Wortes. Diese Synthese ist das Streben der modernen Malerei mit all ihrem Impressionismus und ihrer Dekadenz. Sie leidet noch unter dem Subjektivismus, sie steht in der ersten Phase, dem Zwiespalt zwischen Bild und Urbild, aber — all dies ist heilig — ist die Konvulsion des entstehenden künstlerischen Idealismus. Wenn die idealistische Malerei zur Ikonographie hinneigt, „so muß und soll die künstlerische Literatur zu einem gewissen neuen, göttlichen Worte werden, in dem alle Wahrheiten, die irdischen und die himlischen, alle Wiedersprüche der menschlichen Geschichte, alle ihre tragischen Zwiespälte mit ihren lyrischen Lösungen gegeben sind". Das Bestreben der Literatur zum göttlichen Worte zu werden fällt besonders beim Studium der modernen Literatur auf. „Sie sucht den neuen Menschen unter dem Wesen des neuen Geistes". Ihre Krankheitserscheinungen rühren daher, daß sie den Individualismus, die Herrschaft des seelisch-körperlichen noch nicht überwunden hat, auch sie ist noch in der ersten Phase, aber sie wird den Individualismus abstreifen. In ihrer Selbstanalyse begegnet die Dekadenz dem Empfinden der Gottheit, daher die Umkehr zum Idealismus. Es folgen Beispiele, zuerst Nietzsche: „Wirklich, was ist die ganze Philosophie Nitzsches anders, als ein flammender Traum vom Uebermenschen, vom neuen Menschen". Er sucht ihn indeß fehlerhaft in der Richtung eines Ultraindividualismus. „Aber dieses Suchen selbst, dieser krankhafte Ekel gegen das Alte, Abgelebte, gegen den alten Körper und die alte Seele, die Grundpfeiler einer jeden Rechtgläubigkeit im Leben, macht ihn zum echten Philosophen der neuen Geschichte.

Auch die russische Literatur ist mit dem Suchen der neuen Menschen, der neuen Schönheit beschäftigt. Von den folgenden, zum Teil recht feinsinnigen, Besprechungen will ich nur einen Satz herausheben: „Unwillkürlich sagt man sich, das Tolstoj ein

russischer Luther sei, vielleicht noch ein größerer und tieferer, als der deutsche Luther ꝛc." Wolynski schließt mit der Aussicht auf ein neues freies Gottesreich, in welchem es keine Beleidigten und Beleidiger mehr geben wird. „Es weht ein neuer, neuer Geist, und auch Rußland, ein lebendiger Teil des lebendigen Europas, eilt . . mit verheißendem Blick voran". —

Genug! Uebergenug von diesem umgekehrten Nietzsche! Genug von einer Philosophie, die im kreißenden Wirbel ungezählter Systeme geboren, nur allzusehr den Eindruck eines Findelkindes hervorruft! Die Auflösung des Dualismus durch einen Trealismus ist mir allerdings neu, übrigens wäre es mit dem Willen ein Quartualismus. Welch eine Unterschätzung des alten Dualismus, der ein Dualismus nicht etwa der Wolynskischen Seele und des Körpers, sondern des Geistes und des Körpers ist! Und die Seele selbst, wenn sie nicht dem grenzenlosen Reiche, nicht dem Geiste entstammt ist, woher ist sie und welche Bedeutung hat sie? Ist sie nicht mehr als der Begriff des Egoismus, der Geist aber des Altruismus? Ist diese Philosophie, welche die Kernfragen umgeht, nicht mehr als eine Paraphrase des Wortes: Und Gott schuf den Menschen sich zum Bilde? Ist die körperlich-seelische Individualität sinnlich und vergänglich? Ist auch die Seele Körper? Wie, wenn sie nicht Geist, sondern Körper ist, wenn sie der sinnlichen Welt angehört, wie kann der Geist auf sie wirken? Wenn aber in uns der Geist das ewige Element ist, die Seele aber sinnlich und vergänglich, ist die Seele in diesem Falle nicht nur Attribut des Körpers und der Geist die eigentliche Seele? Alles dieses und tausendmal mehr werden wir wissen, wenn die neue Erde und der neue Mensch entstanden sind. Dann werden wir auch wissen, woher wir kommen und wohin wir gehen, was Wolynski zu erörtern nicht für nötig befunden hat. — Und die Künstler werden sie uns schaffen, diese neue Welt! Sie werden so lange die Welt durch das Prisma der Gottheit betrachten, bis die Welt ganz und gar vergöttlicht ist! Jawohl — das werden sie tun, die heiligen Künstler der Moderne! — Wenn mir die Gottheit die Wahrheit böte in der einen Hand und in der anderen das ewige Suchen der Wahrheit, ich würde das Suchen wählen, so etwa sagt Lessing. Das ist Wolynskis Geschmack nicht!

Der Gefährte der Unklarheit ist die blinde Ueberhebung, die Ueberschätzung des menschlichen Geistes im allgemeinen, des Volksgeistes im besonderen. Blinde Ueberhebung und maßlose Uebertreibung! Jeder Größenunterschied verschwimmt vor diesen prophetischen Augen! Aus welchem Grunde sollte Tolstoj ein russischer Luther sein? Weiß Wolynski nicht was Luther getan hat? — Er hat das Mittelalter aus den Angeln gehoben!

Aber mir ist, als wäre ich dieser Art des Philisophierens und diesem Idealismus schon einmal begegnet; eine stockende, aber unendlich beharrliche Stimme klingt mir in den Ohren. Ich erinnere mich des Vorfalles, es war in Dorpat im Restaurant Kubrawzew. Ein junger schmächtiger Mann, im grauen Studentenrock hielt einen älteren beleibten Herren am Knopfloch und redete heftig auf ihn ein: „Das Princip", sagte er, „verstehen sie, das Prinzip — das Prinzip ist das Grundlegende — verstehen sie — das Grundlegende!"

„Warum regen sie sich auf Akaki Porfiritsch", sagte der dicke Herr „wir wollen lieber einen Schnaps trinken!"

„Das Princip", wiederholte der Student „das Princip ist das Grundlegende — verstehen sie, das Grundlegende!"

Sollten wir diese Idealisten nicht kennen und ihre neue Erde, diese Idealisten, die in einem Atemzuge von Menschenrechten und Fremdstämmigen reden? — Ich breche ab — den Rest des Artikels streicht den Fremdsprachigen sowieso der Zensor.

Karl v. Freymann.

Wolynski's „Buch vom großen Zorn".

„Die Haarfarbe scheint bei Dostojewski dem Grade der Intensität des persönlichen menschlichen Elements zu entsprechen, und sozusagen dem Grade seiner Offenheit für regenerierende, gnadenvolle Einwirkungen des Himmels. . ." Ich las anfangs in aller Ruhe über diesen Satz hinweg. Nach einigen Minuten verspürte ich ein Unbehagen, ich stand auf und ging ein wenig hin und her, dann setzte ich mich wieder und versuchte zu lesen, aber die Buchstaben blickten mich so sonderbar schwarz und gleichförmig an und sie schienen mir keinen Sinn zu geben. Ich sah auf und überlegte. Sollte wirklich Dostojewski — — — — Der Stachel des Satzes saß mir im Fleische. Doch versuchte ich wider den Stachel zu löken. Ach was, dachte ich in rationalistischem Leichtsinn, aus welchem Grunde sollte wohl dieses der Fall sein? Nach einer halben Stunde begriff ich, daß ich den Satz von der Haarfarbe nicht ungestraft gelesen hatte. Er saß tief im Fleisch und bohrte, er bohrte still aber schmerzhaft. Die Frage, ob bei Dostojewski die Haarfarbe dem Grade der Intensität des

persönlich-menschlichen Elements entspräche, begann für mich brennend zu werden. Die Lösung der Frage aber erwies sich so schwierig, daß ich mit Satz, Stachel und ungelöster Frage zu Bett ging. Mir träumte, mein Haar wäre schwarz und ein boshafter schwarzer Teufel stieße mich mit einer langen, langen Ofengabel in den schwärzesten Pfuhl der Hölle. Haarfarbe, Haarfarbe, Haarfarbe! rief er höhnisch und beugte sich schadenfroh über den Rand des Höllenpfuhls. Dieser Traum stimmte mich doch bedenklich. Ich äußerte meine Zweifel einem guten Freunde, den ich zufällig auf der Straße traf. „Blödsinn", sagte er kurz und betrachtete mich mißtrauisch von der Seite. Abwarten, dachte ich. Und ich hatte recht. Als ich ihm nach einigen Tagen abermals begegnete, kam er hastig auf mich zu. „Weißt du", sagte er, „ich habe mir deine Bemerkung von vorhin überlegt; es ist doch sehr wohl möglich, daß bei Dostojewski die Haarfarbe" — „Siehst du", entgegnete ich triumphierend. Es war wie mit Mark Twains Liede vom grünen und roten Schein; seit ich den Satz weiter gegeben, war mir die Bedeutung der Haarfarbe gleichgültig geworden. Aber Wolynskis Satz wandert nun wohl auf meine Reichnung.

Wer sich über diesen Satz näher orientieren will, findet ihn in Wolynskis „Buch vom großen Zorn"*. Dieses Werk enthält die kritische Untersuchung dreier Dostojewskischer Romane (Teufel, Idiot, Schuld und Sühne) und gibt an der Hand dieser Romane eine Kritik der Kunst Dostojewskis. Ein weiterer Band über das Reich der Karamasows wird demnächst gleichfalls in deutscher Übersetzung erscheinen. (Literarische Anstalt, Franfurt a. M.) Die Geschichte des Satzes habe ich nicht zum Scherz erzählt.

Die kritische Analyse Wolynskis ist reich an ähnlich qualvollen Sätzen und Behauptungen, sie ist scharf, aber von der Art der Schärfe, die leicht schartig wird. Wolynski faßt die Darstellungsweise Dostojewskis als symbolisch-mystische. Dostojewski zeichnet „nicht mit einfach künstlerischen, sondern mit künstlerisch symbolischen Zügen." Um Dostojewski zu verstehen, bedürfen wir eines Erforschens seiner Gedanken, „sozusagen vermittels des Fleisches seiner Helden, weil dieser Künstler selbst, bei der erstaunlichen Höhe seiner Aufschwünge, in die Abgründe des Lebens durch die beweglichen Linien und Formen des Fleisches in ihren launenhaften Verknüpfungen und ihrem mystisch-sinnlichen Spiel schaut. Eine solche ist die symbolische, man kann wohl sagen, apokalyptische Schreibart Dostojewskis. . . ." Wolynski will den Begriff des Symbolischen nicht in der Bedeutung der Erhebung des Besonderen zum Allgemein-menschlichen verstanden wissen, sondern als eine Art konventioneller Zeichen, die einen gewissen Gedanken des

*) A. L. Wolynski, Das Buch vom großen Zorn. Frankf. a. M. Liter. Anstalt. 1905.

Künstlers symbolisieren. Die Schreibart Dostojewskis ist — „nicht die echt künstlerische Schreibart, die die Ideen in bildlichen und plastischen Formen wiedergibt, in natürlichen, nicht angespannten, die von dem Künstler nicht förmlich erfunden sind und geradezu das Leben selbst abbilden, sondern eine wissenschaftlich-philosophische Chiffre, die man erraten, in die Sprache der gewöhnlichen Vorstellungen und Begriffe mit Hülfe der logischen Analyse übersetzen muß." — Von diesem Gedanken ausgehend, dechiffriert Wolynski Zug um Zug die Dostojewskische Darstellung. Er verfällt dabei, wie leicht erklärlich, im einzelnen der Uebertreibung. Er faßt Einzelheiten als symbolisch, die nicht symbolisch sind. Er sucht der Darstellung eine symbolisch-mystische Deutung zu geben, auch dort, wo sie nicht mystisch-symbolische Offenbarung, nicht Zeichensprache, sondern naturgemäße Psychologie ist. Ein Beispiel für viele: wenn Stawrogin, aus tiefen Gedanken erwachend, beharrlich und neugierig nach einem in der Ecke des Zimmers ihn verblüffenden Gegenstande hinschaut, so bezeichnet Wolynski diese gedankenvolle Zerstreutheit als Verstandeshypnose, und benutzt diesen Vorgang als Beleg dafür, daß Stawrogin ein Verstandeshypnotiker sei, ein Mensch, der ausschließlich unter dem Einfluß des abstrakt formellen Denkens steht und keiner Beeinflussung durch Gefühl und Geist zugänglich ist. Es ist aber kein Beleg, denn dergleichen kann jedem passieren. Die Definition der Dostojewskischen Darstellungsweise, wie sie Wolynski gibt, ist zwar geistreich und treffend, indessen nicht so erschöpfend und in allem zutreffend, daß sich auf ihrer Grundlage eine in allen Einzelheiten fehlerlose Untersuchung aufbauen ließe. Allerdings ist Dostojewskis Kunst symbolisch. Von der Idee ausgehend schafft Dostojewski die Welten seiner Romane, und die Figuren dieser Romane sind vor allem Ideenträger. Doch ist die gestaltende Kraft Dostojewskis so groß, so sehr selbst seine Verstandestätigkeit überragend, daß die Ideenträger unter seiner Hand zu lebendigen Menschen werden, die von Fleisch und Blut sind, und keine Chiffern. Ihre symbolische Bedeutung erhalten sie erst durch ihr Zusammenwirken, dadurch, daß sie sich allesamt nach den Gesetzen einer Welt bewegen, deren Gesetze der Idee entsprechen, die diese Welt aus dem Nichts hervorbrachte. Es ist daher fehlerhaft, sie einzeln genommen als Chiffern zu betrachten, in ihrer Welt sind es Menschen. Die Auffassung Wolynskis wäre demnach zu eng. — Dieselbe Enge erzeugt einen weiteren Fehler: die einzelnen Personen, sogar die einzelnen Aussprüche der Personen überschatten in Wolynskis Auffassung das Gesamtbild. Er sieht Erleuchtungen, Offenbarungen mystisch-symbolischer Natur in Einzelaussprüchen, die nicht so und nicht einmal so beabsichtigt erscheinen, und er wirkt durch diese Uebertreibung geheimnisvoller als der Text, den er kommentiert.

Er sucht die Vorstellung zu erwecken, als berge sich hinter den geheimnisschwangeren Gedanken Dostojewskis, außer dem Geheimnisvollen, das wir ahnen, noch ein weit tieferes, weit unergründlicheres Geheimnis, welches wir auch nicht ahnen. Aber dieser Superlativ des Geheimnisses gehört Wolynski allein, und er zerrinnt ihm unter den Händen. Wie vorauszusehen, denn in der Kunst Dostojewskis birgt sich das ewige Geheimnis des Lebens, und dieses ist eines, keiner Steigerung fähig und gerade geheimnisvoll genug.

In der kritischen Analyse des Dostojewskischen Dichtens bis zu seinen geheimsten Triebfedern fortschreitend, gelangt Wolynski dazu, als den innersten Kern dieser Dichtungsweise den Gegensatz zwischen Gut und Böse, zwischen Himmel und Hölle zu bezeichnen. Und das ist in der Tat sehr richtig. Dostojewski ist Dualist. Er ist so sehr Dualist, daß er keinen Anstand nimmt den Gegensatz zwischen Gut und Böse, den er in der Brust des Menschen vorfindet, zum Ausgangspunkt seines gesamten Denkens zu machen. In genialer Logik ergänzt er diesen Gegensatz durch Himmel und Hölle, denn der Widerstreit zwischen Gut und Böse ergibt nur dann einen klaren Sinn, wenn ihm ein wirklicher realer Himmel und eine tatsächliche Hölle entsprechen. Dostojewski glaubte an Himmel und Hölle in Sinne der heiligen Schrift, und dieser Glaube gibt seiner Tragik die furchtbare Wucht, die Hölle seiner Schriften, die nicht von dieser Welt ist, ist das packende Geheimnis Dostojewskischer Kunst. Wolynski dagegen glaubt nicht an Himmel und Hölle, zum mindesten nicht an die Hölle, sondern an den Gegensatz des geistigen und persönlichen seelischen Elementes im Menschen, was etwas wesentlich anderes ist. Der auf der Basis einer realen Hölle und eines realen Himmels geschaffene Gegensatz Dostojewskis erscheint ihm daher verzerrt, die Auffassung selbst — dogmatisch, starr, in byzantinischen Vorurteilen befangen. Er teilt die Auffassung Dostojewskis nicht, er will und kann sie nicht teilen, auch nicht einen Augenblick lang, auf dem Boden der Kritik. Wolynski sieht daher die Gestalten Dostojewskis nur von einer Seite und sie erscheinen ihm unproportioniert. Die Dostojewskische Dichtung endigt ihm gegen die Regeln aller Kunst in Disharmonie und entbehrt der künstlerischen Einheit. Dies ist aber nicht der Fall, sobald wir den Widerspruch gegen die Anschauung, aus der diese Kunst entstanden ist, aufgeben. Das Umgekehrte ist sodann der Fall. Wenn die Welt aus Himmel und Hölle besteht und dem Zwischenreich der Erde, so ist der Gegensatz zwischen Gut und Böse real und unlösbar, und die irdische Harmonie würde die Harmonie des Ganzen zerstören. Wolynski aber ist trotz seines Idealismus, trotz Symbolismus und Mystik ein Optimist und Rationalist und ein ernsthafter Höllenglaube erscheint ihm absurd

und kindisch. Da er an Dostojewskis Verstand und Genie nicht zweifelt, so bleibt ihm nur ein Ausweg: die Auffassung Dostojewskis zu Dostojewskis größerer Ehre zu korrigieren. Und obgleich von diesem Gesichtspunkte betrachtet die Gestalten Dostojewskis zwar übermenschlich groß, aber proportioniert erscheinen, obgleich aus dieser Auffassung her der Geist des Grenzenlosen in die Werke Dostojewskis gedrungen ist, vollzieht Wolynski die Korrektur, mit sachter Hand, doch er vollzieht sie. In einem Falle ist die Korektur sehr sichtbar. Dostojewski sagt über Stawrogins Erziehung: „Stephan Trofimowitsch verstand es, in dem Herzen seines Freundes (Stawrogins) die tiefsten Saiten zu berühren und ihm die erste noch unbestimmte Empfindung einer ewigen heiligen Sehnsucht hervorzurufen" . . . Hierzu bemerkt Wolynski: „Das ist es eben, daß diese „ewige, heilige Sehnsucht" Stawrogin fremd ist — diese Stimme des Geistes, die Stimme des Himmels im Menschen selbst". — Wolynski kann die ewige Sehnsucht in einem durchweg Gottlosen nicht zulassen, Dostojewski der an Himmel und Hölle glaubt, kann den Gottverlassenen, trotz dieser ewigen Sehnsucht, vom Bösen übermannt zu Grunde gehen lassen. So trägt zum großen Gegensatz des Guten und Bösen der Kommentator noch seinen eigenen, geringeren Gegensatz in den Text.

Ich bin den Beleg für Wolynskis optimistisch gefärbten Rationalismus schuldig: Nach Wolynskis Ansicht kann kein Mensch, in dem noch das Streben nach dem ewigen lebendig ist, durch Selbstmord endigen und große Menschen bejahen stets das Leben. — Wir denken dabei an Kleists stillfeierliches Grab in ungeweihter Erde. — Mit dem Maßstabe, den ein durch mystische Begeisterung emporgehobener, im Grunde aber rationalistischer Optimismus erzeugt, kann Dostojewski nicht gemessen werden, denn er ist tiefer.

Ich möchte nicht den Eindruck hervorrufen, als dächte ich gering von Wolynskis Können. Dostojewski ist der König eines weiten Reiches; was zwischen Himmel und Erde ist, und ein wenig mehr gehört seinem Schaffen. In diesem Reiche weilen der Sonnenschein und das Grausen nahe bei einander, in Schlucht und Abgrund waltet ein beklemmendes Dunkel — so wollen wir an der Hand Wolynskis in dieses Dunkel hinabsteigen. Keine Sonne trägt unser Führer in seiner Rechten, sondern eine schwählende Fackel; bisweilen wenn der Wind den Rauch zur Seite treibt, sehen wir klar, bisweilen schlagen uns Rauch und Qualm seiner mystischen Philosophie ins Gesicht und wir erkennen nichts mehr. — Aber es ist eine Fackel, die er trägt, und kein Stearinlicht.

Karl v. Freymann.

Über Ursprung und Entwicklung des Dramas.

„Im Material und in der Art der Nachahmung unterscheiden sie sich, das Ziel aber ist beiden gemeinsam."

Obiges Wort stammt von Plutarch, und bekanntlich hat Lessing den Vordersatz als Motto für seinen Laokoon gewählt. Er läßt den Nachsatz fort, weil es sich bei seinen berühmten Untersuchungen im Laokoon in der Tat zunächst nur um den Unterschied zwischen den beiden Kunstreihen, der räumlichen (Plastik, Malerei, Architektonik) und zeitlichen (Tanz, Poesie, Musik) nach Material und Art der Nachahmung handelt. Aus diesem Unterschied des Materials und der Art der Nachahmung sucht Lessing die unterscheidenden Merkmale und die verschiedenen Aufgaben der beiden Kunstgruppen nachzuweisen. Dabei akzeptiert er ohne weiteres die Meinung der Alten, daß alle Kunst Nachahmung ist, ohne sich auf eine Untersuchung darüber einzulassen, was unter solcher Nachahmung eigentlich zu verstehen sei. Diese Unterlassung führt ihn zu einem Endresultat, das wir heute als ein zu äußerliches doch nicht mehr ganz gelten lassen wollen. Er sagt: die eine Kunstreihe ahme Körper, die andre Handlungen nach.

Käme es auf die bloß äußerliche Nachahmung, auf die möglichst deutliche äußere Aehnlichkeit an, so müßte die Photographie das vollendetste unter allen malerischen Kunstwerken sein. Und doch ziehen wir die wirklich künstlerische Darstellung aus freier Hand der Photographie vor. Unzweifelhaft ist, daß das Moment der rein äußerlichen Aehnlichkeit auf der primitivsten Kunststufe keine geringe Rolle spielt. Schon die Erkenntnis „dies ist das" löst hier ästhetische Freude aus. Aber bald macht sich ein Anderes geltend. Man beobachtet ebenso bei den Kunstübungen von Naturvölkern wie von Kindern, daß Nachahmungen abweichendster Art den wohlgelungensten nicht selten vorgezogen werden. Es ist oft nur ein Zug an dem sonst ganz unähnlichen Gebilde, der an das Original erinnert, dieser Zug ist aber ein besonders charakteristischer. Es ist der, an dem die Seele des Beschauers den Gegenstand erfaßte, der ihr gewissermaßen sein eigentlichstes Wesen offenbarte und den sie in der Nachahmung festzuhalten sucht, um die Erinnerung an das Wesen des Gegenstandes bei sich und andern zu wecken. Die ästhetische Freude beruht also auch hier auf der Aehnlichkeit, aber nicht mehr auf der äußeren, körperlichen, sondern der inneren, seelischen. Und je weiter und höher sich die Kunst

entwickelt, um so mehr spielt dieses Moment des charakteristisch Seelischen eine Rolle. Alle Kunst ist daher im letzten Grunde nicht Nachahmung von Körpern und Handlungen, sondern von Seelenleben durch Körper und Handlungen. Damit wird der zweite Teil des oben zitierten griechischen Wortes, den Lessing fortließ, akzeptabel: „Das Ziel aber ist beiden (Kunstgruppen, der räumlichen und zeitlichen) gemeinsam", denn das Ziel bedeutet: Darstellung von seelischem Leben.

Jedes Kunstwerk hat nach dieser Auffassung von dem Wesen der Kunst ein doppeltes Element, ein objektives und ein subjektives. Der Künstler sucht das Wesen seines Gegenstandes zu ergründen und darzustellen, er schöpft aus ihm heraus, und soweit ist er objektiv; anderseits aber trägt er doch auch wieder sein Wesen, seine Auffassung in den Gegenstand hinein, und stellt dann dieses sein Wesen in dem Kunstwerk dar; soweit ist er subjektiv. Es ist Seele des Gegenstandes und Seele des Künstlers, die uns jedesmal im Kunstwerk geboten wird. Ebenso tritt auch der Laie mit objektiv-subjektivem Erkenntnisvermögen dem Kunstwerk gegenüber, und je mehr sich dieses mit dem des Künstlers deckt, um so mehr Verständnis findet das Kunstwerk. Der Künstler hat aber meist viel schärfere seelische Augen als der Laie, und so wird das Kunstwerk auch in seinem rein objektiven Element häufig vom Laien nicht erkannt und verworfen, bis nach Jahr und Tag — es hat zuweilen schon Jahrhunderte gedauert — ein Sehender kommt, der dann auch den Blinden die Augen auftut. „Das Wort fasset nicht jedermann, sondern nur die, denen es gegeben ist." Das Wort kann auch ein Kunstwerk sein.

Der Reiz der Außenwelt wirkt als ein Seelisches auf die Seele des Menschen, und das Kunstwerk ist das Echo, in dem sie diesen Reiz auslöst und zurückgibt. Das Ziel aller Kunst ist dasselbe, und auch der Ausgangspunkt aller Kunst ist derselbe. Aber auch die Darstellungsmittel scheinen — so verschieden sie im Lauf einer schier endlosen Entwicklung geworden — ursprünglich dieselben gewesen zu sein. Die Gebärdensprache, Pantomime, ist, wie Wilhelm Wundt in seiner „Völkerpsychologie" dartut, nicht nur als die Urform der Sprache das älteste Darstellungs- und Verständigungsmittel und deshalb die Grundlage aller Kultur, sondern auch die gemeinsame Mutter aller Künste. In ihr schlummern wie im Keim alle künstlerischen Anfänge, und aus ihr lösen sich allmählich die einzelnen Künste los und wandeln ihre gesonderten Bahnen. Das merkwürdige aber ist, daß sie auf ihrem Höhepunkt sich wieder nähern und zur Einheit, aus der sie hervorgingen, zusammenzuschließen scheinen, so in der griechischen Tragödie, wo zur Erzielung der Gesamtwirkung die poetischen, musikalischen, orchestischen, bildnerischen, malerischen und architek-

tonischen Elemente harmonisch zusammenklingen, so als Ideal erstrebt, wenn auch nicht vollkommen erreicht, in dem „Wortton-drama" von Richard Wagner.

Dramatischen Charakter also haben die Anfänge aller Kunst und auf eine dramatische Spitze läuft wieder alle Entwickelung der Kunst heraus. Die Anlässe aber, die die Pantomime als Verständigungs- und Kunstmittel erst verständlich machten, waren sozialer Art. Das, was alle gemeinsam und gleichartig in Lust und Schmerzen empfinden, kam durch die Pantomime zum Ausdruck und wurde verstanden, weil es eben gemeinsam und gleichartig empfunden wurde. Und so zeigt die dramatische Kunst schon in ihren ersten Anfängen ein soziales Gesicht. Sie beruht schon hier auf dem Gemeingefühl, sie wird durch dasselbe, und sie wächst mit ihm aus kleinem Keim zu einem gewaltigen Baum, sie ändert sich mit ihm, und sie schrumpft zusammen und wird nur künstlich über Wasser gehalten, wo dieses Sozialempfinden undeutlich wird.

Das dramatische Agens aber, das die theatralische Schaustellung erst zum dramatischen Spiel, zum Drama macht, erscheint erst in dem Augenblick, wo in diesem alle beherrschenden Gemeingefühl eine Spaltung der Art eintritt, daß sich einzelne Personen, Gruppen oder ganze Stände gegen das bisher Giltige aus Leidenschaft, oder um einer neuen, höheren, aus einer tieferen Ethik herausgeborenen Gerechtigkeit willen auflehnen. Jetzt wird die Szene zum Tribunal, in dem das pro und contra erörtert und das Verdikt von den zuschauenden Volksgenossen gefällt wird. Das Publikum also ist der Richter, es wirkt als solcher mit, daß die Veranstaltung ihren Zweck erreiche. Es beseitigt durch seinen Wahrspruch den Zwiespalt. Man hat immer wieder gesagt, Kunst habe mit der Moral nichts zu tun, und das trifft sicher zu, soweit es sich dabei um die philiströse Alltagsmoral handelt. Aber wie das Geimeingefühl im Wesentlichen auf der Uebereinstimmung in ethischen Fragen beruht, so ist gerade die Erörterung ethischer Fragen im höchsten Sinne das Lebenselement der dramatischen Volkskunst. Diese dramatische Volkskunst lebt und stirbt mit dem Interesse der Menge für solche Fragen. Sie hängt an der sittlichen Produktionskraft des Volkes und wird durch sie erst Weltanschauungs- und damit Ewigkeitskunst. Freilich gehören auf die Bühne der Volkskunst nur solche sittliche Fragen, die die ganze Masse bewegen; sonst hört der Kontakt zwischen Bühne und Publikum auf. Ferner erhellt, daß trotz des sich geltend machenden Neuen das Gemeingefühl so stark sein muß, daß in Bezug auf die Entscheidung über die erörterten Fragen bei der großen Mehrheit kein Zweifel aufkommen kann; im andern Fall würde der Spruch kein Volksspruch sein.

Selten und immer nur vorübergehend werden in der Entwicklung der Völker diese Bedingungen, die für eine Volksbühne im wahren Sinn des Wortes notwendig sind, eintreten. Die sich widerstreitenden sittlichen Tendenzen, die der Lebensodem des nationalen Dramas sind, solange das Volk national d. h. aus dem Gemeingefühl heraus entscheidet, führen nur zu bald eine dauernde Spaltung und Zerklüftung herbei, die Skepsis und Gleichgültigkeit für sittliche Probleme zeitigen, und damit ist dem nationalen Drama der Todesstoß gegeben.

An Stelle der Volkskunst tritt Gesellschaftskunst oder gar die Kunst literarischer Cliquen und kaufmännischen Spekulantentums, die dem Volk fremd und gleichgiltig ist. Das Drama, das auf seiner Höhe als Volkskunst Ewigkeitsprobleme behandelte und Weltanschauungskunst war, wird der Tummelplatz für Kuriositäten, Tagesfragen, klingende Phrasen oder der Diener des Sinnenkitzels.

So läuft die Geschichte der dramatischen Kunst der Geschichte der Völker parallel, und wer sie darstellen will, nach Ursache und Wirkung darstellen will, der muß sie aus dem Gang der ganzen weitverzweigten sozial-ethischen Entwickelung darzustellen suchen.

In diesem Sinne hat Max Marterſteig eine Geschichte des deutschen Theaters im 19. Jahrhunderts geschrieben*. Es ist das ein hervorragendes Buch, ein monumentales Werk, in dem ein geradezu ungeheurer Stoff in bewundrungswürdiger Weise gesammelt, gesichtet, gruppiert und mit Meisterschaft darstellend verarbeitet worden ist.

Mit einer gewissen Wehmut gedenkt man beim lesen dieses Buches daran, daß der Verfasser, eine künstlerische Kapizität allerersten Ranges, einmal der Leiter unserer baltischen Bühne war und hier — dem Ansturm einer kurzsichtigen Kotterie, deren Bestrebungen mit Kunst nichts gemein hatte, weichen mußte. Vielleicht wird eine Geschichte des rigischen Stadttheaters dereinst konstatieren, daß mit diesem Moment der Verfall des rigischen Theaterwesens begann.

K. Stavenhagen.

*) Max Marterſteig, Das deutsche Theater im 19. Jahrhundert. Eine kulturgeschichtliche Darstellung. Leipzig, Breitkopf u. Härtel, 1904. 735 S. Preis M. 15.

Vom Tage.

Briefe vom Embach.

I.

Februar 1905.

Die Arbeiterbewegung, die in Riga weitere Dimensionen annahm und noch immer nicht ganz zur Ruhe kommen will, hat sich bei uns in Nordlivland auf ziemlich enge Grenzen beschränkt. Weder die Masse der Streikenden, noch Umfang und From der Exzesse haben die in einigen Kreisen gehegten schweren Befürchtungen gerechtfertigt. Die Teilnehmer am Ausstand oder an der ohne Arbeitseinstellung versuchten Überrumpelung der Arbeitgeber zwecks Erzwingung günstiger Arbeits- und Lohnbedigungen sind zu trennen von jener durch auswärtige Emissäre haranguierten Menge in der Mehrzahl halbwüchsiger Rowdies, welche die dramatische Ausgestaltung der Situation durch Skandalmachen, Fenster- und Laterneneinwerfen 2c. sich angelegen sein ließen. Polizei und Kosaken waren zum Schutz der öffentlichen Ordnung auf dem Platz. Zu Zusammenstößen ist es nicht gekommen. Selbst diejenigen Elemente unter den Arbeitern, denen es nicht um Inszenierung von Kravallen zu tun war, die vielmehr lediglich ihre Unzufriedenheit zum Ausdruck zu bringen suchten, spielten mehr oder weniger die Rolle von Marionetten in einem Stück, das sie nichts anging und dessen Fäden von fremden Händen regiert wurden. Die Verquickung mit sozialistischen und anarchistischen Tendenzen spricht für die Mache außerhalb des Landes und außerhalb der Kreise der arbeitenden estnischen Bevölkerung. Zwar würde der Umstand, daß die Saat nicht einheimischer Provenienz, sondern Import ist, an der Tatsache, daß sie nun einmal mitten unter uns ist, nichts ändern. Aber, soviel man sehen kann, hat sie keinen Boden gefunden und ist garnicht aufgegangen. Es besteht ein Unterschied zwischen dem gelegentlichen Operieren mit halbverstandenen sozia-

listischen Schlagwörtern und dem bewußten Betätigen einer sozialistischen Gesinnung. Ersteres hat gelegentlich des Streiks hier und da sich geltend gemacht; letzteres ist entschieden als ganz verschwindende Ausnahme unter unsrer Arbeiterbevölkerung zu betrachten. Immerhin hat der Gedanke der Solidarität zwischen den Arbeitern Livlands und denjenigen im inneren Rußland bei diesem Anlaß Triumphe gefeiert, die in mehrfacher Rücksicht sehr nachdenklich stimmen müssen. Man vergegenwärtige sich den Zustand, der eintreten würde, wenn zur Zeit der dringendsten landwirtschaftlichen Arbeiten die Landarbeiter einen allgemeinen Ausstand organisierten. Die Folgen wären garnicht zu ermessen. In Südwestrußland, in Polen 2c. wird mit dieser Möglichkeit für das laufende Jahr gerechnet. Daß die Bewegung dann die Grenzen der Ostseeprovinzen überspringen würde, ist sehr wahrscheinlich.

Doch dies ist Zukunftsmusik, wenn auch keine anmutige. Mitten in die augenblickliche Situation führt uns die Betrachtung der Vorgänge an der hiesigen Universität. Schon längst geben ja nicht-baltische Studenten den „akademischen" Ton an, der die Musik macht. Ob er dadurch gewonnen, steht dahin. Tatsache ist, daß die eingeborenen Elemente, die auf ein Viertel der gesamten Studentenschaft reduziert sind, in jeder Hinsicht gänzlich in den Hintergrund gedrängt worden sind, einen Staat im akademischen Staat formiert haben und, wie die Verhältnisse nun einmal liegen, froh sein müssen, wenn sie ungeschoren bleiben und in ihrer schon stark verkümmerten Freiheit nicht noch mehr beschränkt werden. Diese Reserve gegenüber den eingewanderten Kommilitonen ist ihnen jüngst von russischer Seite tadelnd vorgehalten worden. Allein, abgesehen von der Erwägung, daß die Verschiedenheit der beiden Gruppen denn doch zu groß ist, um eine intime Annäherung denkbar zu machen, — wäre eine solche überhaupt wünschenswert? Die Masse drückt, und es ist nicht anzunehmen, daß die ruhigen, loyalen Anschauungen der baltischen Studenten sänftigend auf den wilden Fanatismus der Übrigen einwirken könnten. Es läge im Gegenteil die Gefahr vor, daß die zersetzenden Ansichten der russischen Intellektuellen auch unsre Jugend ergriffen. Mit einer Angliederung in dieser Richtung dürfte auch der begeistertste Uniformist kaum sympathisieren. Was unsre Studenten im übrigen von ihren Kommilitonen lernen sollten, ist nicht abzusehen. Vielleicht die Fähigkeit, für eine Idee bis zur Siedehitze sich zu begeistern. . . . Das wäre schon etwas. Eine kleine Anwärmung

der in den Konventsquartieren herrschenden Temperatur kühler Blasiertheit und Langweiligkeit könnte nicht vom Übel sein.

Ein eigentümliches Bild bot die große, von den nichtkorporellen Studenten berufene Versammlung, die zur Frage der eventuellen Schließung der Kollegia Stellung nahm. In der alten Universitätsaula, wo einst ein erlesenes Publikum den musikalischen Offenbarungen gottbegnadeter Künstler lauschte; wo eine Atmosphäre der Würde und Wohlanständigkeit herrschte, die jede stilwidrige Störung als Profanierung empfinden ließ; wo gefeierte Universitätslehrer in gefälliger Form die Resultate ihrer Forschungen einem weiteren Kreise von Gebildeten vermittelten und die Achtung vor dem Redner die leiseste Beifallsäußerung verbot — in denselben Räumen drängte sich jetzt eine turbulente, aufs äußerste erregte Menge junger Leute, schwirrten in leidenschaftlicher Rede, die vor dem stärksten Ausdruck nicht zurückschrak, die Dialekte von ganz Rußland durcheinander. Der äußere Verlauf der Versammlung ist in allgemeinen Umrissen aus den Zeitungen bekannt. Das Typische und Interessante an dieser Versammlung, oder, wie die russische Bezeichnung lautet, „Sschodka" war die Glut der Begeisterung, die völlige Hingabe an die Idee der schrankenlosesten politischen und persönlichen Freiheit. Man hatte die Empfindung, diese jungen Männer würden imstande sein, für ihre Überzeugung gegebenenfalls ihr Leben zu lassen. Mit akademischen Fragen freilich hatten die heftigen Reden nichts zu tun, die den hohen Saal durchbrausten. Nur äußerlich und lose blieb der Zusammenhang mit dem einzigen Punkt der Tagesordnung, der eventuellen Schließung der Kollegia gewahrt. In diesen Rahmen ließ sich eben alles pressen. Mit rein akademischen Angelegenheiten hatte eigentlich auch die Frage selbst nichts zu schaffen: die allgemeinen öffentlichen Verhältnisse hatten den Ausschlag zu geben, und sie waren es, die den Gegenstand der Erörterungen bildeten. Eine politische Versammlung unter akademischer Aegide. Es ist bekannt, daß die Studenten zu dem gleichen Resultat gelangten, wie einige Tage vorher ihre Lehrer in der Sitzung des Universitätskonseils: daß es ihnen nämlich angesichts der Aufregung, die das ganze öffentliche Leben beherrsche, nicht möglich sein würde, sich mit den Wissenschaften zu befassen.

Auf der Studentenversammlung war eine Schrift der im Chargirtenkonvent vertretenen studentischen Verbindungen verlesen worden, die also damit aus ihrer sog. Reserve heraustraten. Der Text ist ja auch in die Presse gelangt und dadurch für die Dis-

kussion freigegeben worden. Das Schriftstück nimmt notgedrungen Stellung zu Verhältnissen, denen seine Absender innerlich völlig fern stehn. Die akademische Freiheit, die sie meinen und die in vergangenen Zeiten hin und wieder bei uns zu finden gewesen, ist eine andre als diejenige, welche die heutigen Wortführer des hiesigen Studententums auf ihre Fahne geschrieben haben. Mit solchen Bestrebungen hat das baltische Studententum nichts zu schaffen und will es nichts zu schaffen haben. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Schrift einerseits nicht alles aussprechen konnte, was zu bemerken gewesen wäre, und daß anderseits das Wenige, was sie enthielt, dem Mißverständnis ausgesetzt war. Das ist denn auch nicht ausgeblieben. Es ist behauptet worden, die korporellen Studenten hätten sich bereit erklärt, die Kollegia zu besuchen, wenn sie die Sicherheit hätten, daß sie gegen eventuelle Angriffe ihrer streikenden Kommilitonen geschützt werden würden — im praktischen Fall etwa durch Militär. Das ist ihnen natürlich garnicht eingefallen. Sie haben im Gegenteil erklärt, daß sie bereit sein würden, die Vorlesungen zu besuchen, wenn dies ohne Zusammenstöße nach irgend einer Richtung hin möglich sein würde. Von einem Schutz durch Kosaken oder etwas Ähnlichem ist nigends die Rede. Eine derartige unkollegiale Stellungnahme und Erklärung ist dem Chargiertenkonvent selbstverständlich garnicht in den Sinn gekommen. Es ist vielleicht nicht nur Böswilligkeit, die diesen Passus in dem betr. Schriftstück so falsch interpretiert hat. Die Fassung desselben ist in der Tat recht unglücklich. Die bei uns beliebte Manier, diejenigen Ausdrücke ängstlich zu umgehen, welche die Sache mitleidslos auf den Kopf treffen würden, hat bei der Redaktion der Kundgebung mitgespielt und ihrer Klarheit und Verständlichkeit geschadet. Der fragliche Satz ist so allgemein und andeutend gehalten, daß — wie naturgemäß sofort geschehen — Alles und Jedes herausgelesen werden konnte. Die Zeiten, da eine geheimnisvolle Vieldeutigkeit der Akten als der politischen Weisheit letzter Schluß bewundert wurde, sollten auch bei uns doch endlich einmal überwunden sein.

Was die in der Kundgebung aufgestellte Behauptung anlangt, daß es lediglich die Wissenschaft sei, die den Studenten am Herzen liege, so richtet sie sich selbst. Wenn dem wirklich so wäre, dann hätten die studentischen Verbindungen nicht den leisesten Schimmer von Existenzberechtigung. Denn mit der Wissenschaft haben diese weniger als nichts gemein. Es sind vielmehr Vereinigungen, deren Mitglieder der Pflege der Geselligkeit und

Kameradschaftlichkeit, der Hütung des guten Tones, der legalen Erledigung von Ehrenhändeln und der Betätigung verwandter Interessen leben. Dies sind die Formen, in denen studentischer Geist, ohne in das politische Fahrwasser, der Domäne der russischen Studenten, geraten zu müssen, auch außerhalb der Fachstudien zur Geltung gelangt.

Vielleicht wäre es am besten gewesen, die ganze Kundgebung zu unterlassen, zumal keine zwingende Notwendigkeit zu ihr hindrängte. Einen entscheidenden Einfluß auf die Entwicklung der Dinge kann diese Erklärung einer verschwindenden Minderheit unter keinen Umständen haben. Die einzige Folge sind Mißverständnisse gewesen. Zwar werden wir unter ihnen nicht zusammenbrechen, denn das Herumtappen in einem Nebelmeer von Mißverständnissen hüben und drüben ist uns allgemach zur zweiten Natur geworden. Immerhin ist ein unfreundliches Echo unerfreulich für den, der es gut gemeint hat.

Im Zusammenhang mit der in Rede stehenden Angelegenheit ist russischerseits darauf hingewiesen worden, daß dank der Erlaubnis des Farbentragens die korporellen Studenten geneigt seien, mit der Regierung durch Dick und Dünn zu gehen, und schon aus diesem Grunde ein Sympathisieren mit freiheitlichen, oppositionellen Bestrebungen perhorreszieren müßten. In Wirklichkeit besteht zwischen dem einen und dem andern schlechterdings kein Zusammenhang. Die Erlaubnis des öffentlichen Farbentragens ist den Korporationen entzogen worden, ohne daß sie irgend eine Veranlassung zu dieser Maßregelung gegeben hätten. Sie ist ihnen wiedergegeben worden, ohne daß sie sich irgend welcher Verdienste in dieser Richtung bewußt gewesen wären. Die Entziehung ihrer Rechte beruht auf einem Willkür-, ihre Restituierung auf einem Gnadenakt. Weder in dem einen, noch im andern Fall haben unsere Studenten das Geringste dazu getan. Ihre prinzipielle Stellung konnte hierdurch keineswegs erschüttert werden, und diese verbietet eben eine öffentliche Beteiligung an der Erörterung politischer Tagesfragen. Daß die Wiederherstellung des Farbentragens in den betreffenden Kreisen lebhafte Freude erregte, wird jeder verstehen, der als Jüngling eine farbige Mütze getragen. In dieser Stimmung nüchtern zu erwägen, ob in Anbetracht all' dessen, was hinter und vor uns liegt, der Festjubel eine innere Berechtigung habe, kann einem aktiven Studenten nur derjenige zumuten, der selbst nie jung gewesen. Wohl aber dürfen wir die Verordnung hinnehmen, wie sie gemeint war — als einen freund-

lichen Schein in dunkler Zeit. Durch hämische Randbemerkungen brauchen wir uns unsere Freude hierüber nicht verkümmern zu lassen. . . .

Es ist viel von Studenten und studentischen Angelegenheiten die Rede gewesen. Warum auch nicht? Sind sie doch ein Teil von uns. Und besser ist es wahrhaftig, diese Dinge offen zu besprechen, als sie der Sphäre des Klatsches zu überlassen. Rein studentische Angelegenheiten gehören gewiß nicht vor das Forum der Öffentlichkeit. Sie sollen dort erledigt werden, wo sie hingehören. Hier handelte es sich aber um eine nur scheinbar akademische Frage.

F.

Ihm nach!

Geknickt — zerbrochen — in den Blütenjahren,
Zur Maienzeit dem Siechtum preisgegeben —
Was war für ihn, für ihn das Leben?
Ein Wink hinab zu finstern Todesscharen.

*

Er aber ringt sich auf in mächt'gem Willen,
Durchmißt die Weiten bis zur fernsten Ferne
Und holt herab sich alle Sterne;
Ihr Licht muß seines Herzens Sehnsucht stillen.

*

Ein Riese wächst er, und es sinkt die Schwere,
Das Siechtum weicht — ihm winket ew'ger Friede;
Sein Leben wird zum Siegesliede,
Und was er sang, ist tiefste Menschheitslehre.

*

Mir nach! ruft er, verklärt von Morgenstrahlen,
Mir nach, mein deutsches Volk, willst du gesunden!
Ich habe deinen Grund gefunden
Und leite dich zu deinen Idealen.

K. Stavenhagen.

Schiller im Spiegel der Zeiten.

Festspiel

zu Schillers hundertjährigem Todestage 9. Mai (26. April) 1905.

Von

Erich von Schrenck.

(Gelangt am Rigaer Stadttheater zur Aufführung.)

Personen.

I.

Gregorio, Gymnasialprofessor a. D.
Anselmo, Maler.
Die Zeit.

II.

Goethe.
Heinrich Meyer, Professor an der Zeichenakademie in Weimar.
Christiane Vulpius.

III.

Harry, Erich, Arved, } Quartaner.
Andere Quartaner als Darsteller der Rütliszene (Melchthal, Baumgarten, Winkelried, Meier von Sarnen, am Bühel, Sewa, von der Flüe, Stauffacher, Reding, auf der Mauer, im Hofe, Konrad Hunn, Ulrich der Schmied, Weiler, Walter Fürst, Rösselmann, der Sigrist, Kuoni, Werni, Ruodi u. a.).
Einige Sekundaner.

IV.

Heinrich, Bürgermeister einer größeren Stadt.
Der Genius der Poesie,
Die Ordnung,
Die Kunst,
Die Religion,
} Traumgestalten.

V.

Heinrich.
Gregorio.
Anselmo.
Die Zeit.
Männer, Frauen und Kinder.

Die Zeit der Handlung ist der 9. Mai (26. April) 1905.

Verwertet sind außer Dichtungen Schillers:
Goethe, Epilog zu Schillers „Glocke".
Goethe, Fragment aus der „Achilleis".
Goethes Gespräche mit Eckermann.
H. Voß jun., Erinnerungen an Goethe und Schiller.
Mörike, Kantate zur Enthüllung des Schillerdenkmals („Dem heitern Himmel . . .").
C. F. Meyer, Schillers Bestattung („Ein ärmlich düster brennend . . .").

Die verwerteten, größtenteils wörtlich angeführten Dichterworte sind so zahlreich und so eng mit dem Text verbunden, daß von Anführungszeichen stets Abstand genommen ist.

Erste Szene.

Die Bühne ist geteilt. Ein vorderer schmaler Raum ist dem Publikum gegenüber offen. Er ist wie eine altertümliche Wirtsstube hergerichtet. Ganz rechts ein Tisch mit Stühlen. Eine Kanne Wein mit Gläsern steht darauf. Den Hintergrund bildet ein Vorhang. Es treten auf **Gregorio,** ein etwa siebzigjähriger Gymnasialprofessor emeritus, und **Anselmo,** ein Künstler, etwa 47 Jahre alt. Sie setzen sich an den Tisch und schenken sich Wein ein, sind in lebhaftem Gespräch begriffen.

Gregorio. Daß ich das erleben sollte, ich hätte es nimmer geglaubt. Er war der erklärte Liebling, nicht eines Standes, nicht einer Gruppe, einer Klasse, — der Liebling des Volkes. Was wir alle empfanden, stärker oder schwächer, bewußt oder unbewußt, er hatte es auszusprechen verstanden, und unser tiefstes Sehnen war nicht stumm mehr. Das Volk hatte seinen Sprecher. Unsre verborgensten Schätze hatte er aus dem Schachte gehoben. Wir meinten für immer. Aber es sind nicht mehr viele, die noch so empfinden.

Anselmo. Es ist eine andere Zeit.

Gregorio. Das ist's, was mich kränkt. Wer von uns hätte gedacht, daß Schiller ein Mann einiger Jahrzehnte sein sollte. Er hatte große Worte gerufen wie in die Ewigkeit hinein, man hat kaum angefangen, sie in Leben und Tat umzusetzen, und man ist sein schon müde. Man glaubt über ihn hinaus zu sein. Das ist die neueste Errungenschaft. O wie anders war es, als wir seinen hundertsten Geburtstag feierten! Wie anders 1859 als 1905!

Anselmo. An Feiern fehlt es auch heute nicht. Kaum eine Anstalt, kaum ein Verein will zurückbleiben. Es sind Unternehmungen ins Werk gesetzt, so zahlreich und glänzend wie noch nie. Und die Flut der Festschriften ist eine Sturmflut.

Gregorio. Und doch ist's was anderes als 1859. Du kannst dich dessen nicht erinnern, du warst damals ein unmündiges Kind. Ich lebte meine frischesten, meine besten Jahre. Es war damals nicht eine Sache des Anstandes, Schillerfeste zu veranstalten, es kam aus der tiefsten Seele. Es wurden nicht hergebrachte Schlagworte wiederholt, an die nur die Hälfte glaubt, sondern der Mund ging über, wes das Herz voll war. Nich

fremde Worte wurden nachgesprochen, es gab jeder sein Eigenstes. Und alles strömte zusammen in einen Grundakkord: die Nation feiert ihren Dichter. Das ist's heute nicht.

Anselmo. Was ihr Schillerenthusiasten auch haben wollt! Freilich, es sind andre Gedanken, andre Ideale, andre Stimmungen aufgekommen und haben viele ergriffen. Aber ein gut Teil hat ja noch die alte Begeisterung.

Gregorio. Das ist's, was ich sage: ein Teil. Es bröckelt ab. Immer mehr und mehr, was kann schließlich nachbleiben? Unsre Jugend ist angekränkelt, sie hat keinen Schwung, kein Feuer. Sie streckt sich nach einer neuen Kunst, und es ist eine Scheinkunst. Was können wir von der Zukunft hoffen?

Anselmo. So solltest du nicht reden. Und du würdest es nicht, wenn du noch mit der Jugend lebtest. Du hast dich zu früh zurückgezogen, hättest noch Schulmeister bleiben sollen. Ich seh's in meinem Fach, in den bildenden Künsten: da gibt's Kampf um eine neue Schönheit und neue Kunst. Wir wachsen über die Alten hinaus. Und doch — ein Dürer, ein Rembrandt, solche Meister sterben nicht.

Gregorio. Du gehst mit vollen Segeln, ich bin nicht zuversichtlich gestimmt. Mir will's oft scheinen, als wirkten unsre größten Dichter nicht recht mehr. Die Jugend will andre Nahrung. Und so fristen wir Schillers Dasein kümmerlich in den Schulen, aber was tun unsre Jungen und Mädchen selber, ihn kennen zu lernen? Was geschieht aus eigenem Antrieb? Was ist Schiller unsern Gebildeten? Eine Reihe von Bänden, im Bücherschrank aufgestellt. Hübsch eingebunden, aber verstaubt.

Anselmo. Und wenn es so wäre, wie du schilderst, wir dürften nicht klagen. Hat nicht jede Zeit ihre eigenen Gedanken, muß sie also nicht ihre eigenen Worte finden, ihren eigenen Sprecher haben? Wenn Schiller nicht mehr recht wirkt, nun so ist er eben nicht mehr für unsre Zeit. Er hat eine große Mission erfüllt, und wir danken's ihm alle. Er erfüllt sie noch weiter, aber in kleineren Kreisen als früher. Es gibt zunehmende Lichter und abnehmende. Das ist auch der Größeren Schicksal. Das ist die natürliche Entwicklung.

Gregorio (heftig). Nein, das ist sie nicht. Was ist natürlicher, als daß das Große bleibt? Und was ist unnatürlicher, als daß man sich vom Großen abkehrt und dem Kleinen zuwendet?

Anselmo. Vergiß nicht, daß auch das Bedeutende verbraucht werden kann.

Gregorio (immer heftiger werdend). Das ist eben der Grundirrtum. Nicht Schiller ist verbraucht, aber wir sind verbraucht. Ein frühzeitig alterndes Geschlecht kann seinen jugendlichen Idealismus nicht mehr aufnehmen.

Anselmo (ist aufgestanden, hat beiden Wein eingeschenkt. Er klopft Gregorio auf die Schulter und lächelt). Ich fühle mich so alt nicht, und ein „Tell", ein „Wallenstein" packen mich noch heute. Vielen geht's anders, und die meisten brauchen eine andre Sprache. Man soll seine Zeit nicht schelten, man soll auf sie achten und sie kennen lernen. (Er setzt sich wieder.)

Gregorio. Ich glaube sie wohl zu kennen. Ich habe die Zeichen der Zeit verfolgt, und sie sind trübe. Ich hoffe wenig.

(Pause.)

Anselmo. So lebst du wohl stark in der Vergangenheit?

Gregorio (lebhaft). Das tue ich. Und welcher Tag wäre dazu mehr angetan, als der heutige. Ich bin ganz in Weimar und ganz in der alten Zeit. Heute vor hundert Jahren. Ich sehe mich in Weimars engen Gassen, ich trete in Schillers Haus, die teuren Züge noch einmal zu sehen, ehe der Tod sie entstellt. Die bescheidenen Dachstübchen! Da das Sopha, wo Schiller und Goethe häufig zusammengesessen, ins Gespräch versunken. Nun öffne ich die Tür zum Schreibzimmer, sachte, sachte, denn das Krankenbett ist ja da hineingetragen aus der Schlafkammer. Da liegt er, noch atmend, noch fühlend für die Seinen, ein letzter Abschied. Auch das Schöne muß sterben! O wie habe ich heute diese Augenblicke mit dem geliebten Dichter durchlebt!

Anselmo. Solche Tage verbinden uns fester mit unsern großen Toten.

Gregorio. Das erlebe ich heute. Es ist ein dunkles Band, das solch ein Todestag knüpft, aber ein festes. Mir ist's, als wäre ich bei Schillers Begräbnis. Eine kalte Mainacht. Mitternacht ist vorüber, da tönt die Totenglocke, und der kleine Zug naht. Der schmucklose Sarg, von den paar Freunden getragen. Nachtigallen singen den Abschiedssang, und der duftende Flieder sendet seine letzten Grüße. Kalt und unfreundlich legt sich den Trauernden der nächtliche Wind um die Glieder. Das war Schillers Bestattung.

Anselmo. Fand keine kirchliche Feier statt?

Gregorio. Doch, aber erst am Tage nach dem Begräbnis. Es war eine große Versammlung, und der Generalsuperintendent

sprach. Aber die Tränen der größeren Kinder Schillers und das heitere Lächeln seiner Kleinsten, der kaum Einjährigen, rührten die Anwesenden mehr als die Worte des Predigers. Mir ist es fast, als ob ich dabei gewesen.

Anselmo. Sich so lebhaft in die Vergangenheit versetzen zu können, das ist auch ein Glück.

Gregorio. Aber kein volles. Ich wollte, ich könnte die großen Augenblicke einer fernen Zeit nicht nur denken, nicht nur empfinden, sondern schauen, schauen. Wir helfen nach mit unsrer Phantasie, aber wir sind nicht wirklich drin. Und mancher unter uns gehörte doch mehr in eine entschwundene Zeit hinein. Was gäbe ich drum, könnte ich nur einmal in Goethes Stube treten und ihn sehen und reden hören. Er spräche über Schiller, wie alle in Weimar vor hundert Jahren. Aber er war doch der Einzige, der ihn ganz zu würdigen verstand. Weniges spricht so für die Größe Schillers, als der Eindruck seines Todes auf den gewaltigen Freund. Goethe unter diesem Eindruck, er war wie ein Himmel nach Sonnenuntergang. Diesen Himmel möchte ich nur einmal schauen.

Anselmo. Es ist uns versagt.

Gregorio. So unerbittlich, wie den Schleier der Zukunft zu lüften. Wir können nur ahnen, und ich ahne nichts Gutes. Wir können uns nur zurücksehnen, — und ich bin nicht befriedigt. Der Augenblick aber entschwindet, wir fühlen ihn kaum, wir kennen ihn nicht.

Dreifach ist der Schritt der Zeit:
Zögernd kommt die Zukunft hergezogen,
Pfeilschnell ist das Jetzt entflogen,
Ewig still steht die Vergangenheit.
Keine Ungeduld beflügelt
Ihren Schritt, wenn sie verweilt,
Keine Furcht, kein Zweifeln zügelt
Ihren Lauf, wenn sie enteilt.
Keine Reu, kein Zaubersegen
Kann die Stehende bewegen.
Keine Reu, kein Zaubersegen
Kann die Stehende bewegen.

(Es tritt ein kurzes Stillschweigen ein. Beide greifen gedankenvoll nach ihren Gläsern. Es ist dunkel geworden. Plötzlich erscheint die **Zeit**, eine Frauengestalt in weitem wallendem Gewande. Sie ist mit einer Sanduhr geschmückt und hat in der Rechten einen goldenen Stab.)

Die Zeit. Und doch, wenn sich in dieser Hand der Stab,
Höchst königlich regiert, beginnt zu regen,
Quillt neues Leben aus der Zeiten Grab,
Ja auch die Stehende muß sich bewegen.
Und was mit Windesflügeln von uns geht,
Der Augenblick, das Jetzt, es muß verweilen.
Was sich nur zögernd naht, im Nahen steht,
Die scheue Zukunft, mir muß sie sich eilen.
Vernehmt, ich bin die Zeit, und meinem Wink
Erscheint was war und wird, entschleiert jedes Ding.
Und dieses Szepters schnelle Wundermacht,
Ihr sollt sie heut mit frohen Augen merken,
Die Fülle der Gestalten soll heut sacht
Des Zweiflers schwachen Glauben freudig stärken.
Was groß und mächtig war, von neuem treibt
In jugendlicher Kraft es frische Sprossen,
Vorbei! ein dummes Wort; was lebt, das bleibt,
Und was da stirbt, hat Leben nie genossen.
Ist auch ein ewig Fluten um uns her,
Die Großen stehn wie Felsen in dem Meer.
(Zu Gregorio.) Du schauteſt trüb in die Vergangenheit,
Die sich dem Sehnsuchtsblick nicht will entrollen,
Glaubst nicht an deine, nicht an künft'ge Zeit,
Vermißt ein kräftig Fühlen, festes Wollen.
Du kennst mich nun, darum so folge mir,
Zu hellen Bildern will ich dich geleiten,
Was war und ist und wird, das zeig ich dir:
Den großen Mann im Spiegel der drei Zeiten.
Und bist du recht gestimmt, dich lehrt der Geist,
Was wirkungskräftig, was lebendig heißt.
Drum auf nach Weimar! Es sind hundert Jahr,
Daß dort ein Großer aus der Welt gegangen,
Was er den Freunden, was dem Freund er war,
Ihr dachtet dran mit sehnendem Verlangen.
Ihn schaut ihr nicht, er geht zu früh hinab
Ins dunkle Reich, wo Schatte wohnt bei Schatten,
Doch was er ist, sinkt nicht mit ihm ins Grab,
Sein Geist wirkt, wie er lebte, ohn' Ermatten.
Ein großer Zeuge dessen bleibt nicht aus:
Auf, folget mir in unsres Goethe Haus!

(Sie bewegt ihren Stab und verschwindet.)

Zweite Szene.

Der Vorhang geht auf. Man sieht **Goethe** in seinem Arbeitszimmer in einem Lehnstuhl sitzen. Das Zimmer hat rechts ein Fenster. Diesem gegenüber an der Wand ein Bild Schillers. Das Zimmer ist einfach, nur mit einigen Antiken geschmückt. Goethe besieht Kupferstiche.

Goethe (nachdenklich). Das ist heute der achte Tag, daß sein Übel so schlimm geworden. Wie heiter begegnete er mir noch am ersten Mai auf dem Wege zum Theater. Aber da brach auch die Krankheit so plötzlich und gewalttätig herein, wie es niemand erwartet hatte. (Pause.) Und ich bin auch ans Zimmer gefesselt. Es sind böse Tage. Dazu quält mich der Gedanke, daß man sich scheut, mir die volle Wahrheit über Schillern zu sagen. Heute sähe ich gern einen Freund, dem ich voll vertraute, und mit dem ich mich ganz aussprechen könnte. (Goethe greift wieder nach den Kupfern und beginnt sie zu besehen. Nach kurzer Zeit legt er sie beiseite.) Es fehlt mir heute das ruhige Gemüt, diese Schönheiten aufzunehmen. (Es klopft.) Herein!

(Professor **Heinrich Meyer** tritt auf.)

Meyer. Guten Abend, Herr Geheimer Rat.

Goethe. Der liebe Freund Meyer! (Steht auf, drückt Meyer sehr herzlich beide Hände.) Guten Abend, mein lieber Professor. Es ist eine Freude, Sie zu sehen. (Plötzlich sehr ernst.) Bringen Sie Nachrichten von unserm Freunde? Lebt Schiller?

Meyer. Noch lebt er.

Goethe. Wir müssen auf alles gefaßt sein. Erzählen Sie mehr. (Sie setzen sich.)

Meyer. Schiller hat gestern viel phantasiert. Gegen Abend wacht er von seinen Fieberphantasien auf, er fühlt ein lebhaftes Bedürfnis, die Sonne zu sehen, man öffnet den Vorhang und gewährt ihm den Anblick der untergehenden Sonne. Da tritt seine Schwägerin herzu und fragt, wie es gehe. Er antwortet freundlich: „Immer besser, immer heiterer."

Goethe. Es ist wie ein Lichtblick aus glücklicher Zeit. Wie hat er die Nacht zugebracht?

Meyer. Er hat viel phantasiert, namentlich über den Demetrius. Und dann hörte man ihn ausrufen: „Du von oben herab, bewahre mich vor langen Leiden!" Gegen Morgen hat er die Besinnung verloren und unzusammenhängend gesprochen, meistens Latein. Als die Schillern seinen Kopf in eine bequemere Lage bringen will, da erkennt er sie, lächelt sie an und küßt sie.

Goethe. Das ist immer noch der alte Schiller. Sein Körper mag dahinkranken, sein Geist nicht.

Meyer. Weil seine Liebe so stark ist, ist das Scheiden so schwer. Vor ein paar Tagen ließ er sich sein jüngstes Kind bringen. Er wandte sich mit dem Kopfe um, nach dem Kinde zu, faßte es an der Hand und sah ihm mit unaussprechlicher Wehmut ins Gesicht. Die Schillern erzählte, es wäre gewesen, als ob er das Kind habe segnen wollen. Dann fing er an bitterlich zu weinen und steckte den Kopf ins Kissen und winkte, daß man das Kind wegbringen möchte. Da mag er gefühlt haben, daß er eigentlich noch nicht aufhören müßte, diesem Kinde Vater zu sein.

Goethe. Es ist hart, sehr hart. Leiden ist die Bestimmung aller. Wo aber eine Natur besonders zart organisiert ist, damit sie seltener Empfindungen fähig sei und die Stimme der Himmlischen vernehme, da ist sie im Konflikt mit der Welt und den Elementen nur allzuleicht verletzt, wo nicht zerstört. Das ist Schillers Schicksal. Ich kenne ihn nicht anders als leidend.

Meyer. Erinnern Sie sich, Herr Geheimer Rat, des Besuches, den wir Schillern im Oktober 1791 in Jena machten?

Goethe. Unser Freund war damals überaus elend. Ich glaubte, er lebte keine vier Wochen mehr.

Meyer. Sein Gesicht glich dem Bilde des Gekreuzigten. Es prägte sich mir tief ein, denn ich sah es damals zum ersten Mal. Wer hätte zu jener Zeit hoffen dürfen, daß ihm die Jahre seines bedeutendsten Schaffens noch bevorständen! Und doch war es so.

Goethe. Ja, auch Schillers Natur hat eine gewisse Zähheit. Aber es ist hier noch etwas anderes im Spiele. Schiller hätte bei seiner Kränklichkeit nimmer so viel hervorbringen können, wenn er nicht ganz und gar von einer Idee beherrscht wäre, es ist die Idee der Freiheit des Geistes. Sie gab ihm auch die Kraft, den schwächlichen Körper zu beherrschen und sich zu erneuten, immer großartigeren Leistungen anzuspannen. Ich fürchte nur, es wird die Idee der Freiheit ihn schließlich getötet haben.

Meyer. Wie ist das zu verstehen?

Goethe. Es ist diese Idee, die ihn zu übermenschlichen Anstrengungen getrieben hat. Der Körper sollte ihm nichts anhaben können. So zwang er sich auch an solchen Tagen und Wochen zu arbeiten, in denen er nicht wohl war; sein Talent sollte ihm zu jeder Stunde gehorchen und zu Gebote stehen. Es ist das ein Hauptunterschied seiner Arbeitsweise von der meinigen. Ich dichtete nur, wenn mir danach zu Mute war, er tat sich Gewalt an.

Meyer. Liegt in seiner Natur nicht überhaupt etwas Gewaltsames?

Goethe. Durchaus. Wie überhaupt bei den Menschen, die nach einer vorgefaßten Idee handeln. Daher ist auch ein sorgfältiges Motivieren bis ins Einzelne der Dichtung nicht seine Sache. Er greift in einen großen Gegenstand kühn hinein, er sieht auf das Ganze, auf die Gesamtwirkung, und da geht er denn freilich sicher vorwärts, von der Idee getrieben. Schillers eigentliche Produktivität liegt im Idealen, und es läßt sich sagen, daß er so wenig in der deutschen als einer andern Literatur seinesgleichen hat.

Meyer. Ja, und die große Wirkung seiner Werke hängt zusammen mit seinem großartigen Charakter.

Goethe. Ohne Zweifel. Schiller erscheint eben immer, ob er handelt oder dichtet, im absoluten Besitz seiner erhabenen Natur; er ist so groß am Teetisch, wie er es im Staatsrat gewesen sein würde. Nichts geniert ihn, nichts engt ihn ein, nichts zieht den Flug seiner Gedanken herab; was in ihm von großen Ansichten lebt, geht immer frei heraus ohne Rücksicht und ohne Bedenken. Das ist ein rechter Mensch, und so sollte man auch sein. (Während dieser Worte sind die Strahlen der untergehenden Sonne auf das Bild Schillers gefallen und haben es vergoldet. Der Sonnenschein dauert an.) Was habe ich doch diesem Freunde alles zu danken! Denn so verschieden unsre beiderseitigen Naturen auch sind, so gehen unsre Richtungen doch auf eins; welches denn unser Verhältnis so innig gemacht hat, daß im Grunde keiner ohne den andern leben kann. Das ist jetzt mehr als ein Jahrzehnt, daß wir all unsre dichterischen Pläne und Gedanken austauschen. Ich fühlte mich von neuem jung und frisch werden, als er mein Freund wurde, und er erlebte etwas Ähnliches. Was die poetische Kultur der Deutschen dadurch gewonnen, das läßt sich noch nicht abschätzen. Aber, will's Gott, so gibt's eine Ernte, deren Früchte nie ausgehn. Daher hat auch der alte Streit keinen Zweck, wer größer sei, Schiller oder ich: die Leute sollten sich freuen, daß überhaupt ein paar Kerle da sind, worüber sie streiten können.

Meyer. O, es will einem das Herz abdrücken, daß ein so herrliches Band so früh zerschnitten werden soll.

Goethe. Das Schicksal ist unerbittlich und der Mensch wenig. (Nach einem kleinen Stillschweigen.) Aber das Band wird nicht zerschnitten, es kann gar nicht zerschnitten werden.

(**Christiane** erscheint an der Tür.)

Christiane (ohne Goethe anzusehen). Darf ich Herrn Hofrat Meyern auf einen Augenblick herausbitten.

Meyer (mit einer Verbeugung gegen Goethe). Ich kehre zurück. (Ab.)

(Goethe allein. Er bleibt einen Augenblick sitzen. Dann steht er auf und geht ein paarmal auf und ab. Vor Schillers Bild bleibt er stehen. Im selben Augenblick verschwindet der Sonnenstrahl plötzlich. Das Zimmer wird dämmerig.)

Goethe (gedankenvoll). „Untergehend sogar ist's immer dieselbige Sonne." Das ist ein großes Wort der Alten, wie gemahnt mich's an Schillern. Mir ist heute so eigen zu Mute. Ich habe nicht leicht einen Tag gedrückter verbracht, als gerade diesen. Aber es liegt doch ein starker Trost im Gedanken an den menschlichen Geist, der fortleuchten muß wie die Sonne. Wenn ich das erwäge, wie anders erscheint mir der Tod. Er läßt mich in völliger Ruhe, denn ich habe die feste Überzeugung, daß unser Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur, es ist ein Fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit, es ist der Sonne ähnlich, die bloß unsern irdischen Augen unterzugehen scheint, die aber eigentlich nie untergeht, sondern unaufhörlich fortleuchtet.

(Goethe hat sich wieder in seinen Lehnstuhl gesetzt. **Christiane** tritt ein. Sie ist verwirrt und hat ein unruhiges, verstörtes Wesen, meidet es, Goethe anzusehen. Sie macht sich an einem Schrank zu schaffen. Goethe sieht fortwährend nach ihr hin. Im Zimmer ist es inzwischen dunkel geworden.)

Goethe. Es ist finster, wir müssen Licht haben.

(Christiane geht zu einem Nebentisch und zündet eine Lampe an. Sie steht mit dem Rücken zu Goethe. Darauf stellt sie die brennende Lampe auf den Tisch, ohne Goethe anzusehen.)

Goethe. Sie meidet meinen Blick, es will mir nicht recht gefallen. (Pause.) Wo doch der Meyer sein mag? Er wollte zu mir zurückkehren, und nun ist Christiane allein hier. Er ist fortgegangen, ohne ein Lebewohl zu sagen. Ich merke es, Schiller muß sehr krank sein. (Pause.) Es hat mich lange nichts so erregt, wie dieses Verschwinden Meyers.

(Es tritt wieder eine Pause ein, während welcher Goethe die Christiane scharf ansieht. Darauf redet er sie mit Entschiedenheit an.)

Nicht wahr, Schiller ist heute sehr krank?

(Christiane wirft sich auf einen Stuhl, stützt das Gesicht in die Hände und schluchzt laut auf.)

Goethe (fest). Er ist tot?

Christiane. Sie haben es selber ausgesprochen.

Goethe (langsam). Er ist tot.

(Er wendet sich ab, bedeckt sich die Augen mit den Händen und weint. Bald hat er sich gefaßt und spricht wieder ruhig und fest.)

Als mich im letzten Winter die Krankheit so heftig gepackt hatte, da dachte ich mich selber zu verlieren, und nun verliere ich einen Freund und in demselben die Hälfte meines Daseins. Er hinterläßt ein großes Vermächtnis. (Pause.) Wann hat er ausgelebt?

Christiane. Schon vor einigen Stunden, es war um fünf Uhr. Nun ist es schon bekannt in der Stadt. Ich war auf der Straße, da war's den Leuten anzusehen, daß was geschehen ist in Weimar. Ich habe selbst geringe Leute weinen sehen, den Friseur und Barbier und den Logenschließer im Theater.

Goethe. Es werden viele weinen. Ja,
Wehmut ergreift mich, und die Seele blutet,
Daß Irdisches nicht fester steht, das Schicksal
Der Menschheit, das entsetzliche, so nahe
An meinem eignen Haupt vorüberzieht.

Es sind Schillers Worte, ich hatte nicht geglaubt, daß ich sie auf ihn würde anwenden müssen. Aber Gott fügt es, wie er es für gut findet, und uns armen Sterblichen bleibt weiter nichts, als zu tragen und uns emporzuhalten, so gut und so lange es gehen will.

(Pause. Goethe ergreift einen Band Schillerscher Gedichte, der auf dem Tisch liegt, blättert darin und liest für sich.)

Da lese ich wieder seine Nänie. Es hat doch niemand eine so ergreifende Klage über den Tod des Schönen gesprochen, wie Schiller selber. „Auch das Schöne muß sterben" — —

(Die Rührung überwältigt ihn, so daß er abbricht und Christiane das Buch gibt. Diese liest mit fester Stimme.)

Christiane. Auch das Schöne muß sterben! Das Menschen und Götter bezwinget,
Nicht die eherne Brust rührt es des stygischen Zeus.
Einmal nur erweichte die Liebe den Schattenbeherrscher,
Und an der Schwelle noch, streng, rief er zurück sein Geschenk.
Nicht stillt Aphrodite dem schönen Knaben die Wunde,
Die in den zierlichen Leib grausam der Eber geritzt.
Nicht errettet den göttlichen Held die unsterbliche Mutter,
Wenn er, am skäischen Tor fallend, sein Schicksal erfüllt.
Aber sie steigt aus dem Meer mit allen Töchtern des Nereus,
Und die Klage hebt an um den verherrlichten Sohn.
Siehe, da weinen die Götter, es weinen die Göttinnen alle,
Daß das Schöne vergeht, daß das Vollkommene stirbt.
Auch ein Klaglied zu sein im Mund der Geliebten, ist herrlich,
Denn das Gemeine geht klanglos zum Orkus hinab.

Goethe. Ja, so weit nur der Tag und die Nacht reicht, siehe verbreitet
Sich dein herrlicher Ruhm, und alle Völker verehren
Deine treffende Wahl des kurzen rühmlichen Lebens.
Köstliches hast du erwählt. Wer jung die Erde verlassen,
Wandelt auch ewig jung im Reiche Persephoneias,
Ewig erscheint er jung den Künftigen, ewig ersehnet.
Stirbt mein Vater dereinst, der graue, reisige Nestor,
Wer beklagt ihn alsdann? und selbst von dem Auge des Sohnes
Wälzet die Träne sich kaum, die gelinde. Völlig vollendet
Liegt der ruhende Greis, der Sterblichen herrliches Muster.
Aber der Jüngling fallend erregt unendliche Sehnsucht
Allen Künftigen auf, und jedem stirbt er aufs neue,
Der die rühmliche Tat mit rühmlichen Taten gekrönt wünscht.

(Es entsteht eine Pause. Goethe reicht Christiane die Hand, sie beugt sich teilnehmend zu ihm, er streichelt ihr Haar und sagt:) Geh, mein gutes Kind, sorge fürs Hauswesen. Ich will ein Stündchen allein sein.

(Christiane ab. Goethe versinkt in Nachdenken. Man hört aus der Ferne ein dumpfes Glockengeläute. Goethe fährt zuerst auf, sinnt noch einen Augenblick und spricht dann das Folgende langsam, wie gerade dichtend, mit kleinen Pausen. Das Läuten verhallt allmählich, während er spricht.)

Da hör' ich schreckhaft mitternächt'ges Läuten,
Das dumpf und schwer die Trauertöne schwellt.
Ist's möglich? Soll es unsern Freund bedeuten,
An den sich jeder Wunsch geklammert hält?
Den Lebenswürd'gen soll der Tod erbeuten?
Ach! wie verwirrt solch ein Verlust die Welt!
Ach! was zerstört ein solcher Riß den Seinen!
Nun weint die Welt, und sollten wir nicht weinen?
Denn er war unser! Mag das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!
Er mochte sich bei uns im sichern Port
Nach wildem Sturm zum Dauernden gewöhnen.
Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.
Es glühte seine Wange rot und röter
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Mut, der, früher oder später,
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,

Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.
Auch manche Geister, die mit ihm gerungen,
Sein groß Verdienst unwillig anerkannt,
Sie fühlen sich von seiner Kraft durchdrungen,
In seinem Kreise willig festgebannt:
Zum Höchsten hat er sich emporgeschwungen,
Mit allem, was wir schätzen, eng verwandt.
So feiert ihn! Denn, was dem Mann das Leben
Nur halb erteilt, soll ganz die Nachwelt geben.

(Vorhang.)

(Sobald der Vorhang gefallen, ertönt Glockengeläute, etwa wie bei einem Begräbnis aus einer Dorfkirche. Die vordere Bühne bleibt noch dunkel. Sobald das Geläut verstummt, wird es heller, und es erscheint die **Zeit**.)

Die Zeit. Ein ärmlich düster brennend Fackelpaar, das Sturm
Und Regen jeden Augenblick zu löschen droht.
Ein flatternd Bahrtuch. Ein gemeiner Tannensarg
Mit keinem Kranz, dem kärgsten nicht, und kein Geleit,
Als brächte eilig einen Frevel man zu Grab.
Die Träger hasteten. Ein Unbekannter nur,
Von eines weiten Mantels kühnem Schwung umweht,
Schritt dieser Bahre nach. Der Menschheit Genius war's.

(Pause.)

Und es verging die Zeit. Der Trauer Stunden,
Wie stark sie schmerzten, wurden überwunden.
Der gute Genius aber, der geschritten
An Schillers Sarge, blieb in eurer Mitten,
Er führt euch stets aufs neue zu dem Meister,
Veredelt und erhebt in ihm die Geister.
Starb Schiller gleich, so ward gegeben
Im deutschen Hause ihm ein neues Leben:
Der Tell, die Jungfrau und der Wallenstein,
Als Hausgenossen ziehen sie da ein.
Wie Brunhild und Kriemhild in alten Zeiten,
Sieht man Britanniens Königinnen streiten.
Don Carlos, der Marquis, der Brüder Braut,
Gestalten sind es, jedem so vertraut.
All seine Lieder leben stets aufs neue
Von Freiheit, Frömmigkeit und Freundestreue,

Von mut'gem Ritterkampf, von zartem Lieben,
Balladen sind's, die ewig jung geblieben.
Und mit der Glocke ahnungsvollem Läuten
Durchs ganze Leben mag er euch begleiten.
Ja, seines Geistes Kraft läßt Herzen flammen
Und schmiedet wie zur Kette sie zusammen,
Und zu des Himmels ewig heller Wahrheit
Erhebt er sie mit seines Geistes Klarheit,
Läßt sie das Schöne, Wahre, Gute sehen,
Und auch die Jugend kann ihn schon verstehen.
Und es bewährt sich so durch hundert Jahr,
Wie echt die Perle seiner Dichtung war.
Drum wendet nun von der Vergangenheit,
Die ich euch wies, den Blick auf eure Zeit.
Führt ich euch ein in Weimars hohe Welt,
So seid zu unsern Kleinen nun gestellt.
Hab des Vergangnen Tor ich euch entriegelt,
Seht, wie er sich in Knabenherzen spiegelt,
In heitern Knaben aus der Gegenwart,
Die sorglos blicken auf des Lebens Fahrt.
Und wer die jungen Herzen höher schwellt,
Zum Spielen anzieht und im Spiel gefällt,
Wer Mut und Liebe nährt, wer Sehnsucht weckt,
Daß kühn der Knabe sich nach Taten streckt,
Wer still verborgen lebenskräft'ge Saat
Zum Wachstum in die jungen Herzen tat,
Wer stets aufs neu dem Guten Jünger wirbt,
Der tat ein Werk, das nie und nimmer stirbt.

(Die Zeit tut einen Schwung mit ihrem Stabe und verschwindet.)

Dritte Szene.

Einen Augenblick ist alles still. Darauf Unruhe, es ertönt aus dem Hintergrunde folgender Gesang:

Drum frisch, Kameraden, den Rappen gezäumt,
Die Brust im Gefechte gelüftet!
Die Jugend brauset, das Leben schäumt,
Frisch auf, eh' der Geist noch verdüftet!
Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein.

(Der Refrain wird vom Chor erst laut, dann leiser, endlich aus der Ferne gesungen. Sobald die Töne verhallt sind, geht der Vorhang auf. Lebhaft stürmen drei Quartaner hinein: **Harry, Erich, Arved.**)

Harry. So, die Tertianer sind glücklich fort.
Erich. Und wir Quartaner haben das Wort.
Arved. Was für ein Liedchen sangen sie vor?
Erich. Weißt du nicht, 's war der Soldatenchor
Aus dem Lager des Wallenstein,
Übten sich das zu morgen ein.
Arved. Möchte bei uns nur alles gut gehn
Und wir morgen das Rütli verstehn.
Daß wir's uns selber ausgewählt,
Mir dabei doch am besten gefällt.
Harry. Und wenn die Jungens sich morgen blamieren,
Heißt es, den Ordnern sie schlecht parieren.
Erich. Ja, wir sind dann an allem schuld!
Harry. Und wir übten mit vieler Geduld,
Da doch an Schillers Todestag
Niemand gerne zurückstehn mag.
Wollten es auch nicht schlechter machen,
Als die Quintaner ihre Sachen.
Erich. Denkt doch, was die sich ausgedacht:
Führen die Glocke auf mit Macht,
Selber sah ich, wie sie die proben.
Harry. Nun, das scheint mir doch sehr zu loben.
Erich. Hielt mir beinah den Bauch vor Lachen.
Arved. Glaub nicht, daß sie's so übel machen.
Erich. Solche Knirpse, drei Käse hoch,
Preisen der Liebe Glück und Joch,
Hoffen, daß ewig grünen bliebe
Ihnen die Zeit der ersten Liebe.

(Erich und Harry lachen laut auf, Arved bleibt ernst.)

Arved. Ach, um sich an Schiller zu freun,
Braucht man noch gar nicht groß zu sein.
Harry. Wahr ist's, als Onkel die Räuber gelesen,
Bin ich auch mal dabei gewesen,
Hab so hinten im Dunkeln gesessen
Und die Welt um mich rings vergessen.
Und als ich Franzens Traum vernommen,
Da hab ich Gänsehaut bekommen.
Erich. Will's kaum glauben, ist das so schaurig?

Arved. Weißt du, die „Jungfrau" machte mich traurig,
Hab im Theater sie mal gesehen,
Konnte alles famos verstehen.
Und was so seltsam, ich bild' mir's nicht ein,
Daß es so schön war, traurig zu sein.
Denn da war mir das Herz so voll,
Wußt' nicht, wo ich mich lassen soll,
Tät alle Menschen noch einmal so lieben,
Weiß nicht, was mich dazu getrieben.
Erich, wir hatten doch oft gestritten,
Hatt' es noch ungern jüngst gelitten,
Daß du mir Schillers Gedichte genommen,
Die ich damals zu Weihnacht bekommen.
Aber nun hat mich's nicht mehr gekränkt.
Erich. Und dann hast du sie mir ja geschenkt.
Arved. Ja, nun war mir's am liebsten so.
's kam nur deshalb, ich war so froh,
Hätte dich damals umarmen können.
Erich. Ach, Hans Wunderlich bist du zu nennen.
Harry. Doch was schwatzt ihr, verliert die Zeit,
Die Sekundaner sind gar nicht weit,
Um halb acht sie schon aufmarschieren
Und die Braut von Messina probieren.
Seht, daß die Zeit nicht nutzlos vergeht
Und uns morgen das Rütli mißrät.
(Ruft nach hinten:) Ist nun beisammen die ganze Schar?
Stimme von hinten. Nein, es fehlen noch immer ein paar.
Harry. Weiß nicht wer da so trödelig.
Erich (zu Harry). Find'st du nicht, Arved ist wunderlich.
Arved. Was soll ich machen, es rührte mich.
Nur wenn ich Schiller gesehn und gelesen,
Ist mir so seltsam zu Mut gewesen.
Erich. Feiner Dichter, das ist ja wahr,
Solche gibt's alle paar hundert Jahr.
Gab man neulich den Wallenstein,
Wollt' für mein Leben gern da hinein,
Hätte mein Taschengeld gern gelassen,
Aber den Eltern wollt' es nicht passen.
Immer noch es mich kränken tut.
Harry. Schad't nichts, der Tell ist ebenso gut.
Und nun spielen wir selber den Tell.

Stimme von hinten. Nun fehlt niemand.
Harry. Heran denn schnell!
Jungens, fangt an mit dem Probieren!
Und wir — wollen sie kontrollieren.

(Er zieht sich mit den beiden andern Jungen hinter eine Kulisse zurück. Die Bühne bleibt einen Augenblick leer. Darauf beginnt das Spiel. Die Spieler sind einfach kostümiert. Sie führen aus Schillers „Wilhelm Tell" die 2. Szene des 2. Aktes auf.)

Melchthal, Baumgarten, Winkelried, Meier von Sarnen, Burkhart am Bühel, Arnold von Sewa, Klaus von der Flüe und noch vier andre **Landleute,** alle bewaffnet.

Melchthal (noch hinter der Szene).
Der Bergweg öffnet sich, nur frisch mir nach.
Den Fels erkenn' ich und das Kreuzlein drauf;
Wir sind am Ziel, hier ist das Rütli. (Treten auf mit Windlichtern.)
Winkelried. Horch!
Sewa. Ganz leer.
Meier. 's ist noch kein Landmann da. Wir sind
Die Ersten auf dem Platz, wir Unterwaldner.
Melchthal. Wie weit ist's in der Nacht?
Baumgarten. Der Feuerwächter
Vom Selisberg hat eben zwei gerufen. (Man hört in der Ferne läuten.)
Meier. Still! Horch!
Am Bühel. Das Mettenglöcklein in der Waldkapelle
Klingt hell herüber aus dem Schwyzerland.
Von der Flüe. Die Luft ist rein und trägt den Schall so weit.
Melchthal. Gehn einige und zünden Reisholz an,
Daß es loh brenne, wenn die Männer kommen. (Zwei Landleute gehen.)
Sewa. 's ist eine schöne Mondennacht. Der See
Liegt ruhig da, als wie ein ebner Spiegel.
Am Bühel. Sie haben eine leichte Fahrt.
Winkelried (zeigt nach dem See). Ha, seht!
Seht dorthin! Seht ihr nichts?
Meier. Was denn? — Ja, wahrlich!
Ein Regenbogen mitten in der Nacht!
Melchthal. Es ist das Licht des Mondes, das ihn bildet.
Von der Flüe. Das ist ein seltsam wunderbares Zeichen!
Es leben viele, die das nicht gesehn.
Sewa. Er ist doppelt; seht, ein blässerer steht drüber.
Baumgarten. Ein Nachen fährt soeben drunter weg.
Melchthal. Das ist der Stauffacher mit seinem Kahn,
Der Biedermann läßt sich nicht lang erwarten.
(Geht mit Baumgarten nach dem Ufer.)
Meier. Die Urner sind es, die am längsten säumen.
Am Bühel. Sie müssen weit umgehen durchs Gebirg,
Daß sie des Landvogts Kundschaft hintergehen.
(Unterdessen haben die zwei Landleute in der Mitte des Platzes ein Feuer angezündet.)
Melchthal (am Ufer). Wer ist da? Gebt das Wort!
Stauffacher (von unten). Freunde des Landes.

Alle gehen nach der Tiefe, den Kommenden entgegen. Aus dem Kahn steigen **Stauffacher, Itel Reding, Hans auf der Mauer, Jörg im Hofe, Konrad Hunn, Ulrich der Schmied, Joft von Weiler** und noch drei andre Landleute, gleichfalls bewaffnet.

Alle (rufen). Willkommen!

(Indem die übrigen in der Tiefe verweilen und sich begrüßen, kommt Melchthal mit Stauffacher vorwärts.)

Melchthal. O Herr Stauffacher! Ich hab' ihn
Gesehn, der mich nicht wiedersehen konnte!
Die Hand hab' ich gelegt auf seine Augen,
Und glühend Rachgefühl hab' ich gesogen
Aus der erloschnen Sonne seines Blicks.

Stauffacher. Sprecht nicht von Rache. Nicht Geschehnes rächen,
Gedrohtem Übel wollen wir begegnen.
— Jetzt sagt, was Ihr im Unterwaldner Land
Geschafft und für gemeine Sach' geworben,
Wie die Landleute denken, wie Ihr selbst
Den Stricken des Verrats entgangen seid.

Melchthal. Durch der Surenen furchtbares Gebirg,
Auf weit verbreitet öden Eisesfeldern,
Wo nur der heisre Lämmergeier krächzt,
Gelangt' ich zu der Alpentrift, wo sich
Aus Uri und vom Engelberg die Hirten
Anrufend grüßen und gemeinsam weiden,
Den Durst mir stillend mit der Gletscher Milch,
Die in den Runsen schäumend niederquillt.
In den einsamen Sennhütten kehrt' ich ein,
Mein eigner Wirt und Gast, bis daß ich kam
Zu Wohnungen gesellig lebender Menschen.
— Erschollen war in diesen Tälern schon
Der Ruf des neuen Greuels, der geschehn,
Und fromme Ehrfurcht schaffte mir mein Unglück
Vor jeder Pforte, wo ich wandernd klopfte.
Entrüstet fand ich diese graden Seelen
Ob dem gewaltsam neuen Regiment;
Denn so wie ihre Alpen fort und fort
Dieselben Kräuter nähren, ihre Brunnen
Gleichförmig fließen, Wolken selbst und Winde
Den gleichen Strich unwandelbar befolgen,
So hat die alte Sitte hier vom Ahn
Zum Enkel unverändert fort bestanden.
Nicht tragen sie verwegne Neuerung
Im altgewohnten gleichen Gang des Lebens.
— Die harten Hände reichten sie mir dar,
Von den Wänden langten sie die rost'gen Schwerter,
Und aus den Augen blitzte freudiges
Gefühl des Muts, als ich die Namen nannte,
Die im Gebirg dem Landmann heilig sind,
Den eurigen und Walter Fürsts. — Was euch
Recht würde dünken, schwuren sie zu tun,
Euch schwuren sie bis in den Tod zu folgen.
— So eilt ich sicher unterm heil'gen Schirm
Des Gastrechts von Gehöfte zu Gehöfte. —
Und als ich kam ins heimatliche Tal,
Wo mir die Vettern viel verbreitet wohnen —
Als ich den Vater fand, beraubt und blind,

Auf fremdem Stroh, von der Barmherzigkeit
Mildtät'ger Menschen lebend —

Stauffacher. Herr im Himmel!

Melchthal. Da weint' ich nicht! Nicht in ohnmächt'gen Tränen
Goß ich die Kraft des heißen Schmerzes aus,
In tiefer Brust, wie einen teuren Schatz,
Verschloß ich ihn und dachte nur auf Taten.
Ich kroch durch alle Krümmen des Gebirgs,
Kein Tal war so versteckt, ich späht' es aus;
Bis an der Gletscher eisbedeckten Fuß
Erwartet' ich und fand bewohnte Hütten,
Und überall, wohin mein Fuß mich trug,
Fand ich den gleichen Haß der Tyrannei;
Denn bis an diese letzte Grenze selbst
Belebter Schöpfung, wo der starre Boden
Aufhört zu geben, raubt der Vögte Geiz —
Die Herzen alle dieses biedern Volks
Erregt' ich mit dem Stachel meiner Worte,
Und unser sind sie all mit Herz und Mund.

Stauffacher. Großes habt ihr in kurzer Frist geleistet.

Melchthal. Ich tat noch mehr. Die beiden Festen sind's,
Roßberg und Sarnen, die der Landmann fürchtet;
Denn hinter ihren Felsenwällen schirmt
Der Feind sich leicht und schädiget das Land.
Mit eignen Augen wollt' ich es erkunden;
Ich war zu Sarnen und besah die Burg.

Stauffacher. Ihr wagtet euch bis in des Tigers Höhle?

Melchthal. Ich war verkleidet dort in Pilgerstracht,
Ich sah den Landvogt an der Tafel schwelgen —
Urteilt, ob ich mein Herz bezwingen kann;
Ich sah den Feind, und ich erschlug ihn nicht.

Stauffacher. Fürwahr, das Glück war eurer Kühnheit hold.

(Unterdessen sind die andern Landleute vorwärts gekommen und nähern sich den beiden.)

Doch jetzo sagt mir, wer die Freunde sind
Und die gerechten Männer, die euch folgten?
Macht mich bekannt mit ihnen, daß wir uns
Zutraulich nahen und die Herzen öffnen.

Meier. Wer kennte euch nicht, Herr, in den drei Landen?
Ich bin der Meier von Sarnen; dies hier ist
Mein Schwestersohn, der Struth von Winkelried.

Stauffacher. Ihr nennt mir keinen unbekannten Namen.
Ein Winkelried war's, der den Drachen schlug
Im Sumpf bei Weiler und sein Leben ließ
In diesem Strauß.

Winkelried. Das war mein Ahn, Herr Werner.

Melchthal (zeigt auf zwei Landleute).
Die wohnen hinterm Wald, sind Klosterleute
Vom Engelsberg. — Ihr werdet sie drum nicht
Verachten, weil sie eigne Leute sind
Und nicht, wie wir, frei sitzen auf dem Erbe —
Sie lieben's Land, sind sonst auch wohl berufen.

Stauffacher (zu den beiden). Gebt mir die Hand. Es preise sich, wer keinem
Mit seinem Leibe pflichtig ist auf Erden;
Doch Redlichkeit gedeiht in jedem Stande.

Konrad Hunn. Das ist Herr Reding, unser Altlandammann.
Meier. Ich kenn' ihn wohl, er ist mein Widerpart,
Der um ein altes Erbstück mit mir rechtet.
— Herr Reding, wir sind Feinde vor Gericht;
Hier sind wir einig. (Schüttelt ihm die Hand.)
Stauffacher. Das ist brav gesprochen.
Winkelried. Hört ihr? Sie kommen. Hört das Horn von Uri!
(Rechts und links sieht man bewaffnete Männer mit Windlichtern die Felsen herabsteigen).
Auf der Mauer. Seht! Steigt nicht selbst der fromme Diener Gottes,
Der würd'ge Pfarrer mit herab? Nicht scheut er
Des Weges Mühen und das Grauen der Nacht,
Ein treuer Hirte für das Volk zu sorgen.
Baumgarten. Der Sigrist folgt ihm und Herr Walter Fürst;
Doch nicht den Tell erblick' ich in der Menge.

Walter Fürst, Rösselmann, der Pfarrer, **Petermann,** der Sigrist, **Kuoni,** der Hirt, **Werni,** der Jäger, **Ruodi,** der Fischer und noch fünf andere **Landleute.** Alle zusammen, dreiunddreißig an der Zahl, treten vorwärts und stellen sich um das Feuer.

Walter Fürst. So müssen wir auf unserm eignen Erb'
Und väterlichen Boden uns verstohlen
Zusammenschleichen, wie die Mörder tun,
Und bei der Nacht, die ihren schwarzen Mantel
Nur dem Verbrechen und der sonnenscheuen
Verschwörung leihet, unser gutes Recht
Uns holen, das doch lauter ist und klar,
Gleichwie der glanzvoll offne Schoß des Tages.
Melchthal. Laßt's gut sein. Was die dunkle Nacht gesponnen,
Soll frei und fröhlich an das Licht der Sonnen.
Rösselmann. Hört, was mir Gott ins Herz gibt, Eidgenossen!
Wir stehen hier statt einer Landsgemeinde
Und können gelten für ein ganzes Volk.
So laßt uns tagen nach den alten Bräuchen
Des Lands, wie wir's in ruh'gen Zeiten pflegen;
Was ungesetzlich ist in der Versammlung,
Entschuldige die Not der Zeit. Doch Gott
Ist überall, wo man das Recht verwaltet,
Und unter seinem Himmel stehen wir.
Stauffacher. Wohl, laßt uns tagen nach der alten Sitte;
Ist es gleich Nacht, so leuchtet unser Recht.
Melchthal. Ist gleich die Zahl nicht voll, das Herz ist hier
Des ganzen Volks, die Besten sind zugegen.
Konrad Hunn. Sind auch die alten Bücher nicht zur Hand,
Sie sind in unsre Herzen eingeschrieben.
Rösselmann. Wohlan, so sei der Ring sogleich gebildet.
Man pflanze auf die Schwerter der Gewalt!
Auf der Mauer. Der Landesammann nehme seinen Platz,
Und seine Waibel stehen ihm zur Seite!
Sigrist. Es sind der Völker dreie. Welchem nun
Gebührt's, das Haupt zu geben der Gemeinde?
Meier. Um diese Ehr' mag Schwyz mit Uri streiten,
Wir Unterwaldner stehen frei zurück.
Melchthal. Wir stehn zurück; wir sind die Flehenden,
Die Hilfe heischen von den mächt'gen Freunden.

Stauffacher. So nehme Uri denn das Schwert; sein Banner
Zieht bei den Römerzügen uns voran.
Walter Fürst. Des Schwertes Ehre werde Schwyz zuteil;
Denn seines Stammes rühmen wir uns alle.
Rösselmann. Den edeln Wettstreit laßt mich freundlich schlichten:
Schwyz soll im Rat, Uri im Felde führen.
Walter Fürst (reicht dem Stauffacher die Schwerter). So nehmt!
Stauffacher. Nicht mir, dem Alter sei die Ehre.
Im Hofe. Die meisten Jahre zählt Ulrich der Schmied.
Auf der Mauer. Der Mann ist wacker, doch nicht freien Standes;
Kein eigner Mann kann Richter sein in Schwyz.
Stauffacher. Steht nicht Herr Reding hier, der Altlandammann?
Was suchen wir noch einen Würdigern?
Walter Fürst. Er sei der Ammann und des Tages Haupt!
Wer dazu stimmt, erhebe seine Hände.
(Alle heben die rechte Hand auf.)
Reding (tritt in die Mitte). Ich kann die Hand nicht auf die Bücher legen,
So schwör' ich droben bei den ew'gen Sternen,
Daß ich mich nimmer will vom Recht entfernen.
(Man richtet die zwei Schwerter vor ihm auf, der Ring bildet sich um ihn her, Schwyz hält die Mitte, rechts stellt sich Uri und links Unterwalden. Er steht auf sein Schlachtschwert gestützt.)
Was ist's, das die drei Völker des Gebirgs
Hier an des Sees unwirtlichem Gestade
Zusammenführte in der Geisterstunde?
Was soll der Inhalt sein des neuen Bunds,
Den wir hier unterm Sternenhimmel stiften?
Stauffacher (tritt in den Ring). Wir stiften keinen neuen Bund; es ist
Ein uralt Bündnis nur von Väter Zeit,
Das wir erneuern! Wisset, Eidgenossen!
Ob uns der See, ob uns die Berge scheiden,
Und jedes Volk sich für sich selbst regiert,
So sind wir *eines* Stammes doch und Bluts,
Und *eine* Heimat ist's, aus der wir zogen.
Winkelried. So ist es wahr, wie's in den Liedern lautet,
Daß wir von fern her in das Land gewallt?
O, teilt's uns mit, was euch davon bekannt,
Daß sich der neue Bund am alten stärke.
Stauffacher. Hört, was die alten Hirten sich erzählen.
— Es war ein großes Volk, hinten im Lande
Nach Mitternacht, das litt von schwerer Teurung.
In dieser Not beschloß die Landsgemeinde,
Daß je der zehnte Bürger nach dem Los
Der Väter Land verlasse. — Das geschah!
Und zogen aus, wehklagend, Männer und Weiber,
Ein großer Heerzug, nach der Mittagssonne,
Mit dem Schwert sich schlagend durch das deutsche Land,
Bis an das Hochland dieser Waldgebirge,
Und eher nicht ermüdete der Zug,
Bis daß sie kamen in das wilde Tal,
Wo jetzt die Muotta zwischen Wiesen rinnt. —
Nicht Menschenspuren waren hier zu sehen,
Nur eine Hütte stand am Ufer einsam,
Da saß ein Mann und wartete der Fähre —
Doch heftig wogete der See und war
Nicht fahrbar; da besahen sie das Land

Sich näher und gewahrten schöne Fülle
Des Holzes und entdeckten gute Brunnen
Und meinten, sich im lieben Vaterland
Zu finden. — Da beschlossen sie zu bleiben,
Erbaueten den alten Flecken Schwyz,
Und hatten manchen sauren Tag, den Wald,
Mit weit verschlungnen Wurzeln auszuroden. —
Drauf, als der Boden nicht mehr Gnügen tat
Der Zahl des Volks, da zogen sie hinüber
Zum schwarzen Berg, ja, bis ans Weißland hin,
Wo, hinter ew'gem Eiswall verborgen,
Ein andres Volk in andern Zungen spricht.
Den Flecken Stanz erbauten sie am Kernwald,
Den Flecken Altorf in dem Tal der Reuß —
Doch blieben sie des Ursprungs stets gedenk;
Aus all den fremden Stämmen, die seitdem
In Mitte ihres Lands sich angesiedelt,
Finden die Schwyzer Männer sich heraus,
Es gibt das Herz, das Blut sich zu erkennen.

(Reicht links und rechts die Hand hin.)

Auf der Mauer. Ja, wir sind eines Herzens, eines Bluts!

Alle (sich die Hände reichend).
Wir sind ein Volk, und einig woll'n wir handeln.

Stauffacher. Die andern Völker tragen fremdes Joch,
Sie haben sich dem Sieger unterworfen.
Es leben selbst in unsern Landesmarken
Der Sassen viel, die fremde Pflichten tragen,
Und ihre Knechtschaft erbt auf ihre Kinder.
Doch wir, der alten Schweizer echter Stamm,
Wir haben stets die Freiheit uns bewahrt.
Nicht unter Fürsten bogen wir das Knie,
Freiwillig wählten wir den Schirm der Kaiser.

Rösselmann. Frei wählten wir des Reiches Schutz und Schirm;
So steht's bemerkt in Kaiser Friedrichs Brief.

Stauffacher. Denn herrenlos ist auch der Freiste nicht.
Ein Oberhaupt muß sein, ein höchster Richter,
Wo man das Recht mag schöpfen in dem Streit.
Drum haben unsre Väter für den Boden,
Den sie der alten Wildnis abgewonnen,
Die Ehr' gegönnt dem Kaiser, der den Herrn
Sich nennt der deutschen und der welschen Erde,
Und, wie die andern Freien seines Reichs,
Sich ihm zu edelm Waffendienst gelobt;
Denn dieses ist der Freien einz'ge Pflicht,
Das Reich zu schirmen, das sie selbst beschirmt.

Melchthal. Was drüber ist, ist Merkmal eines Knechts.

Stauffacher. Sie folgten, wenn der Heribann erging,
Dem Reichspanier und schlugen seine Schlachten.
Nach Welschland zogen sie gewappnet mit,
Die Römerkron' ihm auf das Haupt zu setzen.
Daheim regierten sie sich fröhlich selbst
Nach altem Brauch und eigenem Gesetz;
Der höchste Blutbann war allein des Kaisers.
Und dazu ward bestellt ein großer Graf,
Der hatte seinen Sitz nicht in dem Lande.
Wenn Blutschuld kam, so rief man ihn herein,

Und unter offnem Himmel, schlicht und klar,
Sprach er das Recht und ohne Furcht der Menschen.
Wo sind hier Spuren, daß wir Knechte sind?
Ist einer, der es anders weiß, der rede!

Im Hofe. Nein, so verhält sich alles, wie ihr sprecht,
Gewaltherrschaft ward nie bei uns geduldet.

Stauffacher. Dem Kaiser selbst versagten wir Gehorsam,
Da er das Recht zu Gunst der Pfaffen bog.
Denn als die Leute von dem Gotteshaus
Einsiedeln uns die Alp in Anspruch nahmen,
Die wir beweidet seit der Väter Zeit,
Der Abt herfürzog einen alten Brief,
Der ihm die herrenlose Wüste schenkte —
Denn unser Dasein hatte man verhehlt —
Da sprachen wir: „Erschlichen ist der Brief!
Kein Kaiser kann, was unser ist, verschenken;
Und wird uns Recht versagt vom Reich, wir können
In unsern Bergen auch des Reichs entbehren."
— So sprachen unsre Väter! Sollen wir
Des neuen Joches Schändlichkeit erdulden,
Erleiden von dem fremden Knecht, was uns
In seiner Macht kein Kaiser durfte bieten?
— Wir haben diesen Boden uns erschaffen
Durch unsrer Hände Fleiß, den alten Wald,
Der sonst der Bären wilde Wohnung war,
Zu einem Sitz für Menschen umgewandelt;
Die Brut des Drachen haben wir getötet,
Der aus den Sümpfen giftgeschwollen stieg;
Die Nebeldecke haben wir zerrissen,
Die ewig grau um diese Wildnis hing,
Den harten Fels gesprengt, über den Abgrund
Dem Wandersmann den sichern Steg geleitet;
Unser ist durch tausendjährigen Besitz
Der Boden — und der fremde Herrenknecht
Soll kommen dürfen und uns Ketten schmieden
Und Schmach antun auf unsrer eignen Erde?
Ist keine Hilfe gegen solchen Drang?

(Eine große Bewegung unter den Landleuten.)

Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht.
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last — greift er
Hinauf getrosten Mutes in den Himmel
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst —
Der alte Urstand der Natur kehrt wieder,
Wo Mensch dem Menschen gegenübersteht —
Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr
Verfangen will, ist ihm das Schwert gegeben —
Der Güter höchstes dürfen wir verteid'gen
Gegen Gewalt. — Wir stehn für unser Land,
Wir stehn für unsre Weiber, unsre Kinder!

Alle (an ihre Schwerter schlagend). Wir stehn für unsre Weiber, unsre Kinder!

Rösselmann (tritt in den Ring).
Eh' ihr zum Schwerte greift, bedenkt es wohl!
Ihr könnt es friedlich mit dem Kaiser schlichten.

Es kostet euch ein Wort, und die Tyrannen,
Die euch jetzt schwer bedrängen, schmeicheln euch.
— Ergreift, was man euch oft geboten hat,
Trennt euch vom Reich, erkennet Östreichs Hoheit —

Auf der Mauer. Was sagt der Pfarrer? Wir zu Östreich schwören!

Am Bühel. Hört ihn nicht an!

Winkelried. Das rät uns ein Verräter,
Ein Feind des Landes!

Reding. Ruhig, Eidgenossen!

Sewa. Wir Östreich huldigen, nach solcher Schmach!

Von der Flüe. Wir uns abtrotzen lassen durch Gewalt,
Was wir der Güte weigerten!

Meier. Dann wären
Wir Sklaven und verdienten es zu sein!

Auf der Mauer. Der sei gestoßen aus dem Recht der Schweizer,
Wer von Ergebung spricht an Österreich!
— Landammann, ich bestehe drauf, dies sei
Das erste Landsgesetz, das wir hier geben.

Melchthal. So sei's. Wer von Ergebung spricht an Östreich,
Soll rechtlos sein und aller Ehren bar,
Kein Landmann nehm' ihn auf an seinem Feuer.

Alle (heben die rechte Hand auf). Wir wollen es, das sei Gesetz!

Reding (nach einer Pause). Es ist's.

Rösselmann. Jetzt seid ihr frei, ihr seid's durch dies Gesetz.
Nicht durch Gewalt soll Österreich ertrotzen,
Was es durch freundlich Werben nicht erhielt —

Jost von Weiler. Zur Tagesordnung weiter!

Reding. Eidgenossen!
Sind alle sanften Mittel auch versucht?
Vielleicht weiß es der König nicht; es ist
Wohl gar sein Wille nicht, was wir erdulden.
Auch dieses Letzte sollten wir versuchen,
Erst unsre Klage bringen vor sein Ohr,
Eh' wir zum Schwerte greifen. Schrecklich immer,
Auch in gerechter Sache, ist Gewalt.
Gott hilft nur dann, wenn Menschen nicht mehr helfen.

Stauffacher (zu Konrad Hunn). Nun ist's an euch, Bericht zu geben. Redet!

Konrad Hunn. Ich war zu Rheinfeld an des Kaisers Pfalz,
Wider der Vögte harten Druck zu klagen,
Den Brief zu holen unsrer alten Freiheit,
Den jeder neue König sonst bestätigt.
Die Boten vieler Städte fand ich dort,
Vom schwäb'schen Lande und vom Lauf des Rheins,
Die all' erhielten ihre Pergamente
Und kehrten freudig wieder in ihr Land,
Mich, euren Boten, wies man an die Räte,
Und die entließen mich mit leerem Trost:
„Der Kaiser habe diesmal keine Zeit;
„Er würde sonst einmal wohl an uns denken."
— Und als ich traurig durch die Säle ging
Der Königsburg, da sah ich Herzog Hansen
In einem Erker weinend stehn, um ihn
Die edeln Herrn von Wart und Tegerfeld.
Die riefen mir und sagten: „Helft euch selbst!
„Gerechtigkeit erwartet nicht vom König.
„Beraubt er nicht des eignen Bruders Kind,

„Und hinterhält ihm sein gerechtes Erbe?
„Der Herzog fleht' ihn um sein Mütterliches,
„Er habe seine Jahre voll, es wäre
„Nun Zeit, auch Land und Leute zu regieren.
„Was ward ihm zum Bescheid? Ein Kränzlein setzt' ihm
„Der Kaiser auf: das sei die Zier der Jugend."

Auf der Mauer. Ihr habt's gehört. Recht und Gerechtigkeit
Erwartet nicht vom Kaiser! Helft euch selbst!

Reding. Nichts anders bleibt uns übrig. Nun gebt Rat,
Wie wir es klug zum frohen Ende leiten.

Walter Fürst (tritt in den Ring). Abtreiben wollen wir verhaßten Zwang;
Die alten Rechte, wie wir sie ererbt
Von unsern Vätern, wollen wir bewahren,
Nicht ungezügelt nach dem Neuen greifen.
Dem Kaiser bleibe, was des Kaisers ist,
Wer einen Herrn hat, dien' ihm pflichtgemäß.

Meier. Ich trage Gut von Österreich zu Lehen.

Walter Fürst. Ihr fahret fort, Östreich die Pflicht zu leisten.

Jost von Weiler. Ich steure an die Herrn von Rappersweil.

Walter Fürst. Ihr fahret fort, zu zinsen und zu steuern.

Rösselmann. Der großen Frau zu Zürich bin ich vereidet.

Walter Fürst. Ihr gebt dem Kloster, was des Klosters ist.

Stauffacher. Ich trage keine Lehen, als des Reichs.

Walter Fürst. Was sein muß, das geschehe, doch nicht drüber.
Die Vögte wollen wir mit ihren Knechten
Verjagen und die festen Schlösser brechen;
Doch, wenn es sein mag, ohne Blut. Es sehe
Der Kaiser, daß wir notgedrungen nur
Der Ehrfurcht fromme Pflichten abgeworfen.
Und sieht er uns in unsern Schranken bleiben,
Vielleicht besiegt er staatsklug seinen Zorn!
Denn bill'ge Furcht erwecket sich ein Volk,
Das mit dem Schwerte in der Faust sich mäßigt.

Reding. Doch lasset hören, wie vollenden wir's?
Es hat der Feind die Waffen in der Hand,
Und nicht fürwahr in Frieden wird er weichen.

Stauffacher. Er wird's, wenn er in Waffen uns erblickt;
Wir überraschen ihn, eh' er sich rüstet.

Meier. Ist bald gesprochen, aber schwer getan.
Uns ragen in dem Land zwei feste Schlösser,
Die geben Schirm dem Feind und werden furchtbar,
Wenn uns der König in das Land sollt' fallen.
Roßberg und Sarnen muß bezwungen sein,
Eh' man ein Schwert erhebt in den drei Landen.

Stauffacher. Säumt man so lang, so wird der Feind gewarnt;
Zu viele sind's, die das Geheimnis teilen.

Meier. In den Waldstätten find't sich kein Verräter.

Rösselmann. Der Eifer auch, der gute, kann verraten.

Walter Fürst. Schiebt man es auf, so wird der Twing vollendet
In Altorf, und der Vogt befestigt sich.

Meier. Ihr denkt an euch.

Sigrist. Und ihr seid ungerecht.

Meier (auffahrend). Wir ungerecht! Das darf uns Uri bieten!

Reding. Bei eurem Eide, Ruh!

Meier. Ja, wenn sich Schwyz
Versteht mit Uri, müssen wir wohl schweigen.

Reding. Ich muß euch weisen vor der Landsgemeinde,
Daß ihr mit heft'gem Sinn den Frieden stört!
Stehn wir nicht alle für dieselbe Sache?
Winkelried. Wenn wir's verschieben bis zum Fest des Herrn,
Dann bringt's die Sitte mit, daß alle Sassen
Dem Vogt Geschenke bringen auf das Schloß.
So können zehen Männer oder zwölf
Sich unverdächtig in der Burg versammeln,
Die führen heimlich spitz'ge Eisen mit,
Die man geschwind kann an die Stäbe stecken,
Denn niemand kommt mit Waffen in die Burg.
Zunächst im Wald hält dann der große Haufe,
Und, wenn die andern glücklich sich des Tors
Ermächtiget, so wird ein Horn geblasen,
Und jene brechen aus dem Hinterhalt.
So wird das Schloß mit leichter Arbeit unser.
Melchthal. Den Roßberg übernehm' ich zu ersteigen,
Denn eine Dirn' des Schlosses ist mir hold,
Und leicht betör' ich sie, zum nächtlichen
Besuch die schwanke Leiter mir zu reichen;
Bin ich droben erst, zieh' ich die Freunde nach.
Reding. Ist's aller Wille, daß verschoben werde?

(Die Mehrheit erhebt die Hand.)

Stauffacher (zählt die Stimmen). Es ist ein Mehr von zwanzig gegen zwölf!
Walter Fürst. Wenn am bestimmten Tag die Burgen fallen,
So geben wir von einem Berg zum andern
Das Zeichen mit dem Rauch! Der Landsturm wird
Aufgeboten, schnell, im Hauptort jedes Landes!
Wenn dann die Vögte sehn der Waffen Ernst,
Glaubt mir, sie werden sich des Streits begeben
Und gern ergreifen friedliches Geleit,
Aus unsern Landesmarken zu entweichen.
Stauffacher. Nur mit dem Geßler fürcht' ich schweren Stand,
Furchtbar ist er mit Reisigen umgeben;
Nicht ohne Blut räumt er das Feld, ja, selbst
Vertrieben bleibt er furchtbar noch dem Land.
Schwer ist's und fast gefährlich, ihn zu schonen.
Baumgarten. Wo's halsgefährlich ist, da stellt mich hin!
Dem Tell verdank' ich mein gerettet Leben.
Gern schlag' ich's in die Schanze für das Land,
Mein Ehr' hab ich beschützt, mein Herz befriedigt.
Reding. Die Zeit bringt Rat. Erwartet's in Geduld,
Man muß dem Augenblick auch was vertrauen.
— Doch seht, indes wir nächtlich hier noch tagen,
Stellt auf den höchsten Bergen schon der Morgen
Die glüh'nde Hochwacht aus. — Kommt, laßt uns scheiden,
Eh' uns des Tages Leuchten überrascht.
Walter Fürst. Sorgt nicht, die Nacht weicht langsam aus den Tälern.

(Alle haben unwillkürlich die Hüte abgenommen und betrachten mit stiller Sammlung die Morgenröte.)

Rösselmann. Bei diesem Licht, das uns zuerst begrüßt,
Von allen Völkern, die tief unter uns
Schwer atmend wohnen in dem Qualm der Städte,
Laßt uns den Eid des neuen Bundes schwören,

— Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr.
(Alle sprechen es nach mit erhobenen drei Fingern.)
— Wir wollen frei sein, wie die Väter waren,
Eher den Tod! als in der Knechtschaft leben. (Wie oben.)
Wir wollen trauen auf den höchsten Gott
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen.
(Wie oben. Die Landleute umarmen einander.)

Stauffacher. Jetzt gehe jeder seines Weges still
Zu seiner Freundschaft und Genoßsame.
Wer Hirt ist, wintre ruhig seine Herde
Und werb' im Stillen Freunde für den Bund.
— Was noch bis dahin muß erduldet werden,
Erduldet's! Laßt die Rechnung der Tyrannen
Anwachsen, bis ein Tag die allgemeine
Und die besondre Schuld auf einmal zahlt.
Bezähme jeder die gerechte Wut
Und spare für das Ganze seine Rache;
Denn Raub begeht am allgemeinen Gut,
Wer selbst sich hilft in seiner eignen Sache.

(Während die Spieler in der größten Ordnung abziehen, stürzen die drei **Quartaner** und mit ihnen schon **Sekundaner** hinein. Alle klatschen und rufen laut: Bravo.)

Erich (zu Arved). Brav war's, gefiel's dir ebenso?
Arved. Herrlich, herrlich! Ich bin so froh!

(Während Arved den Erich umarmt, immer neue Sekundaner auf die Bühne strömen, und das Orchester mit einem prachtvollen Schwunge einsetzt, fällt der Vorhang.)

Die Zeit (tritt auf).

Aus junger Knaben frohbewegtem Munde
Vernahmt ihr schwerer Dinge leichtes Spiel,
Und heiter zeigten sie zu guter Stunde
Euch eines starken Volkes ernstes Ziel.
Doch auch von unsrer Jugend gab es Kunde,
Und was darin von Herzen kam, gefiel,
Daß an das Schöne ihren festen Glauben
Des Zweifels spitze Hämmer nicht zerklauben.
Die Jugend hat den Glauben, doch es laden
Sie tausend Stimmen lockend in die Welt,
Sie gaukeln blauen Dunst und bringen Schaden,
Wo ihr Betrug dem Herzen, ach, gefällt.
Drum gilt's im Meer des Schönen neu zu baden,
Damit die Seele sich gesund erhält,
Und auch den Mann die Dichtung noch beglückte,
Die einst den Knaben aus der Welt entrückte.
Was wird die Zukunft bringen? Bange Frage,
Die in manch frommes Herze traurig klingt.

Statt froher Hoffnung ist es herbe Klage,
Die aus des Zweiflers Munde zu uns dringt.
Drum dieser Stab aus eurer Zeit euch trage
Hin zu der Zukunft Pforte, die da springt,
Sobald mein mächtig Zauberwort ergangen:
Da mögt ihr Offenbarung selbst empfangen.
(Die Zeit bewegt ihren Stab und verschwindet.)

Vierte Szene.

Der Vorhang geht auf. Man sieht ein geschmackvoll eingerichtetes Zimmer. An den Wänden Gemälde. Rechts ein Fenster, das verhängt ist. Links ein Tisch mit Büchern und Schreibutensilien. Daneben ein hoher Lehnstuhl. Auf dem Tisch brennen zwei heruntergebrannte Kerzen. Auf dem Lehnstuhl sitzt der Bürgermeister **Heinrich**. Er hat auffallende Ähnlichkeit von Gregorio, ist aber viel jünger und schöner. Er ist einfach, aber mit Geschmack gekleidet.
Es ist Nacht.

Heinrich. Wie habe ich mich auf diesen Tag gefreut, und nun er anbricht, bangt mir. Was hat es für Arbeit und Sorge gegeben, bis dieser Augenblick erreicht ist und wir unser Volkshaus eröffnen. Es hat lange gedauert, daß die Saat gereift ist. Das war doch schon am Anfang unsres Jahrhunderts, daß die Ideen aufkamen von Kunst und Volk. Man ist Schritt vor Schritt vorwärts gegangen, und der Weg war weit. Nun neigt sich das zwanzigste Jahrhundert dem Ende zu, und der bescheidene Anfang hat einen herrlichen Fortgang genommen. Wie haben sich die Stätten gemehrt, da die Künste ein Heim gefunden auch fürs Volk. Nun sind es nicht mehr einzelne Museen und Theater in den großen Städteu, es sprießt und wächst allenthalben. Ja, Kampf und Arbeit hat's freilich gegeben, bis auch wir so weit gekommen. Aber es ist gelungen, die Willigkeit der Menge ist nicht erlahmt, das Haus steht errichtet, und jede edle Kunst soll dort Pflege finden. Schon höre ich die Oratorien, die dort vor Tausenden von Arbeitern gegeben werden, ich sehe die Volksschauspiele, ich wandle in der Halle großer Meister.

Und auch ich hab nicht gefeiert. Ich bin rüstig dabei gewesen, manch schlaflose Nacht hat's mich gekostet. Aber es ist doch was dabei herausgekommen, und das Vertrauen des Volkes ist mir ein schöner Lohn. Ich darf es mir gestehen: nicht mein Amt, meine Stellung, sondern dieses Vertrauen hat mich zum Redner des festlichen Tages bestimmt. Stolz darf ich es sagen.

Und dennoch bangt dir? Dennoch bangt mir.
Wohl steht das Haus gezimmert und gefügt,
Doch ach — es wankt der Grund, auf dem wir bauten.

Ein andres ist's, der Kunst ein Haus zu bauen, ein andres, still und stetig der Kunst zu dienen, der großen und echten. Wird die Menge das können? Und wenn nicht, was nützt all unsre Mühe? Ich bin, weiß Gott, mein Tage kein Kopfhänger gewesen, aber das Gespenst unsrer Zeit hat auch mich geschreckt. Mir ist's manchmal, als sähe ich's leibhaft mit diesen meinen Augen: eine gleißende Frauengestalt mit stolzem Gang, üppigen Lippen und verführerischen Augen. Aber mit frecher Stirne und lästernder Zunge. Sie trägt eine Fackel, die erregt einen Brand von der Erde bis in den Himmel, und sterben soll daran alle göttliche und menschliche Autorität, nur das Ich soll bleiben und der Genuß. Und will man das Heer dieses Weibes zählen, so ist's Legion. O, es gibt Stunden, da will's mich dünken, daß die guten, friedlichen Mächte entflohn sind auf immer und der alte Gott gestorben. Wird auf solchem Boden nicht auch die Kunst ersticken müssen? Fortschritt, Fortschritt, wie weit hast du uns gebracht! Was gäbe ich um die feste Zuversicht, daß du uns die alten Ideale der heiligen Ordnung, der hohen Kunst, der ewigen Religion nicht rauben kannst! Um ein Zeichen, daß sie noch walten in unsrer Mitte. O daß ich sie heraufbeschwören könnte und sie nimmer von uns wichen!

Ja, wer das erlösende Wort fände für unsre Zeit, wer die Macht hätte, fortzureißen und zu erheben! Es müßte gewaltig geredet werden zu diesem Geschlecht, sie würden's vernehmen. An einem Festtag wie morgen, ach, da drückt's mich, daß kein Größerer sprechen kann als ich. Wie wird mein armer Mund ein Wort der Kraft finden, Funken sprühend, die in Tausenden zur Flamme werden.

(Er springt auf und geht zum Vordergrunde.)

(Sehr lebhaft.) O wär uns ein Prophetenmund verliehn,
Daß seine Zunge, dröhnend Erz geworden,
Das Volk zur großen Wahrheit machtvoll rief!
Wir brauchen Wahrheit.
Jetzt gib uns einen Menschen, gute Vorsicht —
Du hast uns viel gegeben. Schenke uns
Den selt'nen Mann mit reinem, offnem Herzen,
Mit hellem Geist und unbefangnen Augen,
Der uns sie finden helfen kann — ich schütte

Die Lose auf; laß unter Tausenden
Den Einzigen mich finden!

(Er hält inne. Darauf in ganz verändertem Tone.)

Doch still, mein Herz, die Großen sind entflohn. (Er setzt sich.)
Bescheide dich und horche auf den Wink,
Den dir ein guter Geist, das Volk zu weisen,
Zur rechten Stunde häufig hat gegeben. — —
Doch nun genug der einsam stillen Zwiesprach,
Der müde Leib verlangt ein Stündchen Ruhe!

(Er schläft ein. Aus dem Hintergrunde ertönt eine sanfte, einschmeichelnde Musik. Hierauf erscheint der **Genius der Poesie**, im Arm eine Leier.)

Genius. Mich hält kein Band, mich fesselt keine Schranke,
Frei schwing ich mich durch alle Räume fort.
Mein unermeßlich Reich ist der Gedanke,
Und mein geflügelt Werkzeug ist das Wort.
Was sich bewegt im Himmel und auf Erden,
Was die Natur tief im Verborgnen schafft,
Muß mir entschleiert und entsiegelt werden,
Denn nichts beschränkt die freie Dichterkraft;
Doch Schön'res find' ich nichts, wie lang ich wähle,
Als in der schönen Form — die schöne Seele.

(Der Genius tritt zum Schlafenden und berührt seine Lippen. Während dessen spricht er:)

Du stehst in des größeren Herren Pflicht,
Du gehorchst der gebietenden Stunde.
Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen.

(Er geht ab. Aus dem Hintergrunde ertönt ein Gesang:)

Beschwichtigend naht euch, ihr guten Gewalten
Und stärket dem Guten die Zuversicht;
Ob mächtige Kräfte die Feinde entfalten,
Ihr bleibt, ihr seid da, ihr entschwindet ihm nicht!

(Eine Frauengestalt mit einem Palmenzweige tritt auf, die friedliche **Ordnung** darstellend.)

Die Ordnung. Sieh mich hier, die Segenreiche,
Sieh die Ordnung, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet,

Die der Städte Bau gegründet,
Die herein von den Gefilden
Rief den ungeſell'gen Wilden,
Eintrat in der Menſchen Hütten,
Sie gewöhnt zu ſanften Sitten,
Und das teuerſte der Bande
Wob, den Trieb zum Vaterlande.
Meinen Pfad begleitet Segen,
Tauſend fleiß'ge Hände regen,
Helfen ſich in munterm Bund,
Und in feurigem Bewegen
Werden alle Kräfte kund.
Meiſter rührt ſich und Geſelle
In der Freiheit heil'gem Schutz;
Jeder freut ſich ſeiner Stelle,
Bietet dem Verächter Trutz.
Arbeit iſt des Bürgers Zierde,
Segen iſt der Mühe Preis:
Ehrt den König ſeine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß.

(Sie neigt ihren Palmenzweig gegen den Schlafenden und geht in den Hintergrund. Hierauf tritt eine Frauengeſtalt auf, die **Kunſt** darſtellend. Sie hat ein buntes und ſchönes Gewand. In der Hand eine Statuette.)

Die Kunſt. Wie ſchön, o Menſch, mit deinem Palmenzweige
Stehſt du an des Jahrhunderts Neige
In edler ſtolzer Männlichkeit,
Mit aufgeſchloßnem Sinn, mit Geiſtesfülle
Voll milden Ernſts, in tatenreicher Stille,
Der reifſte Sohn der Zeit.
Berauſcht von dem errungnen Sieg,
Verlerne nicht, die Hand zu preiſen,
Die an des Lebens ödem Strand
Den weinenden verlaßnen Waiſen,
Des wilden Zufalls Beute, fand,
Die frühe ſchon der künft'gen Geiſterwürde
Dein junges Herz im Stillen zugekehrt
Und die befleckende Begierde
Von deinem zarten Buſen abgewehrt,
Die Gütige, die deine Jugend
In hohen Pflichten ſpielend unterwies
Und das Geheimnis der erhabnen Tugend
In leichten Rätſeln dich erraten ließ.

Im Fleiß kann dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer sein,
Dein Wissen teilest du mit vorgezognen Geistern,
Die Kunst, o Mensch, hast du allein.
Nur durch das Morgentor des Schönen
Drangst du in der Erkenntnis Land.
An höhern Glanz sich zu gewöhnen,
Übt sich am Reize der Verstand.
Was bei dem Saitenklang der Musen
Mit süßem Beben dich durchdrang,
Erzog die Kraft in deinem Busen,
Die sich dereinst zum Weltgeist schwang.
Was erst, nachdem Jahrtausende verflossen,
Die alternde Vernunft erfand,
Lag im Symbol des Schönen und des Großen
Voraus geoffenbart dem kindischen Verstand.

(Sie geht in den Hintergrund. Eine Frauengestalt tritt auf, die **Religion** darstellend. Sie ist äußerst schlicht gekleidet, nur mit einem Stern geschmückt, den sie auf dem Haupte trägt.)

Die Religion. Drei Worte nenn' ich euch, inhaltschwer,
Sie gehen von Munde zu Munde;
Doch stammen sie nicht von außen her,
Das Herz nur gibt davon Kunde.
Dem Menschen ist aller Wert geraubt,
Wenn er nicht mehr an die drei Worte glaubt.
Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und würd' er in Ketten geboren,
Laßt euch nicht irren des Pöbels Geschrei,
Nicht den Mißbrauch rasender Toren!
Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erzittert nicht!
Und die Tugend, sie ist kein leerer Schall,
Der Mensch kann sie üben im Leben,
Und sollt' er auch straucheln überall,
Er kann nach der göttlichen streben,
Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.
Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke;
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke,

Und ob alles in ewigem Wechsel kreist,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.
Die drei Worte bewahret euch, inhaltschwer,
Sie pflanzet von Munde zu Munde,
Und stammen sie gleich nicht von außen her,
Euer Innres gibt davon Kunde.
Dem Menschen ist nimmer sein Wert geraubt,
Solang er noch an die drei Worte glaubt.

(Sie reicht den beiden andern Gestalten die Hände, und sie gehen, wie grüßend, einmal um Heinrich herum und dann ab, während aus dem Hintergrunde folgender Gesang ertönt:)

So halte den Glauben an gute Gewalten,
Es wachse dem Guten die Zuversicht;
Ob mächtige Kräfte die Feinde entfalten,
Wir bleiben, wir sind, wir entschwinden dir nicht!

Heinrich (erwacht). Wie herrlich hat der Sorgenlöser Schlaf
Die kummervolle Seele leis beschwichtigt
Und von der Stirn des Unmuts schwere Falten
Mit sanften Händen freundlich mir geglättet.
Ein Genius hat die Lippen mir berührt,
Der Glaube ist ins Herz zurückgekehrt,
Daß uns die guten Mächte nicht verlassen,
Die Friede bringend uns zum Höchsten leiten.
Ich bin bereit zu jedem großen Werke,
Das Aug' ist hell, der Mund ist aufgetan,
Das Ohr vernahm die Botschaft, die zu bringen.
Lösch aus das Licht der Nacht, der Tag ist da.

(Er löscht die Lichter aus, geht zum Fenster, schlägt den Vorhang zurück und öffnet das Fenster. Ein Strom von Licht flutet herein.)

Sei mir gegrüßt, du glänzend Taggestirn,
Das Licht und Lust zu neuen Taten gibt,
Wie jubelnd schlägt mein Herze dir entgegen!
Ein Strom von Glück quillt frisch mir durch die Adern,
Und wo ich eben noch im Dunkeln zagte,
Da stellt sich mir so duft- und lichtumflossen
Nun eine Welt von Wundern vor das Auge.
Mit Freuden blick ich auf das Volkshaus drüben
Und ahne drin, gleichwie in blauer Ferne,
Erfüllung meiner Hoffnungen und Wünsche.
(Er lehnt sich aus dem Fenster.)
Doch seh ich richtig, wo noch jüngst die Säule
Der Büste aus des Volkes Hand erharrte,

Da ist der Platz besetzt.

(Er sieht genauer hin und fährt lebhaft fort.)

Ich täusch mich nicht.
Sie sind es, unsres Schillers traute Züge,
Das Volk hat ihn zum Helden selbst erwählt,
In ihm ehrt es die alten großen Güter.

(Man hört aus der Ferne Stimmengewirr.)

Und wogenartig hör ich's näher brausen,
Da nahn sie selbst in buntem Festgedränge,
Mit Kränzen und mit Zweigen ausgerüstet.
Wie heiter jung und alt zusammenströmen,
Die frohe Stunde würdig zu begehn.
Schon sind sie da, sie haben mich erblickt,
Sie schwenken schon die Mützen, wehn die Tücher,
Sie mahnen mich, die Feier zu eröffnen,
Schon drängen sie sich um den teuren Dichter.
Und Festesklänge höre ich von fern.

(Er lehnt sich aus dem Fenster und spricht laut zur Menge. Diese verstummt völlig.)

Mitbürger, Freunde, Dank euch, tausend Dank!
Wie macht mich eure Freude doppelt froh,
Wie bin ich stark und glücklich, euch verbunden,
Wie treibt's mich, an des treuen Volkes Spitze,
Den großen Zielen jugendlich entgegen!

(Er tritt vom Fenster zurück, in die Mitte der Bühne. Das Folgende spricht er freudig bewegt, anfangs sinnend, zum Schluß lebhaft.)

Die Zeichen der Zeit bedenke,
Wem Kummer das Herze plagt,
Den Morgen die Blicke er lenke,
Woher es noch immer getagt.
Und schöpfe neues Vertrauen
Zu mut'gem Vorwärtsgehn,
Wer nur versteht zu schauen,
Der wird auch Wunder sehn.
Und wo ihm Alter geschwanet,
Da sprießen die Knospen aufs neu,
Wo Wankelmut er geahnet,
Da schlagen die Herzen treu.
So ward der Zweifel beschworen,
Er war nicht wohlgetan,
Was echte Kunst geboren,
Zieht ewig die Herzen an.

Drum auf zum festlichen Kreise,
Wo man Großes und Schönes genießt,
Da sei denn in festlicher Weise
Der Große noch einmal begrüßt!

(Während er rasch abgeht, fällt der Vorhang. Aus dem Hintergrunde ertönt Musik, die feierlich anschwillt. Darauf hört man folgenden Gesang:)

Es reden und träumen die Menschen viel
Von bessern künftigen Tagen;
Nach einem glücklichen, goldenen Ziel
Sieht man sie rennen und jagen.
Die Welt wird alt und wird wieder jung,
Doch der Mensch hofft immer Verbesserung.
Die Hoffnung führt ihn ins Leben ein,
Sie umflattert den fröhlichen Knaben,
Den Jüngling locket ihr Zauberschein,
Sie wird mit dem Greis nicht begraben;
Denn beschließt er im Grabe den müden Lauf,
Noch am Grabe pflanzt er — die Hoffnung auf.
Es ist kein leerer, schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne des Toren.
Im Herzen kündet es laut sich an:
Zu was Besserm sind wir geboren;
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht.

Fünfte Szene.

Der Vorhang geht auf. Man sieht von Lorbeerbäumen umgeben Schillers Büste. **Männer, Frauen** und **Kinder** stehen in dichter Schar herum. Die Männer halten Lorbeerzweige, die Frauen und Kinder Blumen. Hart an der Büste steht **Heinrich,** einen Lorbeerkranz in der Hand.

Heinrich (zur Büste gewandt).
Dem heitern Himmel ew'ger Kunst entstiegen,
Die Jüngerschar begrüßest du,
Und aller Augen, alle Herzen fliegen,
O Herrlicher, dir zu!

Frauen (singen). Des Lenzes frischen Segen,
O Meister bringen wir,
Beränte Kränze legen
Wir fromm zu Füßen dir.

Männer (singen). Der in die deutsche Leier
Mit Engelstimmen sang,

Ein überirdisch Feuer
In alle Seelen schwang;
Der aus der Muse Blicken
Selige Wahrheit las,
In ew'gen Weltgeschicken
Das eigne Weh vergaß;

Frauen (singen). Ach, der an Herz und Sitte
Ein Sohn der Heimat war,
Stellt sich in unsrer Mitte
Ein hoher Fremdling dar.

(Der Gesang bricht plötzlich ab.)

Heinrich. Doch stille! Horch! — Zu feierlichem Lauschen
Verstummt mit eins der Festgesang: — —
Wir hörten deines Adlerfittichs Rauschen
Und deines Bogens starken Klang!

(Einen Augenblick ist alles still. Darauf nähert sich Heinrich der Büste Schillers und spricht:)

Selig, welchen die Götter, die gnädigen, vor der Geburt schon
Liebten, welchen als Kind Venus im Arme gewiegt,
Welchem Phöbus die Augen, die Lippen Hermes gelöset,
Und das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt!

(Bei den letzten Worten bekränzt Heinrich die Büste. Im selben Augenblick werfen alle ihre Zweige und Blumen vor die Büste. Lautes Rufen erschallt.)

Alle. Heil! Heil! Schillers Andenken! Heil! Heil!

(**Gregorio** und **Anselmo** sind aufgestanden; Gregorio, sichtlich gerührt, hat Anselmo die Hand gedrückt, sie haben sich der Büste genähert. Wenn alle sich beruhigt haben, ruft Gregorio laut:)

Gregorio. Er lebt fort, unzerstört —

Anselmo. Unvergessen!

(Während der letzten Worte ist die **Zeit,** aus dem Hintergrunde kommend, durch die Menge geschritten. Sie stellt sich ganz vorn hin, neben die Büste gegenüber Heinrich, und spricht die Schlußworte, zum Publikum gerichtet:)

Die Zeit. So bleibt er uns, der vor so vielen Jahren —
Schon hundert sind's! — von uns sich weggekehrt!
Wir haben alle segenreich erfahren,
Die Welt verdank' ihm, was er sie gelehrt;
Schon längst verbreitet sich's in ganze Scharen,
Das Eigenste, was ihm allein gehört.
Er glänzt uns vor, wie ein Komet entschwindend,
Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.

(Während der Vorhang fällt, setzt das Orchester prachtvoll ein.)

Die Kunst als Evangelium bei Schiller.

Ein Essay

von

Oberlehrer cand. theol. **E. Kröger.**

Motto: Ernst ist das Leben,
heiter ist die Kunst.

Daß hoher sittlicher Ernst und reinste Freude einander nicht ausschließen, zeigt uns ein Blick auf die Religion. Hier tritt uns, wie ein Regenbogen auf dunkeln Wolken, das Evangelium als eine beglückende Macht entgegen, als die „frohe Botschaft" von dem Anbruch eines neuen Tages nach langer Nacht. Wie aber einem Paulus und Luther, so ist es allen großen Befreiern — auch Schiller — heiliger Ernst damit gewesen, den Menschen zum wahren Glück zu verhelfen. Da nun Glück ohne Freiheit nicht recht denkbar ist, so steht bei Paulus, Luther, Schiller auch die Idee der Freiheit im Mittelpunkte ihrer Lebensanschauung, und wie bei Luther von der „Freiheit eines Christenmenschen", so darf bei Schiller, wie wir sehen werden, von der Freiheit eines Musenjüngers geredet werden. Denn es wäre eine äußerst einseitige Beurteilung, wollten wir den Begriff der Freiheit bei Schiller vorzugsweise politisch fassen, wozu uns der Don Carlos mit der Gestalt eines Marquis Posa oder Wilhelm Tell ein Recht zu geben schiene. Wie Luther ist Schiller vielmehr tief davon durchdrungen, daß Glück und Freiheit etwas rein Innerliches bedeuten:

Es ist nicht draußen, dort sucht es der Tor,
Es ist in dir, du bringst es ewig hervor.

„Der Glückseligkeitstrieb ist der Trieb der Triebe", sagt Feuerbach, und Schopenhauer meint offenbar dasselbe, wenn er

von dem „Willen zum Leben" spricht. Diesem Triebe nach Glück und Leben entsprechend sehen wir den Menschen wie jedes andre Lebewesen die Freude dem Schmerz, die Lust der Unlust, die Freiheit der Gebundenheit, die Heiterkeit dem Ernst, kurz — das Glück dem Unglück vorziehen. Was ist nun aber Glück? Offenbar in erster Linie Freiheit, Unabhängigkeit von Zwang und Bedürfnis sinnlicher und geistiger Art, also Wunschlosigkeit, ein Zustand, in dem wir weder körperlich noch geistig zu etwas genötigt werden und doch auf beide Arten tätig sind, um uns als volle, ganze Menschen zu fühlen.

Diesem Glückstrieb kommt das wirkliche Menschenleben nur unvollkommen entgegen.

Des Lebens ungemischte Freude
Ward keinem Irdischen zu teil.

Dazu ist es mit seinen schwierigen Aufgaben und unberechenbaren Wechselfällen zu ernst. Den Einzelzwecken des Daseins entsprechen auch nur Einzelkräfte im Menschen, die, einseitig angespannt, andre Kräfte ungenutzt, brach liegen und verkümmern lassen. Diese Einseitigkeit wird vom Menschen als Druck und Einengung empfunden, die ihn düster stimmt und kein rechtes Glücksgefühl aufkommen läßt.

Mächtig, selbst wenn eure Sehnen ruhten,
Reißt das Leben euch in seine Fluten,
Euch die Zeit in ihren Wirbeltanz.

Dazu kommt die Abhängigkeit des Menschen von Schicksal und Natur; auch die Kluft zwischen Neigung und Pflicht scheint oft unüberbrückbar:

Kein Erschaffner hat das Ziel erflogen;
Über diesen grauenvollen Schlund
Trägt kein Nachen, keiner Brücke Bogen,
Und kein Anker findet Grund.

Es ist aber oft nicht etwa ein Mangel an Erkenntnis, was den Menschen hindert, seine sittliche Bestimmung zu erreichen, — denn „es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist", — sondern vor allem eine Verkehrung des Willens, wodurch die Kraft zum Guten gelähmt und der Weg zum wahren Glück versperrt scheint. Der Mensch fühlt sich ohnmächtig, als ein Sklave und Knecht seiner Triebe, wie soll er frei werden? Ist der Zwiespalt ein so tiefer, dann reicht die bloße Kenntnis des Gesetzes nicht mehr aus; unsre

Gesinnung wird damit noch nicht umgewandelt. Dazu bedarf es einer Erneuerung unsres Wesens, der Kern unsrer Persönlichkeit, Herz und Gemüt, muß für das Gute gewonnen werden. Dem bloß gebietenden starren Gesetz als solchem wohnt aber keine gewinnende, erwärmende Kraft inne. Unser Herz bleibt verschlossen und kalt. Persönliches Leben kann sich auch nur an persönlichem Leben entzünden, und das geschieht durch das Evangelium. Damit betreten wir den Boden der Religion.

Sowohl bei Paulus wie bei Luther bedeutet das Evangelium mehr, als der unmittelbare Wortsinn „frohe Botschaft" zu besagen scheint: es ist nicht bloß die Verkündigung eines neuen Lebens, sondern dieses neue Leben selbst, das Hereinbrechen einer andern Welt mit Beweisen des Geistes und der Kraft, die den Menschen zu sich emporhebt, beglückt und dadurch frei macht. Diese Freiheit des Evangeliums erscheint aber als Aufhebung des Gesetzes durch Verwandlung seines Inhalts in Geist und Leben, d. h. in persönliche Kraft, wie sie in Christus sich offenbart.

Das Gesetz vermag das widerstrebende Menschenherz von sich aus nicht zu gewinnen. Von Moses bis Kant hat die Verkündigung des Gesetzes mit seinem starren „du sollst!" wohl Unruhe, aber keinen Seelenfrieden gebracht.

Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
Bleibt dem Menschen nur die bange Wahl,

heißt es zu allen Zeiten für den unter dem Gesetz Stehenden. Er empfindet dieses als eine strenge Fessel, wo nicht als eine richtende Macht. Denn das Gesetz fordert ja nicht bloß Leistungen und Werke, sondern Gesinnungen, wie sie dem gewöhnlichen Menschen durchaus fern liegen. Auch berghoch aufeinandergehäufte Leistungen machen noch keinen guten Menschen. „Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe — und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts". So durchhaut ein Luther, wie einst vor ihm ein Paulus, den unlösbaren Knoten der Gesetzesreligion, indem er den Satz umkehrt und sagt: der Mensch brauche keine Werke, um selig zu werden, er müsse vielmehr *erst selig sein*, damit die Werke aus ihm hervorgingen, wie gute Früchte aus einem guten Baum.

Was hindert den Menschen nun mehr oder weniger zu allen Zeiten, dem von Vernunft und Gewissen vielleicht selbst

gebilligten Gesetze Folge zu leisten? Wohl der dem Menschen mit jedem Lebewesen gemeinsame „Wille zum Leben" und der damit verbundene Durst nach Glück, den wir oben mit Feuerbach den Trieb der Triebe nannten. Wäre die Sinnenwelt die einzige, so bliebe dem Menschen kaum etwas übrig, als dieser alle seine Affekte zur Verfügung zu stellen und mit Faust zu rufen:

Aus dieser Erde quillen meine Freuden
Und diese Sonne scheinet meinen Leiden!

Um nun die Allgewalt der natürlichen Lebenstriebe mit den ausschließlich auf die Sinnenwelt gerichteten Affekten zu brechen, heißt es noch stärkere und nachhaltiger wirkende Affekte ins Feld zu führen: Glaube, Liebe, Hoffnung. Dieses geschieht durch das Evangelium, durch die Eröffnung einer anderen Welt, durch das Aufsteigen einer neuen Wirklichkeit persönlichen Lebens aus ungeahnten Lebenstiefen. Die Sinnenwelt mit den dazugehörigen Affekten verschwindet keineswegs vor jener, aber sie tritt in deren Dienst und liefert bloß Farben und Bilder zu Stimmungen, die auf die neue Welt bezogen, sich ihrerseits zu Gesinnungen erweitern und vertiefen. Diese haben ihr eigentliches Heim in jenen Seelentiefen, die wir als den Sitz der innigsten, allem sinnlichen Interesse enthobenen Affekte: Glaube, Liebe, Hoffnung, mit dem Ausdruck Gemüt bezeichnen. Dieses bedeutet den Kern des persönlichen Lebens und den einzigen Durchbruchspunkt für jene neu aufsteigende Welt, die das Evangelium verkündigt: „Mache dich auf, werde Licht! Denn dein Licht kommt und die Herrlichkeit des Herrn geht auf über dir!" Dieses Licht, von den tiefsten Geistern der Vorzeit bereits geahnt und aus der Ferne geschaut, offenbart sich erst in voller Klarheit in der Erscheinung Christi, die unter der Knechtschaft des Gesetzes finster und kalt gebliebenen Herzen erleuchtend und erwärmend, wie die Sonne die sie umkreisenden, an sich lichtlosen Himmelskörper. Und bei Paulus heißt es im 2. Korintherbrief: „Der Gott, welcher sprach: Aus der Finsternis soll leuchten das Licht! ist es, der es in unsern Herzen tagen ließ zum strahlenden Aufgang der Erkenntnis von der Herrlichkeit Gottes im Antlitze Christi." „Wir alle aber, die wir uns von der Herrlichkeit des Herrn bespiegeln lassen, werden in dasselbige Bild verwandelt von einer Klarheit zur andern, als von dem Herrn des Geistes aus." „Der Herr ist der Geist, und wo Geist

des Herrn ist, da ist Freiheit!" Es ist, als wenn der Apostel erst dem Bilde Christi in Wahrheit die Wirkung zugesteht, welche die Hellenen von dem berühmten Zeusbild des Phidias zu Olympia aussagten: es vereinige in seinem Ausdruck die höchste Macht mit der höchsten Güte, und niemand könne mehr unglücklich werden, der dieses Bild geschaut. In echt hellenischer Weise faßt hier Paulus das Schauen als ein Bespiegeltwerden, ein mystisches Einswerden des Schauenden mit dem Geschauten.

Damit hat der unstillbare Trieb des Menschen nach Glück und Leben einen überschwänglichen Inhalt gewonnen, in einer allem sinnlichen Sein enthobenen Welt des Gemüts, in einem Reich Gottes, einem Wandel im Geist. Die Unruhe der an die Sinnenwelt gebannten animalischen Affekte ist aufgehoben in den Frieden, höher als alle Vernunft; das selbstische Glücksverlangen ist verschlungen von jener Seligkeit, die den Sieg in allen Kämpfen behalten muß. Erweist sich so das Evangelium als eine beglückende, ja beseligende Macht, so ist der tote Buchstabe zu lebendigem Geist geworden. Der im Gesetz bloß verkündete Wille, das „Wort", ist Fleisch, d. h. persönliches Leben geworden in Christus, dem „Erstgeborenen unter vielen Brüdern." In seinem Herzen ist das Gesetz zuerst aufgehoben, und zwar in doppeltem Sinne, d. h. einerseits als toter Buchstabe *vernichtet*, anderseits seinem Inhalte nach erhalten und *bewahrt* als lebenspendende Macht. Göttlicher und menschlicher Wille sind in Christus eins geworden, wie seine Jünger eins werden sollen mit ihm durch Glaube, Liebe, Hoffnung, indem sie sein Bild in ihr Herz aufnehmen oder, wie Paulus sagt, sich von seinem Bilde bespiegeln lassen, um in dasselbe Bild verwandelt zu werden von einer Klarheit zur andern. Dadurch werden sie aus Knechten Freie: das Gesetz wird verschlungen vom Evangelium. Denn das Evangelium ist ja nichts anders als das in der Person Christi erfüllte, d. h. Geist und Leben gewordene Gesetz der Freiheit. Der freie Wille aber giebt sich selbst das Gesetz.

Um nun jene im Evangelium sich erschließende neue Welt dem Menschen seelisch nahe zu bringen, sein ganzes Wesen davon zu erfüllen, bedarf es intuitiver Anschauungen, wesenerhöhender Stimmungen, die ja mehr als alle bloßen Begriffe auch gesinnungveredelnd zu wirken vermögen. Diese Stimmungen schafft jene

Religion und Kunst gemeinsame Seelenkraft, die wir Phantasie nennen. In den Propheten und Psalmen, in den Reden Christi wie bei Paulus waltet eine machtvolle, weltumspannende Phantasie, welche in den stimmungsvollsten Bildern jene unsichtbare Welt wie in einem Spiegel erschauen läßt. Das kein Auge geschaut, das ewige Licht, im farbigen Abglanz zu veranschaulichen, haben zu allen Zeiten Maler und Dichter — was kein Ohr gehört, Tonkünstler zu erahnen gewetteifert.

Sind wir nun aber berechtigt, von einem „Evangelium" auch dort zu reden, wo es sich, wie in dem weiten Reiche der Kunst, keineswegs nur um die phantasievolle Gestaltung rein religiöser Ideen und Stimmungen handelt? Vielleicht doch.

Der Kunst die ihr gebührende Stellung als einer selbständigen Lebensmacht für die Folgezeit erobert zu haben — in Kunstwerk und Kunstlehre — ist in erster Linie das Verdienst unserer Klassiker, insbesondere Schillers, so daß seine eignen Worte für ihn selbst wie für Goethe gelten: „Die Gipfel der Menschheit werden glänzen, wenn noch feuchte Nacht in den Tälern liegt."

Danach hat die Kunst nicht die Aufgabe, „die Menschen zu bessern und zu bekehren"; auch läßt sie uns nicht „erkennen, was die Welt im Innersten zusammenhält." Ihr Zweck liegt vielmehr in ihr selber: die Menschen zu beglücken und dadurch frei zu machen.

Wenn Goethe sagt: Alles, was unsern Geist befreit, ohne uns die Herrschaft über uns selbst zu geben, sei vom Übel — so kann man ebenso gut sagen: Alles, was unsern Geist befreit, ohne uns die Herrschaft über uns selbst zu rauben, ist ein hohes Gut, ein Glück, ein Evangelium. Sollte sich die Kunst auch wie die Religion als eine beglückende und befreiende Macht erweisen durch Eröffnung einer andern Welt, so wäre der Ausdruck „Evangelium" wohl nicht zu hoch gegriffen, obwohl es in der Kunst nicht wie in der Religion unmittelbar auf eine Veredlung der Gesinnung, eine Läuterung des Willens, sondern bloß auf Beglückung abgesehen ist. So nennt Schiller selbst das Schöne und die Kunst einen Gegenstand, „der mit dem besten Teil unsrer Glückseligkeit in einer unmittelbaren und mit dem moralischen Adel der menschlichen Natur in keiner sehr entfernten Verbindung steht." Das soll heißen: Trachtet vor allem nach der wahren Schönheit, so wird euch auch anderes von selbst zufallen!

Die Kunst ein Evangelium zu nennen, berechtigt uns folgender Ausspruch Goethes: „Die wahre Dichtung (Kunst!) kündet sich dadurch an, daß sie als ein weltliches Evangelium durch innere Heiterkeit, durch äußeres Behagen uns von den irdischen Lasten zu befreien weiß, die auf uns ruhen; daß sie uns in höhere Regionen erhebt und die Irrgänge des Lebens zurückläßt". Freude und Freiheit sind hier für Goethe die echten Gaben der Dichtung, wofür wir ohne weiteres auch „Kunst" setzen dürfen. Damit stimmen folgende Worte Schillers sachlich im Wesentlichen überein, obwohl er das Wort „Evangelium" nicht direkt nennt: „Alle Kunst ist der Freude gewidmet, und es giebt keine höhere und keine ernsthaftere Aufgabe, als die Menschen zu beglücken. Die rechte Kunst ist nur diese, welche den höchsten Genuß verschafft. Der höchste Genuß aber ist die Freiheit des Gemüts (der Seele!) in dem lebendigen Spiel aller seiner Kräfte." Also kein Zweifel: die Kunst ist sowohl für Goethe als auch für Schiller eine beglückende und befreiende Macht, ein Evangelium, und dieses damit ein Grundbegriff der ganzen Ästhetik Schillers. Und zwar steht auch hier die Idee der Freiheit im Mittelpunkt des Ganzen, wie bei Paulus und Luther. Der wahren Kunst ist es „Ernst damit, den Menschen nicht bloß in einen augenblicklichen Traum von Freiheit zu versetzen, sondern ihn wirklich und in der Tat frei zu machen." Ob in ähnlicher oder aber in ganz anderer Weise, wie die Religion, soll die weitere Untersuchung ergeben.

Auch Schiller fragt sich: wodurch wird unsere Freiheit innerhalb der gegebenen Wirklichkeit auf Schritt und Tritt bedroht? Wodurch anders, als daß unsere Wünsche und Neigungen entweder auf etwas für uns Unerreichbares gerichtet sind, oder aber mit unsern Pflichten in Widerstreit geraten Daher klagen wir mit Faust: „Entbehren sollst du, sollst entbehren!" Es sind die zwei Seelen in unserer Brust, „die eine will sich von der andern trennen!" Wie ist dieser Zwiespalt zu beseitigen? Im Sinne Schillers zunächst dadurch, daß in der Seele des Menschen „eine Kraft erweckt, geübt und ausgebildet" wird, die ihn befähigt die „sinnliche Welt, die sonst nur als ein roher Stoff auf uns lastet, als eine blinde Macht auf uns drückt, in eine objektive Ferne zu rücken, in ein freies Werk unseres Geistes zu verwandeln". Indem so die ganze sinnliche Erscheinungswelt mit ihrer massiven

Greifbarkeit in bloßen Schein, in ein bloßes Bild verwandelt wird, soll zugleich damit allem stofflichen Begehren der Boden entzogen werden. Dieses geschieht tatsächlich allemal dort, wo die künstlerische Phantasie tätig ist, sei es nun in der wirklichen oder in einer bloß vorgestellten Welt. Denn die Phantasie besitzt die Fähigkeit das Sinnliche, Körperliche zu beseelen, und wiederum das Seelische, Geistige zu versinnlichen und zu verkörpern. Damit leiht sie dem Toten Leben, dem Unbewegten Bewegung, dem Gebundenen, Gedrückten Freiheit. „Freiheit in der Erscheinung" ist denn auch für Schiller das Kennzeichen aller Schönheit und Kunst. Danach ist das Kunstwerk lebende Gestalt oder gestaltetes Leben, wobei von der stofflichen Existenz irgend welcher Art vollständig abgesehen wird. Schon Kant definiert als schön alles das, was durch seine bloße Form gefällt, d. h. als reiner Schein auf uns wirkt.

Wenn wir uns z. B. an einem Flammenbilde weiden, so kommt die Frage nach dem Stoffe, der da brennt, für den fesselnden Eindruck des Schauspiels als solchen garnicht in betracht. Wie etwa beim Sonnenuntergang oder einem Nordlicht handelt es sich um etwas in keinem Sinne des Wortes Greifbares. Ebenso ist jedes Kunstwerk etwa einem Regenbogen, einer Fata Morgana oder einer Vision, einem Traumbild vergleichbar.

Einige Beispiele mögen noch die Eigenart der künstlerischen Phantasie veranschaulichen, deren Wesen das deutsche Wort Einbildungskraft am besten dartut. Denn jede Kunst mutet uns zu, uns etwas einzubilden, d. h. so zu machen, als ob . . . . . In der Architektur bilden wir uns ein, die Säulen hielten freiwillig das Dach, die Pfeiler strebten wirklich empor u. a. In der Plastik schauen wir den Marmor an, als ob er lebte; in der Malerei die Fläche, als wäre sie perspektivisch. In der Dichtung bilden wir uns oft ein, die Scheidewand zwischen Natur und Geist sei nicht mehr vorhanden, sodaß wir jene gleichsam in Mitleidenschaft ziehen mit unseren menschlichen Affekten. Im Drama sehen wir die einzelnen Künste zu reicher Gesamtwirkung vereinigt. Die Kulissen erscheinen uns als massive Bauten, mögen sie auch noch so sehr zittern. Herrn so und so stellen wir uns als Wallenstein, Frl. so und so als Maria Stuart vor usw. Die dargestellten Erlebnisse empfinden wir mit wie wirkliche, ob-

wohl alles nur „gespielt" und im Bilde erscheint. In der Musik tritt dasselbe ein, nur daß wir statt zu schauen zu hören glauben. Die einzelnen Töne als solche hört der Unmusikalische ebenso wie der Musikalische. Aber nur dieser verbindet das Einzelne zu einem Ganzen und leiht den Tönen eine Seele, daß sie zu jauchzen und zu klagen *scheinen*, was sie an sich doch nicht tun.

Indem die künstlerische Einbildungskraft uns befähigt, etwas als reine Form d. h. ohne Rücksicht auf seine Existenz auf uns wirken zu lassen, erregt sie in uns, nach dem Worte Kants, ein uninteressiertes Wohlgefallen. Natürlich soll uns das Kunstgebilde „interessieren", aber wir sollen dabei nicht „interessiert" sein. Dieses sind wir immer dort, wo wir irgend etwas um seiner Existenz willen wünschen oder begehren. Die künstlerische Phantasie aber entrückt uns, wie Schiller sagt, in jene „heitern Regionen, wo die reinen Formen wohnen", wo alle Affekte zwar in reger Tätigkeit sein können, jedoch ohne etwas *wirklich* zu wünschen oder zu begehren, weder etwas Sinnliches noch etwas Sittliches. In der Kunst verhalten wir uns nur schauend,

> Wie man die Sterne sieht, wie man den Mond sich beschaut,
> Sich an ihnen erfreut und innen im ruhigen Busen
> Nicht der entfernteste Wunsch sie zu besitzen sich regt. (Goethe).

Ein deutlicher Beweis, wie sehr das Künstlerische bloß in der Form liegt, ist die schrankenlose Bewunderung der poetischen Schönheiten der Bibel auch von solchen, für die der Inhalt mit seinem ganzen religiösen Hintergrunde kaum vorhanden. Ich erinnere nur an Heinrich Heine.

In wiefern erweist sich nun aber die Kunst als ein Evangelium in einer der Religion auch nur ähnlichen Weise? Wir können antworten: durch Aufhebung des Gesetzes, d. h. durch Freiheit, wobei wir allerdings im Auge behalten müssen, daß diese in ganz anderer Weise zustande kommt, als in der Religion. Hier war der Inhalt des Gesetzes durch die Kraft des Evangeliums zum Gegenstand einer „freien Neigung" geworden, die aus nicht Willigen Willige macht; damit war das Gesetz selbst als toter Buchstabe aufgehoben. So sagt auch Schiller: „Hält man sich an den eigentlichen Charakter des Christentums, so liegt er in nichts anderem als in der Aufhebung des Gesetzes, des Kantschen Imperativs (du sollst!), an dessen Stelle das Christentum eine

freie Neigung gesetzt haben will." *In der Kunst ist das Gesetz auch aufgehoben*, nur in anderer Weise, und zwar dadurch, daß alle wirklichen Objekte, sowohl sinnlicher als geistiger Art, als Stoff in Fortfall geraten. Denn wo es keine Welt mehr gibt, auf die wir schädigend oder fördernd einwirken können, ist auch nicht mehr von Übertretung die Rede; wo aber keine Übertretung möglich, da ist auch kein Gesetz. Dieses ist also mit dem Stoff zugleich aufgehoben.

Aufgelöst in zarter Wechselliebe,
In der Anmut freiem Bund vereint,
Ruhen hier die ausgesöhnten Triebe
Und verschwunden ist der Feind.

Nicht im Leben, wohl aber in der Kunst sind wir daher berechtigt von einem „Jenseits von Gut und Böse" zu reden, sofern beides nicht inhaltlich, stofflich, sondern nur als Form, d. h. als Schein in Frage kommt.

Im Reiche des Schönen verhalten wir uns also weder begehrend noch wollend, sondern nur schauend und schaffend. Letzteres, sofern wir vermittelst unsrer Phantasie die vom Künstler ins Leben gerufene formvollendete Gestaltenwelt unsrerseits nachschaffen. Denn wir empfangen dabei so, wie wir selbst hervorgebracht hätten, während der Künstler so hervorbringt, wie unser Sinn zu empfangen trachtet (Schiller). Dieses Nachschaffen geschieht dadurch, daß wir mit dem Künstler den Stoff überall nur soweit gelten lassen, als er bereits reine Form geworden, d. h. als schönen Schein, unabhängig von seiner mehr oder weniger sinnlich oder geistig greifbaren Existenz. Damit verschwindet der Stoff allerdings nicht tatsächlich, aber er *scheint* in seiner Erdenschwere aufgehoben und ist dadurch in einer Welt, wo der *Schein* alles bedeutet, auch tatsächlich aufgehoben. Diese Aufhebung des Stoffes durch die Form veranschaulicht Schillers anmutiges Gedicht „der Tanz", wo es u. a. heißt:

Seh ich flüchtige Schatten, befreit von der Schwere des Leibes?
Schlingen im Mondlicht dort Elfen den luftigen Reihn?

Schönheit war ja nach Schiller „Freiheit in der Erscheinung". Indem nun die Einbildungskraft dem an sich Massiven, Schweren, Gebundenen Freiheit und Leichtigkeit leiht und damit den Stoff nicht nur formt, sondern zu einem lebenden Gebilde verwandelt,

ist jener durch die „siegende Form" scheinbar vertilgt, d. h. jeder Selbständigkeit beraubt.

Aber dringt bis in der Schönheit Sphäre,
Und im Staube bleibt die Schwere
Mit dem Stoff, den sie beherrscht, zurück.
Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
Schlank und leicht, wie aus dem Nichts entsprungen,
Steht das Bild vor dem entzückten Blick.
Alle Zweifel, alle Kämpfe schweigen
In des Sieges hoher Sicherheit;
Ausgestoßen hat es jeden Zeugen
Menschlicher Bedürftigkeit.

Indem die Phantasie das Körperliche beseelt oder das Seelische verkörpert, versetzt sie Sinne und Geist zugleich in Wirksamkeit und erzeugt dadurch jene harmonische Stimmung, die wir als Freiheit empfinden.

Beim Genuß des Schönen verhalten wir uns zwar schaffend, doch zugleich auch betrachtend: beides fällt hier zusammen. Denn indem wir nachschaffen, schauen wir und freuen uns am Spiel unsrer Einbildungskraft, so daß alle Stimmungen und Affekte, welche wir selbst unsern Gestalten geliehen, auf uns wieder zurückwirken und dabei jenes an sich so zwecklose und doch so wohltuende Ab- und Aufwallen der Gefühle, jenes Gleichgewicht der Stimmung erzeugen, die jedem Spiel eigentümlich ist. Wir weiden uns mit ganzer Seele an einem Reich der Schatten und Träume, das wir unter Leitung des schaffenden Künstlers selbst hervorgezaubert haben. Denn

Der allein besitzt die Musen,
Der sie trägt im warmen Busen;
Dem Vandalen sind sie Stein.

Damit genießen wir in vollen Zügen jene Freiheit, von der Schiller sagt, sie wohne nur im Reiche der Träume.

Wenn Schiller die in der Kunst herrschende freie Stimmung eine spielende nennt, so muß man sich vergegenwärtigen, was das Spiel im gewöhnlichen Leben bedeutet. Allen Spielen, die diesen Namen verdienen, ist mit dem Kunstgenuß ein uninteressiertes Wohlgefallen an zweckloser Kraftentfaltung gemeinsam, und wie das Kunstwerk so besteht auch jedes Spiel bloß für die Phantasie, für die Einbildungskraft. Die meisten Spiele bedeuten Scheinkämpfe: man bildet sich nämlich absichtlich ein, es sei wirklich etwas

daran gelegen, daß der eine Teil den andern besiegt — etwa den Ball weiter wirft, mit seinem Pferde schneller rennt als der andere usw. — um dann alle Kräfte auf dieses bloß eingebildete Ziel hin in Bewegung zu setzen. Den äußern Scheinkämpfen entsprechen die innern der Affekte und Gefühle, die wir im Kunstgenuß frei spielen lassen, wobei oft die Lustgefühle erst durch Unlustgefühle hindurch die Oberhand gewinnen, d. h. sich durchkämpfen müssen. Den Scheinkämpfen im Tanz, im Drama und in der Musik entspricht auf seiten des Zuschauers oder Hörers die ganze Stufenleiter der Affekte, mit denen er jene Kampfbewegungen mitempfindend begleitet.

Wenn die Kunst nach Schiller die Aufgabe hat, der Menschheit ihren möglichst vollständigen Ausdruck zu verleihen, so bedeutet das zugleich, daß wir im Kunstgenuß dazu berechtigt sind, alles das nachzuerleben, was ein Faust in titanischem Übermenschentum im wirklichen Leben erstrebt, wenn er ausruft:

Was der ganzen Menschheit zugeteilt ist,
Will ich mit meinem innern Selbst genießen!
Mit meinem Geist das Höchste und Tiefste greifen,
Ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen,
Und so mein Selbst zu ihrem Selbst erweitern. —

Seit Aristoteles spricht man bekanntlich von einer Reinigung der Affekte im Drama. Es scheint aber, daß in jeder Kunst überhaupt von einer Reinigung der Stimmungen und Gefühle geredet werden kann, indem das Schöne „den Strom der stockenden Empfindung flutend macht" (Geibel).

Lieben, Hassen, Fürchten, Zittern,
Hoffen, Zagen bis ins Mark —
Kann das Leben zwar verbittern,
Aber ohne sie wär's Quark!

ruft der Dichter Lenz in der Sturm- und Drangperiode aus. Im wirklichen Leben sollen wir allerdings haushalten mit allen Gefühlen und Leidenschaften, weil sie uns leicht unfrei machen. In der Kunst hingegen können wir allen menschlichen Stimmungen und Affekten freien Lauf lassen, unbeschadet unsrer Freiheit, weil diese dann ja kein wirkliches Begehren, Wollen, Fürchten 2c. in sich schließen, sondern als „Scheingefühle" bloß zum Spiel in Bewegung gesetzt und damit auf eine Scheinwelt bezogen werden, die wir selbst hervorbringen halfen.

Aber der, von Klippen eingeschlossen,
Wild und schäumend sich ergossen,
Sanft und eben rinnt des Lebens Fluß
Durch der Schönheit stille Schattenlande.

Wo die reinen Formen wohnen, da ist auch die ganze Stimmung eine reine, weil völlig freie.

Aber in den heitern Regionen,
Wo die reinen Formen wohnen,
Rauscht des Jammers trüber Sturm nicht mehr. . . .
Lieblich, wie der Iris Farbenfeuer
Auf der Donnerwolke duft'gem Tau
Schimmert durch der Wehmut düstern Schleier
Hier der Ruhe heitres Blau.

Durch die reine Form des Kunstwerks ist die Seele selbst reine Form geworden und hat teilgenommen an jenem Ideenreiche Platos, welches Schiller in seinem schon mehrfach angeführten Gedichte „das Ideal und das Leben" (früher „das Reich der Schatten", „das Reich der Formen" betitelt) poetisch im Auge hat, wenn er sagt:

Aber frei von jeder Zeitgewalt,
Die Gespielin seliger Naturen,
Wandelt oben in des Lichtes Fluren
Göttlich unter Göttern die Gestalt, (d. h. die reine Form)
Jugendlich von allen Erdenmalen
Frei, in der Vollendung Strahlen
Schwebet hier der Menschheit Götterbild,
— — Wie sie stand im himmlischen Gefild,
Ehe noch zum traur'gen Sarkophage (dem Körper)
Die Unsterblichkeit herunterstieg.

Diese reine Form soll der Mensch auch im wirklichen Leben zu wahren suchen:

Wollt ihr schon auf Erden Göttern gleichen,
Frei sein in des Todes Reichen,
Brechet nicht von seines Gartens Frucht!
An dem Scheine mag der Blick sich weiden. . .

Doch betont Schiller: es erfordere noch einen ungleich höheren Grad der schönen Kultur, in dem Lebendigen (Wirklichen) selbst nur den schönen Schein zu empfinden.

Die bisher versuchte Charakteristik sollte dartun, daß bei aller formalen Übereinstimmung, wie sie sich in den Begriffen: Freude, Freiheit (Aufhebung des Gesetzes!), Eröffnung einer andern

Welt kundgibt, das religiöse Evangelium eines Luther und das künstlerische Schillers zwei ganz verschiedene Welten bedeutet, die sich nicht einfach ineinander schieben oder für einander setzen lassen. Schon deswegen nicht, weil die Welt der Religion eine im Glauben erfaßbare wesenhafte Wirklichkeit (objektives Leben), die Kunst dagegen nur eine von der Phantasie geschaffene Scheinwelt (subjektives Leben) offenbart. Und wenn auch die Religion eine hochgradige Beteiligung der Phantasie nicht entbehren kann, so verhält sich diese, die doch in der Kunst unumschränkt herrscht, hier mehr dienend. Die religiöse Phantasie schafft ihre Bilder in erster Linie zur Verdeutlichung und Veranschaulichung übersinnlicher Wahrheiten, wobei der Gesichtspunkt der Schönheit zurücktritt.

In der Kunst ist die Freude, die Beglückung mehr eine Bestimmtheit des sittlich indifferenten Gefühls, ein bloßes Gleichgewicht der Stimmung, ein „heiteres Behagen". In der Religion dagegen vertieft sich die Innerlichkeit des Gefühls zur Innigkeit des Gemüts — Glaube, Liebe, Hoffnung! — die Stimmung zur Gesinnung, die bloße Betrachtung zum energischen Wollen, das heitere Behagen zum Seelenfrieden, „höher als alle Vernunft". Der Befreiung von der Alltagsprosa entspricht hier die Errettung des Selbst, der Persönlichkeit, durch die Erlösung von dem Übel, von Sünde, Schuld und Tod. Der Begriff des unmittelbaren zeitlichen Glücks wandelt und vertieft sich zu dem des ewigen Heils, der Wonne und Seligkeit.

Wenn Schiller sagt: „Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst", so steigert sich jener Ernst in der Religion um so mehr, als es sich dabei um ein wirkliches, nicht bloß gespieltes Leben mit Berücksichtigung aller wirklichen Leiden, Schmerzen und Kämpfe des Daseins handelt. Denn obwohl das religiöse Evangelium als eine beglückende, ja beseligende Macht empfunden wird, so ist die damit gewonnene Freiheit doch nur eine sittliche, ohne Rücksicht auf sinnliches Behagen, zumal in der Religion auch Gestalt und Schöne nur sinnbildliche Bedeutung haben. Ich sagte „nur sittliche" mit Anschluß an Schiller, wenn er schreibt: „Mit dem Angenehmen, mit dem Guten, mit dem Vollkommenen (Religiösen) ist es dem Menschen nur ernst; aber mit der Schönheit spielt er." Und weiter: „Der Mensch soll mit der Schönheit nur

spielen, und er soll nur mit der Schönheit spielen." Also nicht mit dem Sittlich-Religiösen.

Wir würden aber fehlgehen, wollten wir in den bisher skizzierten hellenischen Stimmungen, für welche die „reine Form" das Entscheidende, den ganzen Schiller wiederfinden. Das Hellenentum Schillers wird vielmehr in deutlicher Weise von andersartigen, mehr oder weniger romantischen Stimmungen durchkreuzt, die wir mit Heinrich Heine „nazarenische" nennen können, wodurch das „Evangelium" des großen Kunstapostels etwas Schwebendes erhält.

In seiner Schrift über Börne äußert Heine, daß sich die Menschen aller Zeitalter nach der Grundrichtung ihres Wesens in zwei Gruppen scheiden ließen: in sogenannte Nazarener und Hellenen. Zu den ersten rechnet Heine alle diejenigen, welchen eine mehr oder weniger weltflüchtige, sinnenfeindliche, tiefernste, „vergeistigungssüchtige" Betrachtungsweise eigen; zu den Hellenen dagegen alle weltfreudigen, lebensheitern, „entfaltungsstolzen" Naturen. Damit treten die Bezeichnungen Nazarener und Hellenen weit über den Rahmen hinaus, wie er geschichtlich betrachtet die semitisch-christliche Geistesart einerseits, das Griechentum andrerseits umfaßt. Es handelt sich vielmehr um immer wiederkehrende Geistestypen gegensätzlicher Art. So sehen wir auf hellenischem Boden einen Plato mit seiner grundsätzlichen Abwendung von der ihn umgebenden Wirklichkeit und seinem Aufschwung zu einer unsichtbaren Ideenwelt — nazarenische Stimmungen nicht verleugnen. Dagegen verkörpert Aristoteles mit seinem ganz auf das Diesseits gerichteten Forschergeist das spezifisch „hellenische" Naturell.

Der mehr oder weniger weltflüchtige Ernst der nazarenischen Stimmung findet sich naturgemäß am meisten ausgeprägt bei den religiösen Gemütern, vor allen bei den führenden Geistern der Religion: so bei den alttestamentlichen Propheten und Psalmisten, so im christlichen Zeitalter bei einem Paulus, Augustin, Luther.

Dagegen erscheint die sinnenfreudige, auf eine harmonische Gestaltung der gegebenen Welt gerichtete hellenische Grundstimmung als die eigentlich künstlerische.

Dem Nazarener erscheint eine Welt des Geistes, womöglich — wie bei Plato und allen Vertretern des Idealismus — ein Ideenreich als die wahre Heimat der Seele, der Leib dagegen mit

seiner Bannung an die Sinnenwelt ein Kerker aus welchem jene Erlösung ersehnt.

Diese Zwiespältigkeit ist nun dem Hellenen von Haus aus fremd; ihn kennzeichnet vielmehr jene reine Einfalt, die ohne einen Bruch mit der gegebenen Natur, deren Kräften die richtige Bahn weist, sodaß es nicht mehr heißt Weltverneinung, sondern Weltverklärung. Ich erinnere an Homer, Sophokles, Raphael, Mozart, Goethe. Zusammenfassend können wir sagen: wo der Nazarener nach Ideengehalt, strebt der Hellene nach Form.

Wenn sich auch eine große Anzahl von Gestalten anführen läßt, in welchen der eine oder andre dieser beiden Typen sich mehr oder weniger rein ausprägt, wie etwa in Augustin oder Luther der Nazarener, in Mozart und Goethe der Hellene, so dürfen wir doch nicht außer Acht lassen, daß es z. B. auf rein künstlerischem Gebiete Typen giebt, bei welchen trotz alledem eine nazarenische Grundstimmung mächtig durchbricht, wie etwa bei Äschylus, Dante, Michel Angelo, Beethoven, Schiller — kleinerer Geister wie Klopstock nicht zu gedenken. Bei allen diesen ist eine sinnenfeindliche Stellungnahme naturgemäß ausgeschlossen, da sie sonst überhaupt keine Künstler wären; doch ist ihnen allen ein mächtiges sittliches Pathos gemeinsam, das sich hier und da zur religiöser Höhe steigert. Die Sinnenwelt mit ihrem ganzen Reichtum an Leben und Gestaltungen kommt dabei weniger um ihrer selbstwillen in betracht, als um dessentwillen, was sie für die Welt des Geistes bedeutet — als Verkörperung von Ideen. Die damit gegebene Stellung zur Natur ist es bekanntlich, was den „naiven", d. h. mitten in der Natur stehenden Dichter und Künstler vom „sentimentalen", d. h. von Ideen ausgehenden unterscheidet, wie etwa Goethe von Schiller selbst, den Hellenen vom Nazarener. Schillers so vielfach ausgesprochene elegische Sehnsucht nach einem verlorenen Paradiese, einer goldenen Zeit, seine für ein Reich des Ideals unmittelbar werbende flammende Begeisterung — das alles atmet eine durchaus religiös gefärbte Stimmung, welche den Dichter selbst als einen Priester und Propheten, ihn im edelsten Sinne als einen Prediger am Evangelium der Wahrheit und Schönheit erscheinen läßt. Danach wäre Schiller ein Hellene mit nazarenischen Stimmungen, wie etwa Klopstock ein Nazarener mit hellenischen. Es sind zwei Seelen in Schillers Dichterbrust, die sich nicht so

ohne weiteres ineinanderschieben lassen. Die eine hält sich — echt künstlerisch — „an die Welt mit klammernden Organen" und findet in der sittlich gleichgiltigen, rein ästhetischen Stimmung der ewig heitern olympischen Götterwelt das Ideal des Glücks verkörpert. Die andere Seele hebt sich gewaltsam „zu den Gefilden hoher Ahnen", zu den tiefernsten sittlich-religiösen Stimmungen der großen Nazarener, für welche das berühmte Wort eines der größten von ihnen gilt: „Unser Herz ist unruhig, bis es Ruhe findet in „Dir". Dies findet sich vielleicht am deutlichsten ausgeprägt in Schillers vollendetstem und tiefsinnigstem Gedicht „Das Ideal und das Leben", wo das Ideal bald als die reine Form der Antike, bald — wenn auch künstlerisch vermittelt — als ein Reich sittlich religiöser Ideen erscheint. Damit eröffnet uns der Dichter einen Ausblick in zwei Welten: in eine ästhetisch-unpersönliche und eine sittlich-personale, die sich beide wohl nebeneinanderstellen, aber schwerlich organisch verbinden lassen, die Ideenwelt Platos einerseits, die Kants andrerseits. Die erste entspricht der künstlerischen Grundanschauung der Griechen, die zweite der sittlich-religiösen des Christentums. In der einen tut sich vor uns die ganze Scheinwelt des Olymps auf mit ihrer heitren Schöne, in der andern glauben wir wie aus dämmernder Ferne den Mann zu schauen, der auf dem Berge saß und das Volk lehrte. Es ist der Gegensatz einer versunkenen, nur noch poetisch lebendigen und einer neuaufsteigenden wesenhaften Welt. Denn in der Zertrümmerung der bloß ästhetischen Ideenwelt Platos und dem Aufbau einer neuen sittlich-personalen liegt ja gerade die weltgeschichtliche Größe Kants des Philosophen, dessen begeisterter Jünger Schiller war.

Jener zwiefache Ausblick kennzeichnet am ehesten die Doppelnatur Schillers und bedingt seine Mittelstellung zwischen ästhetischer und sittlicher Freiheit, zwischen künstlerischem und religiösem „Evangelium". Er ist eben in einer Person Künstler und Prophet, Hellene und Nazarener, dazu einer der größten Denker, so daß eines dem andern oft den Rang streitig macht. Daher der nicht selten unruhige Wechsel zwischen dem Rhetorischen des prophetischen „Sängers" und dem Echtpoetischen des hellenischen Künstlers, den Schiller bekanntlich am glänzendsten in Goethe verkörpert sah. So hören wir oft bei Schiller den erhabenen Ernst des Lebens in das heitere Spiel der Dichtung hineinklingen:

Wie wenn auf einmal in die Kreise
Der Freude mit Gigantenschritt,
Geheimnisvoll, nach Geisterweise
Ein ungeheures Schicksal tritt;
Da beugt sich jede Erdengröße
Dem Fremdling aus der andern Welt,
Des Jubels nichtiges Getöse
Verstummt, und jede Larve fällt.

Sein Schaffen wird zugleich beherrscht von dem Ernst des Gewissens wie von dem Spiel der Phantasie:

Wie mit dem Stab des Götterboten
Beherrscht er das bewegte Herz;
Er taucht es in das Reich der Toten,
Er hebt es staunend himmelwärts
Und wiegt es zwischen Ernst und Spiele
Auf schwanker Leiter der Gefühle.

Wie der Ideenwelt Kants, so fehlt auch der Schillers der bewußte religiöse Hintergrund; aber wie von jenem großen Geist, so gilt auch von diesem: nicht er hat die Ideen, sondern die Ideen (d. h. die objektiven unsichtbaren Lebensmächte) haben ihn. Beide schöpften sie, ohne es zu wissen, lebendiges Wasser aus dem Strom religiösen Lebens, den einst Luther wieder flutend gemacht, und der, wenn auch in bescheidenen Grenzen, auch das 18. Jahrhundert, wie alle Zeiten, durchrauschte. Wie sehr aber dem „bewußten" Schiller die Religion zur Kunst geworden, zeigt seine Beurteilung des Christentums, das in seiner „reinen Form" Darstellung schöner Sittlichkeit oder die Menschwerdung des Heiligen, und in diesem Sinne die einzige „ästhetische Religion" sei. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß für Schiller selbst die reine Form eine Scheinwelt bedeutet, die den Grundbegriff der christlichen Religion aufheben würde, wenn der Hellene, der Künstler Schiller der ganze wäre. Denn eine „ästhetische Religion", entspräche etwa der kalokagathia dem „Schönguten" der Griechen, eine Anschauungsweise, die mit der Welt Platos steht und fällt. Das Christentum fragt aber bekanntlich nicht nach Gestalt und Schöne und dürfte in seinem Wesen wohl vom greisen Goethe tiefer erfaßt worden sein als „die Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist."

Der Künstler Schiller verschwindet naturgemäß hinter seinem Werke, aber seine große Persönlichkeit verlieren wir nicht aus den

Augen, wenn er als prophetischer Sänger und Seher eine höhere Welt des Geistes nicht nur begeisternd verkündet, sondern sie in dem Gesinnungsadel seines eignen Wesens selbst offenbart, so daß ein Goethe von ihm sagen mußte: „Das war ein rechter Mensch, so sollte man auch sein! Ihm war eben diese Christustendenz eingeboren: er berührte nichts Gemeines ohne es zu veredeln.“ Somit haben wir neben dem mehr oder weniger künstlerischen Evangelium seiner Werke zugleich eine Art sittlich-religiösen, beglückenden und befreienden Evangeliums in seiner erhabenen Persönlichkeit. „Er war ein Baum, gepflanzet an den Wasserbächen, der seine Frucht bringet zu seiner Zeit, und seine Blätter welken nicht.“ Trotz der hundert Jahre seit seinem frühen Hinscheiden

schwebt er uns vor, wie ein Komet entschwindend,
Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.

Und je mehr wir die farbenreiche Bilderwelt Schillers gegen jenes „ewige Licht“ halten, desto durchsichtiger wird sie, und durch „der Dichtung Schleier“ leuchtet uns die Welt der Ideen entgegen, „wie durch des Nordlichts bewegliche Strahlen ewige Sterne schimmern.“

Nicht wie die Wellen des Meeres.

Von

Karl v. Freymann.

Des Menschen Taten sind Gedanken, wißt,
Sind nicht wie Meeres blindbewegte Wellen.
(Wallensteins Tod, 2. Aufzug, 3. Auftritt.)

Nicht wie die Wellen des Meeres wäre unser Leben? Wer diese Worte prüft, muß glauben oder verwerfen. Ich prüfe mein Leben und ich verwerfe. — Wenn meine Gedanken die Grenzen des Konkreten überschreiten, so beginnen sie zu wirbeln. Es ist kein Denken mehr, sondern ein toller Schneeflockentanz. Es erscheint mir nicht, als ob meine Gedanken Bestand hätten. Mit jedem neuen Tage verschiebt sich der Ausgangspunkt meines Denkens, mein Heute steht meinem Gestern fremd gegenüber. Meine Gedanken sind Einfälle, die keine Summe ergeben. Sie gleichen den Klängen der Äolsharfe, Wind, Wetter und Zufall sind die Musikanten, sie spielen ohne Text und Noten. Wahrlich, meine Gedanken sind wie die Wellen des Meeres, blind und bewegt vom Winde.

Ein lose geknüpftes Gewebe schweben meine Taten in der Luft. Sie bilden eine Kette von Augenblickshandlungen, Glasperlen am dünnen Faden meines Ich gereit, können sie so und auch anders sein. Wenn der Tod den Faden durchschneidet, rollt das Spielzeug auseinander. Daß ich überhaupt handle, entbehrt des Grundes, aber obgleich ich weiß, daß meinen Taten nicht ein Groschen absoluten Wertes zukommt, bin ich dennoch bestrebt sie durch eine zwecklose Geschäftigkeit zu vermehren. Aber soviel ihrer auch sein mögen, auch sie ergeben keine Summe. Sie gleichen den Wellen des Meeres.

Das Facit meiner Überlegung ist die Lebensweisheit eines moquanten Lächelns. Die Sinnlosigkeit meines Lebens ist zu einem vielversprechenden und nichtssagenden Lächeln gefroren. Zu meiner Genugtuung lebe ich inmitten einer Gesellschaft, wo tausend Köpfe das gleiche Exempel mit eben derselben Lösung angestellt haben, und das Lächeln, welches ich selbst lächle, grüßt mich von den Gesichtern meiner Bekannten. — Welch ein entsetzliches Unglück wäre es, als Enthusiast unter diesen Leuten geboren zu sein — der einzige Narr unter so vielen Gescheiten! Ein Idealist und Schwärmer würde in unsrem Lande mehr Aufsehen erregen, als ein Mensch, der barhaupt über die Straße geht. Ich aber fühle mich wohl in unsrer klugen Augurengesellschaft.

Die Besten unter uns leben jenem müden Lächeln. Sie halten sich nicht für ewig. Sie beginnen ihre Tage mit einem nachlässigen Achselzucken, und wenn sie ein Symbol ihres Lebens in dem Bilde eines Gottes aufstellen würden, so wäre es ein Gesicht, dem die Augen fehlen. Unter dem Einfluß dieses leeren Gesichts haben wir es verlernt an das zu glauben, was wir tun, oder zu glauben, daß wir etwas anderes wären, als etwa ein schwimmender Kork auf der blind bewegten Fläche des Meeres.

Der Lebensweg jedes Deutschen führt an der Gestalt Schillers vorüber und viele schlagen bei dieser Begegnung die Augen zur Erde. Wenn ich heute an ihm vorübergehe, so will ich ihm ins Gesicht sehen.

Zwischen zwei Welten stand Schiller und seine Werke fallen in unser Leben ein Schatten der Welt, die jenseits des Todes liegt. Sein Dichten ist der Schatten einer Welt, die ich täglich und stündlich verleugne.

Es wäre kindisch, wollte ich mich vor dem Schatten eines toten Dichters fürchten. Seine Poesie ist nicht mehr als ein wenig Druckerschwärze und ich bin wirklich. Wirklich bin ich, von Fleich und Bein geschaffen, geboren, getauft und erzogen, und wenn ich begraben werde, so werden die Schollen handgreiflicher Erde über meinen Sarg poltern. Kommt hervor aus eurem papierenen Grabe ihr Gestalten des Scheines — ich werde euren Anblick wohl ertragen!

Und vor meinen Augen ziehen die Schiffe der Griechen

heimwärts von Troja. Über den Rand der Schale fließt der perlende Wein, während der Sieger dem Besiegten zutrinkt. Goldig gelb blitzen seine Tropfen auf dem dunklen Laube. Ruhevoll ist das Schicksal der sonnigen Hellassöhne und Freude und Leid einen sich in ewiger Schönheit. — Mit dem Grauen seiner Taten ringt Franz Moor, unvernichtbar wie das Grauen empfindet er seine Taten, in zähneknirschender Angst fühlt er sich als Träger des Ewig-Bösen und er betet: ich habe mich nie mit Kleinigkeiten abgegeben. — Den sengenden Blick zur Erde geheftet steht Don Carlos vor mir, — zögernd und prüfend, den Schritt des Lebens aus den kreisenden Sternen lesend, wandelt Wallenstein die Bahn des Todes, finster ist die Stirn des Mannes, der mit dem unabänderlichen Schicksal zu Rate gesessen. . .

Die Gestalten drängen sich zu mir in endloser Reihe und wollen nicht weichen — und jede von ihnen ein Zeuge aus jenem Leben und keine unter ihnen, die nicht erfüllt wäre vom Hauche der Ewigkeit. Lauter Menschen, die nicht sterben können, unsterblich aus dem Nichts erschaffen! Jeder einzelne von seinem Schöpfer begabt mit einer unsterblichen Seele. In das grundlose Leben hineingestellt, den Grund des Lebens in sich tragend.

Ist mein Leben ein Possenspiel, so kann ich mit diesen Leuten zusammen nicht spielen! Sie verderben mir meine Rolle! Ich kann nicht lächeln in einem Spiele, das für die Ewigkeit gespielt wird. Ich will abtreten können, wenn der Vorgang fällt, und es soll sein, als wäre nichts gewesen. Aber ich sehe es wohl, diese Helden werden nicht abtreten — die Bretter der Bühne zittern unter ihrem Tritte.

Das Spiel wird Ernst — ich will nicht hinüber in die Ewigkeit mit dem faden Lächeln des Possenhelden! Wenn das Leben Ernst ist, will ich aufhören zu lächeln! Ich will nicht dastehen unter den Unsterblichen ohne Seele! — Lieber will ich glauben! Ich will die nichtige Alltagserfahrung verleugnen und an die Welt Schillers glauben, die ewig sittliche Welt Schillers und seiner Menschen, die nicht vom Zufall regiert werden, sondern vom Gotte, der in ihnen wohnt. Nichts andres aber ist dieser Gott, als die Kraft der Begeisterung, und nichts andres ist uns die Seele Schillers, als eine lodernde Flamme dieses ewigen Feuers.

Oh! das ein Funke nur auch in uns erglimmen würde, denn wir siechen dahin an unsrem trockenen Rechnen! Unsre Arbeit ist häßlich und unsre Freuden sind ein abgeschmacktes Lustigtun. Und jeder Tropfen Schillerschen Blutes und jeder Hauch seines Geistes ist uns ein Urteil der Vernichtung.

Längst sind wir es satt durchs Leben zu gehn ohne Ziel und ohne Sache. Uns dürstet danach, an eine Sache zu glauben und im Drange der Begeisterung zu schaffen, uns verlangt danach, daß der Geist Schillers wieder mächtig werde in den Enkeln seiner Zeit. Auf daß auch wir es begreifen, daß wir kein Spielball der Lebenswellen sind, sondern wagende Menschen!

Schiller und Livland.

Vortrag*

von

Bernhard A. Hollander.

Mit dem gesamten deutschen Volke weit über die Grenzen des Deutschen Reiches hinaus rüsten sich auch die Deutschen unsres baltischen Heimatlandes das Andenken Schillers am hundertjährigen Gedenktage seines Todes zu ehren. Freilich drücken gerade augenblicklich mancherlei schwere Sorgen die Gemüter nieder und halten uns davon zurück, uns ganz zu versenken in die Gedankenwelt unsres großen Dichters, aber wenigstens den kurzen Stunden, die der Erinnerung an ihn geweiht sein sollen, mag gleichsam als Motto vorangestellt sein die Mahnung:

Werft die Angst des Irdischen von euch!
Flüchtet aus dem engen, dumpfen Leben
In des Idealen Reich!

Mehr als irgend wo anders tut es hier bei uns not, daß wir uns aus der Wirrsal der Zeit erheben zu der geistigen Höhe der großen Männer unsres Volkes. Dort atmen wir, entrückt der schwülen Luft, in der wir unser Alltagsleben zu führen genötigt sind, wie in reiner Bergluft erleichtert auf. Dort gewinnen wir den rechten Ausblick auf die letzten Ziele und Zwecke aller unsrer Arbeit und Mühe, und mehr als jemals tritt an uns die Forderung heran, die geistigen Waffen zum Kampfe für die Erhaltung unsres Volkstums zu holen von jenen Männern, zu denen wir als

*) Der Vortrag erscheint hier in etwas erweitertem Umfange. Es ist mir ein dringendes Bedürfnis, an dieser Stelle meinem lieben Freunde, dem Stadtbibliothekar Nik. Busch einen warmen Dank auszusprechen für die entgegenkommende Liebenswürdigkeit, mit der er mir die Schätze der ihm unterstellten Bibliotheken zugänglich gemacht hat.

zu den Führern und Bahnbrechern echten deutschen Volkslebens bewundernd emporschauen. Wir dürfen die uns drohende Gefahr einer geistigen Isolierung nicht unterschätzen, daher haben für uns die Gedenktage unsrer deutschen Geistesheroen eine erhöhte Bedeutung, und unsre Schillertage müssen das auch für uns geltende Wort: „Er war unser" erweitern zu dem Gelübde: Er soll es immer bleiben! Ja, Schiller war und ist unser. Wie er uns Älteren ein Begleiter gewesen ist auf allen unsren Lebenswegen von unsrer Jugend Tagen an, so lassen seine unvergänglichen Dichtungen auch unsrer Kinder Herzen höher schlagen. Daher ist es wohl erklärlich, daß schon oft die Frage aufgeworfen worden ist, ob nicht auch bei des Dichters Lebzeiten Beziehungen zu unsrem Heimatlande oder deren Söhnen vorhanden gewesen seien, denn wir hoffen, daß er uns durch solche menschlich näher gerückt werde. An Beantwortungen dieser Frage fehlt es nicht gänzlich, aber bisher hat noch niemand den Versuch gemacht, das recht zerstreute Material zusammenzufassen. Gerade an diesem Orte und in unsrer historischen Gesellschaft, die sich die Erforschung der baltischen Vergangenheit zum Ziel ihrer Arbeit gestellt hat, mußte aber an einem Schiller-Gedenktage an die Lösung dieser Aufgabe herangetreten werden.

Schillers Wiege hat in einem Teil Deutschlands gestanden, mit dem Livland weniger Berührung gehabt hat, als mit den norddeutschen Ländern, daher hat er während seiner ganzen Jugendzeit kaum irgend welche Beziehungen zu Personen baltischer Herkunft gehabt. In die hohe Karlsschule sind wohl Söhne baltischer Edelleute eingetreten, aber sie waren alle jünger als Schiller [1], und nur einer, Johann v. Benckendorff, der später russischer General geworden ist, war ein halbes Jahr mit ihm zugleich Karlsschüler, hat aber kaum mit dem fünf Jahre älteren, am Ende seines Studiums stehenden Kameraden in Verbindung gestanden. Ver-

[1]) Als Karlsschüler werden folgende Balten genannt: Gustav Reinhold v. Aderkaß (21. Sept. 1781 bis 19. Februar 1782), Johann v. Benckendorff (19. Juli 1780 bis 19. Dez. 1781), Eberhard und Georg Wilhelm v. Gohr (14. Sept. 1782 bis 14. Sept. 1783), v. Knorring (28. April 1793), Karl v. Lieven (12. Juli 1792), Otto und Karl v. Liphart (12. Juli 1792), Georg v. Richter (24. April 1793), Johann Immanuel Freiherr v. Ungern-Sternberg (21. Sept. 1781 bis 19. Febr. 1782). Vgl. weiteres bei Th. Schön, Angehörige adeliger Geschlechter aus Kur-, Liv- und Estland in Württemberg. Jahrbuch für Genealogie, Heraldik und Sphragistik 1903. Mitau 1905.

folgen wir aber die Einflüsse, die sich auf die Entwicklung des jugendlichen Dichters während dieser Epoche geltend machten, dann begegnen wir dem Namen eines Mannes, der auch für unsre Heimat eine Bedeutung gewonnen hat. Es war Friedrich Maximilian Klinger, der Dichter von „Sturm und Drang", der nach manchen Wandlungen in seinem Schicksal und in seiner Lebensführung von Kaiser Alexander I. zum Kurator der neuen Universität Dorpat ernannt worden war und als solcher fast $1\frac{1}{2}$ Jahrzehnte (1803—17) gewirkt hat. Freilich nennt Wilhelm Petersen, der Jugendfreund Schillers[1], unter den Lieblingsschriftstellern, die auf seinen Ausdruck, seine Sprache und Darstellungsart eingewirkt haben sollen, den Namen Klingers nicht, aber sein Einfluß ist unverkennbar und wird von Schiller selbst bestätigt. Im J. 1803 schreibt er an Wilhelm v. Wolzogen: „Sage dem General Klinger, wie sehr ich ihn schätze. Er gehört zu denen, welche vor 25 Jahren zuerst und mit Kraft auf meinen Geist gewirkt haben. Diese Eindrücke der Jugend sind unauslöschlich[2]." Klinger wird gewiß über diesen Gruß des von ihm hochgeschätzten Dichters aufrichtige Freude empfunden haben. Zwei Jahre später vernahm er mit tiefer Rührung die Nachricht vom frühzeitigen Tode Schillers[3].

Zwei Jahre nach Absolvierung der Karlsschule entzog sich der Regimentsmedikus und Dichter „der Räuber" dem unerträglich gewordenen Druck, der auf ihn ausgeübt wurde, durch die Flucht. Es folgte eine schwere Zeit voller Enttäuschungen, erfüllt vom Ringen nach eigner Vervollkommnung und Ankämpfen gegen äußere Not, aber auch wiederum verschönt durch Beweise echter, opferwilliger Freundschaft. Eine edle Frau, Henriette von Wolzogen, hatte dem Heimatlosen eine Zufluchtsstätte im friedlichen Bauerbach geboten und ihm die Möglichkeit ruhiger Arbeit gewährt. Freunde, die er sich allein durch seine Dichtungen gewonnen, hatten ihm Freundschaftsgaben gesandt und ihm später in selbstloser Weise die Wege nach Leipzig und Dresden gebahnt. Nicht unerwähnt dürfen gerade in diesen Tagen die tiefempfundenen Worte bleiben, die Schiller damals (1784) an Frau von Wolzogen richtete. Er schrieb ihr[4]: „So ein Geschenk von ganz unbekannten Händen —

[1]) Jul. Hartmann, Schillers Jugendfreunde. 1904. S. 196. — [2]) F. Jonas, Schillers Briefe. VII. S. 70. — [3]) H. v. Brackel im „Inland" 1853, Sp. 91. — [4]) Briefe I, S. 196.

durch nichts, als die bloße reinste Achtung hervorgebracht — aus keinem andern Grund, als mir für einige vergnügte Stunden, die man bei Lesung meiner Produkte genoß, erkenntlich zu sein — ein solches Geschenk ist mir größere Belohnung, als der laute Zusammenruf der Welt, die einzige süße Entschädigung für tausend trübe Minuten. -- Und wenn ich das nun weiter verfolge, und mir denke, daß in der Welt vielleicht mehr solche Zirkel sind, die mich unbekannt lieben, und sich freuen, mich zu kennen, daß vielleicht in 100 und mehr Jahren — wenn auch mein Staub schon lange verweht ist, man mein Andenken segnet und mir noch im Grabe Tränen und Bewunderung zollt — dann, meine Teuerste, freue ich mich meines Dichterberufes und versöhne mich mit Gott und meinem oft harten Verhängnis." Es ist uns ein schöner Gedanke, daß es auch in unserm Heimatlande an solchen „Zirkeln" nicht gefehlt hat — seit dem J. 1785 haben die Schillerschen Dramen ihm treue Anhänger in Riga erworben — und daß sein Andenken auch heute noch bei uns gesegnet wird.

Zu den bittersten und schwersten Prüfungen, die Schiller in diesen Jahren durchzumachen hatte, rechnete er die Unmöglichkeit seinen pekuniären Verpflichtungen Frau von Wolzogen gegenüber nachzukommen. Die beste Zeit seines Lebens sei ihm dadurch verbittert, manche Stunde zu einer Marterstunde geworden. Als er den Don Carlos vollendet hatte, sollte das von den Theatern zu erwartende Geld zur Tilgung der schwer auf ihm lastenden Schuld benutzt werden, daher die besonders eifrigen Bemühungen, sein neues Werk an verschiedene Theater zu verkaufen[1]. Das brachte ihn auch in Verbindung mit Sigfried Gotthilf Koch-Eckardt[2], der damals mit Meyrer an der Spitze des Rigaschen Theaters stand und es zu einem wahren Kunstinstitute emporgehoben hatte. In Dresden hatte er im Frühjahr 1787 persönlich den Kauf mit Schiller abgeschlossen und sollte für 100 Reichstaler das Manuskript erhalten. Schiller hatte, wie er schreibt[3], eine zweifache Edition fürs Theater entworfen, eine in Jamben, die andere in Prosa. Diese nicht für den Druck bestimmte Bearbeitung erklärt Schiller für das Beste, was er „in Rücksicht theatralischer Wirkung (ohne Hilfe von Spektakel und Operndekoration)

[1]) Vgl. z. B. Briefe I, S. 368 f., 334, 350. — [2]) Vgl. über ihn die „Illustrierte Beilage" der Rig. Rundschau 1905 Nr. 1. — [3]) Briefe I, 334.

hervorgebracht habe." — Es ist diese Äußerung um so interessanter für uns, als das von Koch erworbene Manuskript des Don Karlos in Prosa noch heute auf unserer Stadtbibliothek als ein teures Vermächtnis unseres Dichterfürsten aufbewahrt wird. Besonders wertvoll ist es aber, weil Schiller das Personenverzeichnis und einige Korrekturen mit eigner Hand eingetragen hat. Am Schluß dieser Bearbeitung bezeugt Karlos die Unschuld der Königin und gibt sich selbst den Tod.

Leider müssen wir aus seinen Briefen[1] ersehen, daß der so geldbedürftige Dichter ungefähr ein Jahr auf das Honorar hat warten müssen. In dem einzigen uns erhaltenen Schreiben, das Schiller in der Don Karlos-Angelegenheit am 1. Juni 1787 an Koch selbst richtete, finden wir übrigens eine kleine, halb im Scherz gehaltene Anspielung auf eine Liebesaffaire, die damals vorübergehend Schiller in Anspruch genommen hatte[2]. Ihn hatte damals die junge Gräfin Henriette von Arnim durch ihre klassische Schönheit gefesselt, aber unerfreuliche Familienverhältnisse und wohl auch das Verhalten der jungen Dame selbst veranlaßten Schiller die Beziehungen abzubrechen. Es war etwa ein Monat später, daß er Koch schrieb: „Als wir uns hier von einander trennten, ist mir von einem Mädchen, das Sie gesehen haben, der Kopf so warm geworden, daß ich Ihre Adresse in Berlin darüber vergessen habe. Wir sind ja allzumal arme Sünder, und Sie werden ja wohl auch an die Zeit zurückdenken, wo Sie von einem paar Augen aus dem Konzept gebracht wurden. Also verzeihen Sie mir." Nach dem Ton des Briefes zu urteilen, muß dem Dichter die Trennung nicht sehr schwer gefallen sein. Es dauerte auch nicht allzu lange, daß ihm vom Schicksal die Frau zugeführt wurde, die ihm sein Leben lang eine treue Gefährtin sein sollte. Doch um das Glück eines eignen Hausstandes zu gewinnen, bedurfte er einer gesicherten Stellung, wie sie ihm ein öffentliches Amt darbieten konnte: Schiller wurde Professor der Philosophie in Jena, sollte aber Geschichte vortragen.

[1]) Briefe I, S. 390; VII, S. 253 f. In dem Register zu den Briefen wird außer Koch auch Bondini als Schauspieldirektor in Riga bezeichnet. Einen solchen hat es m. W. nicht gegeben. Die Namen Bondini und Koch aus Riga stehen wohl in einem Briefe neben einander als solche, die den Don Karlos erworben haben, aber nur letzterer war aus Riga.

[2]) Briefe I, S. 344. O. Harnack, Schiller, 2. Aufl., 1905, S. 154 f.

Wenn die Arbeit am Don Karlos wohl die Veranlassung war, daß Schiller sich in die Geschichte des niederländischen Freiheitskrieges versenkte und als Resultat seiner Studien uns sein glänzendstes Geschichtswerk darbot, so kamen aber auch diese Studien wieder seiner dichterischen Produktion zu gut. „Die Leidenschaften des öffentlichen Lebens, die Kämpfe um der Menschheit große Gegenstände, um Herrschaft und um Freiheit, jene mächtigen Schicksalswandlungen, die über Völkerleid und Völkergröße entscheiden, boten seinem dramatischen Genius den natürlichen Boden [1].“ Es hat viel Verlockendes an sich, den Spuren des Historikers Schiller zu folgen und zu beobachten, wie er mit seinem Verständnis und weitem Blick die Vorgänge von weltgeschichtlicher Bedeutung ins rechte Licht zu rücken wußte. Wir baltischen Historiker können auch viel von ihm lernen, indem wir immer mehr dahin streben, auch unsre Provinzialgeschichte von einem großen universalgeschichtlichen Gesichtspunkte aus zu behandeln. Heute müssen wir uns aber eine Vertiefung in solche Gedankengänge versagen, der Historiker muß vor dem Professor Schiller in Jena zurücktreten.

Jena — welch ein eigentümlicher Zauber umweht doch diesen Namen! Welch ein buntes Bild entfaltet sich vor unsern Augen, gedenken wir des Jena, in dem nun Schiller seine Wirksamkeit beginnen sollte! Es war eine Stätte hervorragender wissenschaftlicher Arbeit, regen geistigen Strebens, aber auch ein Tummelplatz fröhlichen burschikosen Treibens und echter, oft überschäumender Jugendlust. Wir verstehen wohl die Mahnung jenes würdigen Pastors: „Mein Sohn, ich würde doch nach Jena gehn.“ Wir Balten [2] fühlen uns aber vielleicht ganz besonders zu Jena hingezogen, denn noch sind bei uns die Traditionen nicht erloschen an jene Zeit, in der beim Mangel einer eigenen Hochschule neben Königsberg namentlich die Saale-Stadt unsern Vätern ihre Tore gastlich öffnete. Noch erinnert man sich dessen, daß manche studentischen Gebräuche sich gerade von Jena her zu unserm Embach-Athen verpflanzten. „Eingerechnet die Kurländer“ — erzählt ein alter Jenenser aus Livland vom J. 1797 [3] — „waren wir unser

[1]) Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrh. 1879, S. 201. — [2]) Im Jahre 1899 hielt Nik. Busch einen Vortrag „über die Beziehungen der Balten zur Universität Jena in den beiden letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts“, in dessen Manuskript er mir freundlichst Einsicht gestattet hat. — [3]) Jenaer Studentenleben 1797–98 in „Erzählungen meines Großvaters“ von (Jul. Eckardt). 1883.

80—90, und ich kann versichern, daß wir keine üble Rolle spielten. Im Trinken taten es uns die Pommern zuvor, im übrigen aber hatten wir keine Meister." Von anderer Seite wird den jungen Livländern nachgerühmt, daß sie sich vor den übrigen Musensöhnen durch Feinheit und Adel des Benehmens auszeichneten[1]. Mehrfach haben sie führende Rollen in der Burschenwelt gespielt, aber auch in der wissenschaftlichen Arbeit, die sie später im Dienste des Heimatlandes verwerteten, sich betätigt. An Anregung dazu fehlte es nicht, denn in den Auditorien der Universität lehrten damals nicht wenige hervorragende Gelehrte. Zu ihnen gehörten auch zwei angesehene Balten, der Mediziner Justus Christian v. Loder und der Chemiker Alexander Nikolaus v. Scherer.

Scherer war damals noch recht jung; erst im J. 1794 eröffnete er als 23jähriger Dr. der Philosophie seine akademische Laufbahn[2]. Seine Vorlesungen, die er in Jena nur kurze Zeit hielt, aber später als Bergrat in Weimar fortsetzte, sollen recht besucht gewesen sein, doch scheint er seines Charakters wegen bei Schiller wenig Gnade gefunden zu haben. Am 31. Juli 1798 schreibt dieser an Goethe[3]: „Bei Scherern, den ich gestern sprach, ist mir eine Bemerkung wieder eingefallen, die Sie mir voriges Jahr über ihn machten. Es ist eine ganz gemütlose Natur, und so glatt, daß man sie nirgends fassen kann. Bei solchen Naturellen ist es recht fühlbar, daß das Gemüt eigentlich die Menschheit in dem Menschen macht, denn man sich, solchen Leuten gegenüber, nur an Sachen erinnern, und das menschliche in einem selbst ganz und gar nirgends hintun [kann]. Schelling ist doch kein solcher Mensch, denk ich." Wie weit Schiller bei dieser Charakterisierung Recht hatte, entzieht sich meinem Urteil; ich möchte nur bemerken, daß Scherer in Dorpat und namentlich in Petersburg als Akademiker eine recht verdienstvolle Tätigkeit entfaltet hat. Ein Biograph sagt von ihm, daß er viel gearbeitet und gekämpft habe und daß er sich durch seine natürliche Heftigkeit und unbiegsame Streitsucht

[1]) Viktor Hehn, Karl Petersen. Balt. Monatsschr. Bd. II. 1860. — [2]) Scherer ist 1771 in Petersburg geboren, besuchte die Rigasche Domschule und studierte in Jena zuerst Theologie, dann Naturwissenschaften. Nachdem er in Jena und Halle akademisch tätig gewesen, wurde er 1803 Professor der Chemie an der neubegründeten Universität Dorpat, von wo er bald nach Petersburg berufen wurde. Hier ist er als ordentlicher Akademiker am 16. Oktober 1824 gestorben. Vgl. Recke-Napiersky IV, S. 53 und Allg. deutsche Biographie Bd. 31. — [3]) Briefe V, S. 413.

viel Feinde gemacht habe. Hatte Scherer es hiernach jedenfalls nicht verstanden, sich das Wohlwollen seines berühmten Kollegen zu erwerben, so scheinen mir auch die Beziehungen Schillers zu Loder eigentlich nicht das Gepräge einer besonderen Herzlichkeit zu tragen. Freilich bin ich bei der Beurteilung derselben zumeist angewiesen auf flüchtige Briefnotizen, eine direkte Korrespondenz scheint nicht stattgefunden zu haben. Man gewinnt aber doch den Eindruck, daß zwischen den beiden Professorenfamilien wenigstens ein durchaus freundschaftlicher kollegialer Verkehr stattgefunden habe. So schreibt Schiller wiederholt von seinen Besuchen im Loderschen Hause und bei jedem Anlasse werden freundliche Grüße übersandt. Wer war aber Loder? Wie wenige Rigenser wird es geben, denen dieser Name mehr ist als bloßer Rauch und Schall? Und doch gab es eine Zeit, wo man bei uns stolz war auf diesen Sohn unserer Vaterstadt.

Loder ist 1753 in Riga geboren. Sein Vater war der angesehene hochgelehrte Rektor des Lyceums und Diakonus an der Jakobi-Kirche, Johannes Loder. An dem vom Vater geleiteten Institute erhielt Loder seine erste treffliche Schulbildung. Darauf studierte er in Göttingen und wurde Professor der Anatomie und Chirurgie in Jena. Hier hat er 25 Jahre lang (1778—1803) gewirkt und wurde ein berühmter Mann. Mit andern Professoren verließ Loder im J. 1803 Jena und siedelte nach Halle über. Als dieses aber von den Franzosen besetzt wurde, ging er nach Königsberg, wo er Leibarzt der königlichen Familie wurde. Im J. 1809 kehrte er nach Rußland heim und hat noch viele Jahre hindurch in Moskau in segensreicher Weise gelehrt und gewirkt. Ausgezeichnet von der Regierung und hochgeehrt von Russen und Deutschen, ist Loder als Greis von über 80 Jahren gestorben[1]. Garlieb Merkel[2], der ihn 1797 in Jena besuchte, schildert Loder als einen Mann, der mit dem vielseitigsten Wissen und tiefem Studium seiner Wissenschaft noch eine fast jugendliche Lebhaftigkeit im Sprechen und Handeln verband. „Dabei war sein Benehmen das eines in feiner Gesellschaft geschliffenen Weltmannes und edelsinnig, seine Unterhaltung geistvoll — und sein Haus das glänzendste in Jena.“ Hier sammelten sich die berühmten Gelehrten,

[1]) Allg. deutsche Biographie Bd. 19. — [2]) „Darstellungen und Charakteristiken“ II, S. 90. „Skizzen“ S. 34.

die „den hohen Ruf dieses Städtchens veranlaßten" und unter denen Loder nach Merkels Urteil der geistreichste, gebildetste und liebenswürdigste war. In diesem gastlichen Hause, in dem auch gerade Livländer stets freundliche Aufnahme fanden, werden sicher manche unserer Landsleute mit Schiller in Berührung gekommen sein, wie auch, beiläufig bemerkt, Garlieb Merkel hier zuerst mit Goethe zusammengetroffen ist — eine Begegnung, die allerdings für die späteren Beziehungen dieser beiden Männer verhängnisvoll geworden ist. — Wir besitzen in unserer Stadtbibliothek ein wohl nur wenig bekanntes Büchlein, das ein verdienter rigascher Schulmann, Heinrich Karl Laurenty[1], dem von ihm hochverehrten Loder zu dessen 50jährigem Doktorjubiläum im Jahre 1828 gewidmet hat. Obgleich drei Jahrzehnte seitdem vergangen waren, daß er unter Loders Prorektorat immatrikuliert worden war, schildert er doch mit noch jugendlicher Begeisterung, wie er „Augen- und Ohrenzeuge gewesen sei des großen, stets wachsenden Ruhms, der allgemeinen Liebe, des ungemessenen Beifalls, wodurch sein Verdienst in jeder Sphäre seiner vielfachen, rastlosen Tätigkeit als Arztes, Naturforschers, akademischen Lehrers, Schriftstellers, Vorstehers der Universität belohnt wurde." Er hat oft in seinem Hörsaal neben Jünglingen auch Männer von sehr bedeutenden Namen gesehen, und es ist bekannt, daß auch Goethe damals oft schon am frühen Morgen durch den Schnee in die Vorlesungen wanderte[2]. In dem Büchlein Laurenty's hat mich aber ein Abschnitt besonders gefesselt; er ist der Erinnerung an die erste Piccolomini-Aufführung in Weimar am 30. Jan. 1799 geweiht. Ich kann es mir nicht versagen, ihn hier wiederzugeben:

„An jenem festlichen Abend, als die erste Darstellung von Schillers Piccolomini (damals noch ungedruckt alle Gemüter auf die glorreiche erste Erscheinung hoch spannend) in Weimar gegeben wurde, umfaßte der nicht sehr beträchtliche Umfang des Theaters in leicht übersehbarem, hell erleuchtetem Raume fast ohne Ausnahme

[1]) Laurenty, Erinnerung, Urkunde und Dank. Blätter zum Kranz der fünfzigjährigen Jubelfeier Justus Christians von Loder, Med. Doctoris. Riga 1828. — Laurenty ist geb. zu Kahla im Altenburgischen am 18. April 1780, studierte in Jena und Göttingen und kam 1810 als Hauslehrer nach Litauen. Nachdem er dann in Kurland Lehrer gewesen war, hat er von 1820—38 am Rig. Gymnasium als wissenschaftlicher Lehrer und Oberlehrer der Geschichte und lateinischen Sprache gewirkt. Recke-Napiersky III, S. 28. Geschichte des Gouv.-Gymnasiums. 1888. — [2]) (Eckardt), Erzählungen meines Großvaters. S. 48.

alles, was damals in einer selten reichen und glücklichen Zeit Weimar, Jena, Gotha, die ganze Umgegend dieser Städte — Großes, Ausgezeichnetes, Geist- und Kunstreiches, Gelehrtes und Treffliches an Lebenden besaßen. Nicht Augustus, nicht Este und nicht der stolze Ludwig sahen je so glänzenden Hof um sich versammelt, als Karl August, der wahrhaft deutsche, seines Namens werte Musaget, an diesem Abend. Dieses reiche, lebensvolle Bild muß sicher in dem Gemüt jedes unbemerkt Schauenden, die Bedeutung der einzelnen Gestalten und des Ganzen zu fassen nur einigermaßen Fähigen in der Gegenwart ein erhebendes, unvergleichliches Gefühl erregt und eine freudige, unverlöschliche Erinnerung hinterlassen haben. Doch wen auch, wie mich da, das wiederholte ernste Überschauen, die freudige Betrachtung jener bewunderungswerten Reihe vor dem Aufzug des Vorhangs und in den Zwischenakten angelegentlich beschäftigt hat, der müßte dennoch ein Virtuos in der Mnemonik sein und viel mehr leisten können, als Simonides, der Erfinder jener Kunst selbst..., wenn er nach fast 30 Jahren aus dem Gedächtnis ein Verzeichnis jener Berühmten liefern wollte, ohne im Zuviel oder Zuwenig beträchtlich zu sündigen. Doch will ich versuchen, einen Entwurf, einen Schattenriß des Gemäldes zu geben, fest überzeugt, daß wohl in meiner Umgebung, unter den Lesern dieser Blätter mehr als einer sein werde, der jenen Abend dort mit mir feierte und so meine lückenhafte Darstellung zu ergänzen, zu verbessern vermag.

Was aber an jenem hellgestirnten Himmel, am Logenfirmament, Sterne der ersten, zweiten und dritten Größe waren, mag Jeder nach Maß und Art seiner astronomischen Kenntnis selbst beurteilen. Dort, wo, wie am wahren Sternenhimmel, alles Leuchtende, große und kleine Lichter, bunte Reihe machte, friedlich und anspruchslos, alle von einer Zentralsonne der Freude und Festlichkeit höhern Glanz empfangend, dachte Niemand an solche Rangordnung. Daß nun die eigentlichen Sonnen, die gefeierten Häupter und Glieder des Weimarschen Fürstenhauses, hier ohne Ausnahme alle erschienen — Eine[1], alles mild belebende, erleuchtende, erfreuende, war damals noch nicht an jenem Horizont

[1]) Wohl die Großfürstin Maria, die 1804 als neue Erbprinzessin in Weimar ihren Einzug hielt und der zu Ehren Schiller „die Huldigung der Künste" als Festspiel dichtete.

aufgegangen, zwei sind glorreich untergegangen — daß jede derselben von einem besondern Nimbus leuchtender Trabanten umringt war, darf nicht erst bemerkt werden. Im Focus der Mittelloge stand neben dem Stuhl der regierenden Herzogin, der Retterin ihres Landes, Schiller, der König und Wirt des Festes, häufig und freundlich von der edlen Fürstin begrüßt, viel mit ihr im Gespräch, fast verlegen scheinend, immer und überall, wenn und wohin er auffah, so vielen Blicken zu begegnen, höchst selten so sichtbar Vielen. In der Nähe des großen Herzogs, von ihm ausgezeichnet, als Leibarzt, Liebling und Repräsentant der Universität, der Gelehrten, Loder, in der Blüte und auf der Höhe des Lebens. Herder und Wieland, wie unähnlich einander, gepaart durch Freundschaft und gleiche Gunst der Herzogin-Mutter Amalia, der Weimar den Anfang seines poetischen Glanzes durch jene verdankt, in ihrer Umgebung. Unter den fürstlichen Sternen meine ich auch Dalberg, damals Coadjutor von Mainz, und den genialen und guten Ernst August, Erbherzog von Gotha, den vorletzten Fürst seines Stammes und Landes, gesehen zu haben. Beide gehörten gewiß dahin als geistreiche Schriftsteller und geliebte Fürsten. Jean Paul Fr. Richter, still verborgen, doch von Vielen freudig begrüßt und aufgesucht, schien eine seltene Erscheinung hier zu sein, wie der schon alternde Aristippus — Thümmel, der südliche. Vom deutschen Parnassos waren noch hier anwesend: A. W. Schlegel, L. Tieck, Gries, die Musen A. Imhoff, Fr. v. Wolzogen, Soph. Mereau-Vermehren und Falk, weniger als Dichter, als, was doch gewiß eben so viel wert ist, als vortrefflicher Waisenvater berühmt. Und Goethe? Der war nicht am Himmel zu finden, sondern auf Erden — d. h. im Parterre, dicht an den Parket-subselliis der Studenten — also ganz gesondert von dem Glanz des Hofes, auf seinem Lehnstuhl, seinen Sohn auf dem Schoß haltend, sichtbar heiter den hohen Triumph seines Freundes mitfeiernd, und nur zuweilen, wenn die Schauspieler es ihm nicht recht machten, sein Mißfallen halblaut äußernd. Da auch war er ein großer und erfreulicher Ruhepunkt der geblendeten, ermüdeten Blicke, und nicht übel sagte Einer damals, Goethe oben suchend und unten findend: „Weil er doch nirgend unter seines Gleichen sitzen kann, so gilt es ihm gleich, wo er sitzt, wenn auch unter Creti und Pleti.“ Unter welchem Ehrentitel — denn so

hießen ja die Trabanten des poetischen Königs David — der Witzling wahrscheinlich uns Studenten verstand. — Noch waren, Schillers Fest mitzufeiern, von Jena gekommen seine schwäbischen Landsleute: der ehrwürdige Griesbach, zugleich sein Hauswirt, der geistreiche Paulus, der geniale Schelling, und wohl keiner fehlte der Jenaer Choragen und Meister, den sehr gelehrten, doch stets in seinem Hause verschlossenen, um die poetische Welt wenig sich kümmernden Gruner ausgenommen. Es war ein Fest, zu sehen und zu hören, wie die Commilitonen im Parket sich umschauend, einer dem andern die Anwesenheit seiner Idole und liebsten Lehrer bemerkbar machend, begeistert leise zuriefen: Sieh da! mein Hufeland! Mein Stark! Unser Loder! Da mein Feuerbach! Dort Fichte! Und wie viele freuten sich, die Oberpriester aus Hellas und Latium, Schütz, Jacobs, Boetticher, Eichstädt da vereint zu sehen. Unter den Kommilitonen selbst war mancher schon damals geistig ausgezeichnet, wie der Tag und Nacht über Entdeckungen brütende, schon berühmte Physiker Ritter, wie Kostner, Froriep, Winkelmann, Brentano, Troxler, Schelver, Ast, Krause, Pansner. Doch wer vermag, wie gesagt, nach 30 Jahren eines solchen Pantheons und Pandämonions — im guten Sinn, denn böse Geister habe ich nicht bemerkt — Katalog vollständig zu liefern. Wer könnte die deos minorum gentium aus allen Tempeln und Fakultäten alle merken und aufzählen, die doch auch alle ihre Anbeter hatten. Wer könnte auch manchen trefflichen Mann, des Mitzählens wert, nicht vergessen, von so viel Glanz geblendet. Freute sich doch mancher, den Schöpfer seines geliebten Rinaldini auch da zu sehen; nos poma natamus!

Auf der Bühne selbst erschienen in den Hauptrollen, derselben würdig, Graff, Schall, Vohs, Dem. Jagemann. Die Studien und Proben hatte Goethe geleitet.

Und wie mag dem gefeierten Schiller zu Mute gewesen sein an jenem Abend, bei den oft wiederkehrenden, gewaltig rauschenden Stürmen des Beifalls, des Entzückens, vor solchen Zeugen, von ihnen ausgehend, von ihnen erneuert, geleitet! [Es folgt ein längeres Gedicht.]

Gewiß verließ an jenem Abend jeder Jüngling den geweihten Tempel der Kunst, — schied von dem Feste des Hochgenusses jeder

freudetrunken, begeistert und fühlend, er sei gewachsen plötzlich, um viel, an Mut und Kraft, entschlossen, nun auch zu versuchen, was sein Flug zu erreichen, seine Schultern zu tragen vermöchten, um einst vielleicht in solcher Reihe eine würdige Stelle einzunehmen, vielleicht solchen Triumph zu feiern!"

Der Abend endete übrigens, wie der begeisterte Laurenty weiter berichtet, mit einem kleinen Strike der Jenaer Wagenlenker, die des langen Wartens müde sich weigerten beim frischgefallenen Schnee die Heimfart anzutreten. „Durch diesen Kutschertrotz wäre denn beinahe eine unsägliche und heillose Unordnung in den gelehrten Studien des folgenden Tages entstanden, denn fast alle Katheder wären ohne Lehrer und die Hörsäle leer von Zuhörern geblieben." Lober aber setzte die Fahrt doch durch und gebot seinem Wagenlenker, „das zu sein und zu tun, was er selbst, freilich in andern und höhern Regionen, war und tat, nämlich der der erste zu sein und die Bahn zu brechen." Ihm folgte dann die ganze fröhliche Karawane.

Ich muß gestehen, mir hat diese Schilderung viel Freude bereitet und ich kann es mir nicht anders vorstellen, als daß der Verfasser als Lehrer gewiß auch oft der aufhorchenden Jugend im Rig. Gymnasium aus dem reichen Schatz seiner Erinnerungen von jenen Tagen erzählt haben wird, die er in Weimar und Jena hatte erleben dürfen. Welche reiche Anregung mußte aber damit dem heranwachsenden Geschlecht in Riga geboten werden!

Die Verehrung, die Laurenty für Schiller hegte, wurde von der ganzen Studentenschaft geteilt. Das „Vivat", das man ihm am Tage seiner Antrittsvorlesung gebracht hatte, leitete in bester Weise die stets freundlichen Beziehungen zu den Jenenser Burschen ein. Als Schiller zum ersten Mal nach Jena kam, erklärte er[1]: „Daß die Studenten hier was gelten, zeigt einem der erste Anblick, und wenn man sogar die Augen zumachte, könnte man unterscheiden, daß man unter Studenten geht, denn sie wandeln mit Schritten eines Niebesiegten." Wie schon aus dieser Äußerung hervorgeht, hat Schiller den burschikosen Übermut der Jenaer Studenten damals — und so hat er es auch späterhin getan — mit einem gewissen überlegenen Humor betrachtet, und wenn er auch den allgemeinen

[1]) Briefe I, S. 401.

Studentenangelegenheiten kein besonderes Interesse widmete, so wußte er doch die Herzen der Jugend für sich zu gewinnen. Hatte Schiller schon durch seine Werke die Begeisterung der Jugend erweckt, so vermochte er sie auch gerade im geselligen Verkehr durch hinreißende Liebenswürdigkeit zu gewinnen. Noch aus seinen letzten Lebensjahren schildert Heinrich Voß der Jüngere eine Festlichkeit, an der er teilgenommen, und schreibt von Schiller[1]: „Du glaubst nicht und kannst es auch gar nicht begreifen, wie liebenswürdig der Mann war, wie ein Jüngling von zwanzig Jahren, so ausgelassen fröhlich, so unbefangen in seiner Freude, so offen, teilnehmend. Der Champagner setzte ihn gerade in die Stimmung, in der er das Lied an die Freude muß gemacht haben. Ein solches Wohlwollen und inniges Freundschaftsgefühl, eine solche Treuherzigkeit kannst Du Dir gar nicht vorstellen. — — — Ich wollte, daß ich Dir eine gewisse Miene von Schiller beschreiben könnte, die ihm in herzlichen Augenblicken eigentümlich ist und den Abend gar nicht verließ. Ein eignes Gemisch von Schalkhaftigkeit, Wohlwollen und das mit unendlicher Anmut verbunden. Doch wer beschreibt so etwas!" Wenn Voß einmal erklärte: als Dichter liebe er den Mann, aber als Mensch sei ihm Schiller noch unendlich lieber, — so fand das Wort bei allen denen, die dem Dichter in seinem Familienkreise näher getreten waren, einen Widerhall. Dieses Glück ist auch zwei jungen Livländern: Gustav Behaghel von Adlerskron und Karl Graß zuteil geworden.

Gustav Behaghel von Adlerskron war keineswegs eine besonders hervorragende Persönlichkeit, und sein Name ist, wie Oberlehrer H. Diederichs, der alle ihn betreffenden Nachrichten sorgfältig gesammelt hat, wohl richtig hervorhebt[2], nur deshalb der Vergessenheit entrissen worden, weil „ein günstiges Geschick ihn zeitweilig mit einem Unsterblichen in Berührung gebracht hatte." Adlerskron, der 1767 auf dem livl. Gute Friedrichshof geboren ist, war im russischen Militärdienste bereits zum Kapitän der Garde avanciert, als er 1788 auf einer Reise in Deutschland den Entschluß faßte, seine bisherige Laufbahn aufzugeben und sich mit wissenschaftlichen Studien zu beschäftigen. Während er 1½ Jahre

[1]) „Goethe und Schiller in Briefen von Heinrich Voß dem jüngeren", hrsg. von Dr. Hans Gerhard Gräf. Leipzig. Reclam. — [2]) „Ein Livländer aus Schillers Freundeskreise." Riga 1901.

in Jena, wo er den Namen Le Bon annahm, lebte, war er nicht nur ein eifriger Zuhörer Schillers, sondern wurde auch ein treuer Freund des Hauses, der während einer schweren Erkrankung des Dichters sich so eifrig an der Pflege beteiligte, daß die ganze Familie ihn liebgewann. Als er später nach Stuttgart übersiedelte, hat er dort auch mit den Eltern Schillers in freundschaftlichem Verkehr gestanden. Adlerskron sah in Schiller sein Muster und seinen Meister, er nennt ihn den Wohltäter seiner Seele und kann nicht Worte genug finden, um Schiller und seiner Gattin zu danken, daß sie ihn ihrer Freundschaft gewürdigt hätten, aber auch für Karoline, die Schwägerin Schillers, hatte er eine schwärmerische Neigung gefaßt. Als er auf seinem späteren Lebenswege, den wir hier nicht weiter verfolgen können, von manchem Mißgeschick betroffen wurde, da fand seine treue Anhänglichkeit Vergeltung. Schiller und die Seinen bemühten sich eifrig darum, ihm eine Stellung zu verschaffen. So hat er ihn z. B. auch seiner Freundin Charlotte Kalb als Hofmeister für ihren Sohn empfohlen (1793). Aus der Anstellung wurde nichts, aber Charlotte Kalb hatte doch lebhaftes Interesse für den jungen Livländer gewonnen und erkundigte sich noch 1—2 Jahre später nach ihm. Da Adlerskron sich in Deutschland nicht halten konnte, kehrte er zu Fuß in die Heimat zurück. Hier söhnte er sich mit seiner Familie, mit der er sich überworfen hatte, aus und trat in den Landesdienst. Sein weiteres Leben ist in Wohlstand und Behagen verlaufen und erst im hohen Alter von 75 Jahren ist er im J. 1842 in Friedrichshof gestorben. Leider haben wir gar keine Nachrichten darüber, ob er auch von der Heimat aus die alten Beziehungen zum Schillerschen Hause unterhalten habe.

Adlerskron wurde geistig bei weitem überragt von Karl Gotthard Graß, der 1786—90 in Jena Theologie studierte, aber viel mehr Hinneigung zu künstlerischen Beschäftigungen hatte, als zu seiner Wissenschaft, der er sich nur äußerem Drucke folgend gewidmet hatte. Man hatte die auf die freie Entfaltung der Persönlichkeit gerichtete Geistesbewegung der Sturm- und Drangperiode in Livland noch nicht erfaßt. „Daß es ein von Stand und Beruf unabhängiges, rein künstlerischen Bestrebungen ausschließlich sich widmendes Dasein geben könne und dürfe, blieb den Männern in Amt und Würden, dem Adel und den Patriziern

der Städte hier lange unbegreiflich[1]." Auch in das Leben des zum Künstler geborenen, aber zu einem pastoralen Beruf gedrängten Graß war dadurch ein Zwiespalt hineingetragen, bis er den mannhaften Entschluß faßte, die bereits angetretene Pfarre aufzugeben und seinem inneren Berufe zu folgen. Vielleicht hängt es doch mit diesem seinem Entwickelungsgange zusammen, daß er in seinem Charakter und in seinem Wirken etwas unstät gewesen sein soll und daß er dazu neigte, seine Kräfte in zu verschiedene Richtungen zu zersplittern.

Es ist unmöglich, Einzelheiten aus dem Leben dieses interessanten Mannes, den Grotthuß „als einen der vornehmsten Vertreter der klassischen Literaturepoche in den baltischen Provinzen" bezeichnet, hier anzuführen[2], aber daß er dessen wohl wert wäre, geht schon aus Schillers Urteil über ihn hervor. Am 10. April 1791 schrieb dieser an Körner[3]: „In eben diesem Sommer werde ich Dir noch einen andern jungen Mann schicken, der dich als Künstler interessieren wird. Es ist ein Livländer, Namens Graß, der sich einige Jahre in Jena aufhielt, um da Theologie zu studieren. Darin hat er es nun nicht weit gebracht, aber desto weiter im Zeichnen und Landschaftsmalen, wozu er ganz außerordentlich viel Genie besitzt. Goethe hat ihn kennen lernen[4] und er versicherte mir, daß er die Anlage zu einem vortrefflichen Maler in ihm finde. Im vorigen Sommer machte er eine Exkursion in die Schweiz, von wo er ganz begeistert zurückkam. Er wird Dir einige Schweizerlandschaften zeigen, die er aus der Erinnerung hinwarf, voll Kraft und Leben, obgleich nichts weniger als ausgeführt. Dabei hat er große Talente zur Poesie, wovon Du im nächsten Stück der Thalia eine Probe lesen wirst. Er ist ein herzlich attachirtes Wesen, wo es ihm wohl ist, sein Äußerliches verrät in jedem Betracht das Genie."

Nicht ohne Interesse ist es, daß Schiller in diesem Briefe von der sich in Wort und Bild äußernden Begeisterung spricht, die Graß für die Schweiz hegte. Der erste Band der „Neuen

[1]) (Diederichs), Briefe von Karl Graß, dem Maler und Dichter. Riga 1899. — [2]) Vgl. über ihn Allg. deutsche Biographie Bd. IX. Sivers, Deutsche Dichter in Rußland. Berlin 1855. Neumann, Baltische Maler und Bildhauer des 19. Jahrhunderts. Riga 1902. Fr. Bienemann jun., Aus Tagebüchern und Briefen des Malers Karl Graß. Balt. Mon. 48. Bd. 1899. — [3]) Briefe III, S. 142. — [4]) Vgl. die Schilderung des Besuches, den Graß bei Goethe machte, bei Bienemann a. a. O. S. 288.

Thalia" (1792) brachte zwei Gedichte „eines jungen Malers", in dem wir Karl Graß erkennen: „Der Rheinfall" und „Erinnerung an die Schweiz". In dem letzteren preist der Dichter voller Enthusiasmus die Schönheit und Freiheit „des Landes der Telle und der Winkelriede". Sollte Schiller, als er viele Jahre später von neuem auf die Schweiz und ihren Nationalhelden hingelenkt wurde, sich nicht auch erinnert haben der jugendlich begeisterten Schilderungen seines Freundes Graß?

Graß hatte bereits 1786 Schiller in Dresden kennen gelernt und war später um seinetwillen länger, als er beabsichtigt hatte, in Jena geblieben. Er wurde wohl bald, ebenso wie Adlerskron, ein echter Hausfreund der Schillerschen Familie nnd hat an Leid und Freude derselben Anteil genommen. Auch er hat, wie die andern Freunde, bei der Pflege des leidenden Schillers, „der wie ein Sokrates auf seinem Krankenbette mit mir auf Wiedersehen anstieß und mich bis ins Innerste dadurch bewegte," manche ernste, aber auch erhebende Stunde durchlebt, die ihm unvergeßlich blieb, und auch er hat es freudig bezeugt, daß Schiller in nachhaltigster Weise sein ganzes Leben beeinflußt habe. Man braucht nur die Briefe zu lesen, die Graß zum Teil noch nach jahrelanger Trennung an den Dichter und dessen Gattin richtete, um zu begreifen, welch ein mächtiger Zauber von dieser Persönlichkeit ausgegangen sein muß. — Bald nachdem er Abschied genommen hatte, um in die Heimat zurückzukehren, schrieb er (3. Juni 1791)[1]: „Ich fühle es mit gerührtem Herzen, wie viel ich Ihnen zu danken habe, und wie von Ihnen erwärmt und ermuntert meine Seelenkräfte höher sich zu heben strebten. Daher kann ich sagen, daß Ihr Verlust mir unersetzlich ist, weil nie ein Mensch das über mich vermochte und das in mir wirkte, mit diesem hohen Gefühl für jede Veredlung mich beseelte, wie Sie, teuerster Hofrat. Daher werde ich aber auch nie die Stunden vergessen, in welchen ich, wenn auch furchtsam, Ihnen nahte, und die Wehmut, die mich ergriff, als ich zum letzten Mal auf dem Stuhl gelehnt Sie stumm betrachtete, wird noch oft mein Auge feuchten." Und als er in Livland schwere Gewissenskämpfe durchzumachen hatte, da wandte er sich (1795) wieder an seinen Freund und bat ihn[2]: „Wenn es Ihnen

[1]) „Charlotte von Schiller und ihre Freunde", III. Bd., 1865, S. 131. — [2]) a. a. O. S. 136.

nicht zu viel Zeit raubt, so antworten Sie mir nur etwas, das auf mein zukünftiges Leben Beziehung hat. Es wird ein Feuerfunke meiner Seele sein." Voller Begeisterung erklärt er ihm: „Sie vermögen unendlich viel über mich und meine Liebe für Sie ist eine Art Schwärmerei. . . Ich werde und kann Sie nie vergessen. In der Geschichte meines Geistes und Herzens und meiner ganzen Humanität komme ich immer auf Sie zurück." — Diese Worte waren keine leeren Phrasen; sie kamen aus einem übervollen Herzen, und die warme Empfindung, die sie hatte laut werden lassen, blieb unaustilgbar. Noch 9 Jahre später schrieb Graß (1805) an Charlotte Schiller[1]: „Es ist doch für mich gewiß und ausgemacht, daß keines Menschen Worte und Gedanken so fühlbar meine Seele — leider kann ich nicht sagen meinen Geist — aufgeregt hätten, wie die seinigen [Schillers]. Hätte ein lebendigerer Funke in mir aufgeregt werden können, so hätte es in seiner Nähe geschehen müssen. — — — Aus dieser Liebe und unbegrenzten Achtung für Schiller kann ich's mir auch erklären, warum ich nie Bedenken getragen hätte, mit allen meinen Blößen vor Schiller zu erscheinen. Selbst mein Todesurteil hätte mich aus seinem Munde nicht erschreckt." Und wie herzbewegend ist die Klage, in die Graß ausbricht, als er die Nachricht vom Tode Schillers erhalten hatte[2]: „Ich bin stumm und meine Brust ist wie der lautlose Stein. Die Welt ist mir verödet und so gleichgültig, daß ich mitten unter der Unruhe der Menschen beinahe furcht- und gedankenlos umherwandle. . . Sie wissen, wie ich ihn liebte, und selbst meine Klage um ihn wird Ihnen tröstlich sein. Kann man etwas anderes tun als klagen, daß auch das Vortrefflichste hienieden nicht dauern kann? Aber sanft und melodisch sei die Klage um ihn, dessen Seele so ganz Harmonie war. Entweihung seines Andenkens dünkt mich jede zu laute Äußerung des Schmerzes über sein Vorübergehen." Eine wehmütige Freude bereitete es Graß, daß er kurz vorher einen Brief Schillers erhalten hatte, der mit den Worten schloß: „Ich umarme Sie mit der herzlichsten Liebe und sehe einem Worte des Andenkens mit Sehnsucht entgegen." Ihm erschien es so, als kämen diese Worte aus einer andern Welt herab. Dieser Brief

[1]) a. a. O. S. 148. — [2]) a. a. O. S. 152.

Schillers vom 2. April 1805[1] beweist, mit welcher Treue und welchem teilnehmenden Herzen er die Schicksale seiner Freunde verfolgte. Da er meines Wissens bei uns noch wenig bekannt ist, möge er hier im Wortlaut folgen:

„Wie sehr fürchte ich, mein werter, teurer Freund, daß mein langes Stillschweigen auf Ihre lieben Briefe, die von einem so werten Andenken begleitet waren, Ihnen eine seltsame Meinung von mir möchte beigebracht haben. Aber da ich Ihr Paket mit der Zeichnung erhielt, war ich gefährlich krank und meine Frau lag eben in Wehen, so daß ich für alles andere unfähig war. Und so war es leider auch den größten Teil des Winters, unter dessen Strengigkeit meine schwache Natur bald erlegen wäre. Jetzt mit eintretendem Frühjahr kömmt die Heiterkeit und der Lebensmut zurück, und so wie die Erde der Sonne, öffnet sich auch die Seele der Freundschaft wieder.

Ich fange also damit an, Ihnen aufs herzlichste für Ihr Andenken an mich, für Ihr fortdauerndes Vertrauen zu mir zu danken. Wahrlich, Ihr Andenken ist immer frisch und lebendig unter uns, und innig rührt es uns, daß auch Sie unsrer denken. In dieser Zeit hat sich freilich viel bei uns verändert, mein Haus ist lebendig geworden, und Sie würden sich wundern, wenn Sie meine Söhne sähen, davon der älteste jetzt bald zwölf Jahr alt ist.

Viel Freude habe ich in diesen 12 Jahren erlebt, wiewohl auch viel durch Krankheit gelitten, aber der Geist ist doch immer frisch geblieben.

Ihre Zeichnung hat uns einen sehr angenehmen Beweis Ihrer Fortschritte in der Kunst gegeben, und gewiß würde es nur von Ihrem beharrlichen Willen und von der Entschiedenheit Ihres Entschlusses abhängen (der jetzt noch zwischen Poesie und Malerei hin und her zu schwanken scheint), es in der Kunst zur Meisterschaft zu bringen. Eine schöne Phantasie belebt Ihr Werk, es hat Geist und Anmut, und vielleicht mangelt es ihm weniger an den höheren Eigenschaften, welche die Natur allein gibt und der Fleiß nie erwirbt, als an gewissen mechanischen, die sich durch anhaltende Übung erwerben lassen. Ich kann von Ihrem Gedichte ohngefähr das nämliche in Absicht auf die poetischen Forderungen sagen, Seele und Gefühl atmet darin, wie es in allem der Fall sein wird, was Sie machen. Aber der Sprache fehlt es an Bestimmtheit, Sicherheit und Korrektheit und dem Ganzen noch die letzte Hand. Ihr Aufenthalt in Italien, der Ihren malerischen Fortschritten günstig ist, wird Ihren poetischen Arbeiten nachteilig sein,

[1]) Briefe VII, S. 222. Biedermann gibt an (S. 307), daß er verloren gegangen sei. Es war damals dieser Band der Briefe ihm noch nicht bekannt.

weil Sie in dieser Entfernung mit unsrer Dichtersprache nicht wohl gleichen Schritt halten können, die in beständiger Gestaltung und Umstaltung begriffen ist. Ich würde also, wenn ich mich in Ihre Seele versetzte, raten, Ihre Partie zu ergreifen, und entweder, wenn Sie in Italien bleiben, ganz und ausschließend der Landschaftsmalerei sich hinzugeben, oder wenn zu der Poesie die Neigung stärker ist, Italien zu verlassen und in Deutschland deutsche Poesie zu treiben. Zwischen beiden aber, glaube ich, müssen Sie eine Wahl treffen, weil sowohl die Malerei als die Poesie ihren Mann ganz fordert, und hier keine Teilung möglich ist. Fassen Sie bald Ihren Entschluß, und unwiderruflich, denn das Leben hat einen kurzen Lenz und die Kunst ist unendlich.

Lassen Sie mich wissen, ob ich Ihren „Fels von Felsenstein" etwa zum Druck in den Cottaischen Kalender geben darf, an dem auch ich arbeite. Ich denke, daß man gern ein annehmliches Honorar dafür bezahlen wird.

Wie gern, mein lieber Freund, versetzte ich mich zu Ihnen unter Ihren schönen Himmel, in Ihre herrliche Natur und an Ihr eigenes liebendes Herz, wenn der Körper so leicht den Wünschen folgen könnte. Aber ein unermeßlicher Raum liegt zwischen uns und ich kann mit meiner Gesundheit keine solche Probe machen.

Ich umarme Sie mit der herzlichsten Liebe und sehe einem Worte des Andenkens von Ihnen mit Sehnsucht entgegen.

Ewig der Ihrige

Schiller.

Außer Behaghel von Adlerskron und Karl Graß wird nur noch gelegentlich von letzterem ein Rottbeck als Besucher des Schillerschen Hauses genannt[1]. Es muß das Nikolaus Bernhard von Rottbeck, der in jenen Jahren in Jena Medizin studierte und später als Arzt in Rußland gelebt hat[2], gewesen sein. Auch Garlieb Merkel, der 1796 nach Jena gekommen war, hat damals als Überbringer eines Briefes von Karl Graß, Schiller aufgesucht und dann später noch einmal diesen Besuch wiederholt. Er selbst hat über diese einzige persönliche Berührung, die er mit dem großen Dichter gehabt hat, im J. 1812 in den „Skizzen" und im J. 1840 in den „Darstellungen und Charakteristiken" Bd. II. Bericht erstattet. Das erste Mal fand Merkel Schiller krank, erschöpft und mißlaunig, beim zweiten Besuch verbrachte er mit ihm eine halbe Stunde im lebhaften Gespräch in seinem Garten. Diese einfache Tatsache gibt Merkel in den

[1]) Biedermann a. a. O. S. 300. — [2]) Recke-Napiersky III, S. 329.

„Skizzen" Veranlassung zu einer, wenn auch nicht einwandfreien, so doch sehr anerkennenden Charakterisierung des Dichters, während er 28 Jahre später die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen kann, ohne recht gehässige Bemerkungen gegen Schiller und Goethe einzuflechten. Auch hier bewahrheitet sich, was schon im J. 1887 ein Kritiker aussprach[1], daß die früheren Niederschriften Merkels unbefangener sind, während die späteren immer stärker alle Schattenseiten seines Wesens kundtun. Erst im zweiten Bericht sieht sich Merkel gemüßigt, die körperliche Erschöpfung Schillers in Zusammenhang zu bringen mit seiner unregelmäßigen Lebensart, mit nächtlichem Kartenspielen, Begeisterung durch Wein 2c. Trotzdem verwahrt er sich gegen den Vorwurf, er habe eine feindselige Gesinnung gegen Schiller gehegt, und erklärt, daß er den Dichter bewundert habe, daß aber der Mensch ihm gleichgültig gewesen sei. Wie anders dachten doch alle diejenigen, die unter dem Zauberbann der Persönlichkeit Schillers gestanden haben! Wie wurde doch gerade der Mensch Schiller von so Vielen und mit Recht geliebt! — Ueber Merkels Stellung zu den Geistesheroen seiner Zeit ist bereits so häufig geschrieben worden, daß ich mir wohl erlauben darf, über dieses unerquickliche Thema an dem heutigen Gedenktage hinwegzugehen, zumal die Zeit es nicht erlaubt, dasselbe auch nur einigermaßen erschöpfend und in einer beiden Teilen gerecht werdenden Weise zu behandeln. Wie irreführend das Urteil über Schiller in dem Merkel'schen Kreise war, dafür nur einen Beleg.

In demselben Jahr (1804), in dem Schiller schreiben konnte[2], daß „selbst Merkel, der immer mit mir im Streite lag, den Tell mit vollen Backen angekündigt habe[3]", duldete dieser — es war wenige Monate vorher — in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „der Freimüthige oder Ernst und Scherz" eine —dt gezeichnete Anzeige der Schillerschen Gedichte, in welcher der Dichter in möglichst falscher Weise beurteilt und als Einer, der den Höhepunkt seines Ruhmes längst überschritten habe, bezeichnet wurde[4].

[1]) Rigasche Zeitung 1887, Nr. 93. — [2]) Briefe VII, S. 170. — [3]) Vgl. die in der Tat „von Enthusiasmus erfüllte" Kritik im „Freimütigen" 1804, Nr. 135. — [4]) 1804 Januar—Februar, Nr. 20, 21, 24. In der Nr. 66 lesen wir folgende Bemerkung: „Man hat von vielen schätzbaren Seiten her dem Redakteur verbindliche Sachen über die Beurteilung Schillers und ein paar andere mit „—dt." unterzeichnete Aufsätze gesagt, weil man ihn für den Verfasser derselben hielt. So angenehm ihm auch eine solche Verwechslung ist, so glaubt er doch seinem Freunde die Erklärung schuldig zu sein, daß man sich irre. Herr

„Auch Schiller verliert" — so heißt es daselbst — „wenn man ihn mit sich selber, — das Jetzt mit dem Einst vergleicht. Schon im J. 1795 fing die Blüte seines Geistes an zu welken, mit jedem neuen sanken einzelne Blätter, und nun! — Es liegt am Tage, daß Schiller sich von dem Augenblick an, wo er seinen Ruhm völlig gegründet sah, zu vernachlässigen anfing, fest vertrauend: man werde nunmehr selbst seine Fehler preisen, wie denn auch wirklich von einigen Zeitschriften lächerlicher Weise geschehen ist." Wer Schiller nur einigermaßen kennen gelernt hat, wird eine solche Beurteilung des rastlos vorwärts strebenden und bis zuletzt an sich arbeitenden Dichters nur als ein Kuriosum betrachten. Was soll man aber dazu sagen, wenn Frau Karoline Herder damals gerade an Merkel schrieb[1]: „Wie hat sich der Freimüthige unter Ihrer Hand gehoben! Das Urteil über Schiller ist wahr, das sagen auch sogar seine Anhänger: Wer ist dieser Mann voll Geist und Verstand?"

Auch mit zwei in unserm Heimatlande oft genannten Frauen ist Schiller, wenn auch nur in flüchtige Berührung gekommen. Im J. 1802 machte er „in der Komödie" die Bekanntschaft der anmutigen Herzogin Dorothea von Kurland, nachdem er fast ein Jahrzehnt früher mit ihr bereits Grüsse ausgetauscht hatte[2]. Er bezeichnet sie als ein sehr „angenehmes und reizendes Geschöpf." Weniger sympathisch scheint ihm die Schwester der Herzogin, Elise v. d. Recke, gewesen zu sein, die er übrigens persönlich kaum gekannt haben wird, obgleich sie im J. 1788 allerdings 2 Tage in Weimar war. Sie war damals mit ihrem bisherigen Freunde Lavater in Folge ihrer Schrift über Cagliostro ganz auseinandergekommen und hatte mit ihm einen heftigen Briefwechsel gehabt. Schiller urteilt über denselben in recht scharfen Worten[3]. Ein Jahrzehnt später unterzieht er sich offenbar nicht mit großer Begeisterung der Arbeit, ein „voluminöses Schauspiel", das ihm Elise v. d. Recke „mit der Plenipotenz zu streichen

—dt. ist ein junger Mann von ausgezeichneten Talenten, der in Sachsen lebt." — Dieser 2. Jahrgang des „Freimütigen" (1804) soll in Deutschland nur schwer aufzutreiben sein. So erklärt z. B. Koberstein (Grundriß der Gesch. der deutschen Nat. Lit. III. Bd. 1866, S. 2505, Anm. 43), er habe ihn sich nicht verschaffen können. — [1]) Am 16. Febr. 1804. Vgl. Jul. Eckardt, Baltische Kulturstudien 1869, S. 158. — [2]) Briefe III, S. 312. VI, 393. — [3]) Briefe II, S. 143, 153. Vgl. Rachel, Elisa v. d. Recke. 1902. II. S. 269.

und zu zerstören" zugesandt hatte, für die Horen umzuarbeiten. „Daß so moralische Personen" — schreibt er Goethe[1] — „sich uns Ketzern auf Gnade und Ungnade übergeben, besonders nach dem so lauten Xenien-Unfug, ist immer eine gewisse Satisfaktion." — Noch eine andere Persönlichkeit, die zu Kurland in Beziehung treten sollte, hat Schiller in jenen Jahren kennen gelernt. Es war der von der Herzogin als Professor der Geschichte in Mitau angestellte Friedrich Schultz, der in Kurland auch eine politische Rolle gespielt hat. Er wird von Aug. Seraphim als ein geistreicher, aber unsteter und lüderlicher Mann bezeichnet. Schillers Urteil stimmt mit dem Seraphims ganz überein. Er nennt ihn einen Menschen von Kopf, satirischem Beobachtungsgeist und vieler Laune, einen amüsanten Gesellschafter und gewandten Vielschreiber. „Schultz weiß" — so schreibt er einmal, „sehr unterhaltende Partikularitäten von dem Aufruhr in Paris zu erzählen, gebe der Himmel, daß alles wahr ist, was er sagt! Ich fürchte, er übt sich jetzt im Vorlügen so lange, bis er die Sachen selbst glaubt und dann läßt er sie drucken[2]." — Über einen weiteren jungen Gelehrten, den Professor Karl Morgenstern, der 1802 in unser Land berufen wurde, um an der neubegründeten Universität Dorpat eine erfolgreiche Tätigkeit zu beginnen, liegt ein allerdings nur sehr gelegentliches Urteil Schillers vor. Er nennt ihn eine seinem spez. Kollegen „Woltmann ähnliche Natur, auch so kokett und elegant in seinen Begriffen, und der die philosophisch kritische Kurrentmünze ganz gut inne hat."

Ich weiß nicht, ob es mir gelungen ist, alle nennenswerten Persönlichkeiten aus unserer Heimat ausfindig zu machen, die zu unserm Dichterfürsten in Beziehung gestanden haben. Doch mir lag auch nicht an absoluter Vollständigkeit; es war mir nur eine Freude gerade heute hinzuweisen darauf, daß auch Balten der Person und dem Herzen Schillers nahe gestanden haben und daß manche Söhne unseres Landes, heimgekehrt aus der Ferne, auch hier die Liebe für Schiller, die schon durch seine Werke wachgerufen war, noch weiter gepflegt und verbreitet haben.

---

[1]) Briefe V, S. 299, 318. — [2]) Briefe I, S. 431; II, 352; III, 61, 115 usw. Vgl. über Schultz ein günstigeres Urteil bei Recke-Napiersky IV, S. 141, und Dannenberg, Zur Geschichte und Statistik des Gymnasiums zu Mitau. 1875.

Im J. 1785, also 3 Jahre nach der ersten Aufführung der „Räuber" in Mannheim, haben die Rigenser zum ersten Mal ein Schillersches Schauspiel, „Kabale und Liebe", kennen gelernt. Die Zustände im damaligen Riga sind bei Gelegenheit des Herder-Gedenktages (1903), dessen Feier noch unvergessen ist, mehrfach geschildert worden, so daß ich hier nur darauf hinweisen will, daß in unserer Vaterstadt der richtige Nährboden, auf dem das Interesse für die großen Dichter des deutschen Mutterlandes sich entwickeln und emporwachsen konnte, durchaus vorhanden war. „Die Teilnahme an den geistigen Bewegungen Deutschlands war in den leitenden Kreisen von Stadt und Land erwacht." Die Gesellschaftskreise, in denen Herder seinem eigenen Zeugnis gemäß die glücklichsten Stunden seines Lebens verbracht hatte, bestanden noch. Allerdings war in den $1^1/_2$ Jahrzehnten seit seiner Abreise (1769) mancher Wechsel in den Personenverhältnissen vorgekommen, aber gerade am Ende des Jahrhunderts traten nicht wenige geistig hervorragende Männer in den Dienst unseres Gemeinwesens. In einer wahrscheinlich nach Berlin gerichteten Rig. Theater-Korrespondenz v. J. 1788 heißt es freilich: „Hier weiß man im ganzen genommen von der Güte des Flachses und des Getreides mit weit sichererm Geschmack zu urteilen, als von der Güte der Stücke und des Spiels, und ist in der Literatur des Hanfes und der Masten weit bewanderter, als in der Literatur des Theaters. Glückliche Menschen[1]!" Ein solches Urteil war aber sicher einseitig und verbissen und kann jedenfalls nur für einen Teil des Rig. Publikums zutreffend gewesen sein. Die Geschichte des Rig. Theaters belehrt uns eines Besseren.

Im J. 1782 war das neue Theater im Hause der Musse an der Königstraße, das man dem Geheimrat Baron Vietinghof zu verdanken hatte, mit der Aufführung von Emilia Galotti eröffnet worden[2]. „Eine Direktion, bloß aus Liebe zur Kunst, uneigennützig, aus eigenen Mitteln die schwersten Opfer bringend, ein Publikum, enthusiastisch für das neue Institut interessiert, ein Schauspielerpersonal, aus Individuen bestehend, welche schon die Zierden der bedeutendsten Bühnen Deutschlands ausgemacht hatten

[1]) Ein einzelnes Blatt in der Bibl. der Ges. f. Gesch. u. Altertumskunde. — [2]) Friedrich Biedert, Geschichte des Theaters zu Riga 1760—1827 im Almanach für Freunde der Schauspielkunst auf d. J. 1828. Riga 1828.

— was konnte da noch fehlen?" Und als Baron Vietinghof, der zwei Jahre lang das Theater selbst geleitet hatte, die Direktion den Schauspielern Meyrer und Koch-Eckardt übergab, kam man ihnen von allen Seiten mit Unterstützung entgegen. „Unter glücklicheren Auspizien" so sagt der Geschichtsschreiber des Theaters — „hat hier nie wieder eine Direktion ihr Werk begonnen. Schiller, Goethe, Iffland traten in dieser Zeit als dramatische Schriftsteller und Mozart als Komponist auf. Mit welch einer Menge von dramatischen und musikalischen Meisterwerken wurde jetzt die deutsche Bühne beschenkt! Kein Wunder, daß die schon erwachte Neigung zur Schauspielkunst beim Publikum endlich in enthusiastische Liebe ausbrach." Schiller gegenüber ist diese Liebe nie erkaltet. Zum Beleg dafür sei es mir gestattet, hier einige freilich etwas trockene Daten in betreff der Aufführungen Schillerscher Dramen an unsrem Theater anzugeben[1]. Wenn einzelne Schauspiele erst spät oder längere Zeit hindurch nicht auf die Bühne gekommen sind, so vermute ich dabei äußere Hindernisse, die im Einzelnen allerdings schwer nachzuweisen sind.

„Kabale und Liebe" wurde 1785 zweimal aufgeführt und dann mit ziemlich regelmäßigen Unterbrechungen im Ganzen 100 Mal bis zum J. 1902.

„Die Räuber" wurden am 28. und 29. Dezember 1786 zuerst aufgeführt. Von 1794—1808 fehlten sie auf dem Repertoir, sind aber doch am meisten von allen Schillerschen Stücken, 116 Mal aufgeführt worden.

„Die Verschwörung des Fiesko" ist im J. 1787 (2. Februar) 5 Mal, im Ganzen bis 1900 — 30 Mal zur Darstellung gebracht worden.

„Don Karlos" wurde zuerst am 9. November 1787 und dann am 10. November „auf lautes Begehren" nochmals gegeben. Nach mehreren Wiederholungen in den Jahren 1787—88 blieb er auffallenderweise von der Bühne fern bis zum Todesjahre des Dichters (1805), in dem er viermal aufgeführt wurde, um dann erst nach längerer Unterbrechung vom J. 1832 an regelmäßiges Repertoirstück zu werden. Er ist bis 1905 im Ganzen 75 Mal gegeben worden. An die Erwerbung des Manuskripts zum „Don

[1]) Nach den Aufzeichnungen im Theater-Archiv.

Karlos", von der ich früher berichtet habe, erinnert die Mitteilung an das Publikum a. d. J. 1787: „Da wir dieses Meisterstück nicht anders als mit Aufwendung beträchtlicher Kosten haben erhalten können, so wird das hochgeehrte Publikum den erhöhten Preis bei jedesmaliger Aufführung zu erlegen sich gütigst gefallen lassen."

„Maria Stuart" ist am 30. April 1803 zuerst aufgeführt und dann im selben Jahr 8 Mal — so oft wie kein andres Drama — wiederholt worden. Es ist bis 1904 im Ganzen 108 Mal gegeben.

„Wallensteins Lager" kam zuerst am 13. April 1811 auf die Bühne und wurde in diesem Jahr und 1812 — 5 Mal gegeben, dann aber lange Zeit hindurch nur in einzelnen Jahren (1824, 1833, 1842), bis es von 1852 an regelmäßig vorkommt. Im Ganzen ist es bis 1903 50 Mal gegeben worden.

„Die Piccolomini" sind am 31. Oktober 1813 zuerst, dann aber nach einmaliger Wiederholung bis 1863 garnicht mehr, bis 1903 im Ganzen 19 Mal aufgeführt worden.

„Wallensteins Tod" ist vom 14. November 1813 an bis 1903 49 Mal gegeben worden.

„Die Braut von Messina" ist vom 9. Dezember 1813 an mit ziemlich regelmäßigen Unterbrechungen — nur von 1818 bis 1827 und von 1829—40 sind längere Lücken — im Ganzen 40 Mal aufgeführt worden (bis 1904).

„Die Jungfrau von Orleans" ist vom 27. Mai 1814 an bis 1905 77 Mal gegeben worden.

„Turandot" wurde zum ersten Mal 1820, dann erst 1869 wieder aufgeführt und ist bis 1893 im Ganzen 18 Mal, seitdem aber nicht mehr gegeben worden.

„Wilhelm Tell" ist zuerst unter dem Titel „Tells Geschoß und Geßlers Tod" am 27. November 1821 auf die Bühne gekommen und ist mit einer Unterbrechung in den Jahren 1827—59 im Ganzen 58 Mal aufgeführt worden.

„Das Lied von der Glocke", dramatisch-mimisch eingerichtet von Goethe, wurde am 12. Dezember 1822 aufgeführt und bis 1896 — 22 Mal wiederholt.

„Demetrius“ wurde am 25. und 28. Dezember 1823 und am 1. Februar 1824 gegeben und wird erst jetzt wieder von neuem zur Aufführung vorbereitet.

Von allen den zahlreichen Kotzebueschen und Ifflandschen Stücken, die zur Zeit Schillers noch die Bühne in Deutschland und auch bei uns beherrschten, habe ich in dem neueren Repertoir unsrer Bühne nur zwei entdecken können: „Menschenhaß und Reue“, welches zuletzt 1873, und die Ifflandschen „Jäger“, welche 1885 gegeben worden sind.

So wie die Aufführung eines neuen Schillerschen Stückes ein Ereignis war, so riß man sich geradezu um die neu angekommenen Exemplare eines jeden seiner Werke. Das Manuskript des „Don Karlos“ ging, wie Merkel erzählt [1], rasch, kaum von einer Hand zugeschlagen, in eine andere; er habe es nur auf eine Nacht, die größtenteils dabei durchwacht wurde, erhalten. Und ein Dorpater Musensohn schreibt im J. 1804 [2]: „Mit Deinem Schillerschen Tell kommst Du zu spät. Gestern bekam ihn ein Student von Hartmann aus Riga zugeschickt, aber er war auch seines Lebens nicht froh, alles bestürmte ihn, alles wollte den Tell leihen, doch ich und meine Stubenkameraden waren die Sieger, wir bekamen ihn vom Besitzer geliehen. Gestern Abend also, nachdem die Kollegia geschlossen waren, versammelte sich eine Menge von Studenten bei uns und einer las den Tell vor; er hat uns viel Vergnügen gemacht.“

Das Gespräch über Schiller und seine Bedeutung gestaltete sich oft in den geistig angeregten Kreisen Rigas zu förmlichen Debatten. So mußte Merkel [3] einmal in dem sog. „Propheten-klub“, einer Gesellschaft junger Literaten, die sich beim Schauspieler Grohmann zu versammeln pflegte, mit diesem darüber disputieren, wer größer sei: Voltaire oder Schiller. Merkel trat für sein „verehrtes Musterbild“ Voltaire ein und ging natürlich seiner Meinung nach als Sieger aus dem Redekampf hervor. Von einer andern Debatte erzählt uns (1792) der damalige Hofmeister, nachherige Professor Krause [4]. Er traf beim Konrektor Brotze zum ersten Mal mit seinem späteren Freunde Karl Graß zusammen.

---

[1]) Merkel, Darstellungen und Charakteristiken I, 1839, S. 140. — [2]) Illustrierte Beilage der Rig. Rdsch. 1901, S. 8. — [3]) a. a. O. S. 140 ff. — [4]) Balt. Mon. 1901, Bd. 52, S. 83.

Auch hier berührte das Gespräch gleich das literarische Gebiet. „Schiller war" — so berichtet Krause — „sein Ideal, Herder und Goethe passierten so nebenbei. Dies reizte mich, der ich auf beide in manchen Sachen mehr hielt, und wir gerieten in heftigen Streit. Der alte Brotze hatte sein Gaudium an der Hetze." — Ich denke, daß diese paar Beispiele uns doch ein Bild davon geben, mit welchem regen Interesse man sich hier die aus Deutschland dargebotenen geistigen Schätze anzueignen suchte. An und für sich von keiner großen Bedeutung, charakterisieren solche kleine Züge vielleicht doch die damalige Situation in Riga[1].

Und als die Nachricht vom Tode Schillers die Besten unsres Volkes tief erschütterte, da wurde auch in unsrem Lande der Verlust tief empfunden, und man bemühte sich, das Andenken des zu früh Dahingeschiedenen zu ehren. Im Oktober 1805 erließ der Schriftsteller Rudolf Zacharias Becker in Gotha einen Aufruf[2], in dem er den Vorschlag machte, aus den Beiträgen der deutschen Schaubühnen für die Nachkommen Schillers ein Landgut zu kaufen, das seinen Namen tragen und auch zur Pflege der Erinnerung an ihn dienen sollte. Der Rigaer Theaterdirektor J. Meyrer machte sich sofort an die Realisierung dieses Planes und kündigte zum Besten dieses Zweckes die Aufführung des Don Karlos in einem warm geschriebenen Zirkular an[3]. Nachdem er darauf hingewiesen, daß „der deutsche Dichter, auf welchen seine Nation vor allem stolz sein durfte, der jeden Deutschen, der für

---

[1]) Man war in Livland auch sehr bald darauf bedacht, die Schillerschen Dichtungen durch Übertragungen unsren lettischen Landesgenossen zugänglich zu machen. So wurde bereits 1804 das „Lied an die Freude", 1826 die „Glocke", „Der Taucher", „Das Mädchen aus der Fremde" ins Lettische übersetzt usw. Heute sind die meisten Schillerschen Dramen und zahlreiche Balladen und Gedichte in lettischen Übersetzungen vorhanden.

In lettischer Sprache aufgeführt wurden zum ersten Mal „Die Räuber" 1885 in Mitau. Das Rigasche Lettische Theater hat dann bisher noch folgende Dramen in Szene gesetzt:

„Kabale und Liebe"	. . .	zum ersten Mal		1889.
„Die Räuber"	. . . . .	„	„	„ 1894.
„Die Jungfrau von Orleans"		„	„	„ 1895.
„Maria Stuart"	. . . .	„	„	„ 1897.
„Don Carlos"	. . . . .	„	„	„ 1900.

Über die estnischen Übersetzungen Schillerscher Dichtungen sind uns im Augenblick die nötigen Daten nicht zur Hand.

[2]) Vgl. Ernst Müller, Schiller. Intimes aus seinem Leben ꝛc. 1905. S. 248. — [3]) Dasselbe ist in der Sammlung von Theaterzetteln in der Bibl. der Ges. f. Gesch. u. Altertumskunde enthalten.

das Große, Wahre und Schöne Gefühl hat, so unzählig oft erwärmte", jetzt nur noch in seinen Werken und in dem Dank der Welt und Nachwelt lebe, sagt er weiter: „Ich würde an einem Publikum, wie das rigische, ein Verbrechen begehen, wenn ich diesem edelmütigen Publikum die Veranlassung rauben wollte, nicht nur seine Hochschätzung Schillers öffentlich zu bezeugen, sondern auch einer Unternehmung beizutreten, welche die schöne Kunst, welche die Menschheit ehret." Die Aufführung fand gegen ein beliebiges Entree statt, das ganze Unternehmen aber scheiterte in Deutschland an mancherlei Hindernissen. Unsere Bühne ließ es sich auch späterhin angelegen sein, das Andenken an den großen Toten durch besondere Aufführungen am Todestage zu ehren. So wurde im J. 1811 die vom Grafen Chr. E. Bentzel[1] verfaßte „Schillers-Feier, seinen Manen durch seinen Geist," die vorher nur ein Mal in Regensburg am 1. Febr. 1806 aufgeführt war, zur Darstellung gebracht. Vorher bereitete ein Verehrer des Dichters durch ein „Programm"[2] auf den Inhalt des Werkes, das nur in Abschriften kursierte, vor. Unserm Geschmack würde dasselbe wahrscheinlich kaum mehr zusagen, der Verfasser des Programms aber nennt es ein, „genialisch ausgeführtes Kunstwerk." „Es ist das Ganze" — so sagt er — „ein aus dem innigsten Vertrautsein und aus der nächsten Geistes-Verwandtschaft mit dem großen Dichter hervorgegangenes Cento in dramatischer Form, ein biographisches, poetisches Mussiv-Gemälde vom Leben und Wirken unseres Dichters aus dem unerschöpflich reichen Nachlasse Schillers und namentlich aus seinen vermischten Gedichten und aus seinen dramatischen Werken." Der Gedanke, die Aufführung jährlich zu wiederholen, wurde nicht realisiert.

Wenig bekannt ist es, daß unser Heimatland sich rühmen kann, das älteste Denkmal zu besitzen, das Schiller zu Ehren errichtet worden ist. Wohl wurde gleich nach dem Tode des Dichters in seiner Geburtsstadt Marbach der Gedanke erörtert, ihm ein Denkmal zu setzen, aber erst 1830 ist auf der Schillerhöhe in Volkstädt die Dannecker'sche Büste aufgestellt und 1839 zum ersten Mal in einer Stadt, in

[1]) Bentzel, geb. 1767, war damals Minister in Baden.
[2]) Vgl. dasselbe in der Bibliothek der Gesellsch. für Geschichte und Altertumskunde.

Stuttgart, ein Schillerdenkmal enthüllt worden[1]. In unserm Lande ist bereits 1813 von Frau Wilhelmine v. Helwig, geb. v. Helwig auf der Insel Pucht (Schloß Werder) dem Andenken Schillers eine 1,28 Met. hohe Gedenksäule geweiht worden[2]. Die Säule trägt die Inschrift:

DEM ANDENKEN FRIEDRICH VON SCHILLER
TEUTSCHLANDS ERHABENEN DICHTER UND
LIEBLING DER MUSEN GEWIDMET 1813.

Auf der andern Seite stehen die Worte:

Die Dichtkunst reicht dir ihre Götterrechte,
Schwingt sich mit dir den ewgen Sternen zu,
Mit einer Glorie hat sie dich umgeben,
Du schufst fürs Herz, du wirst unsterblich leben.

Von jener Zeit an ist die Verehrung für Schiller nicht erloschen, wenn auch die Flamme der Begeisterung, ähnlich wie in Deutschland, mitunter nur langsam fortbrannte, dann aber wieder hell emporloderte. Groß war der Enthusiasmus auch bei uns in dem berühmten Schillerjahre 1859. Die politischen Verhältnisse gestalteten die Erinnerungsfeier an den Dichter zu einem „Nationalfeste, wie Deutschland noch keines erlebt hatte." Wir nahmen regen Anteil an den Schicksalen des Mutterlandes, aber die Verhältnisse unseres eigenen Landes, die sich damals besonders freundlich zu gestalten schienen, trugen wohl besonders dazu bei, daß die Festlichkeiten mit frischem Mut und fröhlichen Herzen gefeiert werden konnten. — Wenn die Schillerfeier, zu der wir uns jetzt rüsten, wohl einen ernsteren Charakter tragen wird, so liegt das nicht nur in der Verschiedenheit der Veranlassung: Geburt und Tod des Dichters, begründet, sondern auch in den so wesentlich andersartigen Zeitumständen damals und jetzt. Trotzdem aber können wir hoffen, daß die Frucht der Gedenkfeier eine gesegnete sein werde. Theobald Ziegler hat einmal gesagt[3]: „Das Schillerfest war ein Bekenntnis des deutschen Volkes zum Idealismus und damit zu allem Besten und Höchsten, was in ihm lebte und zu Luft und Licht empordrängte. Dieser Schillersche Idealismus

[1]) Vgl. über Schiller-Denkmale O. Weddigen, Den Manen Schillers. 1905. Ernst Müller a. a. O. S. 248 ff. — [2]) Nach einer liebenswürdigen Mitteilung des Herrn K. v. Loewis of Menar, der augenblicklich für die Restaurierung des Denkmals Sorge trägt. — [3]) Ziegler, Die geistigen und sozialen Strömungen des 19. Jahrhunderts. 1899. S. 371.

war aber in seinem tiefsten Kern als sittlicher durch und durch gesund, war männlich stark; die Herkunft vom kategorischen Imperativ Kants hatte ihn gestählt, „das Gebiet der Männerkämpfe im öffentlichen Leben" war diesem Dichter des Wallenstein und des Wilhelm Tell nicht verschlossen, und so lag im Bekenntnis des Volkes zu ihm der Appell an den Willen des deutschen Volkes, etwas wie ein männlicher Entschluß und wie der Anfang zu kräftiger Tat."

Heute tritt an uns die Frage heran, ob auch wir bereit sind, ein solches Bekenntnis zum männlich starken Idealismus eines Schiller abzulegen, wie es unsere Väter vor einem halben Jahrhundert getan haben. Können wir es, dann brauchen wir an unserer Zukunft nicht zu verzagen, dann wird sein rastloses Streben auch uns und der Zukunft unseres Landes zu gute kommen, dann gilt auch uns das Wort:

Seine durchgewachten Nächte
Haben unsern Tag erhellt.

Literarische Rundschau.

Schillers Seelenadel.

Solchen, die den 100. Todestag Schillers mit einer Feier stiller, andächtiger Erinnerung begehen wollen, sei ein Buch empfohlen, das zwar nicht ausdrücklich auf den bevorstehenden Gedenktag Bezug nimmt, aber doch wohl nicht zufällig kurz vor ihm erschienen ist: Fritz Jonas, Schillers Seelenadel. Es hat sich eine ähnliche Aufgabe gestellt, wie die im gleichen Verlage erschienenen Goethebreviere Wilhelm Bode's, nämlich ein Bild der Persönlichkeit Schillers aus seinen eigenen Äußerungen und denen ihm Nahestehender zusammenzufügen, das an kommentierendem Beiwerk nur soviel enthält, als zur Einheitlichkeit und Anschaulichkeit des Bildes erforderlich ist. In der Darstellung des inneren Lebens hat Jonas seine Hauptaufgabe gesehen, wie dieses im persönlichen Verkehr, im Kreise der Familie und der Freunde sich offenbarte; auch die Werke Schillers betrachtet er vor allem als Quelle zur Kenntnis des Menschen, der hinter ihnen steht. Die Eigenart Schillers faßt Jonas höchst treffend in zwei Worte zusammen: Willenskraft und Freiheitsdrang. „Alle andern Dinge müssen; des Menschen ist das Wesen, welches will." „Dieses Wort aus Schillers Abhandlung über das Erhabene trifft in den Mittelpunkt seines eigenen Denkens und Handelns." Wie es im Leben und Schaffen Schillers, wie es in seinen Hauptdichtungen sich bewährt, hat Jonas im einleitenden Kapitel in Kürze skizziert.

Die folgenden ausführlicheren Kapitel gehen vom äußeren Leben aus, um immer tiefer ins Innere zu dringen und dann wieder mit einem Ausblick auf die Werke zu enden, in denen Schiller aus der Tiefe seines Gemütslebens an die Außenwelt tritt. Die „äußere Erscheinung und der Eindruck der Persönlichkeit" ist der nächste Gegenstand seiner Schilderungen. Daß auch

*) Berlin, Mittler und Sohn. 1904.

die äußere Erscheinung in einem dem Seelenadel Schillers gewidmeten Buche eingehende Erwähnung findet, ist wohlberechtigt. Die Übermacht der idealen Persönlichkeit in Schiller hat sich doch auch darin gezeigt, wie alles Unschöne und Unbeholfene, das die Natur ihm in die Wiege gelegt, durch die Energie des geistigen Lebens, wenn auch nicht überwunden, doch durchleuchtet und verklärt wurde. So konnte er auch äußerlich denen, die ihm nahe standen, als Idealgestalt erscheinen, in deren Gesichtsbildung und Körperhaltung sie ein Spiegelbild seines Seelenlebens erkannten. Während seine Erscheinung auf Fremde wohl gar einen abstoßenden Eindruck machte, war es für den Bildhauer Dannecker eine Quelle künstlerischer Freuden, als er die Kolossalbüste Schillers schuf. Auch im gesellschaftlichen Verkehr erscheint Schiller Fernstehenden in einem ganz andern Lichte, als den Vertrauten. Die Gabe, sich leicht und anmutig mitzuteilen, war ihm versagt, und schon seine Kränklichkeit zwang ihn, seinen Umgang auf einen kleinen Kreis zu beschränken. Wer ihn nur oberflächlich kannte, konnte wohl den Eindruck einer kalten Natur gewinnen, wie Jean Paul, der ihn „den felsigten Schiller" nennt und von ihm sagt, er sei voll Edelsteine, voll scharfer, schneidender Kräfte — aber ohne Liebe. Seine Freunde aber fühlten sich gerade durch die Wärme seines Herzens unwiderstehlich an ihn gefesselt. „Du warmer Mann", redet ihn Dannecker in einem Briefe an, und Heinrich Voß sagte von ihm: „Das ist die fortdauernde Stimmung seines Gefühls: Liebe und Hingebung für jedes mitfühlende Herz." Einstimmig sind die Urteile über die reiche geistige Anregung, die Schiller in Gesprächen zu geben wußte, die durchdringende geistige Schärfe, den Flug der Gedanken, den nichts herabzieht, die Fähigkeit, alles in die Sprache der Ideale zu erheben. Goethe fühlte sich durch die Gestalt Christi an den dahingeschiedenen Freund erinnert: „Jedes Auftreten von Christus, jede seiner Äußerungen gehen dahin, das Höhere anschaulich zu machen. Immer von dem Gemeinen steigt er hinauf, hebt es hinauf. — — Ich will nicht zu sagen unterlassen, was mir gerade einfällt. Schiller war aber diese Christustendenz eingeboren, er berührte nichts Gemeines, ohne es zu veredeln."

Das nächste Kapitel behandelt die äußeren Lebensumstände Schillers. Es trägt die Überschrift „Not und Sorge". Von seinen Jünglingsjahren an war Schiller in peinliche Geldsorgen verwickelt, und niemals, auch nicht in den Tagen seines Ruhmes hat er sich in materiell unabhängiger Lage befunden; in weitgehendem Maße hat er die Unterstützung hochherziger Freunde annehmen müssen. Aber nie hat er sich dadurch herabziehen lassen, stets, bei aller Dankbarkeit, seine Freiheit und seine Würde bewahrt. In der Zeit, wo Schiller den Höhepunkt seines Glückes erreicht glauben

durfte, als eine feste Stellung es ihm ermöglicht hatte, den Lebensbund mit Charlotte von Langefeld zu schließen, da traf ihn jene tückische Krankheit, die ihn dann in den letzten vierzehn Jahren nicht mehr verlassen hat. Sein größtes Werk hat der Geist in fast beständigem qualvollem Kampfe dem Körper abringen müssen. Wie in Not und Sorge sich Schillers Willensstärke und Freiheitsdrang stählten, sein Seelenadel sich zu milder Hoheit läuterte, so sind sie auch mit Recht als Züge in sein Charakterbild eingetragen worden.

Tiefer in das Innenleben führen uns die folgenden Seiten, die der „Freundschaft" und der „Liebe" gewidmet sind. Es hat wohl kaum ein andrer so viel in der Freundschaft empfangen und so viel zu geben gewußt, wie Schiller. In ihr hat sich sein Gemütsleben am reichsten entfaltet. Drei Freunde standen ihm besonders nahe: Körner, Wilhelm v. Humboldt und Goethe. Wie in jedem dieser Freundschaftsverhältnisse der Austausch von Gefühlen und Gedanken sich eigenartig gestaltete und wie jedes ihm in seiner Eigenart wertvoll war, hat Jonas in feinsinniger Charakteristik ausgeführt. Auch die Liebe war Schiller im wesentlichen eine Art idealer Freundschaft. Das naive Liebesgefühl oder wenigstens der naive Ausdruck dieses Gefühls war ihm fremd. Aber das Ideal der Liebe, das ihm von jeher vorschwebte, war das höchste und reinste. Er ersehnte eine Seelengemeinschaft, die die verbundenen Seelen zu immer höherer Vervollkommnung emporführte. Und dieser Wunsch ist ihm in vollstem Maße erfüllt worden. In Charlotte von Langefeld erhielt er eine Lebensgefährtin, zu der er sagen durfte: „Unerschöpflich ist in ihren Gestalten die Liebe, und die unsrige glüht in dem ewigen, schönen Feuer einer sich immer mehr veredelnden Seele." Wie würdig Charlotte seiner war, das zeigen nicht bloß die Aeußerungen Schillers und seiner Freunde über sie, das zeigen vor allem die Worte, in denen sie nach Schillers Tode sein Bild niederlegte, wie es vor ihrer Erinnerung stand. Sie erscheint hier mit jenem hellsehenden Scharfblick der Liebe begabt, von dem Kingsley einmal schön gesagt hat, daß er den geliebten Menschen schon auf Erden so sehe, wie er einst in der Ewigkeit vor dem Auge Gottes stehen werde.

„Auffassung der Natur" und „Religiöse Anschauungen" bilden das Thema der folgenden Kapitel. Die Naturpoesie spielt bei Schiller eine untergeordnete Rolle. Jonas erklärt das zutreffend aus seiner dichterischen Eigenart, hat aber doch wohl nicht ganz Recht, wenn er diese Eigenart mit der der des sentimentalischen Dichters nach Schillers Definition schlechthin identifiziert. Die Naturpoesie, wie etwa in Goethes Lied „An den Mond", ist ja gerade ein Produkt der sentimentalischen Kultur; dem naiven

Dichter, Homer z. B., der selbst Natur ist, ist sie fremd. In seinen Naturschilderungen ist nur sinnliche Anschaulichkeit, keine Stimmung, keine Beseelung. „Empfindsamkeit für die Natur" dagegen nennt Schiller selbst unter den Charakterzügen des Sentimentalischen. Aber allerdings ist das richtig, daß die mächtig ergreifende Schönheit der Naturpoesie Goethes auf der Verschmelzung des Naiven mit dem Sentimentalischen beruht, darauf, daß in ihr ein naiver Dichtergeist einen sentimentalischen Stoff gestaltet. Bei Schiller dagegen, dem stets der handelnde Mensch der eigentliche Gegenstand der Dichtung war, tritt gerade in der Auffassung und Darstellung der Natur das Naive gänzlich hinter dem Sentimentalischen, die Anschauung hinter der Reflexion zurück. Hier erscheint ihm alles Vergängliche nur als ein Gleichnis und die Ausdeutung dieses Gleichnisses als Aufgabe der Dichtung. Da aber, wo es gilt, einer bedeutenden Handlung auch einen bedeutenden Schauplatz zu geben, wie im Wilhelm Tell, bewährt Schiller auch der Natur gegenüber die naive Gestaltungsgabe, in der er selbst das eigentliche Kennzeichen dichterischer Genialität sah. — Das Kapitel „Religiöse Anschauungen" zeigt uns einerseits die tiefreligiöse Grundlage Schillers und anderseits seinen Gegensatz gegen die bestehende Religion und Kirche. Ueber seine religiösen Anschauungen hat sich Schiller in seiner Gedankenlyrik und seinen philosophischen Schriften so bestimmt ausgesprochen, daß Jonas hier nur die Aufgabe hatte, Bekanntes übersichtlich zusammenzustellen. Auch hier sind es die am Eingang genannten Grundzüge in Schillers Seelenleben, die vor allem hervortreten: Willensstärke und Freiheitsdrang, der unbedingte Glaube an die Willensfreiheit, „an die Freiheit des Menschen, aus sich selbst heraus der Vollkommenheit zustreben zu können", eine Ueberzeugung, deren lebendige Verkörperung Schiller selbst war.

Die letzten Kapitel sind dem Schaffen Schillers gewidmet. Zunächst wird die „Arbeitsweise" geschildert, die verzehrende Energie, die ihn zu fortwährender Tätigkeit, zu immer erneuter Umgestaltung des Geschaffenen trieb. Die Werke, die, von der Person des Schöpfers gewissermaßen losgelöst, jetzt ein eigenes geistiges Dasein führen, betrachtet Jonas nur nach einer Seite hin, in dem Schlußkapitel „Sprache und Stil", wohl mit etwas zuviel philologisch-stilistischem Detail. Aber mag uns das eine oder andre in diesem Buche vielleicht entbehrlich scheinen und anderes vielleicht wieder fragmentarisch, sein Hauptziel hat Jonas jedenfalls erreicht; er hat ein gutes Volksbuch geschaffen, das, ohne Verflachung und ohne Ueberschwänglichkeit, in die Tiefe dringen und doch klar und verständlich, das Bild des Dichters vor uns erneuert, der, bei all seinem Ruhm, doch in vielen Stücken dem Epigonen merkwürdig und unverdient fremd geworden ist. Möge es in unsrer Zeit, in

der so oft prinzipien- und ziellose Kritiksucht sich mit dem Namen der Freiheit deckt, zur Erweckung des Gefühls beitragen, das Schiller, seines Verhältnisses zu Goethe gedenkend, in den Worten aussprach, „daß es dem Vortrefflichen gegenüber keine Freiheit gibt, als die Liebe."

K. Girgensohn.

Zwei Schiller-Biographien.

Man hat gesagt: Goethe dichtete, was er lebte; man könnte sagen: Schiller lebte, was er dichtete. Reich und glücklich sind die Verhältnisse, in die Goethe hineingeboren wird, und in denen er lebt, überaus glücklich und reich ist auch seine Beanlagung. Wohl fehlen auch seinem Leben die Schmerzen nicht, aber es sind doch meist Schmerzen, die er sich als irrender Mensch selbst geschaffen hat. Wie anders das alles bei Schiller! Engbegrenzt, innerlich und äußerlich, ist das Feld, auf dem er sich in seiner Kinderzeit bewegt, armselig und eingezwängt sind seine Jünglingsjahre, ein einziges Schmerzenslager ist sein Mannesalter. Auch in seiner geistigen Beanlagung erscheint er weit weniger verschwenderisch von der Natur ausgestattet, als sein großer Rivale und Freund. Und nun das Schauspiel! Goethe wächst wie ein lebendiger Organismus, wie ein Baum, der in fruchtbares Erdreich gesetzt wurde und immer verzweigtere, mannigfaltigere Sprossen treibt, er wächst an und aus sich selbst, fast unbewußt; Schiller entwickelt sich wie ein bewußt entworfenes und auf ödem Plan hingestelltes Kunstwerk. Bei dem einen treibt die Naturanlage, bei dem andern schafft die Macht des Willens. So wird der eine Lyriker und Epiker, der andere Dramatiker, und so lebt und singt der eine in der Freiheit, in die er gestellt wurde, Natur, während der andere aus dem Zwange heraus sich die Freiheit erst erobert und dann *sie* lebt und *sie* verherrlicht.

Wer ist größer? Goethe hat bereits auf diese Frage die allein mögliche Antwort gegeben. Aber wer ist der Mann unsrer Zeit? Da hat man immer wieder auf Goethe gewiesen, Schiller schien abgetan. Ich glaube, Goethe ist ihr Prophet gewesen, Schiller wird ihr Arzt sein. Er *muß* es werden, wenn anders das deutsche Volk auch in Zukunft gedeihen soll. Es muß — zunächst auf künstlerischem Gebiet — wieder Schillers Glaube allgemein werden: „Alles, was der Dichter uns geben kann, ist

seine Individualität, diese muß es also wert sein, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden." Leben muß der Deutsche wie Schiller wieder Poesie, große Poesie, dann wird er sie auch wieder dichten können, und lebt er sie erst wieder, so wird er groß sein, auch ohne sie zu dichten. So wird Schiller nicht nur auf literarischem Gebiet, sondern ganz allgemein der Wegweiser seines Volkes. Zurück zu Schiller! Wohl ist er der Dichter der Jugend, aber nicht so wie man wähnte, weil er dem Mann — dem heutigen Mann — nichts mehr zu bieten hätte, sondern in dem Sinne, daß für die Jugend der Beste, das Allerhöchste nur gerade genug ist. In diesem Sinne sprudelt auch heute noch für das reifere Alter aus Schillers Werken eine Quelle lebendigen Wassers. Das haben die Besten und Größten unsrer Zeit bewiesen, Fürst Bismarck erbaute sich in seinen letzten Jahren an Schiller, der achtzigjährige Weise, der Größten einer, schöpfte aus den Werken des Vierzigjährigen Weisheit. Von allen Werken Schillers aber ist das größte — sein Leben, es ist ein „κτῆμα ες ἀεί", ein Werk für die Ewigkeit. Überaus reizvoll ist es, Goethes Leben nachzugehen, auch lehrreich wird es sein in den Einzelheiten. Wer vermöchte aber dieser wunderbar komplizierten, gewissermaßen naturnotwendigen Ganzheit als Ganzheit nachzuleben? Schillers Leben, geworden aus der Macht des Willens, ist und bleibt uns ein ewiges Vorbild.

Daß Schiller in diesem seinem größten Werk, seinem Leben, wieder aktuell wird, beweisen die zahlreichen Neuauflagen ältererer Schillerbiographien und in jüngster Zeit erschienene, zum Teil noch nicht einmal vollendete neue Darstellungen seines Lebens. Unter den neueren möchte ich als ein Buch ersten Ranges den „Schiller" von Karl Berger* hervorheben. Das Werk ist berechnet auf zwei starke Bände. Bisher ist nur der erste erschienen, der mit der Berufung Schillers nach Jena, also seiner ersten Dichterperiode abschließt. Feine Kritik und schöne Darstellung gehen hier Hand in Hand. Das Werk hat in gleichem Maße Glanz und Fülle. Wie kaum in einem andern sind hier Leben und Dichten in lichtvolle Beziehung gebracht. Durchsichtig klar erscheint die Besprechung der Dichtungen, zumal der Dramen. Wunderbar nahe aber tritt uns die Person, der große einzigartige Mensch Schiller.

Es sei gestattet zum Schluß einige Worte aus der schönen Einleitung des Bergerschen Buches herzusetzen. Berger weist auf die Macht hin, die Schillers Persönlichkeit auf Goethe ausübte. Es war „wie ein neuer Frühling," sagt Goethe selbst. Dazu schreibt Berger: „Diese verjüngende Lenzeskraft kann heute noch jeder aus geistigem Verkehr mit Schiller für sich gewinnen, aus

*) Karl Berger, Schiller, sein Leben und seine Werke. Band I. München, C. H. Beck, 1905. 630 S. Preis M. 6.

dessen Leben und aus dessen Werken. Diese Kraft heißt: Vertrauen in das Ideal, Glaube an die geistigen Mächte in uns, die uns zu Herren der Verhältnisse und der Natur, auch der eigenen machen, die uns das ruhige, sichere Gefühl innerer Überlegenheit in allen Lebenslagen geben können; die Zuversicht ferner, daß die Stärke der menschlichen Seele einer unermeßlichen Steigerung fähig, daß eine Menschwerdung nach dem göttlichen Urbild unser letztes Ziel und möglich sei. Wer möchte nicht gerade der heutigen Generation solche Energien, solche Erhöhung der Lebensziele wünschen, diesem Geschlechte, das einerseits vielfach noch in materialistischer Befangenheit überall nur Zwang und Notwendigkeit zu sehen und an sittlicher Freiheit und sittlicher Verantwortlichkeit zu verzweifeln allzu geneigt ist, während andererseits gerade heute die Ahnung eines neuen, das kommen will, die Zeit in allen Tiefen erregt."

K. Stavenhagen.

„Vom Schimmer der Begeisterung verklärt, steht Schillers Gestalt vor uns. Die Dankbarkeit seines Volkes hat ihn zur Idealgestalt erhoben, wie es zuerst sein großer Freund im „Epilog zur Glocke" getan hatte. Er glänzt uns vor wie ein Komet entschwindend, Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend. In diesem Lichtmeer verschwimmen die individuellen charakteristischen Züge, und wenn sie aus den historischen Quellen, die uns vorliegen, wiedererneuert und festumrissen emportauchen, so erscheinen sie wohl fremdartig und überraschend." — Mit diesen Worten beginnt Otto Harnack seine Schillerbiographie*, deren 1. Auflage, 1898 erschienen, bereits in 5000 Exemplaren Verbreitung gefunden hat. Nun liegt uns das schöne Buch in neuem Gewande, verbessert und mit reicherem Bildschmucke versehen in 2. Auflage vor. Aber dieselben Worte leiten das Werk ein, besonders charakterische Worte. Denn diese Worte zeigen uns, wie es dem Biographen gerade auf jenes „Individuelle" angekommen ist, das so leicht im allgemeinen Glanze verschwindet, der sich um Schillers Namen gelegt hat. Schillers Idealismus, Schillers Pathos, Schillers sittlicher Ernst, das sind die Vorstellungen, die jedermann geläufig sind, und die sich wie ein Schleier über seine Gestalt gebreitet haben. Der Schleier ist glänzend, aber er läßt die verhüllten Formen nicht deutlich und greifbar genug hervortreten. Es ist schon manchem so gegangen, daß die gefälligen aber uninteressanten Falten dieses Schleiers ihnen die Teilnahme genommen haben für die herrlichen und markigen Züge, die darunter sind.

*) Otto Harnack, Schiller. Mit 10 Bildn. und einer Handschrift. 2. verbess. Aufl. Brln., Ernst Hofmann u. Ko. 1905. 446 S. Geb. M. 7.

Otto Harnack zieht den Schleier weg, er zeigt ein individuelles Bild. Wenn so mancher überrascht und befremdet ist, so ist das großer Gewinn. Frage und Verwunderung sind ja bekanntlich Anfang der Weisheit. Und daß man in viel höherem Maße, als etwa vor 10 Jahren, nach Schiller fragt und über ihn zu staunen wieder anfängt, läßt sich nicht leugnen. Harnacks Biographie aber ist für solche der beste Führer. Ich muß mit großem Dank bezeugen, daß seiner Zeit die 1. Aufl. dieses Werkes mir den individuellen Menschen Schiller schenkte, den Mann des hohen Selbstgefühls, dabei mit den realen Verhältnissen praktisch rechnend und sie beherrschend, den ausgesprochen männlichen Charakter, dem das Verständnis für die Frauenseele erst spät aufgeht, den heiteren Gesellschafter — kurz den Menschen mit all seinen Besonderheiten, der nicht durch allgemeine Schlagworte zu bezeichnen ist, sondern unter Goethes Wort fällt:

„Wer tiefer sieht, gesteht sich frei:
Es ist was Anonymes dabei."

Es soll natürlich hier nicht geleugnet werden, daß auch andere Biographien dieses individuelle Bild vermitteln können, aber diese tut's sicher, und das sei ihr zum Ruhme gesagt.

Und auch zu Schillers Werken wird sie ein engeres Verhältnis bei den Lesern anbahnen. Otto Harnack ist gewiß ein Kritiker, der etwas Kongeniales mit dem Dichter hat, wie wir das ja von einem gutem Kritiker stets verlangen müssen. Das schließt aber eine strenge, so manches verwerfende Kritik nicht aus. Und daß Harnack eine solche nicht scheut, zeigt sein beinahe hartes Urteil über die „Jungfrau von Orleans" und „Fiesko". Es ist aber unserer Zeit mit solcher Kritik hundertmal mehr gedient als mit einseitiger Verhimmelung. Gewiß, in die Schule gehört die Kritik gar nicht oder doch nur in allerbescheidenstem Maße. Weh uns, wenn wir uns eine altkluge, überweise und kritische Jugend heran erziehen. Ganz anders aber steht es mit den Erwachsenen: sie werden gerade durch die Kritik hindurch mit erneutem Interesse an Schiller herangehn. Und daß ein so ausgesprochener Schillerfreund wie Harnack die Kritik nicht scheut, wird vielen Lesern das Zutrauen zu ihm stärken: es steht also doch nicht so, daß Schiller nur gelobt und in den Himmel erhoben werden darf!

Die neu erschienene 2. Aufl. hat manchen Zusatz erfahren, namentlich bei Besprechung der ästhetischen Schriften Schillers. Sie ist im ganzen fast um 2 Druckbogen stärker als die erste. Die Bereicherung, die das Werk an Bildnissen Schillers aus allen Lebensaltern gefunden hat, ist sehr erfreulich. Obgleich die Biographie auf den gründlichsten Studien beruht und auch den Leser zu tieferem Erfassen Schillers anleitet, muß sie doch knapp genannt werden. Für eine ausführliche Analyse der Dichtungen ist kein

Raum vorhanden, desgleichen versagt sich der Verfasser die Mitteilung mancher Schilleranekdote. Aber an der Hervorhebung kleiner charakteristischer Züge fehlt es trotzdem durchaus nicht. Und im ganzen tut uns gerade eine solche knappere Schillerbiographie not.

Das 6.—8. Tausend der Harnack'schen Schillerbiographie zieht mit dieser 2. Auflage in die Welt. Wie viele von dieser stattlichen Anzahl werden in's baltische Land kommen? Wir begehen in diesen Tagen die feierlichen Gedenkfeste. Sie bringen weihevolle Stunden, bergen vielleicht schöne Erinnerungen. Aber nicht mehr? Könnten sie nicht Anreger werden, daß auf die geräuschvollen Schillertage folgte ein Schillersommer mit ruhiger Vertiefung? Folgten Schillerjahre, in denen uns der Große ohne Schleier wieder nahe träte? Ich glaube wir haben manches nachzuholen.

E. v. Schrenck.

Schillers Sämtliche Werke. Säkular-Ausgabe in sechszehn Bänden. Stuttgart und Berlin. J. G. Cotta Nachf. — 4. Band. Don Carlos. Hrsg. von Rich. Weißenfels. — 6. Band. Maria Stuart. Jungfrau von Orleans. Hrsg. von Julius Petersen. — 9. 10. Bd. Übersetzungen 1. 2. Hrsg. von Albert Köster. — 14. 15. Band. Historische Schriften 2. 3. Hrsg. von Rich. Fester.

Zu seinen historischen Dramen hat Schiller meist sehr mannigfaltige Quellen benutzt, so daß die Kommentatoren genug damit zu tun haben, diese Anlehnung im Ganzen und im Einzelnen nachzuweisen oder zu erklären, wie und warum Schiller auch wohl von der Tradition abweicht. Auch die Einleitungen und Anmerkungen zu den drei vorliegenden Stücken geben ausführlichen Bericht über des Dichters Verhältnis zu seinen historischen Grundlagen und die Verwertung derselben. Außer diesem Einblick in die Vorstudien und die Werkstatt des Dichters gewähren aber die Einleitungen auch kritische Winke, wonach der dramatische Wert der Stücke zu beurteilen ist. Vom Don Carlos und der Jungfrau von Orleans (wie noch viel mehr von den drei Prosadramen Schillers) gilt das durch lange Erfahrung bestätigte Urteil der Vorrede zu Band 6 (S. XXVIII): „Gerade in dem Mangel an psychologischer Motivierung liegt nicht die Schwäche, sondern die Macht des Motivs, und Schillers Dichtung bewährt sich in diesem Punkte als ein auf die Bühne berechnetes Stück. Auch die Hingabe an die poetische Gestalt, an den fortreißenden Schwung der Gedanken und der Sprache läßt die Bedenken nicht aufkommen." In der Tat trägt die

Darstellung auf der Bühne über alle Zweifel hinweg, welche man gegen die Wahrscheinlichkeit so mancher Wendungen in Schillers Dramen hegen kann.

Auch der politische und patriotische Gehalt und die entsprechende Wirkung der Stücke ist gebührend gewürdigt, wie z. B. die Jungfrau von Orleans mit „leiser Ironie" den Erfolg gehabt hat, „daß die politische Wirkung des Stückes schließlich gegen Frankreich zur Geltung kam", und zwar nicht nur 1813, sondern auch noch 1870. Ferner aus Don Carlos* spricht der ganze Schiller: „der leidenschaftlich empfindende Mensch, der freiblickende Historiker, der Philosoph, der die Glückseligkeit des Menschengeschlechts erwog." Hier steht ja Schiller auf seinem kosmopolitischen Höhepunkt. Maria Stuart aber, noch vor dem Don Carlos zu Bauerbach ins Auge gefaßt, ist 18 Jahre später „die planvollste dramatische Dichtung Schillers geworden."

Schillers Übersetzungen sind bekanntlich meist dramatischer Art, innerhalb dieses Rahmens freilich von sehr verschiedenem Wesen und Gehalt. Zunächst Macbeth und Turandot, freie Umdichtungen, da Schiller sich weder in die gigantische, aber dramatische Knappheit Shakespeares, noch in die geistreiche, aber willkürliche Seltsamkeit Gozzis zu fügen vermochte. — Da bot sich also dem Herausgeber Gelegenheit, eingehend alle die Umgestaltungen nachzuweisen, durch welche der Dichter sich von den Originalen entfernt hat. Das wichtigste ist zusammenhängend in den Einleitungen dargelegt, während einzelne Züge in den Anmerkungen analysiert werden. Alle Abänderungen legen Zeugnis ab von Schillers Bühnenkenntnis und -technik; hat er doch dem einheimischen Theater zugkräftige Bühnenstücke geliefert und damit wenigstens dem augenblicklichen Mangel an guten deutschen Dramen abgeholfen, wenn auch spätere Generationen den Macbeth wenigstens lieber in einer getreueren Übersetzung schätzen mögen. Turandot dagegen hat nachweislich durch Schillers Bearbeitung bedeutend gewonnen; auch stammen aus diesem Stücke Schillers klassische Rätsel, deren schöner Form wir es verdanken, daß dieses geistreiche Spiel sich fast als eigenartige Dichtung bei uns eingebürgert hat.

Aus Zeiten, wo der Dichter „in Leiden bangte, kümmerlich genas", stammen die beiden Lustspiele, welche er Picard nachbildete: Der Parasit und Der Neffe als Onkel, leichte Ware, welche allenfalls einen heitern

*) Eine erwünschte Beigabe der Anmerkungen zum Don Carlos bildet der Bauerbacher Entwurf der spanischen Familientragödie und die ursprüngliche Fassung der ersten Szene zwischen dem Prinzen und Domingo aus der Rheinischen Thalia vom März 1785. Überhaupt bot dieses Drama den reichsten Anlaß zu interessanten Bemerkungen, z. B. (Einleitung S. XXXVI) zu dem Hinweis auf „das vortreffliche Kleeblatt" Nathan, Iphigenie, Don Carlos: „durch alle drei schreitet das Humanitätsideal"; diese drei Dramen bezeichnen zugleich „den Übergang von der Prosa zum fünffüßigen Jambus; der für das Drama unsrer klassischen Literaturperiode charakteristische Vers gelangte damit zur Herrschaft." Endlich ist es eine glückliche Beobachtung, daß im dritten Akt des Nathan sowohl wie des Don Carlos „eine große Ideenszene in den Mittelpunkt des Stückes gerückt" ist; ohne Zweifel hat Lessings Vorbild auf Schiller gewirkt. Und (S. XXXIX) „ein Meisterwerk dramatischer Poesie, die unwiderstehlich in ihren Bann zieht", ist die Szene des Prinzen mit der Eboli, „eine spannende Tragödie für sich."

Abend schaffen mochten. Es war eben nur Krankenbeschäftigung, welche sonst verlorene Tage und Wochen zu benutzen wußten. Einem ähnlichen Intermezzo, einer „Schmerzenszeit", entsprang die Übersetzung von Racines Phaedra, Schillers Schwanengesang, den er nur kurze Zeit überlebte. „Er übte hier mehr Zurückhaltung und kam dem Ideal einer Übersetzung näher." Aber selbst durch die glänzendste Bearbeitung war die französische Tragödie bei den Deutschen nicht wieder zu beleben." Auf diese letzte Übersetzung folgt in Band 10 die der Zeit nach erste, die Umarbeitung von Euripides' Iphigenie in Aulis; ihr Verhältnis zum Original ist in der Einleitung erörtert, während die Anmerkungen „auch eine Reihe von Realerläuterungen, die wohl bei schwindender klassischer Bildung dem heutigen Leser erwünscht sein werden", enthalten. An dieses „auf ein empfindsames weibliches Publikum" berechnete Unternehmen schloß sich im selben Herbst 1788 die Hälfte der Phönizierinnen des Euripides — der letzte dramatische Versuch vor dem Wallenstein und der vollen Reihe eigener Entwürfe.

Während der Rekonvaleszenz nach der schweren Krankheit 1791 übertrug Schiller die beiden Bücher von Virgils Aeneis (2 und 4) in achtzeilige Strophen, deren willkürliche Variationen an Wielands Handhabung der Stanze erinnern. Eine interessante Zugabe bildet eine Jugendarbeit Schillers in Hexametern, die Übertragung des Sturmes auf dem Tyrrhener Meer. (Virg. Aen. I, V. 34—156.)

Der erste Band Historische Schriften ist noch nicht erschienen; es fehlt also noch die Einleitung dazu. In den beiden vorliegenden Bänden sind enthalten Der Abfall der Niederlande (nebst den bekannten kleineren Episoden) und Der dreißigjährige Krieg. Die Anmerkungen dazu nehmen einesteils Bezug auf Schillers Verhältnis zu seinen Quellen, teils auf Abweichungen der gegenwärtigen Fassung vom früheren Texte; auch fehlt es nicht an Nachträgen aus der ursprünglichen Form, welche der letzten Redaktion fehlen. So gewinnen wir einen Einblick in Schillers Verfahren als Historiker, wozu freilich eine zusammenhängende Ergänzung durch die Einleitung vorausgesetzt werden muß *.

F. S.

*) Beim Abschluß vorstehender Besprechung lagen uns noch nicht sämtliche 16 Bände der Säkularausgabe vor, die im Mai n. St. vollständig vorliegen sollte.

Sieben Tage unter dem Kugelregen der Japaner.

Erinnerung an die Vorpostengefechte bei Siungjötschöng.
(7.—14. Juni 1904 a. St.)

Von **F. M.**

Wenn jemand von den verwöhnten Westeuropäern über die Mandschurei etwas liest, so schüttelt er sich größtenteils vor Entsetzen und gedenkt mit Bedauern jener, die gezwungen sind, dort ihr ganzes Leben zuzubringen; er weiß dabei aber nicht, wie wenig sein ganzes Bedauern hier am Platze ist. Es mag dort vor dem Bau der Ostchinesischen Bahn wohl nicht schön gewesen sein, doch heute ist die Mandschurei ein Land mit allem Komfort Westeuropas und reich an Naturschönheiten, die von Europa nicht übertroffen werden. Darum ist es auch nicht wunderlich, wenn man von Menschen hört, die nur auf 3 Jahre dorthin gegangen sind, aber dann doch nicht mehr zurückkehren wollen.

Unser Standort Siungjötschöng, am gleichnamigen Flüßchen gelegen, 4 Werst von der Ljaotong-Bucht und umgeben von hohen malerischen Bergen, wurde nicht umsonst die Mandschurische Riviera genannt, wo gar auch das Roulette mit seinem nervenkitzelnden Rollen nicht fehlen durfte; es wurde bei unserm Eskadronschef, Rittmeister W., häufig genug gehandhabt. Und wie friedlich lebten wir dort, selbst nach dem Ausbruch des Krieges. Mit den umwohnenden Chinesen und den Einwohnern der Stadt lebten wir sogar recht freundschaftlich, und der Tifanguan (Gouverneur), sowie der chinesische Eskadronschef saßen fast täglich mittags oder abends bei uns. Auch der Chunchusen wegen brauchten wir uns nicht zu fürchten, da die Chinesen uns jedesmal vor ihrem Erscheinen warnten, ehe sie noch einen Plan ausführen

konnten, der dann immer vereitelt wurde. Überhaupt waren wir fest davon überzeugt, daß die Japaner nicht bis zu uns vordringen werden, so daß wir, das heißt ein Kamerad und ich, unsere Zimmer plünderten, um alle Wände der großen Veranda unsrer Wohnung mit Teppichen zu behängen, eine Hängematte dort anbrachten, einen großen Divan aufstellen ließen, um dort der Hitze wegen zu nächtigen. Auch was den wirtschaftlichen Teil unsres Lebens betraf, richteten wir uns ganz häuslich ein. Wir kauften sechs frischmilchende Kühe, und mein Bursche, ein deutscher Kolonist, der den klangvollen Namen „Theodor" führt, spielte den Farmer, melkte die Kühe, stellte die Milch zum Sauerwerden auf, die allen vortrefflich mundete. So gingen einige Wochen hin. Wir hörten nur von Durchreisenden, daß die Japaner bei Takuschan gelandet seien, um nach Norden vorzudringen. Dann kam die Nachricht, daß wir den Süden räumen, was mit großem Ärger und mit Trauer aufgenommen wurde. Fast gleichzeitig mit dieser Botschaft, traf Leutnant Jelkin und Unteroffizier von Kramer, ein Rigenser, von den Primorschen Dragonern ein, welche in einem kleinen chinesischen Boote (da der Süden schon abgeschnitten war), nach Port-Arthur gelangt waren und von dort chiffrierte Depeschen an General-Adjutant Kuropatkin von General Stössel zurückbrachten. Die von ihnen überbrachten Nachrichten waren für uns sehr wenig erfreulicher Natur. Seit diesen Tagen war unser Eskadronschef von einem unheimlichen Diensteifer befallen. 300 Chinesen mußten antreten, um nach meiner Anweisung eine hohe Schanze nebst Graben um die Kasernen herum aufzuwerfen, wobei mir mein dreimonatliches Kommando bei den Baranowitscher Sappeuren sehr zu statten kam. Außerdem wurden wir täglich und vor allem nächtlich allarmiert, vorderhand nur zur Probe. Unsre Leute erreichten die Fertigkeit, in 10 Minuten nach dem ersten Signal marschfertig auf gesatteltem, mit Gepäck beladenem Pferde anzusprengen.

So vergingen noch einige Wochen, bis eines Abends unser gemütliches Abendbrot durch das Erscheinen eines chinesischen Geistlichen mit glattrasiertem Kopfe und einem Reisebündel in der Hand gestört wurde. Wir wollten schon unsren Ordonanzen den Befehl geben, ihn wieder an die frische Luft zu expedieren, und ihnen einen Rüffel erteilen, weil sie die vorderen Türen geschlossen hatten, als dieser vermeintliche Bonze uns in gebildeter russischer Rede ansprach, sich seines Kostüms wegen entschuldigte, um einen Schnaps nebst Imbiß bat und sich als Fürst Gantimurow,

Reserveleutnant der Schützen aus Port-Arthur, vorstellte. Unsre Freude und unser Gelächter waren natürlich groß. Weniger Freude mag wohl der Kamerad beim Passieren der feindlichen Vorposten empfunden haben; doch der Umstand, daß er der Sohn eines Burjatenfürsten ist, daher nach seinem Exterieur den Chinesen gleicht, daß er auch das Chinesische fließend spricht, war ihm sehr zustatten gekommen.

In derselben Nacht kam auch die Nachricht, daß unsre Kosaken bei Wafangkou zwei Eskadronen der kleinen Gelben vollständig aufgerieben hätten. Das war die Säbel-Attacke der sibirischen Kosaken am 17. Mai, wobei zum ersten Mal während dieses Krieges die Piken in Arbeit genommen wurden, die sich als außerordentlich taugliche Waffen erwiesen. Trotzdem oder vielmehr eben deshalb, sprachen die Japaner ihre Meinung über die Waffe dahin aus, daß sie vollkommen inkommentmäßig wäre, denn es kam in diesem Gefecht vor, daß der Major, der die 2 Eskadronen führte, unsren Leuten in gutem Russisch zurief: „Zurück, ihr abgerissenen Hundesöhne, wohin wollt ihr mit euren verfluchten Stöcken!" Der Major wurde von unsren braven Jungen, welche mit dem Rufe „Nimm dich in acht, Euer Wohlgeboren" ansprengten, aus Anerkennung für sein gutes Russisch, auf zwei dieser Stöcke gespießt und aus dem Sattel gehoben; die eine Pike war durch das Auge gedrungen, die andere durch den Bauch. Es war derselbe Offizier, der vor 2 Jahren von Japan nach Blagoweschtschensk zu den Schützen kommandiert war. Doch mit dem Ausdruck „abgerissen" hatte der Mann mehr oder weniger Recht. Man muß es den Japanern lassen, die kleinen Kerls sind immer wie aus dem Ei gepellt, so daß unsre Leute oft einen recht merklichen Gegensatz zu ihnen bildeten.

Während weiter im Süden der Krieg im vollen Gange war, so begann es jetzt auch bei uns lebhafter zu werden. Es trafen 2 Eskadronen Primorscher Dragoner ein, welche die Dörfer am Strande, 4 Werst von uns, besetzten. Auch ein Marineleutnant K. K. wurde hergeschickt, der von einem verfallenen Turm aus auf vorbei fahrende Schiffe Signale zu richten hatte. Auch erhielten wir Nachricht, daß 15 Werst von uns sich eine fouragierende japanische Patrouille, 18—20 Mann stark, gezeigt hatte. Ich wurde mit 10 Kosaken ausgesandt, um dieses Gerücht zu kontrollieren. Auf der 20sten Werst süd-westlich fand ich einige Arben (chinesische große zweirädrige Karren) mit Stroh beladen und einige verdächtig aussehende Chinesen, die ich durch 2 meiner Leute nach

Hause eskortieren ließ. Auf mein Befragen antworteten die Chinesen, daß „Ipen" wohl gestern dagewesen seien, aber wieder fortgeritten wären. Da ich nur Befehl hatte, 20 Werst zu reiten, so mußte ich wieder umkehren. Später erwies es sich, daß die Chinesen im letzten großen Dorfe Örtakou die Japaner unter Führung eines „kleinen Kapitäns", d. h. eines Unteroffiziers, versteckt hatten. Wieder flossen die Tage ruhig und friedlich dahin. Wir wurden zur Militär-Feldposten verwendet, daß heißt wir verbanden durch Posten unsrer Sotnja das Korps bei Wafangkou mit den Norden. Von Süden kamen immer beunruhigendere Nachrichten, während von Norden her Privatbriefe und Glückwunschtelegramme unsre Postenketten passierten.

Mitten unter diesen unsren friedlichen Beschäftigungen platzte eine japanische Bombe am 26. Mai recht früh am Morgen in der Nähe unsrer Kaserne und mahnte uns deutlich an den Krieg. Sofort sattelte die Sotnja und wir ritten im Trab zum Strande, aus welcher Richtung dieser ungebetene Gast gekommen war. Am Meere versteckten wir unsre abgesessenen Leute und die Pferde hinter den Hügeln und wir Offiziere kletterten den Hügel hinauf. Leider waren wir in weißen Kitteln und müssen daher den japanischen Marineoffizieren der 4 Kreuzer, die 4 Werst vor der Bucht lagen, ein gutes Ziel geboten haben; denn sofort ging eine Granate über unsre Köpfe. Wir ließen uns nicht weiter stören und so schossen die Herren noch 3 Granaten ab aus den elfzölligen Kanonen, die nur das geringe Resultat hatten, mich an der Hand zu streifen, jedoch ohne daß die Hand auch nur einen Tag nicht gebrauchsfähig gewesen wäre, und ein Pferd im Werte von sechzig Rbl. zu töten. Uns belehrte aber dieses kleine Intermezzo, daß ein dunkler Chakikittel im Kriege zweckentsprechender ist als ein weißer. Rührend war es, wie nach der zweiten Granate ein alter Kosak auf mich zutrat und mich zur Feuertaufe beglückwünschte, dabei mußte ich einen tiefen Schluck aus seiner Feldflasche tun, nach altem Kosakenbrauch.

Unsre Station wurde damals 2 Tage lang bombardiert, doch fügten die Granaten nur den armen Mandschu (Chinesen) Schaden zu; denn die Absicht war wohl den Bahnhof und die Kaserne zu treffen, doch fielen alle Granaten in ein Chinesendorf, das dicht beim Bahnhof lag, so daß wir der Meinung waren, daß in den Quadraten der Japaner (nach welchen sie schossen) ein kleiner Fehler gewesen sein muß. Trotz des sehr starken Schießens erreichten sie nicht ihren Zweck. Sie hemmten auf keine Minute

den Zuzug der Truppen und Artillerie nach Wafangkou, was ja augenscheinlich ihre Hauptaufgabe und ihr Bestreben war. Die Züge kamen ebenso regelmäßig wie sonst an, nur langsamer, damit keine hohe Dampfwolke den Weg bezeichnen und dem Feinde ein gutes gewünschtes Ziel bieten könne. Ebenso wie sonst schlenderten wir zur Station, um frische Nachrichten aus der fernen Heimat durch Briefe oder alte Zeitungen zu erhalten. Von letzteren bekamen wir leider sehr wenige zu Gesicht und mußten froh sein, wenn ein durchreisender Kamerad oder Korrespondent uns ein uraltes Exemplar, das ihm schon zu anderen Zwecken gedient, wie z. B. um eine gebratene Ente darin einzuwickeln usw., aus Liebenswürdigkeit überließ.

So vergingen wieder einige Tage, wo die einzige Abwechslung die durchfahrenden und durchmarschierenden Truppen waren, als am 2. Juni morgens mich mein Eskadronschef nach Süden abkommandierte, die Feldpostenkette zu kontrollieren. Ich ritt am frühen Morgen aus und wunderte mich schon unterwegs über die vielen Depeschen, die mir entgegenkamen, auch hörte ich bald starken Kanonendonner. Ich beschleunigte daher soviel als möglich meine Revision und kam gegen Abend in Wangtsialing an, wo ich hörte, daß bei Wafangkou eine größere Schlacht im Gange sei. Das meldete ich sofort nach Siungjötschöng und bekam die Vorschrift bis auf weiteres in Wangtsialing zu bleiben. Am nächsten Tag gegen Mittag hatte ich alles in Wangtsialing erledigt und machte mich mit meinem Trompeter auf, um mir die Schlacht aus nächster Nähe anzusehen. Wir kamen gerade auf dem linken Flügel an, als den Japanern das Pulver ausgegangen war und General Gerngroß das Kommando zum Bajonettangriff gab und man schon nach der Musik rief um vorzugehen. Da sprengte eine Ordonanz auf schweißbedecktem Pferde an General Gerngroß heran, der selbst am Halse blutete, sich aber nicht verbinden ließ, überreichte einen Befehl des Generals Baron Stackelberg und sofort bliesen alle Trompeter und Signalisten das Signal „Zurück". So mußten wir mit sehr schwerem Herzen zurück nach Wangtsialing. Gern tat es niemand, auch waren die Verluste auf dem Rückmarsche größer. Hervorheben möchte ich hier noch das heldenhafte Aufleſen und Verbinden der Verwundeten unter dem stärksten Kugelregen durch Frau Oberst Woronow, der Gemahlin des Kommandeurs der Primorschen Dragoner.

Als ich wieder auf der Station Wangtsialing anlangte, war sie zu einem großen fliegenden Feldlazaret umgewandelt. Es waren

schon viele Verwundete vorhanden und einige Operationen hatte besonders Prof. v. Zöge-Manteuffel vorgenommen, und immer neue Reihen von unverbundenen Soldaten und Offizieren trafen ein. Sehr gut und exakt arbeitete auch die Kolonne vom Stallmeister Sr. Majestät Rodsianko, der nur baltische Ärzte hatte. Es wurde fieberhaft verbunden. Die ganze vorige Nacht hatten die Schwestern und Ärzte nicht geschlafen, sondern die immer neu ankommenden Scharen von Verwundeten abgefertigt. Leider verspätete der Sanitätszug, und viele mußten in einfachen Waggons und Plattformen (die dick mit Stroh belegt waren) weggebracht werden, damit für die Nachkommenden Platz geschafft würde. Es war ein Bild, das man nicht so leicht vergißt, dieser Verbandplatz auf dem Bahnhof mit den Bergen im Hintergrunde, auf deren vordersten schon tiefe Gräber für die gefallenen Kameraden gegraben waren. Erhebend war es anzusehen, mit welcher Aufopferung unsre Kameraden gepflegt, doch auch mit welch stoischer Ruhe die größten Schmerzen ohne Klagen und Stöhnen ertragen wurden. Gegen Abend traf endlich der mit Ungeduld ersehnte Sanitätszug ein und mit ihm unser kommandierender General der Grenzwache, Generalleutnant Tschitschagow, welcher mir sofort befahl, die Feldpostenkette einzuziehen und mit den Kosaken nach Siungjötschöng abzureiten. Auf dem Wege dorthin überholte ich den Professor v. Zöge-Manteuffel und den Prinzen Bourbon. Beide Herren wußten noch nicht, wo sie ihr Haupt niederlegen sollten. Daraufhin forderte ich sie zu mir auf und versprach ihnen sie nach diesem heißen Tage mit saurer Milch zu erfrischen, auch ein kaltes Bad konnte ich den Herren in Aussicht stellen, da meine Douche noch funktionierte und eine Badewanne vorhanden war. Was für eine Wohltat Baden und reine Wäsche ist, das kann nur der verstehen, den die Umstände ein Mal gezwungen haben, wochenlang in Kleidern zu schlafen. Leider konnten sich die Herren der Ruhe nicht lange hingeben, da sie schon am nächsten Tage fort mußten und ich in derselben Nacht einen Rekognoszierungsritt auf der rechten Flanke am Meere vorzunehmen hatte. Ich konstatierte bald, daß die Japaner langsam Wangtsialing besetzten und unsre Posten am Meere bedrängten. Denn ich traf schon bald den Unteroffizier Poljakow von der 43. Sotnja mit seinem Kommando, worunter auch schon Verwundete waren, der in der Nähe von Wangtsialing gestanden.

Ich ritt daher retour, um über alles Gesehene und Gehörte (was man nebenbei gesagt sehr auseinanderhalten muß,

da die Chinesen uns oft nicht sehr geneigt sind) Meldung abzustatten. Ich fand unser liebes, ruhiges Siungjötschöng in ein riesiges Feldlager umgewandelt, so daß es schwer war den Weg hindurchzufinden. Auch fand ich schon den Befehl vor, daß alle Truppen die Station räumen sollten, bis auf 3 Sotnjen von unsrer Abteilung, die nur unter dem stärksten Druck der Japaner das Recht haben sollten, die Station zu verlassen. Wir zogen also 3 Sotnjen stark, unter Kommando des Oberstleutnants Tschewjakinski, auf Vorposten. Unterwegs trafen wir die andern, schon nach Norden ziehenden Truppenteile. Wir lösten auf der 5. Werst südlich von Siungjötschöng 3 Eskadronen der Primorschen Dragoner ab, die uns glückselig den Platz überließen, da sie schon ganz nervös von den schlaflosen Nächten und den ewigen Reibereien und Geplänkeln mit den Japanern waren.

Vor uns, im Rücken und in der Flanke des Feindes, war nur noch ein starkes Aufklärungspikett unter Oberleutnant Baron Prittwitz von den 4. Kosaken. Von ihnen liefen alle zwei Stunden immer beunruhigendere Nachrichten ein. Auch in der Front wurden wir immer mehr gedrängt, und um dem Feinde nicht unsre Lage zu verraten, konnte natürlich von Abkochen nicht die Rede sein und wir mußten uns daher mit etwas Brot oder Zwieback und kalten Konserven begnügen.

So rückte der Abend des 7. Juni heran. Schweigend und abgespannt lagen wir neben unsren gesattelten Pferden, als wir es auf der vorderen Postenkette krachen hörten. Unser zwei, meine Wenigkeit und Leutnant Poltoratzky wurden kommandiert, mit je 10 Mann die Vorpostenkette an den gefährdetsten Stellen zu verstärken. Wir kamen noch zur rechten Zeit, denn wir sahen gerade, wie eine Eskadron Japaner unser Zentrum durchbrechen wollte und hörten dabei auch gleichzeitig auf der rechten Flanke schießen. Wir saßen selbstverständlich im Augenblick ab und ein paar Salven waren nicht ohne Effekt. Das gute Schießen fiel uns leicht, da die Distanzen vor unsrer Linie abgemessen waren und wir somit die Entfernung ganz genau abschätzen konnten. Daher ließen die Feinde es beim Versuch bleiben und drangen nicht ernstlich vor. Doch leider wiederholten sie dieses Manöver die ganze Nacht, so daß von Schlaf unter diesen Umständen nicht die Rede sein konnte. Kaum graute der Morgen, als wir schon den Befehl des Generals Samsonow erhielten, in dem er uns strikt befahl, bis zur Station Siungjötschöng zurückzugehen. Um Leutnant Baron Prittwitz sollten wir uns nicht kümmern. Langsam, immer wieder beschossen

von den anrückenden Japanern, gingen wir über den Fluß, dicht vor Siungjötschöng. Hier berief Oberstleutnant Tschewjakinski die drei Eskadronschefs und alle Offiziere zu sich und teilte ihnen mit, daß 1 Oberoffizier mit 30 Mann hierbleiben müsse, um den Rückzug der 3 Sotnjen zu decken, so wie unsre 3 Eskadronen den Rückzug des ganzen Korps des Generals Baron Stackelberg bis jetzt gedeckt hatten. Er wandte sich an uns Oberoffiziere und fragte, wer wohl gewillt sei zu bleiben. Natürlich wollten es alle. Daher losten wir und zu meinem Glück traf mich das Los. Ich suchte mir 30 alte Kosaken aus und blieb frohbewegt zurück, war es doch die erste größere und ernstere Aufgabe, die mir während des Krieges zufiel. Das erste war, daß ich meinen Wachtmeister Petrow mit 4 Mann auf das andre Ufer sandte als vorgeschobenen Posten, der von einem kleinen Hügel aus die ganze Gegend übersehen sollte. Selbst richtete ich mich häuslich ein, d. h. ich ließ die Mauer der einen Fanse nach Süden einschlagen, stellte die Pferde mit 5 Mann hinter die Fansen und lag nun mit den andern 20 Mann rauchend hinter der halbzerstörten Mauer, die ich nun als Wall benutzen wollte.

Wir konnten ruhigen Blutes dem Feinde entgegensehen, da die Distanzen vor unsrem improvisierten Wall wiederum ganz genau abgemessen waren und unsre rechte Flanke durch Leutnant Baron Prittwitz geschützt war. Wir brauchten auch nicht lange zu warten, als der Wachtmeister Petrow mit seinen Leuten heransprengte und mir meldete, daß ihm auf dem Fuße eine russische Aufklärungspatrouille der Kosaken (kenntlich an ihren Piken) und hinter diesen ein Regiment (d. h. 3 Eskadronen, da die Japaner nicht wie bei uns sechs haben) Japaner folge. Ich stellte jeden meiner Leute an seinen Platz und wartete mit starkklopfendem Herzen der Dinge, die da kommen sollten. Alsbald sprengte die Patrouille in guter Ordnung heran, mit einem schlanken Offizier an der Spitze; das war, wie ich sogleich erkannte, Oberleutnant Baron Prittwitz von den Gardeulanen; er rief uns zu, daß die Japaner ihm auf den Fersen seien. Kaum war er hinter dem Eisenbahndamm verschwunden, als auch schon die Vorhut der Feinde ansprengte. Ich ließ sie ungeschoren, da ich gerne mehr auf einmal mit ein paar Salven niederstrecken wollte. Bald kamen auch die 3 Eskadronen in musterhafter Ordnung, wie auf der Parade, im scharfen Trab angeritten. Da sie doch niemand mehr in Siungjötschöng anzutreffen hofften, so ritten sie nicht in Schlachtordnung. Ich ließ sie auf 1400 Schritt herankommen, gab dann die erste Salve.

6 Pferde mit Reitern gingen kopfüber. Darauf setzten sie sich in Galopp und ich brachte nur noch zwei Salven an. Dann hatten sie die schützende Stadtmauer erreicht und es dauerte nicht lange, bis wir auch ihre Schüsse in die rechte Flanke bekamen. Ich kommandierte nun „an die Pferde", wir saßen auf und ritten mit Gesang ab, was der Feind uns sehr verübelte, da er uns durch Chinesen sagen ließ, es wäre unfein angesichts des Feindes, bedrängt von ihm, zu singen. Uns nahm sofort der schützende Eisenbahndamm auf, dennoch hatte ich zwei Verwundete und 3 angeschossene Pferde. In schlankem Trabe holte ich die Unsrigen ein, die auf der 5. Werst abgesessen waren und sich aus dem Dorfe Tee holen ließen. Ich hatte mich kaum gemeldet, als wir schon aus dem nächstliegenden Dorfe beschossen wurden. Der Oberstleutnant kommandierte sofort die eine Eskadron in die Feuerlinie und ein paar gutgezielte Salven genügten, den Feinden zu zeigen, daß sie es nicht mehr mit einer Patrouille zu tun haben. Nebenbei bemerkt, lieben die Japaner nicht unsre Salven, da sie nur das wilde Schnellfeuer kennen. — Unterdessen war es schon Mittag geworden und wir ließen uns in diesem Dorfe häuslich nieder, d. h. in genau abgemessenen Entfernungen wurde zwischen zwei Pflöcken ein Strick ausgezogen und jeder der 4 Züge der Eskadron band die gesattelten Pferde, immer Kopf gegen Kopf, an. Die Leute zündeten kleine, zum Feinde hin abgeblendete Feuer an und kochten in ihren kleinen Feldkesseln ihr frugales Mittagsbrot.

Während des Mittagessens wurde auf japanischem Pferde, dessen Sattel ganz blutig war, ein Chinese eingebracht, der jedoch fließend russisch sprach. Nachdem er seinen Strohhut mit daranhängendem Zopfe abgenommen, erkannten wir in ihm den Trompeter Wolkow von der 6. Eskadron des Primorschen Dragonerregiments. Er war als Spion vor zwei Tagen abgeschickt und das Pferd eines von meinen Leuten erschossenen Japaners rettete ihn, da er sonst gefangen und wohl nach dem Feldgesetz gehängt worden wäre. Er stärkte sich bei unsrer Eskadron und ritt dann seelenvergnügt zu den Seinen. Unterdessen hatte mein Bursche einen Maulbeerbaum im chinesischen Garten ausfindig gemacht, war hinaufgeklettert und warf uns die wohlschmeckenden Beeren herunter. Während wir die Beeren auflasen, fielen wieder Schüsse und es mußten zwei Züge abkommandiert werden, um die Japaner aus dem nächsten Dorfe zu vertreiben. Unser Eskadronschef meinte, eine bessere Musik zum Dessert könne man sich garnicht wünschen. Leider war an diesem Nachmittag an Erholung für

mich nicht zu denken, denn durch Wolkow hatten wir erfahren, daß die Japaner viele Arben in der Stadt Siungjötschöng gemietet hatten und an das Meer schickten. Ich mußte daher wieder aufsitzen und auf die rechte Flanke reiten, um von der Bergspitze zu beobachten, was sie mit den Arben am Meere wollten. Kaum war ich auf einen hohen Berg hinaufgeklettert, als eine Granate über unsre Köpfe ging und 60 Schritt hinter uns liegen blieb. Zum Glück krepierte sie nicht, und da wir keine Artilleristen zum Entladen hatten, befahl ich eine Grube zu graben und ließ durch vier Mann die Granate vorsichtig aufheben und hineinlegen. Von diesem Berge aus sah ich auch, woher die Granate gekommen war. Es lagen wieder einige Kreuzer in der Bucht und 8 große Transportschiffe entluden Proviant auf die Arben aus der Stadt.

Bis zur anbrechenden Dunkelheit mußte ich auf meinem Posten bleiben und kehrte dann hundemüde ins Biwak zurück. Das Proviantladen war natürlich dem General Samsonow gemeldet worden und er befahl mit Morgengrauen zwei Eskadronen in Lava (jedermann vom andern 3 Schritt entfernt, die Hinterreihe von der Vorderreihe 6 Schritt, in ausgezogener Front) vorzureiten, um zu erfahren, wie stark die Besetzung von Siungjötschöng sei, d. h. wir sollten den Feind zwingen, sich zu entwickeln und seine Streitkräfte konstatieren. Um 1/24 Uhr morgens waren wir marschbereit und schwärmten aus. Schon nach den ersten Schritten sahen wir feindliche Reiterpatrouillen, die in wilder Flucht in der Richtung nach Siungjötschöng davoneilten. Wir ritten in guter Ordnung im Schritt weiter. Bald wurden wir von mörderischem Kleingewehr- und Maschinengewehrfeuer empfangen. Ich ließ sofort meine zwei Züge absitzen und eröffnete in einem Wäldchen ein Salvenfeuer auf herausreitende vier Eskadronen Japaner, die das Feuer annahmen, absitzend auch ihrerseits uns beschossen und sich dabei langsam auf die Stadt zurückzogen. Dadurch waren die vier vor uns liegenden Dörfer frei geworden, da auch von den Bergen die 10 Maschinengewehre nach der Stadt zu abgefahren waren. Ich schickte davon Meldung und bekam den Befehl, mit 5 Kosaken die rechte Flanke zu rekognoszieren. Nach 2 Werst gelangte ich in eine tiefe Schlucht; von dort aus sah ich, daß die eine der Eskadronen der kleinen Gelben abgesessen war und die Pferde unter schwacher Bedeckung standen, während die übrige Mannschaft wohl zu Fuß einen Umgehungsversuch unsrer rechten Flanke durch die Berge machte.

Meine Ansicht bestätigte sich, da ich aufschauend im Westen

auf den Berghöhen die marschierenden Leute sah. Schnell versteckte ich meine paar Leute in der Schlucht und sprengte selbst in rasender Eile zu meiner Eskadron zurück, um Verstärkung herbeizuholen und die abgesessene Eskadron des Feindes zu vernichten. Ich bekam noch 25 Mann, die sich freiwillig gemeldet hatten und ritt in beschleunigtem Tempo retour. In der Schlucht empfingen mich die Leute mit der beruhigenden Nachricht, daß die kleinen Japaner noch da seien, doch sah ich durch das Fernglas, daß das Dorf parallel mit uns von einer feindlichen Eskadron besetzt worden war, was naturgemäß nicht zur Erleichterung unsrer Lage beitrug. Dennoch ließ ich rasch entschlossen meine Leute absitzen und schlich mit ihnen die Schlucht hinauf, durch ein Gebüsch gedeckt, bis auf 800 Schritt von den Tee trinkenden Japanern mit der Eskadron reiterloser Pferde. Wir gaben 8 Salven ab und richteten naturgemäß mit unsren 23 Flinten ein Massenblutbad besonders unter den Pferden an, doch auch ca. 25 Japaner blieben tot oder stark lädiert auf dem Platze. Leider konnte ich niemand aufnehmen, da die feindliche Eskadron, auf die ich schon vorher mein Augenmerk gerichtet hatte, heransprengte. Ich ließ 20 Mann aufsitzen und mit den übrigen 10 gab ich zwei Salven auf die anreitende Eskadron. Dann ritten wir, durch die Schlucht gedeckt, in schlankem Trabe davon, nicht Galopp, denn es ist sonderbar, daß der Mensch bei schneller Gangart nicht mehr Herr seiner Nerven ist und aus dem Galopp sofort in Karriere verfällt. Der Oberstleutnant T. hatte diesem Manöver aus dem Fernglase zugesehen und begrüßte mich mit lautem Hurra. Ebensolche Ovation wurde uns von seiten der Sotnja zuteil. Auch die Chinesen begrüßten mich mit freundlichem Lächeln, da ich sie durch meine acht Salven für einige Tage mit frischem Pferdefleisch versehen hatte.

Unterdessen war es auch schon Spätnachmittag geworden und Pferde und Leute ermattet von den Strapazen der letzten Tage. Daher befahl der Oberstleutnant unsre Eskadron in die nahe Reserve zur Erholung auf einen Tag, um den Pferden zugweise die Sättel abzunehmen und dadurch die Möglichkeit zu geben, die Rücken sich ein wenig erholen und auch die Mannschaft etwas schlafen zu lassen. Sofort brachen wir auf und ritten auf die Positionen von Pitsiwo, wo wir in der Nähe im Dorfe Santsi den General Samsonow mit seinem Stabe, den Primorschen Dragonern und den 4. Kosaken vorfanden. Den ganzen Abend war es uns vergönnt, uns zu erholen, welche Zeit wir sofort benutzten, uns reine Wäsche anzuziehen und von Kopf bis Fuß zu waschen.

Doch mußten wir um 2 Uhr nachts wieder in die Sättel, um den Vorpostenskadronen zu Hilfe zu eilen. Der Feind hatte sich die dunkle Nacht zum Überfall ausgesucht. Der Mond ging in jenen Nächten um 12 Uhr unter und erst gegen 4 Uhr dämmerte der Morgen. Wir kamen noch zur rechten Zeit, um eine schneidige Säbelattacke der Japaner abzuwehren. Wieder entsprach diese Attacke nicht den neuesten Lehrbüchern der Taktik, da dort gesagt ist, daß es heute nicht mehr vorkommt, daß Kavallerie ineinander hineinreitet, sondern der eine oder der andre muß vorher durch den Anprall wenden. Wir ritten ganz ordentlich ineinander hinein und hatten viele Verwundungen, besonders der Hand, denn da unser Säbelgriff ohne Korb, so ist die Faust ungeschützt, und der Feind, der jede Kleinigkeit zu seinen Gunsten ausnutzt, nahm auch hier naturgemäß die Gelegenheit wahr, so viele wie möglich ohne Mühe kampfunfähig zu machen durch Abschlagen der Finger. Noch eine sehr schlaue Art dem Gegner viel Schaden zuzufügen, ohne dabei selbst in große Gefahr zu geraten, lernte ich hierbei kennen. Die Japaner warfen sich nämlich mit Vorliebe wie tot von den Pferden, und schlugen, am Boden liegend, die Fesselgelenke der russischen Pferde mit dem Säbel durch. Sie können es mit Sicherheit tun, da ja ein Pferd bekanntlich nur im höchsten Notfall auf einen liegenden Menschen tritt. Gegen Morgen kehrten wir mit einigen Verwundeten zurück und legten uns schlafen. — Am Morgen, den 10. Juni, wurde ich zum General Samsonow befohlen, um mündlich den Bericht über den Hinterhalt vom Tage zuvor abzustatten. Der General fragte mich scherzend, ob es mir als Kavallerist nicht schmerzlich gewesen wäre, so viele Pferde niederzuknallen? Ich mußte ihm alles genau erklären, und vor allem, warum es mir unmöglich war, einige der Pferde abzufangen. Bei ihm traf ich auch meinen früheren Bekannten, den einen Ordonnanzoffizier des Generals, Rittmeister Prinz Bourbon. Bei dem verbrachte ich den Rest des Tages und er revanchierte sich großartig für das Abendbrot mit saurer Milch in Siungjötschöng, denn er hatte die verschiedensten Konserven mit. Auch lernte ich bei dieser Gelegenheit den Regimentskameraden des Prinzen kennen, den Stabsrittmeister Tretjakow von den Grodnoschen Gardehusaren. So verlebte ich den Tag in Üppigkeit, denn so gut zu essen hatte ich schon lange nicht bekommen. Abends, wie ich einen kleinen Spaziergang durch das Dorf machte, traf ich den Rigenser von Cramer, Unteroffizier im Primorschen Dragonerregiment, der mir freudestrahlend erzählte, daß er für das Depeschenbringen nach

Port Arthur und zurück mit Leutnant Jelkin das Soldatenkreuz 4. Klasse des heil. Georg erhalten. Leider war das Kreuz bisher noch nicht eingetroffen, was ihm großen Kummer bereitete. Doch tröstete ich ihn, da er ja im Tagesbefehl gestanden, also seiner Sache schon sicher war. Auch lief mir am selben Abend ein zweiter Rigenser in den Weg, Freiwilliger Strenge aus demselben Regiment, mit seiner unvermeidlichen Harmonika unter dem Arm, mit der er uns schon öfter die Zeit verkürzt hatte. Auch er erzählte mir mit Stolz, daß er einen selbständigen Aufklärungsritt gemacht, der gut abgelaufen war. Leider konnten wir den Abend nicht zusammen verbringen, da die Dragoner weiter ab in einem Wäldchen standen und die Freiwilligen abends bei ihren Eskadronen sein mußten. So verfloß dieser Tag ohne Störung.

Des Morgens ganz früh mußten wir wieder auf die Vorposten. Mir fiel das Los zu, auf der linken Flanke einen vorgeschobenen Posten einzunehmen. In der Nähe (1500—2000 Schritt) von uns war eine Tränke des Feindes. Ich hatte nur 12 Mann bei mir und sollte nur Obacht geben auf die Japaner. Daher ließ ich sie die Pferde ruhig tränken und verhielt mich mit meinen Leuten ganz still. Doch leider verriet uns gegen Mittag das Wiehern eines unsrer jungen Pferde, und eine Eskadron ritt an, um uns aus unsrem Versteck zu vertreiben. Die Infanterie überschüttete uns unterdessen mit Kugeln (es ist ja bekannt, daß japanische Kavallerie sich nie von ihrer Infanterie auf weiter wie 4 Werst entfernt), doch ohne Schaden anzurichten, da wir durch Gebüsch gedeckt waren und sie die Entfernung nicht genau abschätzen konnten. Daher schlugen die Kugeln sämtlich vor uns ein, zum größten Gaudium meiner Leute. Wir zogen uns dann auf unsre Vorpostenlinie zurück und nahmen in der Nähe einer Kumirnja (chinesisches Bethaus) Aufstellung, an der eine Bergstraße vorbeiführte. Ich hatte mich eben etwas zum Ausruhen hingestreckt, als mir der Posten einen Zug Chinesen meldete. Durch das Fernglas erkannte ich eine Schar chinesischer Mädchen und Frauen mit Kindern auf dem Rücken und an der Brust, welche sich uns näherten. Ich ließ sie bis an uns heran, hielt sie dann an und fragte, was und wohin sie wollen. Es waren alles weibliche Wesen zwischen 12 und 30 Jahren. Sie sagten, daß sie vor den Japanern in die Dörfer flüchteten, die noch von den Russen besetzt seien, da sie sonst von den Japanern aufgegriffen und für 15 Rbl. pro Kopf (ausgezahlt an die Angehörigen) in den Train gesteckt worden wären. Sie baten mich, sie passieren zu lassen und ich schickte sie

daher unter Bedeckung ins nächste große Dorf, wo sie von Verwandten oder Freunden mit großer Freude empfangen wurden.

Bald darauf mußte ich zur Verstärkung des Nebenpostens vor, der von einer halben Eskadron Japaner attackiert wurde. Dabei schoß ich mit dem Revolver einen Japaner vom Pferde, der sich zu weit vorgewagt, oder besser gesagt dessen Pferd durchgegangen war und ihn zu nah an uns herangebracht hatte. Nachdem die halbe Eskadron gewendet und ihre Toten und Verwundeten in der Eile aufgelesen, außer dem von mir Erlegten, da er zu nah an unsrer Feuerlinie lag, gingen wir heran und sahen zu unsrem großen Erstaunen, daß es garnicht ein Mann, sondern ein Knabe von ungefähr 12 Jahren war. Wir beerdigten ihn mit allen militärischen Ehrenbezeugungen und machten uns dann an das Verbinden unsrer Verwundeten, deren es dieses Mal, Gott sei Dank, nur zwei leichte gab. In der Nacht inspizierte unser Oberstleutnant unsre Postenkette und forderte mich auf, nachdem er bei mir etwas lauwarmen Tee getrunken, ihn zu begleiten. Es dämmerte schon, als wir, nur von unsren Reitknechten und einem Trompeter begleitet, aufs freie Feld, das zwischen uns und dem Feinde lag, herauskamen. Wir wollten gerade in das Dorf Sakou hineinreiten, das unsrer Meinung nach von einem Zuge der Primorschen Dragoner unter Leutnant D. besetzt sein mußte, als uns ein Kugelregen empfing, und ich hatte jetzt Gelegenheit die Kaltblütigkeit unsres Oberstleutnants zu bewundern, der im Schritt umkehrte, und dem Feinde immer die Seite zeigend, damit wir keine Schüsse in den Rücken bekämen (eine Verwundung, die nicht sehr hochgeschätzt wird), ruhig ins nächste Dorf abritt, welches jetzt von dem aus Sakou vertriebenen Zuge des Leutnants D. besetzt war. Sonderbarer Weise hatten die kleinen Gelben keinem von uns Schaden zugefügt. Im Dorfe, wo wir beim Kameraden D. einen kleinen Imbiß einnahmen, bestehend aus Radieschen, grünen Zwiebeln und Zwieback, hieß mich der Oberstleutnant 15 Mann auswählen und unsre linke Flanke hinunterreiten, und dann in südöstlicher Richtung weiter, bis ich auf den großen Weg von Siungjötschöng nach der Festung Sijang käme, um zu konstatieren, ob viele feindliche Truppen und welche Waffengattungen am meisten dorthin ziehen. Ich machte mich sofort auf und kam am Nachmittag in die Nähe dieses großen Weges; es dauerte so lange, da es beschwerlich war, durch die Berge dorthin zu gelangen, trotz der Ausdauer der kleinen mandschurischen Pferdchen, die in der Ebene 90—100 Werst täglich ohne Überan-

strengung machen können, was ihnen kein Vollblutpferd nachmacht. Auch durften wir keine eigentlichen Wege benutzen, sondern nur auf Fußpfaden vordringen, um weniger der Gefahr ausgesetzt zu sein, von Spionen oder Patrouillen entdeckt zu werden. Ich versteckte nun Mannschaft und Pferde in einer durch Gebüsch gedeckten Kumirnja auf einer Bergspitze und konnte nun mit Muße durch das Fernglas die vorbeiziehenden Japaner zählen, ohne von ihnen in meinem Versteck bemerkt zu werden. Ich sah gerade, wie zwei feindliche Kompagnien das Dorf mir gegenüber besetzten, um dort wahrscheinlich abzukochen und zu nächtigen, als ein Posten mich darauf aufmerksam machte, daß von unsrer Seite eine Eskadron nahe. Ich bekam einen großen Schreck, da ich dachte, daß es eine feindliche sei, doch sofort belehrten mich die Piken, daß es unsre Leute waren. Ich schickte sofort einen Mann entgegen, um dem Eskadronschef zu melden, daß er nicht weiter könne, da er sofort von zwei Kompagnien beschossen würde. Der Chef muß diese Warnung nicht richtig verstanden haben, denn er ritt ruhig weiter. Einige Minuten darauf wurde er von einem mörderischen Kleingewehrfeuer empfangen und mußte wenden. Um seinen Rückzug zu decken, beschoß ich von meinem Versteck aus die Kompagnien und erreichte es, daß sie unsre Kumirnja zu beschießen anfingen, doch ohne Schaden, da sie uns nicht sahen und wir von den Steinmauern gut gedeckt waren. Die abreitende Eskadron hatte unterdessen den nächsten hohen Berg erreicht und beschoß nun erfolgreich das Dorf mit den zwei japanischen Kompagnien. Diesen Moment benutzte ich, um unbemerkt mit meinen Leuten zu verschwinden und schloß mich sofort der Eskadron an. Da stellte sich denn heraus, daß meine Warnung nicht verstanden worden und der Kommandeur den Befehl vom General Samsonow hatte, gerade das Dorf, welches schon von zwei Kompagnien besetzt war, einzunehmen und von dort aus gleich mir die Beobachtung des großen Weges zu übernehmen, da ja im Quartier des Generals nicht bekannt sein konnte, wo ich mit meinen 15 Mann stecke. Zu unsrer großen Freude hatte diese Eskadron nur ein Pferd verloren, und der Kosak hatte sogar den Sattel mit Gepäck gerettet. Gleich darauf erreichte mich der Befehl des Oberstleutnants, zur Sotnja zurückzukehren, da vom Quartier des Generals eine Sotnja kommandiert worden, meine Aufgabe auszuführen. Der Zufall hatte es gewollt, daß ich mit ihr zusammengetroffen. Spät in der Nacht traf ich im Biwak ein. Wir hatten den ganzen Tag nichts in den Magen bekommen und bekamen auch jetzt nicht einmal Tee,

da die Japaner so nahe herangerückt waren, daß man kein noch so kleines Feuer anmachen konnte. Wir schnallten also die Bauchriemen enger, zündeten uns ein Pfeifchen chinesischen Tabacks an, der uns an die Kinderzeit gemahnte, wo man noch Rosenblätter rauchte, gaben den Pferden etwas Gerste und Stroh und legten uns zum Schlummer nieder.

Es dämmerte erst, als ich von meinem Eskadronschef geweckt wurde mit der Nachricht, daß ein Unteroffizier Popow von der 53. Kompagnie aus der Gefangenschaft retourniert sei. Er war bei Wafangkou gefangen worden, war einige Tage von den Japanern schlecht gefüttert im Biwak gewesen, bis er vor einen Japanischen General geführt wurde, der ihn über einzelnes ausfragte, und da er keine befriedigende Antwort erhielt, seiner Umgebung einige japanische Worte sagte, und selbst mit der Suite fortging. Sofort führte man den armen Popow in eine andre Baracke, die eine Schmiede war, band ihm die Hände fest und stach ihm glühende Nadeln in die Gelenke, um ihn zu Aussagen zu bewegen. Doch da er stumm blieb (er konnte auch wirklich nicht unsre Artillerie-Positionen bezeichnen), so wurde er mit den laibierten Händen wieder abgeführt. Doch bezeugte auch er, daß, solange ausländische Militäragenten zugegen sind, die Japaner sehr menschlich mit ihren Gefangenen umgehen. Doch bestritt er auf das bestimmteste, daß es verkleidete Chunchusen gewesen seien, sondern es seien reguläre japanische Truppen gewesen. Dasselbe bestätigte ja auch nachher der von den Japanern mißhandelte Kosakenleutnant Tokmarow, über den ich Ausführliches in der Nr. 399 des „Berl. Tagebl." brachte. Glücklicherweise entkam Popow seinen Peinigern, wurde von den Chinesen versteckt und mit Lebensmitteln versehen und gelangte zu uns, von wo er ins nächste Feldlazaret abgefertigt wurde, da seine Hände schrecklich aussahen.

Während wir noch über diese Grausamkeiten sprachen und den Wunsch äußerten, lieber tot als verwundet und gefangen in die Hände unsres Gegners zu fallen, kam der Befehl, daß 3 von uns mit je 20 Mann vorreiten sollten, je einer rechts, links und geradeaus. Hinter uns sollten 3 Sotnjen in Lava folgen, um den Feind wiederum zu zwingen, seine Kräfte zu entwickeln, da wir Verdacht hatten, daß er Verstärkung erhalten habe. Daher brachen wir drei auf, meine Wenigkeit auf der linken Flanke, Leutnant P. vor dem Zentrum den Eisenbahndamm entlang und Leutnant T. auf der rechten Flanke am Meere entlang.

Bald stieß ich auch in den Bergen auf eine größere Abteilung Japaner, die ich auf eine ganze Eskadron taxierte. Doch irrt man sich öfter, da sie über das freie Feld oder eine Schlucht, selbst wenn sie sich unbeobachtet wähnen, immer in kleinen Trupps von 3—5 Mann hinübersprengen. Diese feindliche Abteilung retirierte, so wie sie meiner ansichtig wurde. Ich meldete dieses Zusammentreffen und nahm die Verfolgung auf. Nachdem ich ihnen bereits stundenlang gefolgt war, sah ich von einem hohen Berge aus, daß die vermeintliche Eskadron nur eine stärkere Aufklärungspatrouille von 30—35 Mann war. Meldete also diesen Irrtum, und sah auch bald zu meiner Rechten eine Patrouille meines Kameraden von den Primorschen Dragonern, des Leutnants Nikschitz (ein serbischer Ulanenoffizier, der in Rußland Dienste genommen und schon das Georgenkreuz erhalten), welcher auch diese 30 Mann verfolgte.

Wir hatten uns die ganze Zeit nicht gesehen, da Berge uns trennten, doch müssen die Feinde den Kameraden eher erblickt haben, weil sie so schnell vor mir zurückwichen. So kamen wir bis an den hohen Felskegel mit einem Denkmal, welcher von den Chinesen die „steinerne Jungfrau" genannt wird, woran sich eine chinesische Legende knüpft, die auf ein Haar der Sage von der Heldenmutter Niobe gleicht. Da fing es mir an aufzufallen, daß die japanischen Dragoner ihr Tempo verlangsamten und ich machte meinen Kameraden darauf aufmerksam. Der schlug nun einen Umgehungsversuch vor, ritt nach Westen ab und ich ritt in alter Richtung vorwärts, bis mir einige 800 Schritt vor mir ein Gebüsch auffiel, das früher, soviel ich mich erinnern konnte, nicht dort gestanden. Kaum waren die roten Hosen der japanischen Kavalleristen hinter diesem Gebüsch verschwunden, als es dort von grauen Beinkleidern der japanischen Infanterie zu wimmeln begann. Wir wurden von drei Seiten auf einmal beschossen. Ich ließ sofort meine Leute absitzen, die Pferde hinter ein einsamstehendes Haus verstecken, die Leute sich hinlegen und ein paar Salven als Antwort geben, um vor Allem zu verhindern, daß sie zur Attacke auf mein Häuflein Menschen vorgingen. Beim Absitzen merkte ich, daß der eine meiner jungen Soldaten am Schenkel stark verwundet war und befahl ihm, nicht abzusitzen sondern bei den Pferden zu bleiben. Doch hörte er nicht, sondern kroch in die Feuerlinie (da er nicht mehr gehen konnte) und meinte, er müsse sich doch erst revanchieren. Leider konnten wir nur 3 Salven anbringen, von denen besonders eine brillant saß, da sie gerade

einschlug, als der Feind zum Bajonettangriff vorgehen wollte, und den schützenden Wall, der sich hinter dem verdächtigen Gebüsch befand, verlassen hatte. Wir saßen schnell auf, warfen die Verwundeten auf ihre Pferde und ritten nach Westen ab, auf ein Dorf zu, wo ich den Leutnant Nikschitz zu treffen hoffte. Diese Seite war auch außerdem die einzige, wohin ich mich wenden konnte, da mir der Rückzug durch eine abgesessene halbe Eskadron abgeschnitten war. Kaum war ich im Dorf, als wir seitwärts durch die kleinen Gäßchen eine Menge Rothosen bemerkten, die verzweifelte Anstrengungen machten, zu uns zu gelangen. Unsre Lage wurde mehr wie kritisch. Jetzt waren wir nur noch durch einen Häuserkomplex getrennt, als mir mein Zugunteroffizier Gurin, ein in den verschiedensten Abenteuern ergrauter Kosak, zurief, daß wohl keine Rettung und das Beste wäre, in einem der Höfe abzusitzen und sein Leben so teuer wie möglich zu verkaufen. So sprengten wir in den nächsten Hof, um diese Absicht auszuführen, als schnell nach einander zwei Salven, die ja nur russische sein konnten, bei den Japanern einschlugen. Die Verwirrung des Feindes benutzend, ritt ich, eine Hinterthür des Gehöfts benutzend, die ins freie Feld führte, in der Richtung der Salven davon. Natürlich schossen mir die kleinen Gelben nach, doch waren wir gerettet und Gott sei Dank ohne Tote und mit nur 5 Verwundeten und einigen blessierten Pferden. Wir ritten über den Eisenbahndamm und trafen dort meine Kameraden P. und Nikschitz, die mir durch ihre gutgezielten Salven aus der Klemme geholfen.

Auf unsrem rechten Flügel war auch schon ein hübsches Handgemenge im Gange, das leider für uns mit einem Rückzuge endete, da der Feind in großer Übermacht war. Wir konstatierten 12 Batallione, 12 Eskadronen und ca. 4 Batterien, außerdem die zu den Batallionen gehörenden Maschinengewehre. Diese große Übermacht beruhigte einigermaßen unsren eben erst eingetroffenen Regimentskommandeur Oberst von Winning, der ungern mit seinen 3 Eskadronen (halbes Regiment) zurückging. Von ihm bekam ich Vorschrift auf den Feind zu achten und dort zu bleiben, wo ich war. Da Leutnant Nikschitz denselben Befehl erhielt, so ließen wir uns in einem Wäldchen nieder. So gingen einige Stunden hin und wir wurden nur von Zeit zu Zeit von einigen Kugeln der Japanern begrüßt, die wahrscheinlich zeigen sollten, daß die Feinde unser Versteck erraten. Auf einmal merkten wir große Bewegung in dem Dorfe vor uns und 2 Eskadronen ritten in

Schlachtordnung heraus, wahrscheinlich um uns zu vertreiben und zu sehen, was hinter unsrem Rücken vorging. Wir ließen unsre Leute zusamentreten und beschossen den Feind, unsren 2 Trompetern befahlen wir unaufhörlich umherzureiten und bald hier, bald da Signale zum Sammeln zu blasen, damit der Feind getäuscht würde und denken sollte, daß eine größere Macht das Wäldchen besetzt halte. Der Feind ließ sich auch wirklich durch dieses Scheinmanöver täuschen und zog sich mit Verlusten zurück, wir aber hatten Ruhe bis zum Abend, wurden dann abgelöst und kehrten jeder zu seinem Regiment zurück.

Als ich mich beim Regimentskommandeur meldete, sagte er mir viel Schmeichelhaftes über meinen gelungenen Hinterhalt vom 9. Juni, und teilte mir mit, daß General-Adjutant Kuropatkin es Sr. Majestät gemeldet. Außerdem überreichte er mir etwa 15 Briefe aus der Heimat (wir bekamen auf Vorposten selten Briefe, doch wenn schon, dann gleich in größerer Anzahl) und ein Päckchen von meiner Mutter mit einigen Hemden und Chokolade. So endete der Tag, der so schlimm zu werden drohte, prachtvoll! Auch die andren hatten Briefe aus der Heimat erhalten und daher verlief das Abendbrot, wozu Kamerad Tretjakow die meisten seiner Konserven geopfert, sehr lustig, trotz mangelhaften Bestecks, da nur 3 Gabeln und ebensoviel Messer aus dem eleganten Necessair T.'s und einige finnische Messer und Holzlöffel vorhanden waren. Es wurde viel gescherzt und gelacht, auch gab P. mein heutiges Abenteuer zum besten, in stark humoristischer Färbung, worauf ich mein Glas kalten Tee erhob und meinte, ich könne mich jetzt mit Recht als Mitglied der „unsterblichen" Sotnja betrachten. Unsre Sotnja war nämlich schon in größeren Schlachten im chinesischen Kriege aktiv gewesen und hatte immer wenig Verluste zu verzeichnen. Unser Kommandeur erwiderte lachend, daß es wohl die laufende Nummer unsrer Eskadron sei, die uns Glück bringe — wir führen nämlich die ominöse „Nr. 13", das muß also doch wohl nicht so durchaus eine Unglückszahl sein.

Der Abend wurde erst recht urgemütlich, denn Tretjakow griff noch tiefer in seine Satteltasche und holte eine Flasche guten alten Cognac hervor. Nun konnten wir uns noch ein feines Glas steifen Grog brauen. Während unsres Beisammenseins wurde der Rittmeister Tretjakow zu General Samsonow gerufen, und überbrachte bald darauf unsrem Regiments-Kommandeur Oberst von Winning den Befehl des Korpskommandeurs, Generals Baron Stackelberg, daß er mit seinem halben Reiter-Regiment auf Siung-

jötschöng vorrücken solle, als Vortrab der beiden Regimenter des Generals Samsonow, um diesen Ort, wenn möglich, wieder einzunehmen, und zwar sollten wir schon um 1/23 Uhr losreiten. General Samsonow wollte um 3 Uhr mit den andren aufbrechen. Oberst v. Winning wurde vom Stabsrittmeister T. noch persönlich gebeten, ihm die eine Vorhutpatrouille zu geben, der Oberst war damit einverstanden, zum Unglück T.'s, der, seiner Kurzsichtigkeit halber, bei dieser Affaire auch blieb, zerhackt von den Japanern. Mir gab er wieder die Aufklärungspatrouille des linken Flügels, und legte mir ans Herz, auf einen etwaigen Umgehungsversuch des Feindes zu achten; Oberleutnant P. ritt im Zentrum (weil wir beide doch schon zusammen gearbeitet hatten und das Terrain gut kannten) und der Stabsrittmeister T. auf der rechten Flanke.

Da wir drei schon um 2 Uhr aufbrechen sollten, legten wir uns sofort nieder, um doch noch ein paar Stunden Ruhe, oder wenn möglich, Schlaf zu genießen. In der Dämmerung weckte mich punkt 1/22 Uhr der Unteroffizier und ich ließ meine Leute vom vorigen Tage antreten, erklärte ihnen unsre Aufgabe und ritt frohgemut los. Als der Morgen eben graute, kamen wir an der „steinerne Jungfrau" an, trafen dort einen Chinesen und fragten, ob „Ipen" in der Nähe seien. Er bejahte und zeigte auf das nächste Dorf. Kaum waren wir dort hineingeritten, als meine ersten Vorreiter Schüsse abgaben und ich einige Japaner mit Hühnern unter dem Arm flüchten sah. Es waren ihrer 15 Mann, 3 davon blieben auf dem Platze, der vierte, schwerverwundet, wurde sofort von zwei seiner Kameraden aufgehoben, einem dritten über die Schulter geworfen mit so gewandtem und schnellem Griff, daß es unbedingt vorher eingeübt gewesen sein muß, und flüchteten in die Berge. Wir konnten uns aber nicht länger mit ihnen beschäftigen, da wir in der rechten Flanke beschossen wurden, von einer abgesessenen Aufklärungspatrouille der Japaner. Wir mußten nun auch absitzen und hinter Gräbern versteckt versuchen den Feind (d. h. die Patrouille der Japaner) zu vertreiben. Das dauerte einige Stunden, da sie in der Übermacht waren und gerne an mir vorüber wollten, um zu sehen, was die Unsrigen hinter mir treiben. Zu gleicher Zeit hörte ich auch in der Gegend des Eisenbahndammes starkes Schießen, und schloß daraus, daß dort Kamerad P. auch schon mit dem Feinde in Fühlung gekommen sei. Da sich das Schießen immer mehr näherte, so zog es mein Gegner vor, sich zurückzuziehen. Ich verfolgte ihn, kam dabei über einen hohen Bergrücken und sah durch das Fernglas zu meinem Er-

staunen, daß die Schlucht ca. 2 Werst von meinem Standpunkte von Infanterie und Artillerie wimmelte, welche nach nord-östlicher Richtung marschierten. Es war sofort klar, daß es sich hier nur um einen Umgehungsversuch handeln konnte, und ich wollte eine Estafette an den Regimentskommandeur schicken, als ich unter mir einen japanischen Kavallerieoffizier dahinsprengen sah, nur von 2 Soldaten begleitet, welcher augenscheinlich eine Botschaft nach der Stadt Siungjötschöng zu bringen hatte. Sofort schnitten meine Leute ihm den Weg ab und umringten ihn. Der Offizier, der sich in der Nähe als Secondeleutnant von etwa 19 Jahren erwies, fuchtelte wild mit dem Säbel um sich, als ich heranritt, meinen Leuten bedeutete von ihm abzustehen und ihm japanisch „Damané" zurief, d. h. „ergeben Sie sich". Doch er antwortete so etwas wie „je ne veux pas" und gleich darauf kreuzten sich unsre Säbel. Doch focht er sehr sonderbar, er fuchtelte immer nur mit der Klinge und versuchte zu stechen. Ich traf ihn quer durch das Gesicht und befahl dem Kosaken Maslow sein Pferd am Zügel zu nehmen, um ihn zum Verbandplatz zu bringen. Doch da er sich verwundet auch noch zur Wehr setzen wollte, so mußte er niedergemacht werden. In demselben Augenblick bekamen wir von links und von vorne einen Hagel von Kugeln. Mein Pferd brach sofort zusammen und ich selbst bekam einen Knieschuß, auch der linke Arm versagte (auch Folge eines Schußes.) Gleich darauf hörten wir auch den Schlachtruf: „Bansai" und „Tarraba" und über mich ging eine Eskadron hinüber. Dennoch gelang es meinen braven Jungens mich herauszuhauen und auf ein freies Pferd zu werfen. Wir ritten nun hinter den Berg und saßen schnell ab (d. h. meine Leute, ich selbst konnte nicht) und beschossen mit Schnellfeuer den herannahenden Feind, der jetzt wohl meinte, daß er es mit herbeigeeilter Infanterie zu tun habe und sich langsam, seine Verwundeten mitnehmend, zurückzog. Wir hatten 4 Verwundete außer mir. Ich schickte sie zum Verbandplatz, selbst wollte ich dem General Samsonow über den Umgehungsversuch Meldung erstatten. Dabei mußte ich ein freies Feld passieren und wurde sofort von den Japanern beschossen. Die Mütze wurde mir vom Kopfe gerissen und ich fühlte einen Schlag auf den Magen und war nun überzeugt, daß ich einen Bauchschuß weg habe. Nachher aber erwies es sich, daß der Säbelgriff die Kugel aufgehalten. Mein Knie brannte und schmerzte stark, auch floß das Blut reichlich. Da hörte ich hinter mir (von den Meinen war ich noch $1\frac{1}{2}$—2 Werst entfernt) Pferdegetrappel, drehe mich um und sehe einen

japanischen Leutnant mit 2 Mann mich verfolgen. An dem schwankenden Sitz im Sattel muß er wohl erkannt haben, daß ich schwerverwundet bin und wollte mich wohl gefangen nehmen. Im ersten Augenblick war ich zu apatisch, um etwas zu denken und ritt ruhig im kleinen Trab weiter, bis mich einige japanische Schimpfworte aufrüttelten. Ich hörte, wie der Verfolger mich, mit dem blanken Säbel fuchtelnd, anschrie: „Kakoe koi inu“ (steh' still, Hund!) Diese fein ausgewählte Anrede vertrieb mir sofort jedes Gelüste auf eine nähere Bekanntschaft mit ihm. Ich hielt nun das Pferdchen an und wartete mit dem gespannten Revolver in der Hand, bis der schon freudig erregte Herr (der glaubte, ich habe angehalten, um mich zu ergeben) auf ungefähr 50 Schritt herankommen, dann schoß ich zwei Mal kurz nacheinander und der junge Mann fiel rücklings vom Pferde, ich sah nur noch, wie seine beiden Begleiter absprangen, wandte mein Pferd und ritt, so schnell das Tierchen laufen konnte, davon. Doch noch eine Kugel, vielleicht eine von den abgesessenen Begleitern des japanischen Leutnants, erreichte mein Pferd, dieses stolperte, und ich viel kopfüber aus dem Sattel, wurde aber gleich darauf von einer Kosakenpatrouille aufgelesen und bekam ein frisches Pferd, auf dem ich den General Samsonow aufsuchte und mich bei ihm als verwundet abmeldete, nachdem ich ihm den Umgehungsversuch der japanischen Infanterie und Artillerie gemeldet. Leider hinderte mich ein Ohnmachtsanfall, in Folge starken Blutverlustes und langen Reitens nach der Verwundung, die Antwort Sr. Exellenz zu hören. Als ich zu mir kam, hatte ich das niederschlagende Bewußtsein, jetzt für einige Monate kampfunfähig zu sein, und nur die Hoffnung, bald wiederhergestellt aufs neue in die Reihen meiner Kameraden eintreten zu können, gab mir neuen Lebensmut.

Gedichte

von

Eduard Fehre.

Von einem Sommer.

Das war ein alter Herrenſitz!
Einſt hatten Seidenſchleppen
Ein ſchimmerndes Parkett geſtreift —
Nun bröckelten die Treppen;
Das Deckenbild, gefallen war's
Der ſtrengen Zeit zur Beute — —
Des Sommers, den ich dort verlebt,
Wohl denk' ich ſein noch heute.

Der Gartenpark! In farb'gem Tanz
Sprangen der Sonne Lichter,
Im Strauchwerk halb verborgen, quoll
Die Himbeer dicht und dichter.
Der Linde Blüten lockten an
Der Bienen frohe Schwärme,
Und alles was da lebte, ſchien
Getaucht in Licht und Wärme. . .

Zu Ende ging ein ſchwüler Tag.
Die Sonne war im Sinken;
Der Garten wollte noch vor Nacht
Die letzten Strahlen trinken.
Da haben Klänge ſeltſam fremd
Der Bruſt ſich mir entrungen;
Da hab' ich — ſelber faßt' ich's kaum —
Mein erſtes Lied geſungen.

Der Garten.

Du Garten hinterm Hauſe,
Der meine Kindheit ſah,
Wie liegſt du traumverſunken
Im Sonnenſchimmer da!
Mir deckte oft den Himmel
Ein graues Einerlei —
Doch über dir, mein Garten,
Leuchtet ein ewiger Mai!

Ganz leiſe knarrt die Pforte —
Seh' ich und hör' ich recht?
Ihr Bäume, Lauben, Beete,
Ihr lebet und ihr ſprecht!
Von goldnem Lachen hallt es,
Von frohen Liedern klingt's,
Von Zauberblumen duftet's,
Von Märchen raunt und ſingt's. . .

Schweſterlein.

Schweſterlein, Schweſterlein!
Wie gingſt du früh zur Ruh'!
War's doch blauer Frühlingstag:
Sonne über den Wegen lag;
Lerchen ſangen — aber du
Schloſſeſt ſtill die Augen zu.

Schweſterlein, Schweſterlein!
Was iſt mit dir geſchehn?
Brüder und Schweſtern kamen zuhauf —
Aber dich weckt niemand auf.
Sollen ſie wieder nach Hauſe gehn,
Lerche nicht hören, Sonne nicht ſehn?

Einem Frühvollendeten.

Die Luft durchſchwirrt' ein Pfeil: er traf;
Du ſankeſt hin zu frühem Schlaf.
Sie brach dir an, die lange Nacht,
Noch eh' die Ernte eingebracht.

Den Acker, der dir anvertraut,
Wie haſt du treulich ihn bebaut!
Wir ſahen reiche Frucht erblühn
Aus deiner Hände heißem Mühn. . .

's iſt eine Zeit, die Männer braucht!
Du haſt für ſolche Zeit getaugt.
Ein Freier, keiner Clique Sklav — —
Die Luft durchſchwirrt' ein Pfeil: er traf. . .

Blüte und Frucht.

Wie bald verweht der Frühlingstraum!
Vereinſamt ſchweigt der Garten.
Nur wenige Früchte trägt der Baum —
Hundert der Blüten erſtarrten. . . .

Spätlaub.

Des Sommers Glut, du falbes Laub,
Hat lange über dir geglommen —
Nun ſinkſt du, eines Hauches Raub:
Dein Spätherbſt iſt herangekommen.

Doch ſtill! Im Maienſonnenblick
Wird ſich die neue Knoſpe weiten —
Ergieb dich drum in dein Geſchick,
Das Feld der Zukunft zu bereiten!

Nur ſelten . . .

Weiß nichts von Luſt, weiß nichts von Leide
Weit hinter mir liegen ſie beide, beide.
Die Wogen kamen längſt zur Ruh',
Und Eiſesrinde deckt ſie zu. . .

Nur ſelten — — ſpät nach Mitternacht,
Wenn ich mein Tagewerk vollbracht
Und müd und matt
Geſunken auf die Lagerſtatt:

Tritt vor mich hin eine hohe Gestalt,
Von langem schwarzem Schleier umwallt,
Mit Flügeln gewoben aus Duft und Glanz,
Im Haar den Immortellenkranz —
Und streicht mir über die Stirne lind,
Als wär' ich ein armes, krankes Kind,
Und raunet leise
Diese Weise:

„Hast du denn ganz und gar vergessen,
Daß du mein bestes Teil besessen?
Nur fromme Sage
Sind jene Tage,
Da du des Menschtums quälende Fragen
Mit heiligem Ernst in der Seele getragen;
Da du dem Herzschlag nachgespürt,
Der sich in allem Leben rührt;
Da dir bei Morgen- und Abendschein
Des Meeres Welle, der stille Hain
Ihr Urgeheimnis zugerauscht;
Da du mit Sternen Grüße getauscht . . .
Und — weißt du noch? — zu Wonn' und Qual
Heiß traf auch dich der Liebe Strahl.
Da hast du gejauchzt, da hast du gebebt — —
Da hast du gelebt!"

Und schaut mich an mit trautem Blick:
„Kennst du mich noch? Ich bin's, das Glück!"

Und sehnend fahr' ich dann empor:
Ein Hahnenschrei trifft rauh mein Ohr;
Durch's Fenster bricht ein mattes Rot — —
Herz, lebst Du noch? Herz, bist du tot?

Das alte und das neue Haus.

Im Morgendämmerschein
Mich sprechen hör' ich laut:
„Das alte Haus fällt ein,
Ein neues wird gebaut."
Das war im Fibelbuch
Mein erstes Lesestück —
Wie dünkt' ich da mich klug
In jungen Bauens Glück!

„Das alte Haus fällt ein —
Ein neues wird gebaut!“
In Sturm und Wetterſchein
Rief ich die Loſung laut.
Ich warf, was morſch und welk,
Mit rauher Hand hinaus.
Aus ſtärkerem Gebälk
Erſtand ein neues Haus. . .

Des Lebens Haus wird alt,
Schon zittert leiſ' der Grund;
Auch ihm — wer weiß, wie bald? —
Kommt eine letzte Stund'.
Ein Abenddämmerſchein. . .
Dann aber ruf' ich's laut:
„Das alte Haus fiel ein —
Ein neues ſteht erbaut!“

Aus einem alten Tagebuch.

Aufzeichnungen des Fräulein **Ulrike von Stryk** a. d. Hause Palla *.

Ao. 1748. Den 1. Januari.

Das alte Jahr ist hin, ein neues tritt herein,
Ach laß mich, höchster Gott, auch neu und besser sein
In diesem neuen Jahr. Laß mich die Sünde fliehen,
Laß mich in Deinem Lob nur suchen mein Vergnügen.
Nichts Gutes wohnt in mir, das ist Dir Herr bewußt,
Ach ändre doch das Herz, reiß selbst aus meiner Brust,
Was Dir zuwider ist. Ach laß mich Dir nur leben
Und gänzlich sterben mir, laß meine Seele streben
Nach Deiner Gnad und Huld. Erhalt ich dieses nur,
So wünsch ich weiter nichts, ich hab alsdann die Kur
Zu meinem ewgen Wohl. Nun Gott, Du kannst es geben.
So wohne denn in mir und laß mich in Dir leben.
Ich bitte ferner auch, erbarmungsvoller Gott,
Nimm dieses ganze Haus, Allmächtiger Zebaoth,
In Deinen starken Schutz; laß uns kein Unfall rühren,
Und was uns jetzt betrübt, daraus wollst Du uns führen.
Erhalt uns allesammt in Deiner Gnad und Huld.
Ach steh uns kräftig bei, ach schenk uns doch Geduld,
So uns viel Nutzen schafft in allem Kreuz und Plagen.
Herr, wenn Du was auflegst, so helf auch selber tragen.
Gieb, daß wir uns mit Ernst um unser Heil bemühn
Und uns von Deinem Geist zum Guten lassen ziehn.
Laß Deine reine Lehr noch ferner bei uns blühn
Und alle Heuchelei von unsrer Grenze fliehn.
Beschütz das ganze Land, erhalt den edlen Frieden,
Ein jeder sei vergnügt mit dem, was ihm beschieden.

*) Das Manuskript dieses in kulturgeschichtlicher Hinsicht nicht uninteressanten Tagebuches befindet sich auf dem Gute Palla in Livland.

Freytag den 1. Januar. Die liebe Mama hat diese Nacht schlaflos zugebracht und befindet sich auch recht übel. Wir fangen also das neue Jahr sehr betrübt an. Gott helfe uns weiter. Bruder Berend seine Reise nach Narva ist, weil die liebe Mama sich so schlecht befindet, nachgeblieben. Sander ist hingegen heute nach Narva expediret worden.

Montag den 4. Heute hat uns der Herr Pastor Ucke das Heil. Abendmahl gereicht. Der Allerhöchste gebe, daß wir es würdiglich möchten empfangen haben, daß es zu unserer Seelen Heil gedeihen möchte.

Mittwoch den 6. als Heil. III Könige. Recht früh machten wir uns auf und fuhren nach Sarenhof, in dem dasigen Krug erhielten wir die Nachricht, daß die Herrschaft sämmtl. nach Kudding verreisen würde, die Taufe des Jüngstgeborenen Söhnchens des Herrn Rittmeisters Essen beizuwohnen. Wir hielten also alle drei Consilium und beschlossen endlich, daß Bruder Berend vorbei nach Dorpat fortsetzen, wir aber einkehren sollten, was auch geschahe. Wir fanden Ihnen allerseits ganz reisefertig. . . Indessen hatten wir doch das Vergnügen, Ihnen eine Stunde und was darüber zu sprechen, auch unterschiedl. kostbare Zeuge und Estoffen zu sehen, die der Herr Ordnungsrichter v. Bock aus Dorpat gebracht, aus welchen seine Tochter, die verlobte Braut des Herrn von Platers, sich zwei Kleidung wählen sollte. Ihr Wahl war auch ganz gut, denn zum Brautkleid hatte Sie sich auserlesen ein franz. Estoffe, weißer Grund mit allerhand farbigte Ranken, und zur Adrienne roth Greset, welches vermuthlich mit Silber besetzt wird ꝛc. Die verwittibte Frau v. Cronmann trafen wir auch allda an, welche uns versprach, mit uns zu kommen. Wie Sie alle nach Kuddin, las ich den Ueberbleibsel von unserer Gesellschaft die Predigt vor, worauf wir aßen, Thee drunken und sodann zu Hause fuhren, allwo wir en compagnie der Fr. v. Cronmann vor einer Stunde glücklich angekommen sind.

Donners-tag d. 7. Der Herr Pastor Ucke gab an Mama von einer Medizin, die der Tormasche Pastor Eisen laboriret, etl. Tropfen, dieses wollte Schwester Ann-Lieschen heute Morgen Mama eingeben, indem Sie aber in dem Löffel tröpfelt, schlug das Feuer von dem dabeistehenden Lichte in dem Glase und zerbrach es in hundert Stücke. Es ist doch sonderbar, daß die

l. Mama kein Medizin genießen kann, indem allerhand Fatalitäten ihr daran hindern.

Freytag d. 8. Bruder Berend kam aus Dorpat nach hause. Er hat sich graulich Lacken zum Kleid ausgenommen, desgl. ponsoroth Griset zur Weste, mit güldner Spitze besetzt. Der Schneider hat auch angefangen heute darauf zu arbeiten.

Sonnabend d. 9. Die Frau Ordnungs-Richterin Rehbinder ist zu hause gekommen mit einer großen Suite von Gästen, Ihre Mutter die Landräthin und deren Töchter, Schwieger-Sohn und ꝛc., welche sich heute hier gemeldet, daß sie morgen her kommen wollen.

Sonntag d. 10. Gegen den Gottesdienst kamen unsere Gäste hier an. Näml. die Fr. Landräthin Essen mit Ihre drei Töchter, die Fr. Ordnungs-Richter Rehbindern, die Fr. Assessorin Wrangeln und die Frl. Essen, desgl. Ihr Sohn der Lieut. Essen und Schwieger-Sohn der Assessor Wrangel. Sie blieben hier bis Abend, das Frauen-Zimmer fuhr früher weg, die Cavalier speisten aber noch den Abend hier.

Montag d. 11. Gegen Abend kamen die beiden Brüder Gustav und Otto unvermuthlich hier an und verursachten dahero desto größere Freude.

Donners-tag d. 14. Heute sind wir beschäftigt, uns zu der morgendigen Reise zum Jahrmarkt zu prepariren.

Freytag d. 15. Heute um 8 Uhr ging unsere Reise nach Dorpat vor sich. Die l. Mama blieb mit Schwester Beatchen zu hause. In der Iggaferschen Postirung speisten wir und hielten uns etl. Stunden dar auf. Um 4 Uhr trafen wir hier in Dorpat ein, die erste Visite, so wir bekommen, ist von einer sehr lieben Freundinn, nämlich die Majorin Sievers, gleich darauf kam auch der Herr Major Sievers und der Husarenmajor zu uns. Ihnen folgten der Lieut. Münchhausen, der Bereuter Weberg und der Assessor Paikul von Türbsal, welche, da sie Thee getrunken, zum L'ombre-Spiel sich setzten; sie speisten den Abend bei uns und schieden um 12 Uhr.

Sonnabend d. 16. Sobald wir uns angekleidet hatten, gingen wir nach dem Markt und handelten in Klopkens und Fürstenau Bude. Nachmittag waren wir wieder mit Cronmanns, die Cavalier gingen darauf nach dem Markt. . . . Um 7 Uhr

aber wurden wir von dem Herrn Major Sievers und seiner Frauen, die bei uns waren, in sein Quartier gebracht, ohnerachtet wir uns schon abgekleidet hatten. Wir zogen uns also in Eil wieder an und gingen dahin. Die Major Maltitz und den Bereuter Weberg fanden wir dort vor. Der Schatten-Spieler, der auch schon gestern bei uns agirt hatte, wurde hingebracht. Wir speisten darauf zu Abend. Wie groß war unsere Bewunderung, da wir während dem Essen eine Musikanten-Bande eintreten sahen, welche auf Antrieb des Majoren Sievers von Herrn Weberg dahin bestellt waren? Gedachter Herr Weberg wurde darauf zu Herrn Lieut. Münchhausen gesandt, ihm und seine Gemahlin zum Tanz zu invitiren. Wie dieser die vier Frl. von Albediel da gewahr wird, nöthigt er sie auch und sie erschienen alle. Darauf ging der Ball an, welcher bis 2 Uhr in der Nacht währte. Wir waren recht vergnügt und gingen auch recht vergnügt auseinander.

Donners-tag d. 21. Heute reißten wir aus. . . . . Cronmann und seine Frau kamen auch aus der Stadt eine halbe Stunde nach uns im Kruge an, da trafen wir den Assessor Güldenschmidt mit seinem Sohne. Wir speisten zusammen, trunken Thee und fuhren sodann unsere Straße, bis wir nun endlich hier in Palla angelangt und herzlich vergnügt sind, die Jahrmarkts-Zeit hinterlegt zu haben.

Sonntag d. 24. . . . Weilen der Major Sievers mit seiner Gemahlin ganz aus Livland aus und nach Finnland reist, auch sobald nicht zurückkommen möchten, so nahmen wir von ihnen beweglichen Abschied und wünschten auf ihrer weiten Reise viel tausend fältiges Glück.

Sonntag d. 31. Heute ist ein betrübter Tag vor uns gewesen, indem die Abreise von Bruder Gustav noch im Andenken, und vor's andere reisete auch Ottchen weg, welcher von uns gleich wie auch wir von Ihm, recht schmerzl. Abschied nahm. Der Allerhöchste nehme sie beide in seinen allmächtigen Schutz und gebe uns nimmer andere als gute Nachricht von Ihnen.

Donners-Tag d. 4. Febr. Vormittag kam die Ritterschaftshauptmännin Stakelberg in Begleitung der Frau Ordnungsrichterin von Rehbindern angefahren, wir empfingen Ihnen und gaben Ihnen alle Merkmale, wie angenehm uns Ihre Visite wäre.

Sie speisten hier, trunken auch Koffée und Thee und fuhren sodann weg. . . .

Sonntag d. 7. Heute marschirte das Narvische Regiment aus sein bisheriges Quartier nach Riga.

Mittwoch d. 10. Februar. Weil die Frau v. Plater von Falckenau sowohl als ihre Mutter Schwester Anlischen haben bitten lassen nach Falkenau zu kommen, so hat die liebe Mama erlaubt dahin zu fahren, wohin ich ihr begleiten werde. Morgen haben wir G. G. entschlossen die Reise anzutreten.

Donners-Tag d. 11. Um 9 Uhr fuhren wir von hier ab, wir funden einen weiteren Weg, als wir uns vermutheten. Kajafer, Ellistfer, Saadjerw und das Ehkfche Pastorat mußten wir passiren und um 4 Uhr langten wir in Falckenau an. Wir fanden schon allerseits beim Theetisch, die Wirthin, die Frau v. Platern empfung uns, die Frau Landräthin Budbergin und ihre unverheirathete Tochter, desgleichen ihre Schwester die Fräul. Plater fanden wir da, welche sich über unsere Ankunft herzl. freuten. Der Herr von Plater kam sodann auch und grüßte uns. Die Fräul. erzählten nun sodann von ihrem Vergnügen, so sie auf der Sarenhoffchen Hochzeit genossen. Die darauf folgende Nacht habe ich ganz schlaflos zugebracht, denn es waren dar eine gar große Menge Ratzen und Mäuse, die so dreiste waren, daß sie auch auf dem Bette krochen, welches verursachte, daß ich aus Furcht vor sie meine Augen nicht zuthat.

Freitag d. 12. Der Lieut. Krüdner von Werder war gestern Abend nach Falckenau gekommen, er wollte nach Mittag reisen und saß auch schon im Schlitten, als des Herrn v. Plater von Koenhof sein Bedienter hinkam und seine Herren und jungen Frauen anmeldete, desgl. deren Eltern, den Ordnungsrichter Bock und die Frl. Wilhelmine Bock, wie auch den Herrn Landrath de la Barre und seine Töchter und Schwiegersohn, den Major von Ungern; hierauf resolvirte Krüdner zurückzubleiben. Um 5 Uhr kam diese Suite an, es wurde mit einem Mal alles lebhaft, da hörte man nichts als singen, lachen und scherzen, womit man solange continuirete, bis ein jeder sich zur Ruhe legte. Es wurde in der Stube ein sogenanntes Braßbette aufgemacht, worauf sich die Frl. und auch die Frau Landr. Budbergin und ihre Tochter, unsere Wirthin legten. Der Wirth kam und störte uns in unserer

Ruhe, indem er mit einer großen Peitsche par raillerie uns drohte, auch von seiner Schwiegerin die Decke abriß. Endlich ging er weg und wir schliefen ein.

Sonnabend d. 13. Den Morgen, wie wir kaum erwacht waren, kam schon der Major Ungern ein und machte uns allerhand Possen. Wir bekamen keine Zeit uns anzukleiden, und es ging alles in der größten Eile. Um 8 Uhr reiste der Landr. la Barre mit seiner Familie weg und wir folgten ihnen sogleich, nahmen aber einen ganz anderen Weg, als sie, indem sie nach dem rigischen und wir nach hause reisten. . . .

Freytag d. 19. Heute wurde wegen einen Diebstahl von Branntwein eine große Inquisition gehalten und die Schuldigen mit Ruthe bestraft. . . .

Sonntag d. 21. Früh Morgens bekamen wir einen Zuspruch von Herrn Reenhorn, der uns die Besserung seiner Frau Schwester versicherte. Auch kam die Kommissairin Prens von Rennal her.

Mittwoch d. 24. Schwester Annlieschen und ich fuhren nach Sarenhof, es waren da vor uns der Herr Landr. Stakelberg mit seiner Gemahlin, desgl. der Herr Rittmeister Liphard mit seiner Gemahlin, letzterer spielte Karten mit den Ordnungsrichter Bock und dessen Schwiegersohn Plater, die übrigen saßen beim Coffeetisch, an welchen, wie wir sie sämmtlich gegrüßt hatten, wir uns auch setzten. . . .

Donners-Tag d. 25. Wir spielten den Vormittag Karten, den Nachmittag besuchten wir die junge Platern in ihrem Schlafzimmer. Den Abend spielten wir L'hombre.

Freytag d. 4. Diesen Abend befand ich mich besonders schwermüthig, welches ich auch Schwester Ann-Lieschen entdeckte, die Nacht schlief ich aber doch gut.

Donners-Tag d. 10. Den heutigen Tag bin ich recht wohl und zufrieden gewesen, wir waren die Sarenhoffschen hierher vermuthen, sie blieben aber aus.

Mittwoch d. 16. Morgen werden wir mit der lieben Mama nach Dorpat reisen. . . .

Donners-Tag d. 17. Wir brachen um 10 Uhr von hier aus nach Dorpat und kamen um 5 Uhr nach der Stadt. Unser Quartier war bei dem Schuster Posses. . . . Auf dem

Markte entstand ein grausamer Tumult von den Grenadiers des Waronischen Regiments. Unterschiedliche Personen, als die Rathsverwandterin Peuker, der Cammerir Planert, der Handschuhmacher Friedrich wurden entsetzlich von ihnen zugerichtet, indem man sie als todt nach hause getragen, andere aber, als der Assessor Rennenkampf, der Inspector Rehan mußten gleichfalls derbe Schläge davontragen. Um 8 Uhr legte sich dieser Aufstand durch Vermittelung des Second-Majoren dieses Regiments. Das Grausamste bei dieser Sache war, daß die Soldaten ohne Strafe blieben, ja noch von ihren Oristen mit 7 Faß Bier und 1 Faß Brandtwein recompensiret wurden.

Freytag d. 18. Bruder Berend besuchte den Majoren Naundorf und fuhr mit ihm nach Techelfer zu den Grafen Romanhoff, der vormals von ihm ein Freund gewesen und sich auch jetzo nicht anders bezeuget. . . .

Sonnabend d. 19. Der Doctor Paulsohn war zur Mahlzeit gebeten und er versprach Midicamenten zu verordnen. . . Der Major Naundorf besuchte uns und verhörte unterschiedlich die über die Woronischen Soldaten ihre Excesse klagten, gab ihnen auch endlich Satisfaction durch dem, daß er zwei von den Urhebern nachdrückl. abstrafen ließ. Nach der Mahlzeit besuchte uns der Pastor Plaschnick und unterhielte uns mit seine so geistreiche als erbaul. Discursen zwei Stunden, währender Zeit kam die Frau Ordnungsrichterin Rehbinder unvermuthl. nach Dorpat und stieg bei uns ab, sie war jetzo so wie allemal uns recht angenehm und wir waren recht vergnügt.

Sonntag d. 20. Um 9 Uhr gingen wir nach der Kirchen. . . . Die S. T. Rehbindern war schon den Morgen früh von uns gereiset. . . .

Dienstag d. 22. Wir sollten ausreisen, aber das Wetter war nicht darnach, also mußten wir noch diesen Tag einbleiben. Nach der Mahlzeit gingen wir nach die Kirche, denn der teutsche Küster wie Vater unserer Wirthin wurde begraben. . . .

Mittwoch d. 23. . . . Um 10 Uhr fuhren wir mit die Frau von Rehbinder aus der Stadt, unterwegens besuchten wir die Glashütte zu Warrol, welche gewiß künstlich genug ist. Wir schieden aus der Frau von Rehbinder Gesellschaft und trafen um 5 Uhr gut und wohl zu hause. Allhier erfuhren wir das Unglück,

so hier in unserer Abwesenheit passiret, daß sich nämlich ein Bauer Ebro Peter erhangen und zwar in der Hofes-Heu-Scheune. Gott erbarme sich seiner Seele.

Donners-Tag d. 24. Heute habe ich angefangen zu mediciner, Gott wolle seinen Segen zu diesem Gebrauch geben. Der Herr Pastor kam um 9 Uhr den Morgen hierher, wegen der unglücklichen Leiche sich mit uns zu besprechen; es wurde resolviret einen Expressen nach Dorpat zu senden und die Sache den Richter zu übergeben.

Mittewoch d. 6. April. Vom Landgericht kam Order wegen den unglückl. Selbst-Mörder, aus der Heuscheune heraus und in den Wald begraben zu lassen, welches auch sofort ins Werk gestellet wurde.

Dienstag d. 19. Meine Medizin, so der H. Pastor Uke verordnet und zurecht gemacht, erhielt ich heute, welches ich um 12 Tage zu brauchen anfangen muß. Die liebe Mama befiel diesen Abend sehr schwer krank.

Mittewoch d. 20. Die ganze Nacht ist die liebe Mama sehr schwach gewesen und heute Morgen noch unverändert, daher wir um 5 Uhr nach dem H. Pastor geschickt haben, der ihr das Heil. Abendmahl reichen soll. Um 8 Uhr kam der Priester, er fand aber die liebe Mama leider wegen Leibes-Schwachheit in solchen Umständen, daß er ihr die Heil. Communion nicht reichen konnte. Der Herr Ordnungsrichter Rehbinder mit seiner Gemahlin kamen her. . . Gegen Abend fuhr der H. Pastor weg mit Versprechen, morgen frühe wieder hier zu sein. Die gute Freunde aber von Kockora und Allatzkiwwi blieben hier und wachten die Nacht.

Donnerstag d. 21. Heute früh kam der Herr Pastor. Der l. Gott gab Gnade, daß die liebe Mama, welche noch immer krank auf einer Art ist, das Heil. Abendmahl bei völligem Verstand und Andacht empfing. Gott laß es ihrer Seelen zum Heil und Wohl gereichen. Der S. T. Ordnungsrichter fuhr mit seiner Frau weg, Nachmittag fuhr auch der Priester nach Hause. Diesen Abend wurde die liebe Mama so schwach, daß wir alle Augen-Blick ihren Tod befürchteten.

Freytag d. 22. Die Nacht ist die liebe Mama sehr schwach gewesen und den Morgen früh gleichfalls, jedennoch resol-

vireten wir uns nach Doctor Paulsohn zu senden. Aber ach, wie kamen uns doch solche Meinungen im Sinne, da wir sie doch schon leider mit dem Tode ringen sahen. Um 8 Uhr fand sich endlich der vor uns so unglückl., vor der von uns so geliebten Patientin aber selige Moment ein, daß der l. Gott die Seele unsrer lieben Mutter zu sich nahm und ihr von allen Schmerzen befreite und zweifelsohne sein herrl. Erbe theilhaftig machte, uns Nachgebliebenen aber in einen Wehmuthsvollen Zustand nachließ. Gott richte uns auf und sei unser Trost und Beistand in unserem ganzen Leben. Wir sandten sogleich nach Kockora und auch nach dem Priester, sie kamen und legten ihre Condolenz mit vieler Aufrichtigkeit ab. Die Frau Ordnungsrichterin Rehbinder nahm darauf mit der Frau Fähnrichen Cronmann die Besorgung der Seligen Verstorbenen, ihren Körper als auch sonst Anstalten zu machen, auf sich. Nachmittag kam der H. Reenhorn her, der Pastor fuhr wieder weg.

Sonnabend d. 23. Unsere lieben Nachbarn sind noch hier. Die Frau von Cronmann fuhr gegen Abend nach Hause, ihr H. Sohn kam aber mit seiner Gemahlin wieder her.

Sonntag, d. 24. Cronmann und seine Frau fuhren weg, ihre Mutter aber kam wieder her, die Briefe zum Begräbniß wurden geschrieben. Die Beerdigung soll am 2. Mai sein, an die Brüder nach Reval schrieb von unsere betrübte Umstände, doch meldete noch (nicht?) von ihren Tod.

Montag d. 25. Der Ordnungsrichter Rehbinder fuhr mit seiner Gemahlin nach Hause.

Dienstag d. 26. Der Herr Ordnungsrichter Rehbinder kam Vormittag mit seiner Gemahlin wieder her, dagegen fuhr gegen Abend die Frau Fähnrichen Cronmann nach Hause. Der H. Pastor Uke war hier auch auf etliche Stunden, der Sarg kam aus Dorpat und die liebe Leiche wurde von die gute Freunde eingesargt.

Mittewochen d. 27. Heute Morgen reisete der Ordnungsrichter nach Hause, seine Gemahlin aber blieb bei uns. Nachmittag wurden starke Präparatorien zum Begräbniß angefangen zu machen. Ein Lieut. vom Perm. Dragoner-Regiment, Wassermann Namens, kam her. H. Reenhorn, welcher hier viel Mühe gehabt und sich wie ein rechter Freund, gleich wie auch die andern Nachbarn, sich bezeiget, fuhr gegen Abend weg, mit Versprechen

bald wiederzukommen, der Lieut. fuhr auch heute Abend weg. Nach dem Abendessen fuhr die Frau Ordnungsrichterin nach Hause und die Tochter, die Frl. Charlotta kam wieder her.

Donners-Tag d. 28. Die Frau Ordnungsr. kam Vormittag wieder her und ihre Tochter fuhr nach Hause, den Abend spät kam der H. Ordnungsrichter Rehbinder mit seinem Schwager Lieut. Essen zu uns, und wie wir den Abend speiseten, traf die Frau Fähnrichen Cronmannin hier ein.

Freytag d. 29. Vormittag ritt der H. Ordnungsrichter nach Hause. Von Teyliz bekamen wir auf unsere betrübte Notification eine aufrichtige Condulence, gleicherweise auch auf unsere Invitation eine Versprechung, daß der H. Ordnungsrichter Bock mit seinem Sohn und Schwiegersohn Plater, sich zum Begräbniß einfinden wollen. Nachmittag fuhr die Frau Ordnungsr. Rehbinderin mit ihrem Bruder Essen nach Hause.

Sonnabend d. 30. Nachmittag kam die Frau Ordnungsrichterin Rehbinder mit ihrem Bruder Essen wieder her, sie fuhr aber wieder am Abend nach dem Tische wieder nach Hause. Herr Reenhorn kam den Abend wieder her.

Sonntag d. 1. Mai. Nach dem Essen kam die Frau Lieut. Reiher zu uns, fuhr aber den Abend wieder weg, mit Versprechen morgen wiederzukommen. H. Reenhorn fuhr auch nach hause.

Montag d. 2. Mai. Morgen ist der betrübte Tag, an welchen das Leichen-Begängniß geschehen soll. Heute aber vermuthen wir die Gäste hierher. Den Morgen ganz früh kam die Ordnungsr. Rehbinderin zu uns, Nachmittag kam der Herr Ordnungsr. Rehbinder, welcher zum Pristav erbeten wurde, sodann kamen die Lieut. Reiher und dann der H. Assessor Cronmann mit seiner Gemahlin hierher, wie auch der junge Baron Rosen aus Caster, H. Reenhorn folgte diesen und dann der Capitain Buddenbrock mit seiner Gemahlin. Um 7 Uhr kam endlich die große Suite, nämlich der H. Ordnungsr. von Bock mit seinem Sohn und Schwiegersohn, wie auch des letzteren Bruder Plater von Falkenau und der Rittmeister Essen, um 1/2 8 Uhr kamen die Herren von Skohge nebst den Lieut. Reiher, sie condulirten uns sämmtlich zu unserem großen Verlust. Cronmann war sehr krank und mußte sich zu Bette legen.

Dienstag d. 3. Cronmann befindet sich recht krank, daher mußte er nach Hause reisen. Um 10 Uhr kam der Landrath Stackelberg von Ellistfer her. Ueber der Mahlzeit, welche früher angerichtet war, kamen die beiden Offizier vom Permschen Dragoner-Regiment, der Capitain Reiher und der Lieut. Wassermann. Um 1 Uhr waren sie alle fertig nach der Kirche zu fahren. Die Leiche, welche in der seligen Mama eigenen ehemaligen Schlafzimmer lag, wurde von denen dazu erbetenen Trägern herausgetragen, welche 8 an der Zahl waren. Nämlich der junge Bock und der junge Rosen, sodann der Lieutenant Wassermann und der Lieutenant Reiher, dann der Herr Reenhorn und der junge Herr v. Skohge, dann der Lieutenant Carl v. Plater, dann der älteste Herr v. Skohge; voraus (. . . vor ihnen) ging der H. Pristav von Rehbinder, hinter der Leiche gingen Bruder Berend mit Ordnungsr. Bock, Landrarath Stackelberg mit Rittmeister Essen, Capitain Reiher, Leutnant Essen mit Plater von Fallkenau. . . Diese formirten den ganzen Zug und wurden mit viel hundert Thränen von uns begleitet bis an der Thüre. Die Leiche wurde auf dem Trauerwagen gelegt und sodann fuhren sie fort. Gott lasse diese liebe Leiche, welche, da sie noch von der edlen Seele bewohnet wurde, vor uns so große Sorgfalt geheget, in ihrem Grabe in Ruhe liegen, bis sie dermaleinst wieder aufersteht und das ihr bereitete Reich ererbet. Der Leichen-Text ist befindl. im Evang. Math., 6 Cap.: Selig sind die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, denn sie sollen gesättigt werden. Welches von dem H. Pastor Ute vortreffl. ausgeführt worden. Um 6 Uhr waren sie alle zurück, da sie den Coffée und Confecturen zu sich nahmen. Um 8 Uhr gingen sie essen, die Offizier fuhren den Abend um 11 Uhr weg.

Mittewochen d. 4. Heute ist ein Jeder beschäftigt wegzufahren, zum Essen blieben keine mehr als die Nachbarn und Reiher und seine Frau, die beiden Skoghen und Lieut. Essen. . .

Donners-Tag d. 5. Der H. Lieut. Reiher fuhr nach Hause . . . nun sind wir wieder allein und im Stande unsern betrübten Gedanken nachzuhängen.

Sonnabend d. 7. Früh um 6 Uhr kam unser Vetter der Fähnrich Wilhelm von Stryk unvermuthlich hierher. Weilen Bruder Berend seine Wirthschaft auf Alt-Allatzkiwwi besuchen und

einrichten will, so hat er sich entschlossen heute dahinzureisen, uns mitzunehmen und sich einige Zeit dort aufzuhalten. Unser Vetter reiset mit, um 10 Uhr fuhren von Palla ab, welches wir Gottes allmächtigen Schutzes empfahlen. Auf Kockora kehrten wir ein, allwo wir auch zu Mittag speiseten. Schwester Ann Lieschen hatte sehr große Kopfschmerzen. Nachmittag fuhren wir von da weg und kamen nach einer Stunde hier in Alt-Allatzkiwwi an, wo wir von den hiesigen Verwalter Sander empfangen wurden. Es ist hier noch alles in Unordnung, es wird aber bald ordentlich sein, das Gebäude ist ziemlich geräumig, die Gegend aber so schön als es sein kann, das Häuschen liegt auf einen Berg, den Peipust kann man sehen, drei Bäche aber liegen unter die Fenstern, kleine und große Berge und Hügeln sieht man hier die Mengde, worunter der alte Schloß-Berg der größte. Man findet hier die Rudera von einer alten Festung. Neu-Allatzkiwwi liegt ungefähr 300 Schritt auf einem großen Berge von uns, welches unsere Gegend einen schönen Ansehen giebt. Wir ergötzen uns mit Spazier-Gehen. Bruder Bernd ging mit dem Vetter nach Neu-Allatzkiwwi, nachdem wir uns bei der Cronmannschen Familie melden lassen und diese hierauf uns insgesammt zur Abendtafel invitiren lasse, weil Schwester Ann Lieschen krank ist, so blieben wir Schwestern zurück, zu malen es auch nöthig thut es hier etwas nach der Ordnung einzurichten.

Sonntag d. 8. Schwester Ann Lieschen ist Gottlob besser Sobald wir uns angekleidet hatten, gingen wir nach Neu-Allatzkiwwi. Wir mußten einen kleinen Umweg nehmen, auf der Kirche und der hiesigen Mühle zu, welches 1 Rusche Werst ausmacht, weilen wir gerade über den Weg nicht gehen konnten. Die Frau Reiher empfing uns auf dem halben Wege, wie auch die junge Frau von Cronmann und deren Gemahl. Wir gingen folgendes weiter und im Hause, wo uns die Wirthin, die verwittibte Frau Fähnrichin Cronmann, empfing. Nach dem Gottesdienst kam der Herr Pastor Uke aus der Kirche dahin, das Mittagsmahl mit uns einzunehmen, nach Tische aber fuhr er nach Hause. Wir speisten noch den Abend allda und kamen sodann in unsere Appanage.

Montag d, 9. Die Allatzkiwwischen werden heute hier passiren. Vor dem Mittagsessen kamen sie hierher, speisten hier und blieben auch den Abend-Essen hier und gingen sodann nach Hause.

Dienstag d. 10. Es ist grausam stürmisch Wetter, dem ohngeachtet fuhr Schwester Beatchen nach Palla, um die dasige Wirthschaft zu übersehen. Unser Vetter ritt von uns weg nach seinem Hause im Pernauschen. Schwester Beatchen kam den Abend wieder zurück.

Mittwoch d. 11. Wir sind nach Neu-Allatzkiwwi zum Mittags-Essen genöthigt worden, wohin wir auch um 11 Uhr gingen, um 2 Uhr kamen wir wieder zurück. . .

Donners-Tag d. 12. Nachmittag gingen wir nach Neu-Allatzkiwwi, wir fanden die Frau Fähnrichen weinend bei einem geistlichen Buch sitzen, wir blieben bei ihr. Es gewitterte stark. . . Die Frau von Cronmann und ihr H. Bruder speisten hier . . . hernach spielten wir Brett. . .

Sonnabend d. 14. Heute früh schickte die Frau von Cronmann ihren Wagen nach mir, wie ich nach Neu-Allatzkiwwi hin kam, so fuhr sie mit mir nach einen Hoflager, so ihr gehört, Ninnat Namens. Dieses Beigut reicht an den Peipust. Es ist nicht weiter bebaut als mit einer Riege, Viehstall und Klöte, auch ein Krug, die russische Bauern aber haben ihre Hüttchens als eine Schlabodde an den Strand gebaut, es sind da auch hiesige Bauern, die Russen haben auch ihre Kirche all da. Wir waren da vier Stunden, die Frau von Cronmann ließ fischen, es wurde aber nichts gefangen. . . Morgen werden wir nach Palla alle reisen, es gefällt uns zwar hier auch recht gut, die dasige Wirthschaft aber will auch Nachsicht haben.

Sonntag d. 15. . . . Auf Kockora trunken wir alle zusammen Thee und beurlaubten uns sodann aus der Gesellschaft. Wir fanden, dem Höchsten sei Dank, Palla im vorigen Stande, worinnen der liebe Gott es erhalten wolle.

Mittewoch d. 18. Weil Schwester Ann Lieschen sich schon eine ganze Zeit her übel befindet, so reiste Schwester Beatchen Nachmittag nach Koddafer mit dem H. Pastor wegen ihrer Krankheit zu sprechen. Sie kam bald zurück und brachte einige Pulvern, wovon sie eines gleich einnahm.

Donners-Tag d. 19, als am heil. Himmelfahrtstage. An Bruder Adam ging heute ein Brief mit der Post weg, worin ihm das Absterben der lieben seligen Mama kund gethan wurde.

Freytag d. 20. Heute Abend kam der Schuster Posses aus Dorpat hierher.

Montag d. 23. Heute Morgen fuhren wir, Schwester Ann Lieschen, Bruder Berend und ich nach Allatzkiwwi, zuvor aber schafften wir den Schuster Posses nach der Stadt. Wir speisten zu Mittag auf Kockora, gleich darauf fuhren wir nach Alt-Allatzkiwwi, allwo wir uns um die Umstände der dasigen Wirthschaft erkundigten. . .

Dienstag d. 24. Mittewoch d. 25. Nachmittag wo wir uns nichts weniger als eine vornehme Visite vermuthen waren, schickte die Frau Landr. Stackelberg ihren Bedienten her und ließ sich melden, nach einer halben Stunde kam sie auch selber her. Wir ließen die Frau Ordnungsr. Rehbindern auch nöthigen, sie kam auch, fuhr aber den Abend spät wieder nach hause, mit Versprechen morgen wieder zu kommen.

Donners-Tag d. 26. . . . Nach der Mahlzeit fuhr die Frau Landräthin Stackelberg von uns weg, deren Exempel die S. T. Rehbindern folgte.

Sonnabend d. 28. Den Abend waren wir ausspaziert längs dem Felde, da wir zurückkehrten kriegten wir einen ganz unvermutheten Besuch von H. Zeumern von Gensel, welcher hergekommen die heil. Pfingstferien hier zu passiren.

Sonntag d. 29., als am 1sten heil. Pingsttage. Wir fuhren sämmtlich, H. Zeumern mit eingeschlossen, in die Kirche und nachdem wir bei dem Pastorath bei der Frau Pastorin ausgestiegen, auch all da die andern Eingefahrten dieses Kirchspiels abgewartet, gingen wir in die Kirche und höreten die sehr erbauliche Predigt des H. Pastor Uke mit andächtiger Aufmerksamkeit an. Darauf wollten wir Jeder nach Hause fahren, wir wurden aber von dem H. Pastor und Frau Pastorin allesammt zur Tafel da behalten. Danach zog ein Jeder seine Straße.

Sonnabend d. 4 Juny. Wir haben heute gebadet.

Sonntag d. 5. Der Koch Jahn wurde gestern vom Hofe demittiret und auf Land gesetzet. . . Klein-Johann wurde nach Sarenhof gesandt, weil wir vernahmen, daß der Ordnungsr. Bock gekommen und den Landmesser mit sich hätte, der die Grenze zwischen Sarenhof, Kudding und Palla reguliren sollte, hiervon soll Johann uns die Gewißheit holen.

Montag d. 6. Johann kam zurück mit der Nachricht, daß die Grenzscheidung vor sich gehen soll, zu dem Ende Bruder Berend sich nach dem Seroschen Kruge begeben soll, wo die Andern auch Morgen sein werden. Nachmittag kam die Frau Ordnungsr.

Dienstag d. 7. . . . Nachmittag kam Johann zurück und bestellete Fische nach dem Kruge, dann folgte Peter, welcher Bettzeug, Coffée und Thee und deren Geräthschaft von hier dahin brachte.

Mittewoch d. 8. Heute früh brachte Johann Bier und Brod nach Tuhha, allwo die H. Landmessers heute speisen werden, die Frau Ordnungsr. Rehbindern schickte her und ließ bitten man möchte die hiesige Bade-Stube hitzen, sie wollte mit ihre Kinder sich dessen bedienen. Die Frau Ordnungsr. wird nicht heute herkommen, weil sie von Koddafer Nachricht erhalten, daß die Frau Pastorin krank geworden und sie dahin muß. Von Koddafer kam jetzo ein Kerl mit der Nachricht, daß der liebe Gott die Frau Pastorin heute Morgen mit einem jungen Sohn entbunden.

Donners-Tag d. 9. . . . Nachmittag fuhren Schwester Ann Lieschen und ich nach Koddafer zu die Frau Pastorin zur Gratulation, wir legten dieses bei beiderseits Eltern ab. Die Frau Fähnrichen Cronmann kam auch dahin und gleich darnach auch die Frau Ordnungsr. Rehbindern. Wir fuhren den Abend nach Hause. Der H. Rittmeister Essen kam mit dem Landmesser und Bruder Berend hier zu speisen und zu nächtigen.

Um die livländische Volksschule*.

Von

K. von Freymann.

Der sittliche Einfluß gemeinschaftlichen Bäumepflanzens und populär-moralischer Nebelbilder auf die heranwachsende Jugend ist in jüngster Zeit vielfach bestritten worden. Selbst diejenigen fachmännischen Kreise, denen noch unlängst Bäumepflanzen und Nebelbilder als das A und O aller Pädagogik erschienen, sind von der Unfehlbarkeit dieser Mittel nicht mehr überzeugt. Die Schülerstreiks der letzten Monate waren der Bankrott dieser Pädagogik und des offiziellen Schulgedankens, die Unbildung des russischen Bauern dokumentierte von jeher die Ohnmacht des bureaukratischen Volksbildungswesens. Heute pfeifen das öffentliche Geheimnis unserer Staatsschule die Spatzen vom Dache, und jeder empfindet die Ironie des Schicksals, welches dieser Schule des Scheines das Symbol der Nebelbilder in die Hand gegeben hat. In ihrem ganzen Wesen einem außerhalb des Unterrichts liegenden Zwecke dienend, war sie als Bildungsanstalt in der Tat nicht mehr als ein Blendwerk. Der staatliche Uniformierungsgedanke, welcher die treibende Kraft dieser Schule war, steckte ihr im Innern des Reiches das Ziel der Wohlgesinntheit, an den Grenzmarken das Ziel der Verschmelzung aller Sonderformen mit den Formen des Reichsinnern. Im Innern des Reiches im gewissen Sinne konfessionell und national, war sie an den Grenzmarken konfessionslos und antinational. Während sie im Innern des Reiches nie über eine allzu große Lebenskraft ver-

*) Diesem Aufsatz liegen die „Akta des livländischen Landratskollegiums betreffend: Bauerschulen" (1884—1901) zugrunde.

fügte, verdoppelte sich ihre Kraft an den Grenzmarken, wo sie zugleich mit dem Staatsgedanken der panslavistischen Herrschaftsidee diente. Der bureaukratische Charakter war ihr im Innern des Reiches und an den Grenzmarken in gleicher Weise eigentümlich. Der Natur der Dinge entsprechend zeigten die niedersten Schulformen die ausgeprägtesten Tendenzen, der Ideengehalt der Staatsschule mußte im Elementarunterricht am schärfsten hervortreten. Mit dem Prinzip des bureaukratischen, konfessionslosen und antinationalen Elementarunterrichts war es der livländischen Landvolksschule bestimmt zu kämpfen und in diesem Kampfe zu unterliegen.

Auf dem Boden der Selbstverwaltung in jahrzehntelanger gemeinsamer Arbeit der gesamten Bevölkerung erwachsen, war die livländische Landvolksschule ein festgefügter lebendiger Organismus, der mit dem Leben und Wesen des ganzen livländischen Selbstverwaltungskörpers aufs engste verknüpft war. Unter den Gliedern dieses Körpers aber war es vornehmlich die Landeskirche, der sich die Bauernschule in natürlich historischer Entwicklung angeschlossen hatte. In lückenloser Fortentwicklung war hier der ursprüngliche Zusammenhang zwischen Kirche und Schule gewahrt worden. In Verwaltung und Leitung befand sich die Schule in natürlicher Abhängigkeit von der lutherischen Kirche. Das Kirchspiel und die Kirchengemeinde, die natürliche Einheit des Landlebens, war auch die wichtigste Einheit des Volksschulwesens. Die Schuleinheit des Kirchspiels umfaßte die niederen Gemeindeschulen und die ihnen übergeordnete Parochialschule. Im ganzen waren es in den 80er Jahren fast 1100 Landvolksschulen mit 1400 Lehrern und Lehrerinnen, so daß auf eine Schule im Durchschnitt 45 Schüler entfielen. Der Unterhalt der Gemeindeschulen war Pflicht der betreffenden Bauergemeinden, der Unterhalt der Parochialschule lag als Reallast auf dem Grund und Boden des Kirchspiels. Das örtliche Verwaltungsorgan war die Kirchspielsschulverwaltung, die unter dem Vorsitz des vom Kirchspiel designierten Kirchenvorstehers, aus dem Ortspastor, dem Parochialschullehrer und einem von sämtlichen Kirchenvormündern und Schulältesten erwählten Kirchspielsschulältesten gebildet wurde. In diesem unkomplizierten Körper waren alle Elemente des Kirchspiellebens, soweit dieses mit dem Leben der lutherischen Kirchengemeinde identisch war, enthalten, und waren das geistliche und

weltliche Element, die wirtschaftlichen und die Schulinteressen im engeren Sinne, das deutsche und nationale Element zu gleichen Teilen vertreten. Der den Bauern im täglichen Leben gewohnte und vertraute Begriff des Kirchspiels ermöglichte der bäuerlichen Bevölkerung eine bewußte Teilnahme an der Verwaltung. Der Kirchspielsschulverwaltung entsprach in Zusammensetzung und Wesen in in der höheren Einheit des Kreises die Kreislandschulbehörde, in letzter Instanz für das ganze Land die Oberlandschulbehörde*. Indem stets ein Teil der niederen Verwaltungsglieder in dem höheren Verwaltungskörper Aufnahme fand, konnte mit der Wahrung des direkten Zusammenhanges der höheren und niederen Instanzen das Zirkular- und Vorschriftswesen zu gunsten der persönlichen Wirksamkeit zurücktreten. Der Schwerpunkt fiel in die dem Schulleben am nächsten stehende Kirchspielsschulverwaltung, und diese Verlegung des Schwerpunktes in die kleinste Verwaltungseinheit gab der Volksschule die denkbar breiteste Basis. Wie der Bau der Schulverwaltung in letzter Hinsicht auf das Leben der örtlichen Bauergemeinde gegründet war, so ruhte der Unterricht selbst auf dem weiten Fundament des bäuerlichen Hauses. Die unterste Stufe der Volkserziehung bildete der von Schullehrer und Pastor überwachte häusliche Unterricht, dem sich die Gemeindeschule unmittelbar anschloß. Eine weitere Fortbildung bot die Parochialschule für diejenigen Kinder, welche die Parochialschule nicht besuchten: der in jedem Jahre regelmäßig wiederkehrende Repetitionsunterricht an den Gemeindeschulen. Der Besuch der Gemeindeschule und der häusliche Unterricht waren obligatorisch. Das Ziel des Unterrichts war die Vorbereitung zum Gemeindeleben und zur Konfirmation, zur Wirksamkeit in der geistigen und praktischen Lebenssphäre des Bauern; den Weg aus dieser Lebenssphäre hinaus in die ritterschaftlichen Lehrerseminare und die städtische Kreisschule bot die Parochialschule.

In den Formen des Volksschulwesens ist bis heute kein Wechsel eingetreten — der Geist, der die Formen beseelte, ist getötet worden. Das charakteristische Merkmal der livländischen

*) Die Kreislandschulbehörde bestand: aus dem Oberkirchenvorsteher, zwei weltlichen von der Ritterschaft, und zwei geistlichen vom Provinzialkonsistorium ernannten Revidenten, auch zwei Kirchspielsschulältesten. Die Oberlandschulbehörde bestand aus: den 4 Oberkirchenvorstehern, dem Generalsuperintendenten und einem von der Ritterschaft ernannten Schulrat.

Volksschule war die Dreiheit von Haus, Schule und Kirche, untrennbar verbunden durch die unzähligen Lebensfäden einer gemeinsamen Arbeit und eines gemeinsamen Denkens. Dieselbe Sprache und dieselben Gebete, die im Hause der Bauern gesprochen wurden, sprach und lehrte die Schule, sie war daher national und konfessionell. Die beiden Eigenschaften bedingten einander. Denn die Kultur der Esten und Letten war von protestantischem Geiste. Aus diesem Grunde war die lutherische Geistlichkeit der berufene Leiter der Volksschule, und aus diesem Grunde wäre eine konfessionslose Schule nichts andres gewesen, als eine Schule ohne Lebensanschauung. Ein russischer Publizist hat unlängst erkannt, daß der hohe Stand der livländischen Landvolksbildung kein Verdienst der deutschen Kulturarbeit, sondern allein der lutherischen Kirche gewesen wäre — nehmt es, wie ihr wollt! Es ist keinem von uns eingefallen, seine Kultur vom Glauben zu trennen.

Durch den Allerhöchsten Befehl vom 28. November 1885 wurden die livländischen Landvolksschulen dem Ministerium der Volksaufklärung unterstellt. Der Befehl war dem Kurator des Dörptschen Lehrbezirks Kapustin persönlich mitgeteilt worden und war ohne ein festes Programm als ein allgemein vorbereitender Schritt erfolgt. In der Fassung, in welcher ihn der Gouverneur Sinowjew dem Landratskollegium übermittelte, war als Ziel des Erlasses die Vereinheitlichung der Aufsicht über die Lehranstalten und die einheitliche Leitung des Unterrichtswesens bezeichnet. Eine höchst unbestimmte Erläuterung, die nicht mehr als die Absicht einer Änderung besagte, und auch dieses nicht, wenn die beabsichtigte Änderung als durch den Ressortwechsel vollzogen aufgefaßt wurde. Der Ministersgehilfe Fürst Wolkowsky sprach von einem bloßen Ressortwechsel, von anderer Seite hieß es, daß der Kurator Kapustin beauftragt wäre, seine Vorschläge zur Regelung der neugeschaffenen Beziehungen zu unterbreiten. Der Kurator selbst sprach dem Landrat v. Oettingen gegenüber von einem Reorganisationsprojekt, das er in den nächsten 14 Tagen abzuschließen gedenke, er offenbarte in dieser Unterredung einen großen Ideenreichtum, indessen nur eine geringe Kenntnis der bestehenden Volksschulverhältnisse. Die Ausarbeitung des Reformprojektes unterblieb einstweilen. Dem Kurator war zwar die Tendenz der Reform, nicht aber ihr Wesen klar. In der Überzeugung, daß

das Staatsprinzip die unmittelbare Verfügung der Staatsgewalt über die Schule in allen Zweigen und zu jedem Zwecke erfordere, hatte er den Wunsch, einen diesem Prinzip entsprechenden Zustand in Livland herbeizuführen, ohne den Weg recht zu überblicken und ohne recht zu wissen, an welchem Punkte des geschlossenen Selbstverwaltungskörpers er den Hebel ansetzen sollte. Er begriff nach kurzer Orientierung, daß er einem komplizierten Organismus gegenenüberstand, dessen Funktionen ihm fremd waren. Die in engem Anschluß an das Leben erlangte Formenfülle widersetzte sich der papierenen Kanzleiherrschaft. Bei der Ablösung des Selbstverwaltungsprinzips durch das bureaukratische Prinzip mußte es überaus störend empfunden werden, daß der Gedanke einer Vereinfachung der Lebensformen zur größeren Bequemlichkeit des leitenden Beamtenpersonals den Schöpfern dieses Organismus ferngelegen hatte. Der Kurator beklagte sich über die Menge der Kirchspielsschulverwaltungen, er könne sie unmöglich durch seine Inspektoren beaufsichtigen lassen und wünsche ihre Zahl zu verringern. Indessen der Hinweis des Landmarschalls, daß gerade in den örtlichen Schulverwaltungskörpern die Seele einer gedeihlichen Entwicklung des Volksschulwesens zu suchen sei, ließ ihn von diesem Wunsche Abstand nehmen. Der Oberlandschulbehörde übersandte der Kurator den Entwurf eines Reformprojekts, das, abgesehen von dem radikalen Bruch mit allem Bestehenden, in den einzelnen Bestimmungen rein zufälligen Charakters war. Schwerlich maß selbst der Kurator diesem Entwurf einen praktischen Wert zu. Um so ausgesprochener betonte er im Prinzip die unbedingte Machtbefugnis der staatlichen Organe und das Aufhören jeder Sonderstellung der livländischen Volksschule, als Konsequenzen des Allerhöchsten Willens. Er bestritt den konfessionellen Charakter der Volksschulen mit der Begründung, daß sie nicht Kirchenschulen wären. Nach der Art ihres Unterhalts und ihrer Verwaltung fixierte er ihren Charakter als den Landschaftsschulen des Reichsinnern entsprechend, und erklärte sie durch den Ressortwechsel allen Gesetzen und Vorschriften unterworfen, die für das Reichsinnere erlassen waren. Durch persönliches Eingreifen in die Wirkungssphäre der Oberlandschulbehörde bemühte er sich dieser Auffassung Geltung zu verschaffen. Er genehmigte kraft seiner Machtvollkommenheit die Umwandlung der Neu-Schwaneburgschen Silta-Gemeinde-

schule in eine zweiklassige Ministerschule mit russischer Unterrichtssprache in der 2. Klasse, obgleich dieser Akt die Aufhebung der nach den geltenden Gesetzen zu Recht bestehenden Gemeindeschule involvierte. Auf Grund des für das Reichsinnere erlassenen Zirkulars vom 10. Nov. 1879 wurde der Oberlandschulbehörde eine Anfrage über die politische und moralische Zuverlässigkeit der Lehramtskandidaten zur Pflicht gemacht. Das der Oberlandschulbehörde zustehende Examinationsrecht aber wurde auf ein moralisches Prüfungsrecht beschränkt. Es fiel somit der Oberlandschulbehörde die wenig dankbare Rolle einer doppelten Buchführung zu.

Die Reformpläne des Kurators gewannen festere Gestalt, nachdem er den Gedanken einer Neuschöpfung aufgegeben und sich für den weniger kostspieligen Weg einer seinen Zwecken entsprechenden Umwandlung des Selbstverwaltungskörpers entschieden hatte. Dem Adelskonvent vom April 1886 lag ein Schreiben des Kurators vor, welches einen vorläufigen Entwurf der zur Erfüllung des Allerhöchsten Willens notwendigen Maßnahmen enthielt. Das Projekt war nach den Worten des Kurators mit möglichster Schonung der bestehenden Schulverwaltung entworfen. Es statuierte die Mitgliedschaft des Volksschuldirektors in der Oberlandschulbehörde, der Volksschulinspektoren in den Kreislandschulbehörden, außerdem sollte in diesen Behörden die Regierung durch ein zweites, vom Gouverneur ernanntes Glied vertreten sein. Falls die Regierungsvertreter eine vom Majoritätsbeschluß der Behörden abweichende Meinung vertraten, entschied bezüglich der Kreislandschulbehörden der Kurator, bezüglich der Oberlandschulbehörde der Minister der Volksaufklärung, ebenso sollten Klagen gegen sämtliche Behörden, auch die Kirchspielsschulverwaltungen, direkt durch den Kurator oder den Minister entschieden werden — ein Instanzenweg, der die Kreislandschulbehörden und die Oberlandschulbehörde außer Kraft setzte. Die Machtbefugnisse der Selbstverwaltungsorgane wurden gemäß den praktischen Konsequenzen des Projekts auch dem Kurator und seinen Inspektoren übertragen, wobei durch den erwähnten Instanzenweg in jedem einzelnen Falle den Regierungsorganen das Übergewicht gewahrt war. Die konfessionelle Frage war als belanglos offen gelassen, die Sprachenfrage war nicht berührt. Indessen die Aufhebung des obligatorischen Unterhalts für die Parochialschulen, welche ihre Existenz in Frage stellte und die örtlichen Mittel zu

Neugründungen frei machte, sowie das Recht der Umwandlung der Gemeinde- in Ministerschulen auf Wunsch der Gemeinden oder einer am Unterhalt der Schule beteiligten Person, verrieten, wie diese Frage entschieden werden sollte. Die Oberlandschulbehörde kritisierte das Projekt dahin, daß es wohl bestimmt sein könne, die Axt an die Wurzel des livländischen Volksschulwesens zu legen. Dennoch riet die Oberlandschulbehörde um der Sache willen auch unter den schwierigsten Umständen auf Leitung und Unterhalt der Volksschule nicht zu verzichten, solange nur der innerlich konfessionelle Charakter, die Muttersprache und die Möglichkeit einer ehrenamtlichen Wirksamkeit gewährleistet wären. Von der Erhaltung derselben Grundprinzipien hatte die Pastorenkonferenz in Dorpat die Mitarbeit der Pastoren an der Volksschule abhängig gemacht.

Die Ritterschaft konnte in dem Schreiben des Kurators die Garantie einer gedeihlichen Entwicklung des Volksschulwesens nicht erblicken. So beschloß der Adelskonvent in der Erwägung, daß die Vorschläge des Kurators die radikale Umgestaltung des Volksschulwesens bedingten, daß der konfessionelle Charakter der Volksschule nicht verbleibe und der Schwerpunkt der Verwaltung in die Regierungsorgane verlegt werde, in der Erwägung ferner, daß es den Anschein gewinnen könne, als ob die Ritterschaft selbst die Hand biete, das Volk seiner Sprache und seines Glaubens zu berauben, dem Kurator zu erwiedern, daß sie auf seine Intentionen nicht eingehen könne. Sie vertrete nach wie vor die Auffassung, daß die Volksschule in ihrer jetzigen Organisation dem Wohl und Segen des Landes gedient, und vermöge es nicht einzusehen, wie durch einen Ressortwechsel die bestehenden Gesetze, Verordnungen und Institutionen unzweckmäßig und veränderungsbedürftig geworden seien. Sie hoffe daher, daß der Kurator, dem die sittliche und intellektuelle Entwicklung des Volkes am Herzen liege, seinen Einfluß zur Erhaltung des Bestehenden geltend machen werde. Eine organische Veränderung der Volksschule müßte die fernere Mitarbeit der Ritterschaft für alle Zukunft in Frage stellen.

Die Ablehnung der Ritterschaft blieb nicht ohne Wirkung auf den Kurator. Er fragte, ob das Schreiben das Ultimatum der Ritterschaft enthalte. Er erklärte sich zu neuen Vorschlägen bereit und versprach bis auf weiteres keine Schritte in legislativer Hinsicht zu tun. Im September desselben Jahres schien der Kurator seinem

Reformprojekt endgültig entsagt zu haben. Er meinte, er wolle sich Zeit nehmen und hoffe in ein bis zwei Jahren sich ein eingehendes Urteil über die Volksschulen zu bilden. Inzwischen handele es sich darum, mit den bestehenden Organen einen versöhnlichen modus vivendi zu finden. In der Tat hatte sich durch die fortgesetzten Eingriffe des Kurators in die Machtsphäre der Oberlandschulbehörde eine Reihe von Konflikten ergeben, die eine Verständigung wünschenswert erscheinen ließ. Überdies hatten die Inspektoren Meves und Orlow die Herbstmonate zu einer Inspektionsreise benutzt, die den herrschenden Gegensatz in die breitesten Schichten getragen hatte. Während der Schulinspektionen, die meist mit Umgehung der örtlichen Schulbehörden und ohne deren Wissen stattfanden, hatten sich die Inspektoren Änderungen zu gunsten einer Verstärkung des russischen Sprachunterrichts erlaubt. Ihre Änderungen wurden allerdings gleich nach ihrer Entfernung durch die örtlichen Schulautoritäten wieder zurechtgestellt, nicht so leicht aber ließ sich der verletzende Eindruck ihres unerwarteten Erscheinens verwischen. Vielfach beschwerten sich die Schulverwaltungen über das Vorgehen der Inspektoren, ein Pastor sandte der Oberlandschulbehörde schriftlich seine Weigerung, die Inspektoren als Kollegen zu akzeptieren.

Die fremde Gewalt, die sich zwischen die Schule und ihre Verwaltung gedrängt hatte, hatte eine allgemeine Ungewißheit und Unsicherheit der Stellung der Volksschulautoritäten im Lande hervorgerufen. In Sachen der Siltagemeindeschule hatte die Oberlandschulbehörde gegen die Besitzergreifung des Immobils zwecks Eröffnung der Ministerschule remonstriert, und es ist vielleicht bezeichnend für die Stimmung des Kurators, daß es ihn Wunder nahm, wie man um einer Schule willen so viel Lärm machen könne. Die Oberlandschulbehörde und der Kurator verkehrten fast ausschließlich auf dem Beschwerdewege durch den Minister der Volksaufklärung oder auf administrativem Wege durch den Gouverneur, da die Oberlandschulbehörde nach ihrer Auffassung der bestehenden Rechtsverhältnisse sich nicht in der Lage sah, den Weisungen des Kurators Folge zu leisten. Der dringende Wunsch des Kurators, sich mit der Oberlandschulbehörde in Relation zu setzen, war daher zeitgemäß. Es schien, als ob eine Einigung zustande kommen würde. Am 28. September konferierten der Land-

marschall, der Präses der Oberlandschulbehörde und der Kurator über die schwebenden Fragen. Im Zusammenhang mit der Siltagemeindeschule kam die Frage der Ministerschulen überhaupt zur Besprechung. Der Landmarschall und der Präses der Oberlandschulbehörde hatten gegen die Gründung von Ministerschulen im allgemeinen nichts einzuwenden, nur dürfe sie nicht auf Kosten der bereits gesetzlich bestehenden Schulen geschehen. Der Kurator blieb bei der Meinung, daß die neue Schule die alte ersetzen solle. Zum Schluß einigten sich der Präses der Oberlandschulbehörde und der Kurator, da eine allgemeine Regelung der Beziehungen zur Zeit nicht möglich sei dahin, in jedem einzelnen Falle Vereinbarungen zu treffen. Am Tage darauf wurde der Siltasche Gemeindelehrer ohne vorhergehende Ankündigung und ebenso ohne Wissen der Oberlandschulbehörde gewaltsam mit seiner Familie und seinem Mobiliar exmittiert; am 1. Oktober durch den Inspektor Speschkow feierlich die Ministerschule in jenem Lokal eröffnet. — Es lag nicht in der Absicht des Kurators oder nicht in seiner Macht, den vereinbarten modus vivendi aufrecht zu erhalten. So dauerte der Kriegszustand fort. Ein Zustand der Verfügungen und Erlasse, während, wie die Oberlandschulbehörde in vielfachen Schreiben betonte, „die auf Grundlage der bestehenden Gesetzbestimmungen herrschende Ordnung noch keiner legislativen Aufhebung oder Reform unterzogen worden." Die Kreierung (durch Reichsratsgutachten vom 12. Jan. 1887) eines Volksschuldirektors und vier neuer Inspektoren, denen die Landschulen „aller Benennungen" unterstellt wurden, schuf in diesem Zustand keine Änderung.

Die Einführung der russischen Unterrichtssprache auf dem Wege einer schrittweisen Verdrängung der alten Volkschule durch die Ministerschule, konnte nur sehr langsam vor sich gehen. So war der Kurator genötigt den Umweg abzukürzen. Er knüpfte in dieser Angelegenheit an die bereits pendente Lehrerseminarsfrage an. Am 27. Januar 1885 hatte er der Ritterschaft die Reorganisatiou der Ritterschaftlichen Seminare auf der Grundlage des Kurskschen Lehrerseminars vorgeschlagen, die Ritterschaft hatte indessen nach diesem Statute kein Verlangen getragen. Im Juli 1886 ersuchte der Kurator die Oberlandschulbehörde den russischen Sprachunterricht in den Lehrerseminaren soweit zu verstärken, daß die Absolventen der Anstalt fähig würden, den Unterricht in den

Volksschulen russisch zu erteilen. Im November stellte er dieselbe Forderung als Bedingung eines Weiterbestehens der Seminare. Auf den Hinweis der Oberlandschulbehörde, daß solange der Unterricht in den Volksschulen im estnischen und lettischen erteilt werde, den Lehrern eine solche Kenntnis nicht von Nöten sein könne, antwortete der Kurator, daß der Gemeindeschule allerdings die Muttersprache belassen werden müsse, der Unterricht in den Parochialschulen aber in der russischen Sprache zu erteilen sein werde. Obgleich anzunehmen war, daß der Kurator einen so eindeutigen und folgenschweren Ausspruch nicht gänzlich auf seine Hand getan hatte, bewog die Wichtigkeit der Sache den Landmarschall, dem Staatssekretär Deljanow die schädliche Wirkung dieses Schrittes und seine überflüssige Härte darzulegen. Diese und alle übrigen seit langem schwebenden Fragen, fanden ihre überraschende Lösung in den temporär ergänzenden Regeln vom 17. Mai 1887.

Die temporären Regeln verrieten eine nahe Verwandschaft mit den Maßnahmen vom April 1886. Durch die Regeln waren die den Maßnahmen innewohnenden Möglichkeiten verwirklicht, die in ihnen enthaltenen Unklarheiten zu bewußtem Dualismus gesteigert, die von dem Kurator geübte Praxis des willkürlichen Eingriffes legalisirt. Der Dualismus und das Fehlen jeder festen Kompetenzbestimmung entsprechen dem Zweck des Gesetzes, die unumschränkte Machtvollkommenheit der Regierungsorgane mit der Ausnutzung der örtlichen materiellen und geistigen Kräfte zu vereinigen. Eine Charakteristik des Gesetzes geben im wesentlichen die nachstehenden Bestimmungen. Behufs einer gemeinsamen Verwaltung der Volksschulen durch die Regierungs- und Selbstverwaltungsorgane traten in die Oberlandschulbehörde der Direktor der Volksschulen, in die Kreisschulbehörden die Volksschulinspektoren als ständige Glieder ein, ebenso in jede dieser Behörden ein zweites vom Kurator ernanntes Glied des Unterrichtsressorts. Der Einspruch eines Regierungsrepräsentanten inhibierte die Majoritätsbeschüsse und überwies sie der übergeordneten Instanz. Klagen gegen die Behörden gelangten an den Minister der Volksaufklärung. Den Inspektoren stand die vorläufige Anstellung und Absetzung der Lehrer zu, welche den Inspektoren direkt unterstellt und zu unweigerlicher Erfüllung der inspektorialen Anordnungen verpflichtet waren. Die Inspektoren waren ferner berechtigt von sich aus Verbesserungen und Än-

derungen in den Schulen vorzunehmen. Die den Selbstverwaltungsbehörden zugestandenen Bestätigungsrechte waren praktisch ohne Bedeutung, da die vorläufigen Verfügungen durch keine Zeitgrenze beschränkt waren. Die Umwandlung von Parochial- und Gemeindeschulen in Ministerschulen erfolgte auf Wunsch der Gemeinde oder einer am Unterhalt der Schule beteiligten Person. Der Unterhalt der neuen Schule erfolgte in derselben Weise, wie der Unterhalt der Schule, an deren Stelle sie trat, erfolgt war. In den zwei unteren Klassen der Gemeindeschulen wurde der Unterricht je „nach Bedürfnis" in lettischer, estnischer oder russischer Sprache erteilt, für die dritte Klasse der Gemeindeschulen und die Parochialschulen war die russische Unterrichtssprache obligatorisch. Die ständischen Organe waren verpflichtet, die Tätigkeit des Volksschuldirektors und seiner Inspektoren in jeder Weise zu fördern.

Die Ritter- und Landschaft, die im Juni 1887 versammelt war, mußte zu ihrem tiefsten Bedauern der Überzeugung Raum geben, daß die neuerlassenen Regeln alle und jede Hoffnung auf eine fernere fruchtbringende Teilnahme der Ritter- und Landschaft an der Verwaltung des Volksschulwesens ausschlossen. Sie erkannte in dem neuen Gesetze ein das Volksschulwesen in seinen Grundfesten erschütterndes Prinzip, welches die seitherigen Leiter des livländischen Volksschulwesens sich anzueignen füglich nicht vermöchten. Die Lahmlegung der Selbstverwaltungsorgane, die Trennung der Schule von Haus und Kirche und die Verbannung der Volkssprachen aus der Schule, mußten jedes Interesse der Ritter- und Landschaft an der solchergestalt entnationalisierten Schule vernichten. Der Landtag verfügte die Schließung der ritterschaftlichen Lehrerseminare in Walk und Dorpat und beauftragte den Landmarschall: dem Minister der Volksaufklärung zu deklarieren, daß die Ritterschaft auf ihr durch die betreffenden Paragraphen des Provinzialrechts gewährleistetes Recht, an der Errichtung, Erhaltung und Verwaltung der Landvolksschulen Teil zu nehmen zu verzichten sich genötigt sehe, und folglich den Minister ersuche erwirken zu wollen, daß in Ergänzung der emanierten Regeln die faktisch lahm gelegten Organe der Landschulverwaltung förmlich aufgehoben würden. Am 20. Juli überreichte der Landmarschall dem Minister der Volksaufklärung die Denkschrift der Ritterschaft. Die Denkschrift betont die schwere Kränkung, die durch die Ein-

führung der russischen Unterrichtssprache in die Schule eines Volkes, das sich als solches fühle, der bäuerlichen Bevölkerung zugefügt werde, und schloß mit der Bitte um Liberierung der Ritter- und Landschaft von der Verwaltung. Der Minister der das kurze Begleitschreiben sogleich durchlesen hatte, sagte, er begreife die Ritterschaft und diesen Schritt nicht. Die Angelegenheit schien ihm Sorge zu bereiten, und nach längerem Besinnen fragte er: „Was soll ich seiner Majestät vorschlagen?" Der Landmarschall erklärte dem Minister, wie die Ritterschaft sich wohl bewußt sei, daß dieser Schritt mit vielen übrigen in systematischem Zusammenhange stände, indessen — wenn S. Majestät Kenntnis erhalte von der Tragweite des gegen die Ritterschaft eingehaltenen Verfahrens, so hoffe sie von Seiner Gnade Remedur zu erhalten. Der Minister versprach daraufhin die Denkschrift vorzulegen.

In jeder Beziehung übertrafen die temporären Regeln die Erwartungen ihrer Schöpfer. Soweit sich dieses aus dem Rundschreiben des Kurators vom 6. November ersehen läßt, war er über das neue Gesetz der Meinung gewesen, „daß seine Anwendung keine Schwierigkeiten bereiten kann, wenn man die Sache wie sie wirklich ist ansieht, sich nicht vermeintliche Hindernisse schafft und nicht künstlich Schwierigkeiten hervorruft. Es ist nur nötig, sich dem Gesetz und denjenigen Interessen von hervorragender Wichtigkeit gegenüber, die es berührt, mit Achtung zu verhalten, es ist nur nötig, alles der Schule Fremde zu beseitigen und das eine Ziel im Auge zu haben: die sittliche und geistige Entwicklung der Kinder, welche die Eltern mit Vertrauen in die Schule senden."

In seinen Wirkungen unabhängig von der Ansicht des Kurators, hatte das neue Gesetzt eine Stockung des Volksschullebens zur Folge gehabt. Die Oberlandschulbehörde hatte den Beginn des Unterrichts in den Parochialschulen bis zum äußersten statthaften Termin hinausgeschoben, da sie keine Möglichkeit sah dem Gesetze gemäß den Unterricht in einer Sprache erteilen zu lassen, die weder Lehrer noch Schüler verstanden, im übrigen hatte sie sich darauf beschränkt jeden Konflikt mit den Regierungsorganen zu vermeiden. Die örtlichen Schulautoritäten schlugen vielfach den Ausweg der Schulschließung ein, 32 Parochialschulen waren aus den verschiedensten Motiven, zumeist aber in Besorgnis um das Eigentum der Kirche an den Schulen, und im Hinblick auf die Forderung

der russischen Unterrichtssprache geschlossen worden. Auch die Kinder, welche die Eltern mit Vertrauen in die Schule senden, begannen weniger vollzählig zu erscheinen. Durch wiederholte Erlasse, deren erregter Ton unter andrem eine Injurienklage der Ritterschaft bedingte, suchten der Gouverneur und Kurator die Schulverwicklungen zu regeln. Die durch das neue Gesetz geschaffene Frage des Eigentumsrechtes an den Parochialschulen bemühte sich der Gouverneur dadurch zu präjudizieren, daß er den Ordnungsrichtern vorschrieb, den Parochiallehrern Reversale des Inhalts abzunehmen, daß sie im Amt eines Kirchspielsschullehrers stehend, die Gebäude und Ländereien der Schule namens der Schulverwaltung, nicht aber namens der Kirche oder einer Privatperson besäßen. Im Weigerungsfalle sollten ihnen Gebäude und Ländereien abgenommen und einem Gliede der Schulverwaltung überwiesen werden. Dieser Versuch die schwierige Rechtsfrage gewissermassen durch den Schiedsspruch der Parochiallehrer zu lösen, scheiterte an der fast einmütigen Weigerung der Parochiallehrer den Revers zu unterzeichnen und der Kirchspielsschulverwaltungen das ihrer Ansicht nach der Kirche gehörige Land zu übernehmen.

In vieler Hinsicht war der Gouverneur eine zwar neue, aber wesentliche Erscheinung des Schullebens geworden. Er setzte auf administrativem Wege Lehrer ein und verhinderte auf demselben Wege ihre Absetzung. Die Druckerei, in der die Oberlandschulbehörde den Landtagsschluß in Sachen des Volksschulwesens hatte drucken lassen, wurde geschlossen, die übrigen Druckereien erhielten Weisung für die Oberlandschulbehörde nicht ohne Zensur zu drucken. Ebenso waren der Volksschuldirektor und die Inspektoren in fieberhafter Tätigkeit; sie setzten Lehrer ein und Lehrer ab, ohne dadurch den ruhigen Gang des Schulwesens wesentlich zu fördern.

Eine Folge ihres Eifers war das Auftreten von Lehrern mit Gage ohne Amt, und mit Amt ohne Gage. Dem einzigen Versuch, der gemacht wurde, die russische Unterrichtssprache praktisch durchzuführen, bereitete die gänzliche Verständnislosigkeit der Schüler ein schnelles Ende. Die Regierung sah sich genötigt zu paktieren, der Gouverneur verzichtete auf sein Reversalverfahren und trat wieder in den Hintergrund, der Kurator erklärte, daß keine Reform mit einem Schlage durchgeführt werden könne; durch einen ministeriellen Erlaß wurde die Einführung der russischen

Sprache in jedem einzelnen Falle dem Ermessen des Kurators anheimgestellt und die endgültige Durchführung des Prinzips auf drei Jahre hinausgeschoben. Zugleich wurde die Eröffnung sämtlicher Parochialschulen anbefohlen. Danach setzte sich der gewaltige Mechanismus des Volksschulwesens langsam wieder in Bewegung nach dem Gesetz der Beharrlichkeit, nach welchem er sich während der ganzen Zeit in aller Ruhe in den Orten bewegt hatte, wo die Inspektoren nicht hinkamen, und ihre Schriftstücke als unverständlich bei Seite gelegt wurden.

Hundertfünfzig Inspektoren wären, — nach den Worten des Kurators, — nicht im stande die Arbeit der Volksschulverwaltung ohne die ständischen Organe zu leisten. Gegenüber den Lebensanforderungen des Schulorganismus hatten sich die geringen bureaukratischen Kräfte als unzureichend erwiesen. Nachdem die temporären Regeln jede Machtbefugnis der Selbstverwaltung vernichtet hatten, sah sich die Bureaukratie außer stande das Erbe anzutreten. Es galt daher durch einen Kompromiß den störrigen Selbstverwaltungskörper gefügig zu machen, und der Kurator bemühte sich abermals und aus vollster Überzeugung um eine Versöhnung. Die Liberierung der Ritterschaft von der Mitverwaltung des Schulwesens, meinte er, würde einen unmöglichen, das Schulwesen schädigenden Zustand schaffen. Schon das verflossene Jahr, während dessen die Ritterschaft der Volksschulverwaltung ferngestanden, müsse als ein verlorenes Jahr betrachtet werden und das Schulwesen sei bedeutend unter das frühere Niveau herabgesunken. Er lehnte jede Verantwortung für das Zustandekommen der temporären Regeln ab, und versprach, da das Gesetz so bald nicht abgeändert werden könne, eine Handhabung des Gesetzes, die in der Praxis alle Bedenklichkeiten beseitigen würde. In Petersburg selbst herrschte in den maßgebenden Kreisen des Ministeriums der Volksaufklärung eine gewisse Ratlosigkeit, die Antwort auf das Gesuch der Ritterschaft wurde hinausgeschoben. Der Landmarschall drang auf eine Abänderung der temporären Regeln und die Ausarbeitung eines definitiven Gesetzes mit Berücksichtigung der ritterschaftlichen Vorschläge. Indessen so allgemein die Unvollkommenheit der temporären Regeln zugegeben wurde, ebenso allgemein war der Wille den getanen Schritt nicht zurückzutun. Offiziell fand dieser Wille dahin seinen Ausdruck, daß man die Wirkung

der temporären Regeln genau zu beurteilen im stande sein müsse, ehe ein definitives Gesetz entworfen werde. Von dieser Wirkung, wie sie sich nach dem Ablauf der ersten stürmischen Zeit zu äußern begonnen hatte, konnte sich der außerordentliche Landtag vom Oktober 1888 an der Hand des Berichts der Oberlandschulbehörde überzeugen. Laut diesem Bericht bedingte das Gesetz die absolute Gesetzlosigkeit und beschränkte die Machtbefugnis der Selbstverwaltungsbehörden auf genau das Maß, welches der Kurator und seine Untergebenen ihnen zugestehen wollten. Zu irgend einer positiven Arbeit waren sowohl die ständischen Behörden, wie die Regierungsorgane, allerdings aus verschiedenen Gründen, unfähig. Es bestand nicht mehr als der Schein der alten Ordnung, der geschont wurde, um unter der alten Flagge mit neuer Ware zu segeln; die Organe der Selbstverwaltung dienten nur dazu durch ihren guten Ruf die neue, konfessionslose Sprachschule und deren Verwaltung zu decken und das Landvolk über die vollzogene Umwälzung zu täuschen. — „Die livländische Landvolksschule, welche die Ritterschaft und Geistlichkeit als kirchliche Anstalt begründet und geleitet haben, sie existirt nicht mehr." —

Angesichts dieser traurigen Erfüllung seiner Voraussicht und in der Erwägung, daß das Gesuch der Ritter- und Landschaft um Liberierung von der Verwaltung noch immer unbeantwortet war, beauftragte der Landtag den Landmarschall dahin zu wirken, daß die temporären Regeln durch ein definitives Gesetz ersetzt würden, welches eine gedeihliche Mitarbeit der Ritterschaft und der Geistlichkeit ermögliche. Die Antwort, die auf dieses Gesuch erfolgte, beließ der Ritterschaft die Last einer fremden Zwecken dienenden Volksschule und die Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Es wurde ihr mitgeteilt, daß ihre Teilnahme an der Volksschulverwaltung auch künftighin nicht anders als auf Grundlage der durch das Gesetz vom 17. Mai festgesetzten Regeln erhalten werden könne, daß sie aber, wenn sie rechtzeitig ihren Wunsch einer weiteren Teilnahme äußern sollte, seiner Zeit mit den Ritterschaften der Gouvernements Est- und Kurland zur Teilnahme an der Ausarbeitung eines definitiven Gesetzes aufgefordert werden würde. Durch diesen Bescheid und die Ablehnung sämtlicher Eigentums- und Rechtsklagen in Sachen des Volksschulwesens war der Regierung der materielle Bestand der neuen Volksschule soweit gesichert, daß die

Regierungsorgane sich ausschließlich der Fruchtbarmachung dieser Schule für ihre Zwecke widmen konnten. Die Wirksamkeit und das Interesse der Inspektoren richteten sich vornehmlich auf die Hebung der russischen Sprachkenntnis und die Einbürgerung der Vorschriftsmäßigen Gesinnung in der Volksschule. Nicht immer wurden dabei auch die nächstliegenden übrigen Interessen der Schule berücksichtigt. Ein treffendes Beispiel hierfür bieten die Sommerkurse, deren Besuch zwecks Erlernung der russischen Sprache den Lehrern zur Pflicht gemacht wurde, und die, in die Erntezeit fallend, das Brot der Lehrer in gleicher Weise wie den Repetitions- und Hausunterricht schmälerten. Dieser konnte, als dem Programm der neuen Schule gänzlich fernstehend, die Sympathie der Regierungsorgane nicht beanspruchen. Die Beurteilung des pädagogischen Könnens der Lehrer aus denselben Gesichtspunkten hatte die Absetzung der alten Lehrer, und das Auftreten junger, vielfach ungeschulter Kräfte zur Folge, trotzdem begann dank den massenhaften Verabschiedungen der Lehrermangel chronisch zu werden. Der Einfluß der ständischen Schulautoritäten wurde zu Gunsten eines direkten Verkehrs der Inspektoren mit den Schullehrern zurückgedrängt; der Religionsunterricht auf die Rolle eines Nebenfaches herabgedrückt und gelegentlich, trotzdem seine Leitung offiziell der lutherischen Geistlichkeit verblieben war, von den Inspektoren in etwas befremdlicher Weise inspiziert. Wo noch die Beziehungen der althergebrachten Tradition fortwirkten, war ein Einfluß des Predigers auf den Lehrer und den Religionsunterricht vorhanden, doch war er rein persönlicher Natur. Das Wahlrecht der Gemeinden wurde von einigen Inspektoren berücksichtigt, von andren je nach Belieben auch unberücksichtigt gelassen. Die Kreislandschulbehörden und die Oberlandschulbehörde erfuhren nur gelegentlich von den Plänen und Handlungen der Regierungsorgane, da die Inspektoren, seitdem ihre Schriftstücke translatiert und gelesen wurden, und nachdem sie sich über ihr Wirkungsgebiet im großen und ganzen orientiert hatten, mit ihren Schreiben zurückhaltender geworden waren. In manchen Fällen mußte die Lösung des Bandes zwischen Schulverwaltung und Schule von den Inspektoren selbst als störend empfunden werden. Ein Inspektor beklagte sich bei der Kreislandschulbehörde, daß zahlreiche Lehrer ohne jegliche Legitimation unterrichteten. Die Behörde beauftragte die Schulver-

waltungen, derartige ungesetzliche Zustände nicht zu dulden, doch erklärten sich diese außer stande solchen Unfug zu beseitigen, da sie nicht einmal erfuhren, wer als Lehrer berechtigt sei, noch auch die Mittel besäßen, solche zu beseitigen. Es läßt sich bezweifeln ob bei der großen Zahl der den Inspektoren unterstellten Schulen, diese selbst eine genaue Kenntnis der von ihnen angestellten Lehrer besaßen. In jedem Falle waren die Inspektoren gänzlich außer stande eine die Grenzen des Unterrichts übersteigende Kontrolle über die Schulen zu führen, welche in den langen Inspektionspausen, nachdem den örtlichen Schulautoritäten die Macht genommen, und nur der Schein geblieben, tatsächlich ohne jede Aufsicht waren. Die Schulversäumnisse nahmen erschreckende Demensionen an und machten den obligatorischen Schulzwang zur Phrase, ebenso begannen die Gemeinden, der altgewohnten Kontrolle entrückt, die Subsistenzmittel der Schule zu schmälern, mit steigender Tendenz je mehr das Interesse der Gemeinden an der Schule erkaltete, und keine Autorität, auch nicht der Inspektor, war im stande solches zu hindern.

Auf den Allerhöchsten Entscheid vom Februar 1889, betreffend das Gesuch der Ritterschaft um Abänderung der temporären Regeln, hatte der Landtag vom März 1890 beschlossen, zunächst keine Schritte zu unternehmen, da die Ritterschaft die Unmöglichkeit, unter der Herrschaft der temporären Regeln an der Verwaltung in ersprießlicher Weise teilzunehmen, bereits konstatiert und deklariert habe. Doch wurden die Oberkirchenvorsteher beauftragt, den Entwurf eines definitiven Gesetzes für die Verwaltung des Volksschulwesens als Vorlage für den nächsten Adelskonvent auszuarbeiten. Der Entwurf, welcher dem Adelskonvent vom Januar 1891 vorlag, suchte die Ansprüche der Regierung mit der Möglichkeit einer ehrenamtlichen Wirksamkeit zu vereinigen. Die unmittelbare Leitung und Kontrolle der Schulen sollte den Schulverwaltungen wieder übertragen werden, da die direkte Aufsicht der Schulen durch die Inspektoren sich bei ihrer geringen Zahl als undurchführbar erwiesen hätte. Den Inspektoren sollte dagegen ein weitgehendes Aufsichtsrecht über die Wirksamkeit der Selbstverwaltungsorgane zugestanden werden. Dem Religionsunterricht sollte die gebührende Stellung eingeräumt, die Muttersprache des Landvolkes in allen Parochial- und Gemeindeschulen als Unter-

richtssprache verbleiben, bei der Erlernung der Reichssprache nach Maßgabe der vorhandenen Kräfte. Das Wahlrecht der Gemeinde sollte betont, der obligatorische Unterricht durch zweckentsprechende Maßnahmen wieder realisiert werden. — Der Landmarschall wurde beauftragt, eine Einigung mit den Nachbarprovinzen auf Grund des Entwurfs anzustreben und gemeinsam mit ihnen, oder allein mit den Organen der Staatsregierung, in Verhandlung zu treten. Nachdem der Landmarschall sich mit den Vertretern der Ritterschaften von Est- und Kurland in Einvernehmen gesetzt hatte, übergab er die auf Grundlage des Entwurfs ausgearbeitete Denkschrift dem Kurator Lawrowskij zur Begutachtung. Der Kurator wollte die Angelegenheit bis nach der Semstwoeinführung, die damals wie heute in der Luft schwebte, verschieben. Der Landtag vom Februar 1893, dem ein so gemächliches Verfahren nicht wünschenswert erscheinen konnte, beauftragte den Landmarschall, eine baldige Prüfung der ritterschaftlichen Vorschläge zwecks eines definitiven Volksschulgesetzes zu veranlassen, mit der Begründung, daß die Ritterschaft die Verantwortung für den rapiden Verfall der Volksschule nicht länger tragen könne. Am 11. November übergab der Landmarschall das Memoire in dieser Angelegenheit dem Minister der Volksaufklärung und nahm mit dem Departementschef Anitschkow darüber Rücksprache. Doch waren die Auslassungen beider über den Gegenstand so wenig sachlicher Art, daß sich aus ihnen über ihre Stellung zum Reformprojekt nichts entnehmen ließ. Auch der Kurator hatte mittlerweile ein Reformprojekt ausgearbeitet und es dem Ministerium der Volksaufklärung zugleich mit dem ihm seinerzeit übergebenen Projekt der Ritterschaft übersandt.

Im Herbst 1895 trat darauf im Ministerium der Volksaufklärung unter dem Vorsitz des Petersburger Kurators Kapustin eine Kommission zusammen, der das Projekt Lawrowskijs zur Beprüfung übergeben wurde. Am 19. Dezember wurde das von der Kommission überarbeitete Projekt im Auftrage des Ministers des Innern dem residierenden Landrat zur Begutachtung übersandt. Dieses Projekt war in allen Punkten eine Verschärfung der temporären Regeln. Indem es den konfessionellen und nationalen Charakter der Schule bis auf den letzten Schein zerstörte, und nicht einmal dem Religionsunterricht unzweideutig die Muttersprache beließ, drückte es zugleich die ständischen Kräfte auf das Niveau

eines bloßen Handlangerdienstes hinab, und nahm gleichwohl die materiellen Mittel derselben in verschärftem Maße in Anspruch. Es wurde daher der Landmarschall vom Landtage des Februars 1896 beauftragt, mit allen Mitteln für das Ausarbeiten eines neuen Projekts unter der Hinzuziehung ritterschaftlicher Delegierter zu wirken, indem der konfessionelle Charakter, der Unterricht in der Muttersprache, wenigstens in den Gemeindeschulen, und ein maßgebender Einfluß der Ritterschaft, der Landgemeinden und der Geistlichkeit auf die Verwaltung der Volksschulen gewährleistet würde.

Wie schwerwiegende Gründe es waren, welche die Sorge der Ritterschaft um die Sache der Volksschule nicht ermatten ließ, möge die gleichzeitige Bittschrift der Schulältesten von Fellin-Land veranschaulichen. In ihr heißt es: „Mit Herzschmerzen müssen wir zusehen, wie die Volksschulen, welche mit so großen Opfern seitens des Volkes unterhalten werden, mit jedem Jahre sich verschlechtern. Obgleich die Schulkinder mit bitteren Tränen ihre Bücher benetzen, so können sie doch keinen Nutzen aus denselben ziehen, weil die Sprache der Schulbücher ihnen fremd ist und der Lehrer sie in einer unverständlichen Sprache unterrichtet. In keinem Lehrgegenstande können die Kinder solche Fortschritte machen wie früher. An Stelle der früheren regelmäßigen Aufsicht von seiten der Schulverwaltung der örtlichen Autoritäten der früheren Organisation, erscheint jetzt nach Jahren der Schulinspektor zur oberflächlichen Revision der Volksschulen und verlangt mit der größten Strenge mehr und mehr russisch. Kaum hundert Tage im Jahre, abzüglich der Kirchen- und Kronsfeiertage, besuchen unsre Kinder die Schule; die 11jährigen Kinder müssen drei Winter die Schule besuchen. Solchen Kindern ist dringend nötig die Muttersprache beizubringen, bevor der Lehrer einen systematischen Unterricht anfangen kann, aber jetzt fordert der Volksschulinspektor, man darf die Kinder nur in russischer Sprache lehren! Nach dem Schluß des Unterrichts kehren sie in die Familien zurück, wo russisch weder verstanden noch gesprochen wird, und vergessen die wenigen auswendig gelernten russischen Vokabeln und Phrasen und verstehen weder russisch noch die Muttersprache, noch sonst was. Unser Volk läßt sehr gerne die Kinder fremde Sprachen lehren, besonders aber die russische Sprache, sie ist in Zukunft den

Kindern notwendig, aber mit solcher Strenge und auf Kosten andrer Lehrgegenstände und der allgemeinen Bildung, wie es gegenwärtig in unsren Schulen projektiert wird, das ist unsren Eltern und unsrem Volke unaussprechlich schwer und traurig, und das Volk drückt seine Unzufriedenheit gegen die Schulen auf verschiedene Weise aus: z. B. — die Kinder werden unregelmäßig zur Schule geschickt, die Beiträge zur Erhaltnng der Schulen zahlt man ungern und äußerst unregelmäßig, die Gagen der Schullehrer werden unaufhörlich herabgesetzt, die Schulen werden geschlossen, die Liebe verschwindet und die Schule wird in Zwangsmaßregeln umgewandelt, und all das Resultat in nächster Zukunft ist: Mangel an guten Schullehrern und Lasterhaftigkeit der jungen Generation. . . ." (Zitiert nach dem Translat, 18. Feb. 1896).

Das Schreiben schließt mit der Bitte um Einführung der Muttersprache und einer evangelisch-lutherischen Schulobrigkeit. — Am 17. Mai 1896 wurde das ritterschaftliche Memorial mit der ausführlichen Kritik des Gesetzentwurfes, und mit gleichzeitiger Mitteilung des Landtagsschlusses, dem Gouverneur zur Vorstellung an den Minister des Innern zugesandt. Mittlerweile war bereits das Reformprojekt in den Akten des Ministeriums der Volksaufklärung versunken, das Memorial der Ritterschaft aber verblieb, soweit es sich konstatieren ließ, bei den Akten des Gouverneurs.

Die Qualität des Lehrermaterials war seit dem November 1885 stetig gesunken, endlich wurde durch einen ministeriellen Erlaß vom April 1897, welcher die Altersgrenze der Lehrer von 21 auf 17 Jahre herabsetzte und ihren Befähigungsnachweis allein auf die Kenntnis der russischen Sprache beschränkte, der nach und nach eingetretene Tiefstand offiziell sanktionirt. Dieser Erlaß bewog die Ritterschaft unverzüglich alle zu Gebote stehenden Mittel in Anwendung zu bringen, um an Allerhöchster Stelle für die Darstellung der in Betreff der Volksschule geschaffenen Zustände Gehör zu finden. Im Auftrage des Adelskonvents vom Mai 1897 überreichte darauf der Landmarschall Sr. Majestät die Suplik der Ritter- und Landschaft, welche die Bitte einer Ersetzung der temporären Regeln durch ein definitives Gesetz, mit den leitenden Grundsätzen des konfessionellen Charakters, der Muttersprache und der Ermöglichung einer nutzbringenden Teilnahme der Selbstverwaltungsorgane, ausdrückte, sowie, daß die gegenwärtigen geltenden temporären Regeln

von 1887, welche die religiös-sittliche Erziehung des Volkes nicht sicherstellten, die livländische Ritterschaft der Möglichkeit, an der Verwaltung teilzunehmen, beraubten. Der Landmarschall fand am 1. November des Jahres Gelegenheit, Sr. Majestät in gesonderter Audienz die Bitte der Ritterschaft auszusprechen. Am 10. Dezember 1897 wurde dem Landmarschall durch den Dirigierenden der Kanzlei Sr. Majestät der Allerhöchste Entscheid übermittelt, — das Gesuch der Ritterschaft ohne Folge zu lassen.

Nachdem dergestalt der Ritterschaft dort, woher sie so lange Zeit die Hülfe erhofft hatte, keine Hülfe geworden, beschloß der Landtag vom März 1898 schweren Herzens abermals um die Liberierung von der Verwaltung nachzusuchen, und die Oberkirchenvorsteher und Kirchenvorsteher, denen ein tätiges Interesse an der Volksschule nicht mehr zugemutet werden konnte, aufzufordern, sich im Verein mit der Geistlichkeit um die Förderung des Haus- und Konfirmationsunterrichts in jeder Weise zu bemühen.

In einer zweistündigen Unterredung setzte der Landmarschall dem unlängst ins Amt getretenen Minister der Volksaufklärung die Lage der livländischen Volksschule und den Wunsch der Ritterschaft, von der Verwaltung dieser Volksschule befreit zu werden, auseinander. Mit dem Hinweis auf Armenien und Polen begründete der Minister die Unmöglichkeit, von den seither vom Staate vertretenen Grundsätzen abzuweichen, meinte aber gleichwohl, daß die Liberierung der Ritterschaft von der Teilnahme an der Volksschulverwaltung schwerlich konzediert werden könne. Auch im Oktober und November des Jahres gelang es dem Landmarschall nicht, eine definitive Antwort zu erlangen. Der Gesetzentwurf von 1895 war wieder aus den Akten erstanden und auf seiner Grundlage beabsichtigte der Minister ein neues definitives Gesetzesprojekt ausarbeiten zu lassen. Er wollte Sr. Majestät die Frage zur Entscheidung vorlegen, ob es nicht zweckmäßig wäre, bei der Abfassung des Projekts ritterschaftliche Delegierte hinzuzuziehen. Das Gesuch um eine formelle Befreiung der Ritterschaft von der Teilnahme der Volksschulverwaltung wurde der Landmarschall gebeten bis zur Fertigstellung des Gesetzes zu verschieben. Im Juni 1900 war die Gesetzkommission in Tätigkeit. Eine konfidentielle Beratung mit den Vertretern der baltischen Ritterschaften war in Aussicht genommen, auch war der Kurator Schwarz beauftragt,

das Projekt mit den Vertretern der Ritterschaften zu besprechen. Die Meinung des Kurators ging dahin, daß es unter den bestehenden Verhältnissen am zweckmäßigsten wäre, wenn die ritterschaftlichen Organe aus der Verwaltung ausschieden.

Der neue Gesetzentwurf trug in gleicher Weise wie die temporären Regeln und das Gesetzesprojekt von 1895 den bereaukratischen, konfessionslosen und antinationalen Stempel, und unterschied sich von seinen Vorgängern lediglich durch den schärferen Ausdruck dieser Tendenzen. Auch dieses Projekt blieb indessen in den Akten, und die 1893 erweiterten und kodifizierten temporären Regeln herrschten nach wie vor.

Während all dieser Zeit waren Volksschuldirektoren und Inspektoren, deren Zahl langsam gestiegen war, in der Pflege der Landvolksschule nicht ermattet, wie wir dieses aus nachstehendem Zirkular vom 1. März 1901 entnehmen können, in dem es heißt: Punkt 6. Die Schulmuseen müssen jedes Jahr vervollständigt und die Reichssprache demgemäß gründlicher gelernt werden. Besonders muß die veraltete Übersetzungsweise ganz abgeschafft und nur die natürliche Lehrweise benutzt werden, dabei muß darauf Gewicht gelegt werden, daß das Kind sich vom ersten Betreten des Schulzimmers an an das lebendige Russisch gewöhnt. Für die Sauberkeit der Schulzimmer muß besonders Sorge getragen werden. Der Lehrer muß den Inspektor rechtzeitig davon in Kenntnis setzen, wenn er seine Stelle wechseln will. Berichte über seine Besoldung muß der Lehrer jedes Jahr dem Gemeindebevollmächtigten schriftlich einreichen und dabei für die Erhöhung seiner Gage selbst Sorge tragen. Dazu darf er aber keine gesetzwidrigen Mittel anwenden, sondern muß sich nach den örtlichen wirtschaftlichen Verhältnissen einrichten. (Düna-Ztg. vom 1. März 1901*.)

Gleich der livländischen Landvolksschule liegt heute auch der Gedanke einer allmächtigen Bureaukratie, dem sie im Kampfe unterlegen ist, in den letzten Zügen — die freie Entfaltung des Lebens ist auf der Tagesordnung. Am 22. April 1905 ist dem Präsidenten des Ministerkomitees Staatssekretär Witte die Denkschrift der Livl. Ritterschaft, betreffend die Volksschule, übersandt

*) Einzelne lettische und estnische Blätter, sowie die „Rishsk. Wedomosti" haben sich in letzter Zeit um die Verbreitung einer Kenntnis des jetzigen Volksschulwesens verdient gemacht, es ist daher ein näheres Eingehen auf diese Frage kaum vonnöten.

worden. Die Denkschrift schließt mit den Worten: „Noch einmal macht die livländische Ritterschaft im vollbewußten Interesse des Reiches wie auch der gesetzlich ihrer Fürsorge anvertrauten engeren Heimat, unter Vorstellung des herrschenden Notstandes in der Volkserziehung, sich mit der Bitte an die Staatsregierung um Wiederaufrichtung der Lebensbedingungen der evangelisch-lutherischen Landvolksschule: Gewährung der Schule als kirchliche Einrichtung, Gebrauch der Muttersprache als Unterrichtsmittel und kommunale Verwaltung des Volksschulwesens in gemeinsamer Mitarbeit der Ritterschaft, Geistlichkeit und Vertretung des Bauerstandes."

Zum Memoire der Adelsmarschälle vom November v. J.

Wie bekannt, hatte die Versammlung der Gouvernements-Adelsmarschälle, die vom 15.—20. November v. J. in Moskau tagte, auch über die innere Lage des Reiches beraten und die Majorität die Ausarbeitung eines Memoires beschlossen, wobei sie sich im Allgemeinen von denselben Motiven leiten ließ, die auch Fürst Trubetzkoj in seinem bekannten Briefe an den Minister des Innern vom 2. Dezember ausgesprochen hat. Dieses Memoire, zu dem nach und nach 22 Adelsmarschälle ihre Unterschrift gaben, wurde dem Minister des Innern überreicht und gleichzeitig auch den übrigen noch fehlenden Adelsmarschällen zur event. Mitunterzeichnung übersandt. Bei der Bedeutung solcher politischen Aktionen wird es von besonderem Interesse sein, das Antwortschreiben kennen zu lernen, das der livländische Landmarschall am 7. Dezember 1904 an den St. Petersburger-Adelsmarschall, den Grafen Gudowitsch gerichtet hat und das er dann am 15. Dezember auch dem Minister des Innern mitteilte. Das Schreiben lautet:

Hochgeehrter Graf!

Ihr am 2. Dezember in meine Hände gelangtes Schreiben nebst Beilage enthält so wichtige und ernste Angelegenheiten, daß ich bereits mittels Telegramm vom 3. Dezember mir Zeit erbitten mußte, und erst jetzt imstande bin, Ihnen meine Meinung mitzuteilen, welche, wenngleich nicht auf einem Auftrage oder einer Instruktion der Livl. Ritterschaft beruhend, dennoch den Intentionen derselben entsprechen dürfte.

Die Wirkungen des übermäßig angespannten bureaukratischen Systems haben sich in Livland, — gleichwie in den übrigen Teilen des Reiches, — in unheilvoller Weise geltend gemacht, die seit altersher geschulten Kräfte der Selbstverwaltung lahmgelegt, sowie

die heranwachsenden jüngeren Elemente zurückgestoßen, und endlich das gegenseitige Vertrauen zwischen der Regierung und den Regierten erschüttert. Die dem bureaukratischen System innewohnende Sucht der Reglementierung und der Uniformität hat insbesondere schwer auf Livland gelastet und zerstörend gewirkt, weil gute und segensreiche Elemente, die seit früheren Zeiten existierten, erstickt worden sind.

Diese traurige Lage der Regierung bekannt zu geben halte ich für eine Pflicht jedes Gouvernements-Adelsmarschalls, und in dieser Pflicht fühle ich mich vollständig einig mit meinen Kollegen, die aus verschiedenen Teilen des Reiches ihre Stimmen zu erheben für gut befunden haben, um in dieser ernsten Zeit der tiefgehenden Bewegung keinen Zweifel darüber aufkommen zu lassen, daß der Adel des Reiches nicht beiseite zu treten gesonnen ist, sondern es für seine heilige Pflicht erachtet, als Erster darauf hinzuweisen, was dem Wohle des Volkes dienen kann.

Diese hohe Aufgabe des Adels besteht hauptsächlich in der Erziehung aller Bevölkerungsschichten zur Selbstverwaltung, beginnend mit der gewissenhaften und treuen Arbeit im Gut und im Dorfe und aufsteigend bis zur Verwaltung aller provinziellen Bedürfnisse, und bis zur Wahrung dessen, was das Wohl der Provinz erheischt. Das ist ein großes Gebiet, das vollständig zu beherrschen sehr große Anforderungen an die uneigennützige und geschulte Arbeitskraft aller Beteiligten stellt. — Hierin liegt der Kernpunkt jeder weiteren Entwicklung.

Die provinzielle Selbstverwaltung muß vollständig angepaßt sein den Bedürfnissen des Landes, und sie muß über ein ausreichendes Material persönlicher Kräfte zur Ausübung der öffentlichen Verpflichtungen verfügen, damit eine feste und gesunde Unterlage für die Gesamtorganisation des Reiches geschaffen werde.

Um diesen Anforderungen zu genügen, gehört sich der Erlaß von Gesetzen, welche die provinzielle Selbstverwaltung in ihrer Wirksamkeit unterstützen, ihr freien Spielraum gewähren, damit sie innerhalb der ihr vom Gesetz gewährten Grenzen selbständig ihre Funktionen erfüllen könne, und vor allem, damit sie geschützt sei vor einer Bevormundung und vor willkürlichen Eingriffen seitens der Regierungsorgane.

Unter Beobachtung dieser allgemeinen Grundsätze kann allein eine gesunde Verwaltung sich entwickeln, und ich fühle mich darin einig mit Ihnen und Ihren Kollegen. Als Hindernis dürfte dabei nicht angesehen werden, daß verschiedene Teile des Reiches eine gesonderte Entwicklung genommen haben, die, — unbeschadet der Reichseinheit, — auch eine besondere Form der Selbstverwaltung erheischen. Noch mehr, diese Eigenarten müssen zur lebendigen Gestaltung des Reichsganzen beitragen, weil die Uniformität der

Tod jedes selbständigen Kulturfortschritts ist. Ganz besonders muß betont werden, daß der Ausbau der provinziellen Selbstverwaltung, der Schutz derselben vor unberechtigten administrativen Eingriffen und die Ausstattung der Selbstverwaltungsorgane mit den nötigen Machtvollkommenheiten zur selbständigen Erfüllung ihrer Obliegenheiten, unerläßlich erscheint, um gesunde Zustände zu schaffen.

Wenn in Vorstehendem das politisch-administrative Gebiet umgrenzt ist, das einer dringenden Reform bedarf, so gibt es noch allgemeine Rechte, deren Verwirklichung mit der Sehnsucht des Volkes zusammenfällt, — das ist die Freiheit des religiösen Gewissens, ein Postulat, welches außerhalb aller politischen Erwägungen liegen müßte und längst als reif anzusehen ist, — der Schutz der Person durch Gesetze, welche die Beamten in privatrechtlicher und krimineller Hinsicht durch richterlichen Spruch für ihre amtlichen Handlungen haftbar machen, und endlich die Freiheit der Lehr- und Lernsprache, welche, unbeschadet der Anforderungen, die die Reichssprache stellt, den Eltern gestattet, ihre Kinder in der Muttersprache zu erziehen.

Hier wäre die Grenze dessen, was von der Staatsregierung erbeten werden könnte; was jenseits liegt, berührt die Pflichten der obersten Staatsgewalt: der eigentliche und hauptsächlichste Wirkungskreis des Adels, der sich bewußt ist seiner Aufgaben und seiner Kraft, die provinzielle Selbstverwaltung, als Trägerin eines weiteren Staatsausbaues, segensreich zu führen, und von dieser Erkenntnis geleitet sich selbst die Grenze seiner Wünsche setzt, — und dort das allgemeine, autoritäre Reichsprinzip, von dem auf Grund der Traditionen und auf Grund der großen Verantwortung, welche ihr des Reiches Wohl auferlegt, erwartet werden muß, daß es die Initiative zu richtiger Zeit ergreifen wird.

Ich bitte Sie die Mitunterzeichner der von Ihnen dem Herrn Minister des Innern übergebenen Denkschrift, sowie auch die Teilnehmer der allgemeinen Moskauer Adelsversammlung von dieser meiner Darlegung in Kenntnis zu setzen, und beehre mich hinzuzufügen, daß bei meiner bevorstehenden Anwesenheit in der Residenz ich dem Herrn Minister des Innern von diesem Schreiben Mitteilung machen werde.

Genehmigen Sie usw.

(Folgt die Unterschrift.)

Bemerkungen zu A. Tobien's Aufsatz über die Minimal- und Maximalbestimmungen des bäuerlichen Grundbesitzes in Livland.

Im Märzheft dieser Monatsschrift hat Alexander Tobien die Minimal- und Maximalbestimmungen über den bäuerlichen Grundbesitz in Livland in fesselnder und anregender Form einer Kritik unterzogen, in wieweit sie bei der bevorstehenden Grundsteuerreform in Livland reformbedürftig seien. Der Verfasser wendet sich hauptsächlich gegen die Bestimmungen der livländischen Bauerverordnung von 1860 (Pkt. 114 u. 223), welche die Teilung eines Bauerlandgrundstückes in Parzellen, die den Taxwert von $^1/_8$ Haken = 10 Talern nicht erreichen, verbieten. Hiergegen schlägt er vor, das zu fixierende Minimum eines Bauerlandgrundstückes nur auf das Stammgrundstück zu beschränkrn, den Überschuß aber zur beliebigen Parzellierung freizugeben. Da es sich hier um eine wichtige Frage der agraren Entwicklung unsres Bauernstandes handelt, so sei es mir gestattet, zumal ich unter einer großen Bauerschaft lebe, zu dieser Frage, vom Gesichtspunkte der realen Verhältnisse aus, Stellung nehmen zu dürfen.

Tobien hat in seiner Abhandlung hauptsächlich die Frage der Ansiedlung von Landarbeitern auf dem Bauerlande ins Auge gefaßt, und ich kann diesem Gedanken umsomehr beistimmen, als die jüngste Vergangenheit wohl gezeigt hat, daß den Ausführungen Tobiens über ein sich bildendes landisches Proletariat die ernsteste Aufmerksamkeit zuteil werden muß, zumal gerade die in den Bauerwirtschaften übliche Haltung von sog. Sommerlingen (Saisonarbeitern, die gewöhnlich nur für das Sommerhalbjahr engagiert, im Winterhalbjahr auf den sich gerade bietenden Verdienst angewiesen sind) leicht zu solchen Mißständen führen kann, besonders wenn im Winter keinerlei Arbeitsgelegenheit vorhanden ist. Jedoch

Tod jedes selbständigen Kulturfortschritts ist. Ganz besonders muß betont werden, daß der Ausbau der provinziellen Selbstverwaltung, der Schutz derselben vor unberechtigten administrativen Eingriffen und die Ausstattung der Selbstverwaltungsorgane mit den nötigen Machtvollkommenheiten zur selbständigen Erfüllung ihrer Obliegenheiten, unerläßlich erscheint, um gesunde Zustände zu schaffen.

Wenn in Vorstehendem das politisch-administrative Gebiet umgrenzt ist, das einer dringenden Reform bedarf, so gibt es noch allgemeine Rechte, deren Verwirklichung mit der Sehnsucht des Volkes zusammenfällt, — das ist die Freiheit des religiösen Gewissens, ein Postulat, welches außerhalb aller politischen Erwägungen liegen müßte und längst als reif anzusehen ist, — der Schutz der Person durch Gesetze, welche die Beamten in privatrechtlicher und krimineller Hinsicht durch richterlichen Spruch für ihre amtlichen Handlungen haftbar machen, und endlich die Freiheit der Lehr- und Lernsprache, welche, unbeschadet der Anforderungen, die die Reichssprache stellt, den Eltern gestattet, ihre Kinder in der Muttersprache zu erziehen.

Hier wäre die Grenze dessen, was von der Staatsregierung erbeten werden könnte; was jenseits liegt, berührt die Pflichten der obersten Staatsgewalt: der eigentliche und hauptsächlichste Wirkungskreis des Adels, der sich bewußt ist seiner Aufgaben und seiner Kraft, die provinzielle Selbstverwaltung, als Trägerin eines weiteren Staatsausbaues, segensreich zu führen, und von dieser Erkenntnis geleitet sich selbst die Grenze seiner Wünsche setzt, — und dort das allgemeine, autoritäre Reichsprinzip, von dem auf Grund der Traditionen und auf Grund der großen Verantwortung, welche ihr des Reiches Wohl auferlegt, erwartet werden muß, daß es die Initiative zu richtiger Zeit ergreifen wird.

Ich bitte Sie die Mitunterzeichner der von Ihnen dem Herrn Minister des Innern übergebenen Denkschrift, sowie auch die Teilnehmer der allgemeinen Moskauer Adelsversammlung von dieser meiner Darlegung in Kenntnis zu setzen, und beehre mich hinzuzufügen, daß bei meiner bevorstehenden Anwesenheit in der Residenz ich dem Herrn Minister des Innern von diesem Schreiben Mitteilung machen werde.

Genehmigen Sie usw.

(Folgt die Unterschrift.)

Bemerkungen zu A. Tobien's Aufsatz über die Minimal- und Maximalbestimmungen des bäuerlichen Grundbesitzes in Livland.

Im Märzheft dieser Monatsschrift hat Alexander Tobien die Minimal- und Maximalbestimmungen über den bäuerlichen Grundbesitz in Livland in fesselnder und anregender Form einer Kritik unterzogen, in wieweit sie bei der bevorstehenden Grundsteuerreform in Livland reformbedürftig seien. Der Verfasser wendet sich hauptsächlich gegen die Bestimmungen der livländischen Bauerverordnung von 1860 (Pkt. 114 u. 223), welche die Teilung eines Bauerlandgrundstückes in Parzellen, die den Taxwert von 1/8 Haken = 10 Talern nicht erreichen, verbieten. Hiergegen schlägt er vor, das zu fixierende Minimum eines Bauerlandgrundstückes nur auf das Stammgrundstück zu beschränkrn, den Überschuß aber zur beliebigen Parzellierung freizugeben. Da es sich hier um eine wichtige Frage der agraren Entwicklung unsres Bauernstandes handelt, so sei es mir gestattet, zumal ich unter einer großen Bauerschaft lebe, zu dieser Frage, vom Gesichtspunkte der realen Verhältnisse aus, Stellung nehmen zu dürfen.

Tobien hat in seiner Abhandlung hauptsächlich die Frage der Ansiedlung von Landarbeitern auf dem Bauerlande ins Auge gefaßt, und ich kann diesem Gedanken umsomehr beistimmen, als die jüngste Vergangenheit wohl gezeigt hat, daß den Ausführungen Tobiens über ein sich bildendes landisches Proletariat die ernsteste Aufmerksamkeit zuteil werden muß, zumal gerade die in den Bauerwirtschaften übliche Haltung von sog. Sommerlingen (Saisonarbeitern, die gewöhnlich nur für das Sommerhalbjahr engagiert, im Winterhalbjahr auf den sich gerade bietenden Verdienst angewiesen sind) leicht zu solchen Mißständen führen kann, besonders wenn im Winter keinerlei Arbeitsgelegenheit vorhanden ist. Jedoch

auch in einer andren Beziehung unseres bäuerlichen Lebens sind die bisherigen Bestimmungen über das Minimum hinderlich. Wie bekannt hat sich die hauptsächliche Ablösung des Bauerlandes in Livland während einer Zeit landwirtschaftlichen Gedeihens dieser Provinz abgespielt, wodurch nicht nur diese Ablösung sich verhältnismäßig schnell vollzog, sondern auch in weiterer Folge, befördert durch die Gunst der Zeiten, eine Generation wohlhabender Grundeigentümer entstand. In den jüngsten Zeiten aber, wo schon eine neue Generation als Erben dieser ersten Käufergeneration an die Stelle getreten ist, macht sich eine immer stärker werdende Verschuldung der Bauerlandgrundstücke geltend, veranlaßt durch Erbteilungen und verschärft noch durch eine Reihe von sehr ungünstigen Erntejahren.

Um sich den hieraus entstehenden Kalamitäten möglichst zu entziehen, glauben solche verschuldete Kleingrundbesitzer vielfach besser zu fahren, wenn sie die Wirtschaft in eigener Regie auflösen, ihr sämtliches landwirtschaftliches Inventar verkaufen und ihre Grundstücke auf Geld- oder Halbkornpacht vergeben, wobei wohl der Gedanke maßgebend ist durch den nicht unbedeutenden Erlös für das verkaufte Inventar vielleicht die lästigsten Schulden abstoßen zu können. In den meisten Fällen behält nun ein solcher Kleingrundbesitzer soviel Land zurück, als er mit einem Pferde bearbeiten kann. Der in Pacht vergebene Teil des Grundstückes wird nun nicht auf längere Zeit verpachtet, wogegen durchaus nichts einzuwenden wäre, sondern meistenteils auf nur ein Jahr, wodurch dieser Teil des Grundstückes ein Objekt des Meistbotes je nach den betreffenden Ernte- und Preiskonjunkturen wird und durch den hierdurch verursachten beständigen Wechsel der Pächter bald vollständig deterioriert ist, da schon im wohlverstandenen eigenen Interesse und gezwungen durch das Unsichere seiner Zukunft der jeweilige Pächter bestrebt ist den größtmöglichen Nutzen mit dem geringsten Aufwande aus der fremden Scholle zu ziehen. Kommen nun schlechte Zeiten und finden sich entweder keine Pächter für das ausgesogene Land mehr, oder zu so unvorteilhaften Bedingungen für den Besitzer des Grundstückes, daß dieser seinen Verpflichtungen nicht mehr nachkommen kann, so wird er sein ererbtes Grundstück wohl aufgeben müssen. Käufer für ein solches Grundstück kann aber nur ein kapitalkräftiger Mann sein, nicht nur weil der Kaufpreis des Grundstückes und des erforderlichen Inventars einen Aufwand von Tausenden von Rubeln beansprucht, sondern weil in einem solchen Falle der Verlust einer mehrjährigen

Rente und der Aufwand für Remeliorationen zu tragen ist, so daß der Kreis der Käufer ein sehr begrenzter ist. Meistenteils sind diese Käufer wohlhabende Grundeigentümer aus der eigenen Gemeinde, da diese vielfach die Hauptgläubiger sind. So entwickelt sich ganz allmählig ein Prozeß der Aufsaugung, welchem, wenn ihm auch Grenzen durch die Bestimmungen über das Maximum in der Bauerverordnung gezogen sind, doch Bedenken sozialer Natur entgegenstehen müßten, umsomehr als unsere Agrargesetzgebung nicht dahin intendierte, daß eine zahlreiche Klasse solcher Großbauern entstände, sondern daß ein Bauernstand geschaffen würde, der im wahren Sinne des Wortes ein Landbauer ist und der durch seiner Hände Arbeit sich und seiner Familie eine gesicherte Existenz schafft.

Betrachten wir den oben angegebenen Fall, daß der Inhaber eines bäuerlichen Grundstücks nur einen Teil seines Landes zur Eigenbewirtschaftung sich vorbehält, so soll dieser Teil des Grundstückes dem Besitzer und seiner Familie den Lebensunterhalt gewähren, während der andre Teil dazu dienen soll, für Zins- und andre Geldverpflichtungen aufzukommen. Ersteres wird, wenn der vorbehaltene Acker nicht zu klein ist und da es gewöhnlich der beste Boden ist, wohl fast immer der Fall sein, ob aber letzteres nach den oben dargelegten Pachtverhältnissen den Grundbesitzer, auch für alle Zukunft, bezüglich seiner Verpflichtungen sicherstellt, ist mehr als zweifelhaft. Ist es daher nun nicht einleuchtend, daß es in solchem Falle, sowohl für den bäuerlichen Grundbesitzer, als auch für die in praxi bereits alienierten Teile des Grundstückes besser wäre, wenn diese auch faktisch abgelöst werden könnten. Nicht nur würde hierdurch der betreffende Grundbesitzer bares Kapital sich beschaffen können, um seine Verpflichtungen abzustoßen, sondern er würde auch bei Verkauf kleinerer Parzellen einen viel höheren Preis für sein Land erzielen können, als bei Verkauf des Gesamtgrundstückes, umsomehr als der Kreis der Interessenten sich naturgemäß vergrößern würde. Daß eine immer mehr steigende Nachfrage nach Kapitalanlagen in Grund und Boden bei der landlosen Bevölkerung vorhanden ist, beweist schon der Umstand, daß die Bildung kleiner Siedlungen, sog. Flecken oder Hackelwerke, auf dem flachen Lande immer mehr zunimmt, eine Erscheinung, die für unsre Landwirtschaft dasselbe bedenkliche Moment hat, wie der Abzug der landischen Bevölkerung in die Städte, da auch die Bewohner dieser Siedlungen, welche vielfach in der Nähe der Eisenbahnstationen liegen, sich bald der Landwirtschaft zu entfremden

pflegen. Hierbei muß auch des Umstandes Erwähnung geschehen, daß derartige Siedlungen auch auf das Bauerland überzugreifen beginnen, welcher Umstand, da nach den bereits zitierten Bestimmungen unsrer Bauerverordnung über das Minimum solche höchstens eine Lofstelle (0,90 Hektar) große Parzellen nur auf Zeitpacht vergeben werden können, für die Erbauer von Häusern auf solchen Parzellen in Zukunft zu den gefährlichsten Konsequenzen bei Besitzwechsel im Hauptgrundstück führen kann.

So reformbedürftig somit, nach den oben dargelegten Fällen aus dem praktischen Leben, die Bestimmungen unsrer Bauerverordnung hinsichtlich des Minimums bäuerlichen Besitzes sein mögen, und so sehr ich daher mit Tobien in dieser Beziehung übereinstimme, kann ich jedoch nicht umhin, mich gegen den Vorschlag Tobien's, das Minimum des bäuerlichen Grundbesitzes, entgegen den Bestimmungen der livländischen Bauerverordnung, auf das doppelte Maß, d. h. auf 20 Taler Landwert festzusetzen, auszusprechen.

Tobien stützt sich hierbei auf ein Gutachten, das der ehemalige Präsident der Ökonomischen Sozietät, Landrat Eduard v. Oettingen zu Jensel, auf Bitte des verstorbenen Gouverneurs von Livland General Sinowjew im J. 1895 verfaßt hat und das den Nachweis führt, daß die Selbständigkeit und das wirtschaftliche Gedeihen einer bäuerlichen Familie von sechs Köpfen durch ein Grundstück von im Ganzen ca. 114 Lofstellen Areal mittleren Bodens im Landwerte von ca. 20 Talern am besten gewährleistet wird. Gegen das hier gewonnene Resultat kann um so weniger etwas eingewandt werden, als es übereinstimmt mit dem, wenigstens für Nordlivland, typischen Bauerlandgrundstück, das sogar in Folge der fast durchgängig niedrigeren Taxation an Landareal größer ist. Jedoch muß hierbei im Auge behalten werden, daß zur Zeit, in der dieses Gutachten verfaßt wurde, die ökonomischen und sozialen Grundlagen der Landwirtschaft in einem großen Teile Livlands andre waren, als sie es heute sind. Damals hatte der starke industrielle Aufschwung Rigas sich noch nicht bis weit hinein in das flache Land durch den bald darauf eintretenden Abstrom von Arbeitskräften bemerkbar gemacht; noch waren die Eisenbahnlinien von Walk nach Pernau, Fellin, Reval, Marienburg, Stockmannshof nicht erbaut worden und daher Arbeitskräfte für die Landwirtschaft reichlich und billig vorhanden.

Infolge der durch die Eisenbahnen erleichterten Freizügigkeit ist häufig mancher bäuerliche Grundeigentümerssohn nicht mehr

gewillt in alter patriarchalischer Weise dem Vater kostenlos bei der Bewirtschaftung des Grundstückes Arbeitsdienste zu leisten, zumal wenn er nicht der zukünftige Erbe ist und Stellungen mit höherem Gehalte und leichterer Arbeit in den Städten oder auf den Eisenbahnen zu finden sind. Zur Bewirtschaftung eines bäuerlichen Grundstückes von 20 Talern Landwert sind incl. Tierhaltung mindestens vier Personen erforderlich. Stehen dem Besitzer eines solchen Grundstückes keine arbeitsfähigen Familienglieder zur Verfügung und ist etwa seine Frau durch kleine Kinder an einer Arbeitsbetätigung verhindert, so müssen drei bezahlte Lohnarbeiter oder Arbeiterinnen gehalten werden. Zieht man hierbei in Betracht, daß der Lohn der von den Bauern fast ausnahmslos gehaltenen unverheirateten Arbeiter (wenigstens in hiesiger Gegend) um fast hundert Prozent gestiegen ist, so liegt es auf der Hand, daß der für eine solche Wirtschaft errechnete Überschuß kaum ausreichen dürfte, diese Ausgaben zu decken. Dieses wird auch vielfach als Grund angegeben, daß sich der früher beschriebene Modus der Verpachtung immer mehr ausbreitet und zwar gerade auf größeren bäuerlichen Grundstücken, die naturgemäß bei der Eigenbewirtschaftung gagierter Arbeitskräfte nicht entbehren dürften.

Indem ich mich nun wieder der Frage des Festsetzung des Minimums bäuerlichen Grundbesitzes zuwende, so muß zunächst nach der von Tobien gegebenen Tabelle über die Größe der bäuerlichen Grundstücke konstatiert werden, daß es doch in Livland 1274 Grundstücke unter dem Landwerte von zehn Talern gibt, eine Zahl, welche, trotzdem diese Grundstücke nur 5,12 pCt. der Gesamtsumme ausmachen, durch ihre relative Größe dafür spricht, daß solche Grundstücke ihre Lebensfähigkeit erwiesen haben. Daß die im Landwerte größeren Grundstücke überwiegen, liegt meiner Ansicht nach nicht nur in ihrer eine günstigere ökonomische Grundlage gewährenden Größe, sondern weit eher in ihrer historischen Entwicklung begründet. Während der Frohne war jeder Nutznießer eines bäuerlichen Grundstücks bestrebt, eine möglichst große Anzahl von Arbeitern auf seinem Grundstücke noch den Gehorch für das Rittergut zu leisten hatte; mithin hatte der Frohnbauer gegenüber den heutigen grundbesitzlichen Bauern das doppelte an Arbeitern und Arbeitstieren zu unterhalten, und dieser Umstand schloß es fast aus, daß sich Wirtschaftseinheiten bilden konnten, die nicht mindestens einer größeren Familie die Existenz ermöglichten. Die Tatsache, daß es unter den heutigen Verhältnissen durchaus möglich ist, auf Grundstücken unter 10 Talern eine gesicherte Existenz

zu führen habe ich auf meinem Gute s. z. s. beständig unter den Augen. Von dem Hofeslande des Gutes Abia sind in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts 26 Hofeslandparzellen durch Verkauf in bäuerliche Hände übergegangen, von denen die kleinsten einen Landwert von fünf Talern haben, bei einem Areal von ca. 50 Lofstellen. Trotzdem nun diese auf minderwertigem Boden (verbrauchten Buschländereien) seinerzeit fundiert worden sind und ihren Besitzern keinerlei Nebenverdienste durch die Nähe größerer Waldkomplexe 2c. gewähren konnten, sind sie fast ausnahmslos schuldenfreier Besitz (wenigstens dem Hauptgute gegenüber) der zweiten Generation.

Nach dem oben dargelegten glaube ich wohl die Berechtigung zu haben, mich strikt gegen die Vorschläge Tobien's aussprechen zu dürfen, das bisherige Minimum des bäuerlichen Grundbesitzes, noch weiter zu erhöhen, indem ich hierbei mir erlaube die Meinung zu vertreten, daß es angebrachter und dem bäuerlichen Verständnis angepaßter sei, bei der bevorstehenden Grundsteuerreform das Minimum des bäuerlichen Grundbesitzes nicht nach dem Taxwerte festzusetzen, sondern, nach Analogie der Bestimmungen unsres Provinzialrechts für die Minimalgröße der Rittergüter, im Areal zu beschränken. Als solches würde ich 60 Lofstellen vorzuschlagen mir erlauben, wobei der Acker mindestens ein drittel, = 20 Lofstellen, umfassen müßte.

Hierbei kann ich nicht umhin auch das provisorische Quotengesetz von 1893 in meine Betrachtungen hineinzuziehen, da meine Darlegungen vielleicht geeignet sein könnten, die praktische Verwertbarkeit desselben für unsre agraren Verhältnisse zu unterstützen. Wenn Tobien in seinem Aufsatze eine möglichste Vermischung verschiedenster Grundbesitztypen als Ideal der Eigentumsverteilung bezeichnet, so stimmen mit ihm hierin auch die bedeutendsten Autoritäten Westeuropas auf agrarem Gebiete überein. Auch ich glaube das Gedeihen der von mir oben angeführten kleinen verkauften Hofeslandparzellen gerade dem Umstande zuschreiben zu müssen, daß sie mitten unter den größeren Bauerlandgrundstücken verteilt liegen, wobei ich nur hinweise auf die dadurch gegebene Möglichkeit des Sichergänzens zwischen Kleinbauer und Großbauer, einerseits durch Arbeitshilfe, anderseits durch verbesserte Ackergeräte. Das Gesetz von 1893 bezweckt aber gerade das Gegenteil, indem es diese Kleinbetriebe möglichst auf eine Landkategorie, die Quote, beschränken will. Welche Folgen aber eine von ähnlichen Gesichtspunkten geleitete Landverteilung für die

bäuerliche Bevölkerung in den inneren Gouvernements gehabt hat, braucht hier nicht weiter erörtert zu werden. Jedenfalls muß konstatiert werden, daß dieses Gesetz bisher hier keine praktische Erfolge erzielt hat, was um so weniger wunder nehmen kann, als frühere Versuche nach diesen Gesichtspunkten einen Teil der Domänenländereien zu verteilen, als sog. Seelenländer, in jeder Beziehung unbefriedigende Resultate ergeben haben.

Gleichzeitig möchte ich noch hervorheben, daß das Gesetz von 1893 in einer Beziehung leider hemmend in unsre agrare Entwicklung eingegriffen hat. Aus der von Tobien am Schlusse seines Aufsatzes gegebenen Tabelle ersieht man, daß in Livland außer 208,703 Lofstellen Quotenland noch 198,621 Lofstellen Hofesland meistenteils in bäuerlichen Besitz übergegangen sind. Eine Addition ergiebt, daß somit die Summe dieser beiden Posten fast gleich ist dem unverkauften Quotenlande. Nachdem nun durch das Gesetz von 1893 der Verkauf der Quotenländereien den bekannten Beschränkungen unterworfen worden, wird dieses wohl auch auf das Hofesland bezüglich seiner Verkäuflichkeit zurückgewirkt haben und somit einen sich vollziehenden Ausgleich zu Gunsten des Kleingrundbesitzes, zum mindesten in der Zeit seiner Geltung, verhindert haben.

Charles v. Stackelberg.

Abia, April 1905.

Vom Tage.

Briefe vom Embach.

II.

Mai 1905.

Während in unsrer Stadt der Streik sich ziemlich zahm gebährdete und, von einigen unvermeidlichen Ausschreitungen abgesehen, in den gehörigen Grenzen blieb, haben sich auf dem flachen Lande Zustände entwickelt, auf die der Name „Streik" von Rechtswegen nicht mehr angewendet werden sollte. Es ist unglaublich, welch eine Verwirrung der Begriffe bei einem Teil der Landbevölkerung Platz gegriffen hat. Ein absoluter Mangel an Rechtsgefühl läßt diese Leute nicht nur schwer oder garnicht zu erfüllende Forderungen aufstellen — er verleitet sie auch zu Drohungen und Gewalttätigkeiten, ja selbst zu direkt verbrecherischen Handlungen. Eine allgemeine Unsicherheit herrscht im Lande, die sich hier und da in geradezu anarchistische Formen kleidet. Unwillkürlich drängt sich die Frage auf, ob hier überhaupt noch eine Obrigkeit waltet, die für Ordnung und Schutz eintritt, oder ob jenen zügellosen Elementen das Feld überlassen werden soll.

Selten ist der Ursprung einer Bewegung so klar nachzuweisen gewesen. Selten hat es sich ereignet, daß sie so gefahrdrohende Dimensionen annehmen konnte, ohne aus den gegebenen nationalen oder sozialen Tiefen emporgewachsen zu sein. Die Tatsache muß festgestellt werden, daß den Vorgängen, die sich in unsren Provinzen und speziell in unsrer Gegend abspielen, diese nationale oder soziale Basis durchaus fehlt. Es handelt sich einerseits um eine künstlich hervorgerufene Erregung, für welche Agitatoren, die mit unsren provinziellen Verhältnissen meist nichts zu tun haben, die Verantwortung tragen; anderseits lediglich um die Wirkung des Echos, das von den Ereignissen im Innern Rußlands zu uns herübergetragen wird. Nicht in den Zuständen bei uns zu Lande ist also die Schuld und die Erklärung für das zu suchen, was wir in der letzten Zeit durchlebt haben. Auch nicht

der kleinste organische Zusammenhang besteht zwischen den allgemeinen baltischen Agrarverhältnissen und dem Aufflackern einer gegen alle Ordnung sich auflehnenden Empörung. Es ist vielmehr alles Mache, alles auf Zwecke zugeschnitten, denen unsre Bauern vollständig fremd gegenüber stehen und deren Kenntnis sie bedeutend ernüchtern würde — schon weil die erstrebten Ziele mit ihrer Wohlfahrt und der eventuellen Besserung ihrer Lage garnichts gemein haben. Die Formen, in denen der sog. „Streik" sich bisher bewegt hat, sind meist derart, daß es durchaus verfehlt ist, in seinen Vertretern eine gleichberechtigte Partei zu erblicken, mit der man unter Umständen paktieren kann. Es liegt im Interesse des estnischen Volkes selbst, daß jene Unruhestifter von ihm abgesondert, daß die einen mit den andern nicht zusammengeworfen werden. Die Bauernschaft als solche ist mit den Anstiftern der Tumulte durchaus nicht zu identifizieren. Zwar gehören die Schuldigen ihr an, doch darf die Bauernschaft als Gesamtheit nicht verantwortlich gemacht werden. Eine solche reinliche Scheidung entspricht den Tatsachen und muß den ruhigen Elementen unter der Landbevölkerung sympathisch sein. Damit fallen aber auch alle sentimentalen, pseudopolitischen Erwägungen, die nur zu schwächlichen und halben Maßregeln führen können. Da die etwa vorhandenen nationalen und sozialen Gegensätze nicht den Ausgangspunkt bilden, werden sie auch von der Art, wie die Unruhen beurteilt und behandelt werden, tatsächlich nicht berührt. Nichts ist falscher als die Annahme, daß derjenige, der für die energische Bekämpfung des grassierenden Unwesens eintritt, an der Verschärfung jener Gegensätze arbeite. Wenn dem so wäre, dann dürfte konsequenterweise kein estnischer Dieb eingesperrt, kein estnischer Verbrecher abgeurteilt werden. Dann stände die ganze Verwaltungsmaschine still. Schon jetzt herrscht in den von den Agitatoren beschwatzten Kreisen des Landvolks vielfach die Ansicht, die Regierung billige ihr ungesetzliches Vorgehen, ja sie stehe auf die Seite der Unruhestifter. Wenn man sieht, welch ein geringes Maß von Schneidigkeit die Exekutivorgane bei der Bekämpfung der Unruhen aufwenden, dann kann das Entstehen und das hartnäckige Fortleben solcher Anschauungen keineswegs wunder nehmen.

Die Angegriffenen selbst sind in einer höchst prekären Lage. Der einzelne Gutsherr oder Verwalter ist eben nicht imstande, nachdrücklich und mit Erfolg die Zumutungen einer zu Allem fähigen Menge abzulehnen. Es ist daher dringend notwendig, daß in irgend einer Form eine Einigung herbeigeführt wird, die einerseits gegenseitigen Schutz verbürgt, anderseits ein Maximum für die etwaigen Zugeständnisse festsetzt, über das schlechterdings nicht hinausgegangen werden darf. Eine einheitliche Regelung für die ganze Provinz erscheint nicht realisierbar, weil die agraren Ver-

hältnisse in den einzelnen Teilen des Landes zu weit von einander abweichen. Durchaus möglich aber und bei einigem guten Willen ganz entschieden durchzusetzen wäre eine Vereinbarung der Eingesessenen eines jeden Kreises für sich. Sie haben die gleichen Kontrakte mit den Landarbeitern; ihre Beziehungen zu den Leuten ruhen im wesentlichen auf der gleichen Basis — kurz, es wäre nicht zu schwierig, auf dieser gemeinsamen Grundlage ein energisches Vorgehen in Szene zu setzen. Die Schwäche des Einzelnen — sie sei entschuldbar oder nicht — wirkt mit dem Schwergewicht eines Präzedenzfalls auf die ganze umliegende Gegend und zieht Konsequenzen nach sich, die bei verständiger, systematischer und einhelliger Marschroute vermieden werden könnten. Wie die Verhältnisse im Augenblick bei uns liegen und angesichts der nächsten Zukunft, müßte sich die Durchführbarkeit einer so absolut notwendigen Maßregel von selbst verstehen. Was der einzelne etwa opfert, verschwindet vor dem gewaltigen Vorteil, den die Allgemeinheit davon hätte und der dem Einzelnen doch wieder zugute käme. Hier wäre eine Gelegenheit, einen Beweis von Stärke zu geben, der über die traurige Veranlassung hinaus nach Außen und Innen Frucht tragen dürfte.

Die erste Voraussetzung beim Anfassen der ganzen Frage ist die klare Einsicht in den Ursprung und das Wesen der Bewegung. Sobald vorsichtige Politik getrieben, hier nicht verletzt, dort nicht angestoßen werden soll, — dann ist jedes weitere Wort überflüssig. Von einer Zuspitzung innerer Gegensätze darf dort keine Rede sein, wo es sich einfach um Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung und um den Schutz von Leben und Eigentum handelt. Die Leute, gegen die man sich wendet, können natürlich nicht als die Vertreter ihres Volkes gelten, und werden nicht als solche bekämpft. Es ist die Gesetzlosigkeit, die Willkür, das gemeingefährliche Verbrechen, das bekämpft werden muß. . .

* * *

In der letzten Zeit hat der „Postimees" die politischen Wünsche seiner Partei veröffentlicht. Sie bilden ein buntes Gemisch radikaler und nationaler Färbung. Im einzelnen soll hier nicht auf sie eingegangen, ebensowenig der Versuch unternommen werden, den berechtigten Kern aus der üppig wuchernden Umhüllung herauszuschälen. Nur die interessante Tatsache sei konstatiert, daß dies Programm der estnischen radikalen Partei auch insofern lebhaft an das der entsprechenden lettischen Gruppe erinnert, als die Existenz eines deutschen Elements im Lande vollständig ignoriert wird. Es ist einfach nicht da. Das ist natürlich sehr bequem, aber fortgeschafft wird dies Element dadurch denn doch nicht. In der Tat: eine Lösung von verblüffender Einfachheit!

Nur schade, daß historisch gewordene Zustände durch eine Federstrich nicht vernichtet werden können. Die estnische Intelligenz, die das baltische Deutschtum zum Tode verurteilt, wird nach wie vor mit diesem zu rechnen haben. Möglich, daß sie einmal in die Lage kommt, ihre Haltung gerade in dieser Frage als politischen Fehler zu bedauern. Vielleicht wäre es klüger vom „Postimees" gewesen, die Veröffentlichung dieser „Wünsche" zu unterlassen. Wie es scheint, hat er ihre Publizierung für seine journalistische Pflicht gehalten. — — —

Die Ansichten über die Pflichten der Presse gegen die Öffentlichkeit sind eben verschieden. Ich bin der Meinung, daß unsre deutsche Zeitungen ihrerseits nicht übel daran täten, ihr Arbeitsfeld weniger ängstlich zu beschränken. Gegenstände, die in weiten Kreisen lebhaft besprochen werden, erwerben dadurch den Anspruch auch von den Zeitungen beachtet und durch sie der öffentlichen Diskussion zugeführt zu werden. Zumal wo es sich um öffentliche Dinge handelt. Ich habe diesmal etwas bestimmtes im Auge. Seit einiger Zeit wird allgemein behauptet, und zwar von Personen, denen eine gewisse Orientiertheit zugetraut werden darf, daß der Plan bestehe, auf den hiesigen Domanlagen, in der Nähe der Ruine und des kleinen Erfrischungshäuschens — mit andern Worten: im schönsten und besuchtesten Teil der Anlagen — den Neubau einer Klinik aufzuführen. Die Zeitungen haben bisher darüber geschwiegen. Und doch ist hier zweifellos die Veranlassung zu einer öffentlichen Besprechung gegeben. Nicht nur jeder Bürger unsrer Stadt, nicht nur jeder, der als akademischer Bürger die schönsten Jahre seines Lebens in ihren Mauern verbracht hat, — ich möchte sagen: jeder Sohn unsrer Provinzen, der je zu Füßen der alten Domruine gestanden und in den schattigen Gängen gewandelt, deren prächtiger Schmuck sie ist, muß es als eine Minderung seines moralischen Besitztums empfinden, wenn er hört, daß diese während eines Jahrhunderts sorgsam gepflegten Anlagen aufs pietätloseste eingeengt, ja geradezu zerstört werden sollen. Was bleibt denn schließlich vom ganzen sog. „Dom" nach? Man erwidert: ein klinisches Gebäude dient der Wissenschaft, seine Aufführung liegt im wissenschaftlichen Interesse, es ist daher billig, diesem wissenschaftlichen Interesse andre etwa entgegenstehende Interessen unterzuordnen. So ist die Sache nun keineswegs anzusehen.

Eine Klinik dient gewiß der Wissenschaft. Daß sie aber gerade dort erbaut werden soll, wo sie andre, durchaus gleichberechtigte Interessen aufs schwerste schädigt, daran kann der Wissenschaft garnichts gelegen sein. Der einzige Gesichtspunkt, der dafür angeführt werden kann, ist ein rein finanzieller: die Kosten für den Baugrund fallen fort, da er schon jetzt der Universität gehört.

Dadurch wird die Situation mit einem Schlage geklärt. Dieses Ersparnisses wegen soll uns die nächste Umgebung der Ruine selbst verbaut, der beliebteste und — wenigstens innerhalb der Stadt — so gut wie einzige Spazierweg verkümmert werden. Wahrlich ein Zeichen, mit welcher Rücksichtslosigkeit und mit welchem winzigen Aufwand von Verständnis für die Imponderabilien unsrer Heimat bei uns vorgegangen wird. Sollte das Projekt zur Tat werden, dann wäre es das glänzendste Bravourstück jener am grünen Tisch dominierenden Bureaukratie, der in der letzten Zeit so viele freundliche Worte gewidmet worden sind. Schon manches ist ja bei uns vorgekommen, was einen mit gelindem Grausen erfüllen konnte. Ich erinnere nur an die Krönung der Domruine mit dem — freilich gotisch stilisierten! — hölzernen Aufbau im Dienste der Wasserleitung. Die Sache sieht schauderhaft aus und das Herz wendet sich einem angesichts dieser Verunstaltung des ehrwürdigen Doms im Leibe um. Und doch läßt sich der Mißbrauch und die ästhetische Mißhandlung des alten Mauerwerks vom praktischen Standpunkt aus gewissermaßen rechtfertigen. Es wurden nicht nur bedeutende Geldmittel erspart, sondern die wichtige Einrichtung hätte wahrscheinlich unterbleiben müssen, wenn man auf dies Auskunftsmittel verzichtet hätte. Davon ist jetzt nicht die Rede. Die Klinik wird auf jedem Fall gebaut, der finanzielle Aufwand mag geringer oder bedeutender sein. Und sie kann natürlich auf jedem beliebigen Platz in der Stadt gebaut werden, während in jenem Fall die Brauchbarkeit des Baues von seiner Lage und vor allem von seiner Höhe abhing — Erwartungen, die bei dem projektierten klinischen Gebäude nicht ins Gewicht fallen. Es wäre eine starke Leistung bureaukratischer — sagen wir: Weltfremdheit, wenn der Plan in der beabsichtigten Weise realisiert würde. Vielleicht wird der Zeitpunkt hierfür durch die auf dem ganzen Reich lastenden, schweren Zustände hinausgeschoben, in denen größere Ausgaben für andre als Kriegszwecke sich von selbst verbieten. Erwogen aber wird das Projekt in den betreffenden Kreisen schon seit einiger Zeit. Es schwebt drohend über uns, und Alle, denen die Erhaltung des „Doms" am Herzen liegt, können nicht nachdrücklich genug ihre Stimmen erheben, um, wenn irgend möglich, die Verwirklichung dieses verderblichen Anschlags auf seine Integrität zu verhindern.

F.

Im Spiegel der Presse.

April / Mai.

12. April.

Die „Peterburgskija Wedomosti“ erklären die Gleichgültigkeit der russischen Gesellschaft gegegenüber den vielfachen Reformprojekten der leitenden Organe für ein Zeugnis der politischen Reife dieser Gesellschaft. Diesem Ausspruche liegt wohl der Gedanke zugrunde, daß die russische Gesellschaft, die augenblickliche Handhabung reformatorischer Ideen für Spiegelfechterei haltend, ein erneutes Ereignis, welches das jetzige reformatorische Spiel wieder in Ernst verwandele, abwarten will, um auch ihrerseits den geziemenden Ernst aufzuwenden. Das Mißtrauen, welches die russische Gesellschaft der Regierung entgegenbringt, überträgt sich auf jede reformatorische Technik, die, ohne mit dem alten zu brechen, bauen will. Diese Technik ist durch den Gebrauch der Regierung zu der russischen Gesellschaft unbekannten Zwecken diskreditiert. Die Diskreditierung der sogenannten schrittweisen natürlichen Fortentwicklung ist bis zur Perhorreszierung jeder Art von Ordnungspartei gediehen, und im Gegensatz zu den Ausführungen der G. T.-Artikel des „Rig. Tagebl.“ ist es unter diesen Umständen keine Empfehlung, zu den staatserhaltenden Elementen zu gehören. Auf weite Sympathie hat allein das uneingeschränkt liberale Schlagwort zu rechnen. In der uns feindlich gesinnten russischen Presse, die auch im Wechsel der Strömung an dem Gedanken des Panslavismus festgehalten hat, verbindet sich daher Liberalismus und Deutschenhaß in ebenso zwangloser Weise, wie sich den Ausführungen des G. T.-Artikels gemäß Sozialismus und Nationalismus in der estnisch-lettischen Presse verbunden hatten. In den „Birschewyja Wedomosti“ ist eine Feuilletonreihe erschienen, welche das Land der reaktionären Baronenherrschaft schildert. Die „Now. Wremja“ bemerkt anläßlich der hiesigen Bauerunruhen, daß die deutsche Presse, nicht ohne Grund, dieser Frage ungemessene Spalten weihe. Die baltischen Deutschen setzten alle Hebel in Bewegung, um die Regierungsgewalt zur Schwächung ihrer gefähr-

lichsten Gegner, der Esten und Letten, benutzen zu können. Vorübergehende Erfolge lassen sie die Einnahme der alten Positionen erwarten. Der politische Schachzug wäre indessen nicht weitsichtig genug angelegt, bei aller Mühe werde es ihnen diesmal nicht gelingen, die Reform der örtlichen Selbstverwaltung zu hintertreiben oder in eine Scheinreform zu verwandeln. Werde doch gerade die Einberufung der Volksvertretung mit den übrigen Segnungen auch den Tod des deutschen Separatismus bringen. Der „Rishskij Westnik" ist von dieser Anschauungsweise beeinflußt, sein Vorkämpfertum für die Interessen eines russischen Beamtenpublikums ist dieser Tendenz nicht hinderlich. Er stellt die Deutschen als reaktionär und unduldsam, als Polizei-, Partei- und Gewaltmenschen dar, er erhebt den Vorwurf der Untätigkeit gegen die livländischen Selbstverwaltungsorgane und den der Hartherzigkeit gegen die deutsche Presse. Den Grund der Bauerunruhen sieht er in der wirtschaftlichen Lage, den Grund der mißlichen wirtschaftlichen Lage in der Landlosigkeit der Bauern und der Liebllosigkeit der Deutschen. Den Vorwurf der Hartherzigkeit und des Polizeisystems erhebt in verstärktem Maße die estnische Presse. Auch sie sieht den Grund der Unruhen in der wirtschaftlichen Lage. Sie verurteilt die stattgehabten Verbrechen, ebenso aber die Haltung der deutschen Presse, welche nichts als auf Polizei und Gewalt gestützte Ruhe kennt und kennen will. Noch ausgeprägter ist die Betonung des wirtschaftlichen Grundes in der lettischen Presse, die in jedem einzelnen Falle darauf hinweist, daß Unruhen nur unter der schlechtgestellten bäuerlichen Bevölkerung stattgefunden haben, die Zurückführung der Volkserregung auf die Wirksamkeit betrunkener Krugsbrüder zurückweist, und die Verquickung der Unruhen mit der nationalen Frage in der deutschen Presse höchst unstatthaft findet. Die russische Presse und die Petition der lettischen Intelligenz geben dem Adel und der Landschaftsverwaltung an den bösen Verhältnissen die größte Schuld, und sind nicht gewillt, ihnen eine auf das Wohl des gesamten Landes gerichtete Tätigkeit in Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft zuzugestehen Die Landesvertretung wird von ihnen nicht als solche anerkannt. Landesvertretung, Deutschtum und deutsche Presse sind ihnen identisch, und nicht eben der beste und zur Herrschaft berufene Teil der Einwohner Livlands.

*

Das Interesse der russischen Residenzpresse an baltischen Fragen und Verhältnissen, welches einige Zeit ganz erloschen war, ist neuerdings wieder erwacht und zwar veranlaßt durch die Bauerunruhen im Zusammenhang mit den Gerüchten über die bevorstehende liberale Verfassungsreform des livländischen Landtages.

Darin ist die ganze russische Presse einig, daß hierzulande Reformen besonders notwendig sind, einige der größeren Blätter haben es sogar für notwendig gehalten, ihre Berichterstatter hierher zu senden, um über die hiesigen Verhältnisse aufgeklärt zu werden, damit der Boden für russische Reformen und Verbesserungsvorschläge gewonnen werde.

Einer der russischen Berichterstatter, ein gewisser Herr Alf, der seine mangelhaften Kenntnisse geschickt unter leichtem Witz zu verbergen sucht, kommt in allen seinen Ausführungen zu den widersprechendsten Resultaten, die einzige Lösung aus allem Widersprüchen des baltischen Lebens erscheint ihm die — Semstwo. Seine Gewährsleute sind neben dem livländischen Gouverneur, den er gerade in großer Besorgnis über die Angriffe, welche seine Bauerkomissare erfahren haben, vorfindet, junge Letten, die etwas russisch radebrechen. Ueber den Wohlstand hierzulande gerät er, Herr Alf, in große Verwunderung; er meint, ein russischer Gutsbesitzer werde gern mit einem Bauernwirt hier tauschen. Die Sachkenntnis auch des einfachen Mannes setzt ihn in nicht geringes Erstaunen. Laut klagt er über die Fülle verschiedener Lebensformen, die von dem russischen Gleichheitsideal allerdings weit entfernt ist, und die alle seine Bemühungen, sich zu orientieren, zu Schanden macht.

Im „Rishskij Westnik" wird das Projekt der Landtagsreform besprochen; er kann sich mit der Heranziehung der Kleingrunbesitzer zum Landtage nicht befreunden, da bei 780 Rittergütern und 219 Gemeinden der Schwerpunkt nach wie vor beim Großgrundbesitz bleiben würde. Der „Balt. Westn." meint, dem wäre leicht abzuhelfen, man braucht nur die Stimmen der Einzelgemeinden bei ihrer Verschmelzung zu konservieren. Die lettische Presse ist mit dem „Rishsk. Westnik" einig, daß es vor allem auf eine Beteiligung der nichtbesitzenden Intelligenz ankommt. Hierher gehört auch der f.-l.-Artikel in der „St. Pet. Ztg.": „Landtag oder Versammlung von Grundbesitzern?", der in verkürzter Fassung ohne Kommentar auch in dem „Balt. Wehstnesis" erschien.

Der „Balt. Wehstnesis" bringt in dem Artikel: „Die baltische Selbstverwaltungsreform" angeblich das im Schoße der ritterschaftlichen Kommission diskutierte Reformprojekt: Danach wäre die Selbstverwaltungseinheit 3—5 zusammengezogene Kirchspiele, mit einem Konvent an der Spitze, in welchem alle Großgrundbesitzer und alle Gemeinden vertreten sind; dieser Konvent beschickt den Landtag, die Hälfte der Landtagsvertreter müssen Großgrundbesitzer sein. Der Vorsitz im Landtage bleibt dem Großgrundbesitz (dem Landmaschall) erhalten, ausführendes Organ bleibt das Landratskollegium im alten Bestande, neue Landräte werden abwechselnd aus dem Großgrundbesitz und dem Kleingrundbesitz gewählt. Zum

Schluß heißt es wörtlich: „Der Gedanke ist uns sympathisch, daß die Reform auf einer Grundlage ausgeführt werden soll, die sich schon in unserm Lande vorfindet. Dennoch muß man sich der oben vorgeschlagenen Reorganisation der Selbstverwaltung stark widersetzen, weil erstens dem Knechtsausschuß gar keine Stelle angewiesen, wie es ebenso in unsrer jetzigen Gemeindeverwaltung der Fall ist, zweitens die Kompetenz des Landtages und des Landratskollegiums nicht klar gefaßt ist; der größere Teil der baltischen Einwohner kann sich mit derartigen Reformen niemals begnügen. Zum Schluß sei noch zu erwähnen, daß das Reformprojekt, an dem eben gearbeitet wird, so wichtig für unser Land ist, daß es darum nicht irgendwo im Geheimen verhandelt werden darf, vor einer kleinen Zahl von Repräsentanten. Falls die Vergrößerung der ritterschaftlichen Kommission aus gewissen Gründen nicht möglich ist, so wäre es jedenfalls sehr erwünscht ihre Gedanken und Erwägungen zur Besprechung zu publizieren. Es müßte doch endlich die Zeit vorüber sein, wo man von einer Kommission alle Weisheit erhofft.

Zum Schluß sei die in den russischen radikalen Blättern veröffentlichte Petition von 200 Letten erwähnt. Sie enthält folgende 8 Punkte: 1) Die Lage der lettischen Presse betr. 2) Versammlungsfreiheit. 3) Schulfrage. 4) Lettische Sprache. 5) Aufhebung des Landtages. 6) Aufhebung der bäuerlichen Aufsichtsbehörde. 7) Geschworene und gewählte Friedensrichter. 8) Fabrikarbeiterfrage.

Der „Rishsk. Westnik", welcher zuerst der Petition einen längeren Artikel widmet, ist besonders mit Pkt. 5 einverstanden. Die übrigen Forderungen sind ihm aber für's erste zu extrem radikal und auch national.

* * *

19. April.

Der Allerhöchste Erlaß vom 18. Februar des Jahres erfüllte die russische Gesellschaft mit der Erwartung einer unmittelbar bevorstehenden Zeit der Freiheit und des Glückes, — ein in gewissem Sinne goldenes Zeitalter stand ihr greifbar deutlich vor Augen. Die Monate, die seitdem verflossen sind, haben die Erwartung nicht gedämpft, sondern gesteigert. Die Ungeduld des Wartens ist durch die Furcht vor dem Fehlschlagen der bereits in Fleisch und Blut der Gesellschaft übergegangenen Hoffnung erhöht worden. „Die Gefahr des Zögerns — periculum in mora", schreibt der „Westnik Jewropy", „wird mit jedem Tage klarer empfunden, immer zweifelloser wird es, daß die Ruhe dem Lande weder durch die Tätigkeit materieller Kräfte, noch durch die Anwendung der gewohnten bureaukratischen Mittel gegeben werden kann, weder durch halbe

Schritte, die niemand befriedigen, noch durch Versprechungen, die allzulange unerfüllt bleiben." — Halbe Schritte also werden niemand befriedigen. Das Rad der hoffnungsvollen Glücksmaschine ist am toten Punkt angelangt, die Gefahr, daß dieses Rad stille stehe und zurückfalle, erfüllt die russische Gesellschaft mit nervöser Hast; diese Gefahr beherrscht die Köpfe und bestimmt die Richtung und das Maß des russischen Liberalismus. Unter ihrem Einflusse stehen auch die Parteibildungen. Die Presse rechnet mit dieser Stimmung als mit einer Tatsache. Nach den Ausführungen Schipows in der „Rusj" vom 15. April wünschen so manche Vertreter eines endgültigen Bruches der russischen Staatsstruktur, diesen Bruch weniger in der Hoffnung, einer Sicherstellung der Volksinteressen in nächster Zukunft, als weil ein solcher Bruch die Wiederkehr der alten Zeiten unmöglich machen würde — die bekannte Triebfeder der radikalen Revolutionspartei in Frankreich oder vielmehr der Stachel, mit der sie den saumseligen Liberalismus eilig vor sich hertrieb. Das Schreckbild der Vergangenheit verfehlt auch auf den russischen Liberalismus seine Wirkung nicht. Jede konservative Stimme läuft Gefahr mit dem Wunsche einer rückläufigen Radbewegung identifiziert zu werden. Allerdings erheben sich auch in der russischen Gesellschaft konservative Stimmen, doch ist es zu beachten, daß es bereits eine Grenze des Konservativismus gibt, deren Ueberschreitung den einmütigen Abscheu der gesamten russischen Gesellschaft hervorruft — diese Grenze aber ist sehr hoch gezogen. Hält es doch sogar der „Rishskij Westnik" für angebracht, mit dieser Anschauung zu rechnen. Auch er spricht voll Abscheu von den Reaktionären, welche die Rückkehr zu den Zeiten des „Domostroi" oder zum mindesten den feudalen Zeiten der Leibeigenschaft fordern. Hierher gehören nach der Parenthese des „Rishskij Westnik" die „Moskowskija Wedomosti" und die Mehrzahl der hiesigen deutschen Blätter. — Auch dieses bleibe in Parenthese. — Eine Antwort der „Rusj" an Uwarow leugnet einen Gesinnungsunterschied zwischen Radikalismus und Liberalismus in der russischen Gesellschaft. Zwischen den Radikalen und Gemäßigten existiere kein wesentlicher Unterschied der Ueberzeugung, sondern allein eine Verschiedenheit des Wärmegrades bei gleichem Ziele. Die Anhänger der Novemberminderzahl wären, wie es weiter heißt, schwerlich zahlreicher geworden, es wäre beachtenswert, daß die Novemberresolution der Landschaftsvertreter in Petersburg allen Landschaftsverhandlungen nicht als Maximum, sondern als Minimum zugrunde gelegt worden sei. Der Journalistentag in Petersburg hat nach dem „Westnik Jewropy" das allgemeine, geheime Stimmrecht für die einzige zulässige Verhandlungsgrundlage erklärt. Dieses ist die Vorbedingung jeder Verständigung, gewissermaßen die vorläufige Legitimationskarte jeder liberalen Denkweise.

Der Fürst Trubetzkoj und die Landschaftsvertreter haben sich zur Beurteilung staatlicher Fragen für inkompetent erklärt. Ihnen antwortet Golowin in der „Rusj" vom 14. April: Mit welchem Rechte haben sich diese und jene Landschaftsvertreter während des Novembers in Petersburg versammelt und wollen sich jetzt im April in Moskau versammeln? Sind diese Fragen nicht müssig? Ist es jetzt die Zeit, sich mit solchen Fragen zu befassen? Es wäre die Pflicht jedes Bürgers nicht zu schweigen, sondern laut seine Meinung über die Maßnahmen zur Abwehr der dem Staate drohenden Gefahr zu äußern, da er diese Gefahr nah und klar vor sich sieht. Die Novemberversammlung in Petersburg habe sich nicht selbst den Namen einer Alllandschaftsversammlung beigelegt, sondern ihn kraft ihrer Resolutionen, die ganz Rußlands Schmerzen Worte verliehen, erhalten. — In kurzem: er meint das Recht der Rufer im Streite.

Unter diesen Umständen ist es von Interesse, das Parteiprogramm Schipows kennen zu lernen, das sich etwa an der Grenze des geduldeten Konservatismus befindet. Schipow ist konservativ. Jedes Volk und jeder Staat haben nach seiner Ueberzeugung ihre eigene Geschichte und ihre eigenen Entwicklungsgesetze. Daher sei es fehlerhaft Institutionen, die dem einen Volke billig sind, schlechthin auf ein anderes zu übertragen, und zu hoffen, daß sie ihm recht sein werden. — Diesen Fehler begingen die Konstitutionalisten Rußlands. Eine Konstitution würde Rußland weder das gehoffte Glück noch die Sicherrung der angeborenen Menschenrechte bringen. Kein Bruch mit dem Prinzip der Selbstherrschaft, welcher der Idee des russischen Staates widersprechen würde! Das Neue soll dem historischen Leben des russischen Volkes entnommen werden, keine Revolution, sondern eine Reformation sein. Die russische Geschichte gewähre in der Tat eine der Konstitution gleichwertige Einrichtung — den freien Zutritt zum Zaren! Zu diesem Behufe wäre der jetzige Reichsrat durch gewählte Volksvertreter zu ersetzen. Die Kompetenzen desselben sind den Parlamentskompetenzen der konstitutionellen Staaten entsprechend. Auch der Wahlmodus müßte den geschichtlichen Zusammenhang mit dem russischen Leben wahren und die Wahl der Vertreter müßte sich an die bereits vorhandenen Landschaftsinstututionen anschließen. Die Semstwo ist aber reformbedürftig. Der Schwerpunkt der lokalen Selbstverwaltung wird darum in die allständische Selbstverwaltungseinheit verlegt. In zwangloser Stufenfolge von der Kreis- zur Gouvernementssemstwo ist die Brücke zum Reichsrat geschlagen. Dabei wird nach und nach durch den Wahlmodus das zur Grundlage genommene territoriale Prinzip eliminiert und schließlich zur Stärkung des konservativen Prinzips dem boden-

ständigen Bauern die Mitgliedschaft auch im Reichsrat durch entsprechende Diäten ermöglicht.

Die Verkündigung der Glaubensfreiheit wird von allen Zeitungen als ein Akt hochherziger Menschenliebe gefeiert — hinsichtlich der Hochherzigkeit ist die Presse einig. Im übrigen mißt der Freisinn dem Manifest nicht allzuviel Bedeutung zu. Die „Russkija Wedomosti" urteilen: „Wenn vielleicht irgend jemand überzeugt gewesen ist, daß die projektierten Maßnahmen Rußland von dem Wege der Rechtlosigkeit und der Willkür auf den Weg des Rechtes und der Freiheit führen würden, so wird nach wie vor diese Illusion durch die Tatsachen des fortschreitenden realen Lebens zunichte gemacht. So verhält es sich wenigstens mit der heute so laut verkündeten Glaubensfreiheit." Im Anschluß hieran werden einige dem Manifest widersprechende Uebergriffe einzelner Lokalgewalten angeführt. Der Refrain dieser bösen Lieder aber ist — keine Manifeste, sondern Garantien! — keine Gnadenerlasse, sondern die Macht! — Im Gegensatz zu all' diesem befindet sich der Landhauptmann des dritten Bezirks des Koratischen Kreises im Gouvernement Oriel. Dieser hat in seinem Zirkular in bündiger Weise die Ursachen der Zeitgährung aufgedeckt: Alle Unruhen kommen vom Teufel!

Unsre nationale Presse segelt teilweise ungeachtet der letzten Vorkommnisse munter im radikalen Fahrwasser weiter. Wenn auch die „Rig. Awise" es für gut befand, bei der Desavouierung der lettischen Petition diesen „Radikalismus der lettischen Intelligenz" zu leugnen, so ist unter Radikalismus, mit den Augen dieses Blattes gesehen, nur die extreme Form dieser Geistesrichtung zu verstehen.

Die Petition der 200 Letten hat nun die Runde durch alle Blätter gemacht. Bei den deutschen Blättern muß man zwischen den Artikeln unterscheiden, die vor und nach der Desavouierung durch die „Rig. Awise" geschrieben sind. Anfangs legte die deutsche Presse der Petition eine zu große Bedeutung bei; so schrieb die „St. Pet. Ztg": „An den baltischen Deutschen wird es daher liegen, den eventuellen schlimmen Folgen dieser Petition vorzubeugen, und, indem sie die gegen sie selbst erhobenen ungerechten Anschuldigungen zurückweisen, auch jene unzweifelhaften Rechte ihrer Heimatgenossen zu vertreten, die von den 200 genannt werden, aber durch die Nachbarschaft der andern Forderungen völlig kompromittiert werden müssen." — Nachdem aber die „Rig. Awise" die Autorschaft der lettischen Intelligenz bestritten, machte sich ein Umschwung in der Beurteilung geltend; besonders milde urteilte jetzt die „Rigasche Rundschau". Ihr erschienen sehr viele der aufgestellten Forderungen sehr sympathisch, nur die Schilderung der Agrarverhältnisse und der Tätigkeit des Landtages fand sie wissentlich falsch dar-

gestellt. Die radikalen lettischen Blätter (Deenas Lapa und Balt. Westn.) nahmen gleich Notiz von dieser Besprechung, mit der „Rig. Awise" geriet die Rundschau in einen Wortstreit, es handelte sich dabei um die Behauptung der „Rig. Awise", das lettische Volk sei nicht radikal und revolutionär. Die Rundschau glaubte dies so verstehen zu müssen, daß es unter den Letten gar keine Radikalen gebe. Am Ostersonntag erschien dann der G. T.-Artikel im „Rig. Tageblatt". Hier wurde die geringe Bedeutung der Petition nachgewiesen, der lettisch-russische Radikalismus gehörig beleuchtet und auch der Abwehr einzelner Angriffe zuerst einige Zeilen gewidmet.

Der in der lettischen Petition hervorgetretene Radikalismus hat auch in einigen estnischen Blättern sich dokumentiert. So schreibt in der „Teataja" ein Herr Tamm aus Rußland: „Er freue sich über den Revaler Sieg nicht als fanatischer Nationalpolitiker, sondern weil estnisch und fortschrittlich gesinnt bei uns zu Lande ein und dasselbe bedeute." Und der „Postimees" kommt zu dem Schluß, daß die Deutschen nicht liberal seien, wenn auch das Gegenteil die „Rev. Ztg." versichere und behaupte, denn der Grundton des baltischen Programms sei ein auf geschichtlicher Grundlage stehender, das Reich aufrecht erhaltender Liberalismus. Die russische Semstwo tue mehr für die Volksbildung, als der estländische Landtag. Ihr Deutschen, ruft er, seid erzkonservativ. Ihr widerstrebt allen Neuerungen, die auf Hebung der Lage der breiteren Volksschichten abzielen und habt nur eure engen Privatinteressen im Auge.

Die deutsche Kulturarbeit bei den Letten wird in der „Deenas Lapa" in einem längeren Artikel einer gründlichen Untersuchung gewürdigt. Hier handelt es sich wohl in erster Linie um eine Auseinandersetzung mit der deutschen Presse, um dieser gründlich die Lust zu nehmen, mit der Vergangenheit zu prahlen. Diese Absicht zusammen mit dem radikalen Doktrinarismus des Verfassers geben ein ganz entstelltes Bild unsrer Vergangenheit. Zum Schluß meint der Verfasser, daß es jetzt nicht an der Zeit sei zu prahlen und miteinander zu rechten, sondern den Forderungen der Zeit nachzukommen. Derselbe Ton erklingt auch in dem Artikel des „Olewik": „Was sie erstreben." Im Anschluß an eine baltische Korrespondenz im „Berliner Lokalanzeiger" meint er, das der Liberalismus der Deutschen nicht von weitem her sei, daß sie noch im Grunde nach den Ausführungen der „Düna-Ztg." auf die Stellung des Lehrmeisters prätendieren.

„Was in der Vergangenheit zwischen den hiesigen Völkern und den Deutschen vorgefallen ist, deswegen darf weiter kein Groll gehegt werden, so daß wir der Vergangenheit wegen Freunde sein könnten, wenn nur die Gegenwart gegenseitige Liebe und Achtung

zuläßt. Wir müssen in unsrem gegenseitigen Verhältnis daran denken, daß es weder uns noch den Deutschen möglich war, unsre Vorgänger zu wählen, so daß ein feindliches Wesen der Vorfahren wegen Verstocktheit wäre. Weder der Christenglaube noch der klare Blick des gebildeten Menschen gestatte eine Feindschaft auf dieser Grundlage. Wenn aus dem früheren Feinde ein wahrhafter Freund geworden ist, ob durch die Zeit oder den Einfluß besonderer äußerer Ereignisse, so darf man sein Herz nicht verschließen."

Allerdings mahnt auch er zur Vorsicht. Vielleicht wird jetzt Komödie gespielt? Vielleicht wollen die Deutschen nur Flickwerk bei der bevorstehenden Landtagsreform? Um aber die Bedürfnisse des Volkes zu befriedigen, wäre ein Gebäude erforderlich, das auf ganz neuer Grundlage steht.

Die in letzter Zeit vielfach angegriffenen Bauerkommissare, soweit sie im Auftrage des Gouverneurs handelten, werden im „Rishskij Westnik" warm verteidigt. Die lettische Presse bringt sowohl die Angriffe als auch die russische Verteidigung, aber ohne Kommentar.

Schließlich wäre noch der geistliche Feldzug gegen die Bauerunruhen in Kurland zu erwähnen. Den warmen Bielensteinschen Aufruf: „Lettisches Volk erwache" bringen die lettischen Blätter, nur die „Tehwija" wagt es dabei schüchtern den verehrten Herrn Pastor aufmerksam zu machen, daß nicht das ganze lettische Volk an den Unruhen schuld sei, sondern der Sozialismus, der dasselbe vergifte. Hierher gehört auch das Sendschreiben des kurländischen Generalsuperintendenten Panck, das allerdings zum größten Teil nur aus Bibelstellen besteht.

* * *

26. April.

Die Reformeinfälle Schipows, — die Zentrallandschaftsverfassung und der volkstümliche Reichsrat, finden keinen Beifall, den Meisten ist zu wenig, Wenigen zu viel des Guten. Der „Now. Wrem." mißfällt das Projekt aus einem höchst eigentümlichen Grunde — sie möchte den Reichsrat nicht missen. Wenn, urteilt die „Now. Wrem.", die Volksvertreter den Reichsrat ersetzen, so ist der Reichsrat weg, und wenn der Reichsrat weg ist, wer wird nachher die Obliegenheiten des Reichsrats erfüllen, das Reich beraten und die Reformprojekte lesen? Besser ist es, die Volksvertretung berät das Reich und der Reichsrat die Volksvertretung. Wenigen, wie gesagt, bringt das Schipowsche Programm zuviel des Guten. Die „Mosk. Wed." halten Schipow gleich den übrigen Konstitutionalisten für einen Revolutionär, mit der die einzige monarchisch gesinnte Partei der „Mosk. Wed." keine Gemeinschaft

haben kann. Ihrerseits stellen sie das monarchistische Programm auf, dessen einzelne Punkte nicht wesentlich und eben schlechthin monarchisch und ein negativer Wunschzettel sind. Im Zusammenhang mit ihren Bestrebungen aber erwähnen sie einer Partei der Adelsmarschälle, deren Programm sie bereit sind zu unterschreiben, und mit denen sie allein in der Motivierung des Programms nicht übereinstimmen. Diese Motivierung, die den festen Willen einer Aenderung des alten Regimes verrät, hebt die Partei der Adelsmarschälle aus dem bureaukratisch-monarchischen Rahmen der „Mosk. Wed." heraus. Und dieser konservativen Partei, die sich mehr durch ihre Gesinnung als durch ihr Programm von den Anhängern der „Mosk. Wed." unterscheidet, gehört augenscheinlich der offene Brief eines russischen Edelmannes an. Der Schreiber des Briefes teilt mit: Im November vorigen Jahres fand in Moskau eine Versammlung einiger Adelsmarschälle statt, in der die Petition des Grafen Trubetzkoj von vier Adelsmarschällen unterzeichnet wurde, eine zweite Resolution, die von 13 Adelsmarschällen unterzeichnet wurde, zu unterzeichnen erlaubte ihm sein Eid nicht. Damals drang er auf die Einberufung einer außerordentlichen Adelsversammlung, welche indessen die Adelsmarschälle für überflüssig hielten. Das Gesetz verstattet den russischen Edelleuten ein Zusammentreten nur auf den Ruf der Adelsmarschälle, die Einberufung der Adelsversammlungen erwartet er von den Adelsmarschällen, die schwerlich berechtigt sind ohne Einwilligung der Edelleute Resolutionen zu fassen und zu veröffentlichen. Er schreibt: In Rußland wohnen tausende von Edelleuten auf ihren Gütern, die schlecht von dem unterrichtet sind, was bei uns vorgeht. Jedermann sagt seine Meinung, nicht der Adel. Der historisch natürliche und der erste Stand Rußlands verharrt bis jetzt tatenlos. So frage ich meinen Adelsmarschall: wird dieser Zustand noch lange dauern? Und ich frage weiter mit dem Rechte des Edelmannes: Können die Adelsmarschälle drucken und veröffentlichen ohne die Einwilligung und die Sanktion des Adels? Ich frage weiter: Hat der Adel seine Marschälle bevollmächtigt, von einander abweichende Resolutionen zu verkündigen? Was hat sie davon abgehalten, wenn sie übereingekommen waren sich privatim zu versammeln, die Adelsversammlungen ganz Rußlands einzuberufen? Ich warte mit den übrigen des lang erwarteten Tages, der uns die Möglichkeit gibt, zugleich und in Uebereinstimmung mit allen Adelsversammlungen, als die letzten in der Reihe, die Meinung des ersten Standes, der Edelleute zum Ausdruck zu bringen! — Der Ton dieses Briefes erinnert ein wenig an die Gestalten Turgenjews. — —

Nackt und bloß, wie der Mensch zur Welt kommt, ist ihm doch ein hohes Gut angeboren — das allgemeine, geheime, gleiche

und direkte Wahlrecht. Das mag in mancher Beziehung unbequem sein, aber es ist sittlich. Dieser Meinung sind die „Birsh. Wed." und der russische Schriftstellerbund, dessen Resolutionen in der „Rusj" veröffentlicht sind. Der Schriftstellerbund beschloß, das allgemeine Wahlrecht ohne Unterschied der Nationalität, des Glaubens, der Bildung und des Geschlechtes, Freiheit jeder Kulturentwicklung und Autonomie aller fremdstämmigen Völker, die Bildung eines Agrarfonds zum Aufkauf des privaten Grundeigentums und seines allmählichen Uebergangs in den Besitz der Nation, und in die Nutznießung ausschließlich der Landarbeiter, die politische und wirtschaftliche Befreiung des Proletariats und die Vergesellschaftlichung aller Produktionsmittel. — Stets sind Volksbeglücker freigebig mit den Menschenrechten gewesen, aber dieses ist vielleicht mehr — plaudite amici!

Die in der „St. Pbg. Ztg." veröffentlichte Artikelserie unter dem Titel: „Die baltische Presse und wir vom Lande" enthält, neben einer zutreffenden und sachgemäßen Schilderung der revolutionären Bewegung auf dem Lande an der Hand der estnischen Presse, hauptsächlich schwere Angriffe gegen die deutsche Presse. Sie habe die Bewegung nicht richtig erkannt, weil sie nur vom nationalen Standpunkte aus urteile und überhaupt keine Fühlung und kein Verständnis für das Land besitze. Dieser Angriff ist wohl daran Schuld, daß der Artikel wenig Beachtung von den deutschen Blättern erfahren. Die „Rev. Ztg." und die „Düna-Ztg." allein haben die undankbare Aufgabe der Verteidigung übernommen. Die „Rev. Ztg." damit, daß sie dem Verfasser einen Irrtum, die Presse sei eine Großmacht, nachzuweisen bestrebt ist. Die „Düna-Ztg." holt zwecks Verteidigung die glänzende Vergangenheit der deutschen Presse hervor. Beide Blätter weisen den Gedanken, sie hätten wenig Fühlung mit den ritterschaftlichen Selbstverwaltungsbehörden, weit von sich. Die beste Würdigung brachte die „Nordlivl. Ztg." — Die „Rishsk. Wed." begrüßen den Artikel als ein Novum in der deutschen Presse, er ist ihnen eine Gewähr für das Erwachen neuer Strömungen in der deutschen Gesellschaft, dafür, daß in den leitenden Kreisen die nationale Frage in den Hintergrund getreten, da sie für die Beurteilung der neuen sozialen Probleme und Reformideen nicht ausreicht.

Die in dem „Postimees" veröffentlichten Wünsche der Esten an das Ministerkomitee sind nicht bescheidener, als die ihrer radikalen lettischen Brüder, nur die gehässigen Angriffe gegen den baltischen Adel fehlen; fürs erste ist der Wunschzettel noch nicht abgeschickt, da noch die nötigen Unterschriften fehlen. Hierher gehört wohl der Aufsatz des „Postimees": „Warnung vor Irreführungen und Irreführern", eine Animierung zu Petitionen.

Die Wünsche der Esten haben beim „Rishsk. Westn." einen Entrüstungssturm hervorgerufen. Er identifiziert dieselben mit denen der deutsch-lutherischen Kreise, die sich ja auch immer allen heilsamen Reformen widersetzten. Die Verfasser der Wünsche wollen den Einfluß der Administration in der Gestalt des Gouverneurs, der Bauerkommissare, der Volksschulinspektoren beseitigen. Wir wollen dabei bloß bemerken, fügt er hinzu, daß dieser Antrag zu einer Zeit gestellt ist, wo gerade das ganze Ostseegebiet dank der aufopfernden Tätigkeit gerade dieser Organe, die ihre amtliche Stellung dabei aufs Spiel setzten, vor schweren Erschütterungen bewahrt ist. Solche Petitionen, sind wirklich imstande die Aufmerksamkeit der Regierung von den wirklichen Bedürfnissen der Bevölkerung abzulenken. Soweit der „Rishsk. Westn.". — Zu der sog. Petition der lettischen Intelligenz ist jetzt eine Petition des Kavershofschen landwirtschaftlichen Vereins getreten, veröffentlicht in der „Peterb. Awises", sie wiederholt dasselbe radikale Programm und rückt nur die agraren Parteiforderungen mehr in den Vordergrund.

Zu den Bauernunruhen in Livland schreiben die „Russk. Wedom.": „Ungeachtet der materiellen Folgen dieser Streiks, ist ihre sittliche Bedeutung für die Arbeiterklasse dieses Gebiets entscheidend. Dieser Streik führt unabwendlich zur Bildung starker, richtig organisierter Verbände der Landarbeiter. Diese werden offen oder geheim sein, je nach dem allgemeinen Lauf der Dinge in Rußland. In jedem Fall sind die Arbeiterverbände des Ostseegebiets auch jetzt ein Machtfaktor, mit dem die Regierung ernstlich rechnen muß. Das Selbstbewußtsein der Angehörigen der arbeitenden Klasse ist erwacht und hat sich zu laut und offen ausgesprochen, um es jetzt noch mit Repressalien und verschwommenen Versprechungen ersticken zu können. Der Arbeiterstand des Gebiets verlangt offen und kühn dieselben Reformen, welche das denkende und freiheitsliebende Rußland erstrebt. Man kann diese mächtige Bewegung nicht ignorieren, die Augen schließen und ihr Entstehen einem Häuflein böswilliger Agitatoren zuschreiben: das wäre ein unverzeihlicher Fehler, eine unerlaubte politische Taktlosigkeit, die nur zu neuen Schwierigkeiten und Verwicklungen des öffentlichen Lebens dieses Gebiets führen würde. Die Arbeiter selbst sind offen in die Arena des öffentlichen selbständigen Lebens getreten, keine Gewalt wird sie zum Weichen bringen. Die Arbeiterbewegung wird im Gebiet unabwendlich wachsen und sich ausbreiten, unabhängig davon, wie sich die übrigen politischen Parteien zu ihr verhalten werden. Wenn diese Bewegung in der Gegenwart öfters ausartet, einen rein konspirativen Charakter trägt und sich im Kampf mit den Hindernissen auf Schritt und Tritt erschöpft, so sind die Arbeiter hieran am wenigsten Schuld, weil sie ja am

meisten an einem friedlichen Verlauf des öffentlichen Lebens interessiert sind."

Mir erscheint dieser Artikel in mehr als einer Richtung bedeutsam, die Furcht vor politischen Taktlosigkeiten und der Wunsch hier eine organisierte Landarbeiterschaft zu sehen, wie sie meines Wissens noch nirgends geglückt ist, da die Organisation der Landarbeiter wenigstens bis jetzt wie es scheint aus inneren Gründen, die in der Art dieser Arbeit und dem Landleben liegen, scheitert, decken die nahen Beziehungen des Verfassers zu der hiesigen Bewegung auf und werfen ein gutes Schlaglicht auf den Zusammenhang der russischen Arbeiterbewegung zu den analogen Vorgängen in den Ostseeprovinzen.

Die Gründe, die zu den Bauernunruhen hier geführt haben, werden in allen Blättern eifrigst diskutiert. Die russische und die lettisch-estnische Presse sucht die Ursachen in den ungenügenden Knechtsverhältnissen, den niedrigen Löhnen 2c., die deutsche Presse bloß in der sozialdemokratischen Agitation unter den Landleuten. Es gibt auch vermittelnde Ansichten, wie ein Brief aus Großgrundbesitzer-Kreisen, den der „Walgus" veröffentlicht, beweist, der beide Ursachen zugibt.

Der „Postimees" bläst schon in zwei Artikeln zum Rückzuge. In dem ersten „an die Landarbeiter", sagt er, daß im Vergleich zu früher in der Lage des Landarbeiterstandes in jeder Beziehung ein großer Fortschritt zum Besseren zu konstatieren sei. Man rede oft in letzter Zeit von ungünstigen Wohnungsverhältnissen der Landarbeiterschaft; diese Frage spiele auf dem Lande nicht die wichtige Rolle wie in der Stadt. Die Gesindesinhaber durchleben eben eine schwere Notlage, man könne darum nicht mehr für die Arbeiter tun, als hier und da bessere Kost, bessere Behandlung, hier und da mehr Sonntagsruhe und noch etwa dies und jenes, das wäre aber auch fast alles, was man sofort tun könnte. Sicher ist, daß unsre Gesindesinhaber zur Zeit unvermögend sind, höhere Löhne zu zahlen. Der Artikel schließt: „Wenn die Landarbeiter zur Besserung ihrer Lage etwas zu unternehmen gedenken, so mögen sie nüchtern abwägen, was und auf welche Weise solches zu tun sei."

Ebenso in einem zweiten Artikel: „Nur ein wenig davon, was wir zu sagen hätten." Hier sagt das genannte Blatt, daß die Uebertreibung der Unruhen durch die deutschen Blätter politischen Zwecken dienen soll. Das soll man bedenken und sich davor hüten, durch Unruhen und Gewalttaten den deutschen Politikern und Zeitungen die Möglichkeit zu geben, dank ihres Konservativismus die Freundschaft der Regierung zu gewinnen. Es sei zu befürchten, daß es den Deutschen gelänge, die Regierung zu einem Schutzbündnis mit ihrer konservativen Rückschrittlichkeit zu bewegen. Dann kämen schwere Tage für unsere Heimat. Der Artikel

schließt mit den Worten: „Auch der geringste Arbeiter, der letzte Knecht müßte bedenken, daß er nicht allein in der Welt, sondern Glied des Ganzen ist, daß sein wirklicher Vorteil mit dem Vorteil des Volkes und Landes eng zusammenhängt und daß er dem Unglück nicht entrinnt, in das seine Handlungsweise das Ganze gestürzt hat."

Schließlich meint noch ein Korrespondent der Pariser „Temps", wie die „Birsh. Wed." zitieren, daß die Ursache der Bauerunruhen in Rußland die mangelhafte Volksschule sei. Das Volksschulwesen könne sich nicht entwickeln, weil die Administration jede landschaftliche und private Initiative verhindere. Wie soll dieses unwissende und ungebildete Volk, fragt er, fremdes Eigentum achten, wie soll es nicht den Legenden von höheren Befehlen, welche die agraren Verbrechen billigen sollen, glauben — diesen Legenden, welche die Agitatoren mit bekannter Absicht unter ihnen verbreiten.

Wenn wir an der Hand der letzten Enquete der Knechtslöhnung von 1899—1900 das Bild der Unruhen in Livland betrachten, so können wir feststellen, daß die Gebiete des niedrigeren Lohnstandes, die Strandgegenden und der Pernau-Fellinsche Kreis des estnischen Livlands, nicht die der Unruhen sind, sondern gerade die Umgebung der Städte, wo das Niveau der Löhne am höchsten war, vorzugsweise von den Unruhen heimgesucht wurden; das dürfte wohl für fremde Einflüsse, die hierher am leichtesten dringen konnten, sprechen.

Von wirtschaftlichen Fragen wird neben der Landarbeiterfrage auch die der rationellsten Grundbesitzverteilung in den lettischen Blättern behandelt. In einem Aufsatz des „Balt. Westn." unter dem Titel: „Wieviel Land braucht der Landmann?" kommt der Verfasser zu dem Schluß, daß der Landmann 30 Lofstellen braucht, ein mehr oder weniger ist vom Uebel. Diese allerdings überraschend einfache Lösung der besten Grundbesitzverteilung wird nicht ohne Widerspruch hingenommen; die „Deen. Lapa" bringen in einem Aufsatz über den landwirtschaftlichen Groß- und Kleinbetrieb, der eine gute Bekanntschaft des Verfassers mit der einschlägigen Literatur verrät, den Nachweis der Berechtigung des Großbetriebes, zeigen auf welchen Gebieten der landwirtschaftlichen Kultur die eine Form der andren überlegen, obgleich bei uns zu Lande auf vielen großen Gütern die Viehzucht, die Domäne des Kleinbetriebes, höher steht, als bei den Gesindeswirten.

Die estnische Presse wiederholt noch den Ruf der Russen nach Landverteilung an die Landlosen; zu diesem Zweck wird die Ausdehnung der Tätigkeit der Baueragrarbank auf die Ostseeprovinzen befürwortet, ob das Kreditsystem wirklich billiger und vorteilhafter ist, würde dann bei der Konkurrenz zutage treten.

8. Mai.

Wenn jede Idee eine Macht ist, mit der Geschichte und Leben zu rechnen gezwungen sind, welch eine Macht repräsentiert ein Ideensystem, das in möglichster Vollzähligkeit alle Ideen vereinigt? Augenscheinlich die Summe aller Kräfte, die den einzelnen Ideen innewohnen.

Diese Erwägung ist man versucht den Resolutionen des Petersburger Schriftstellerkongresses zugrunde zu legen, der es für gut befunden hat, sämtliche zeitgemäßen Ideale auf seine Fahne zu schreiben. Die Ideen, die im Laufe des verflossenen Jahrhunderts in den Köpfen der Ritter vom Geiste geboren wurden, die trotz jahrzehntelanger erbitterter Kämpfe nirgends voll verwirklicht wurden, sondern überall im Kompromisse erstickten — sie alle sind unter dem Banner des Petersburger Schriftstellerbundes zum imponierenden Ideenkomplex vereinigt. In ganz Rußland werden heute Programme entworfen und Plattformen gezimmert, wie der technische Ausdruck für diese Tätigkeit lautet. Unter ihnen ist die Plattform des Journalistentages zweifellos die breiteste. Im paradisischen Stande der Unschuld stehen auf ihr die Gedanken nationalistischer und sozialistischer Richtung nebeneinander und tun sich nichts. Eine Friedfertigkeit, die um so paradisischer ist, als nur die kräftigsten Exemplare der Gattung einer Aufnahme in das System gewürdigt sind und die Auswahl nach dem Grundsatz erfolgt zu sein scheint, daß es weniger darauf ankommt, worin die Gedanken radikal sind, als daß sie radikal sind. Dieser Grundsatz ist bei näherer Betrachtung weniger befremdlich, als es den Anschein hat.

Der Wunsch, alle radikalen Wasser auf eine Mühle zu leiten, erklärt ihn zur Genüge. Denn in der Tat sind die radikalen Elemente der verschiedensten Richtung durch das gemeinsame Interesse an einem Bruch mit den bestehenden Verhältnissen verbunden und für den Augenblick verspricht eine Vereinigung der Schlagworte fast denselben Dienst zu leisten, wie eine reale Verbindung der lebendigen Ideen und Interessengruppen — die Schlagworte haben dabei den Vorzug der größeren Verträglichkeit und Handlichkeit. Und mit den Worten Tolstojs zu reden: „Man muß vereinigen, es ist Zeit zu vereinigen", soll nicht der Bruch mit dem Bestehenden auf ungewisse Zeiten verschoben werden. — Die öffentliche Meinung ist träge geworden und bedarf an manchen Orten der Nachhilfe. In Tiraspol, einer ruheliebenden Stadt, muß nach dem Bericht der „Now. Wrem." die ganze öffentliche Meinung von einigen wenigen Korrespondenten besorgt werden, die Einwohner bringen es höchstens zu einem gelinden Staunen über den rapiden Kulturfortschritt. In der Redaktion der „Mosk. Wed." ist ein monarchisches Bureau errichtet worden, wo die

Glieder dieser Partei nach Postkarten gezählt werden. Eine Postkarte mit Namen, Stand und Adresse — und der staatserhaltende Akt ist vollzogen. Irgend welche Parteiversammlungen sind als ungesetzlich nicht in Aussicht genommen.

In den Spalten der „Mosk. Wed." äußert „ein schlichter Russe" seinen Unwillen über die Freiheitsbestrebungen der Intelligenz, ein Mitarbeiter bäuerlichen Standes weist darauf hin, daß dem Bauer schon aus wirtschaftlichem Grunde eine unumschränkte selbstherrliche Gewalt unentbehrlich sei, da seine Existenz ohne zeitweilige Gnadenerlasse nicht denkbar wäre. Er verweist daher der Intelligenz ihr müssiges Gerede über Volksrepräsentation und Konstitutionalismus. Auch in der nationalprogressiven Partei Schipows ist nach dem „Mir Boshij" der Masse des Volkes ein gefährlicher Gegner erstanden, sie ist eine Partei des Großgrundbesitzes, die ihre wirtschaftlichen Interessen niemals verleugnen und mit der Freiheit nie Ernst machen wird. In romantischer Umhüllung birgt ihr Programm die Formel Aksakows und Katkows: dem Zaren die Kraft der Herrschaft — dem Volke die Kraft der Meinung!

Wohin sich der Blick des Schriftstellerkongresses wandte, überall sah er die einst geschlossene Phalanx der Freiheit in zügelloser Differenzierung begriffen. Es galt daher diejenigen, denen die Freiheit und allein die Freiheit am Herzen lag, unter einem Banner zu scharen, alle aber, die neben der Freiheit noch andern konkreteren Göttern dienten, dem Bund der Freiheitskämpfer fernzuhalten. Der „Postimees" konnte den Nachweis eines ausschließlichen Freiheitsdienstes unter allen Umständen nicht erbringen, sein Freiheitsdrang versagte bei der „Uudised" und der freien Liebe, — beide erschienen ihm nicht liebenswert. In keiner Weise aber konnten die deutschen Blätter dem Kongreß als Bundesgenossen erscheinen. Ihr Freiheitsideal war das des Bundes nicht. „Ihr Fortschritt", heißt es in der „Rusj" vom 23. April, „mündet in dem Gedanken, daß es schön wäre, in die baltische Heimat heil und ganz die Kultur des deutschen Vaterlandes zu übertragen. Das ist ein enger Fortschrittsbegriff. . . . Das ist der Fortschritt des baltischen Feudalismus, für den die russische Gesellschaft keine Sympathien fühlen kann. Die russische Presse hat weder Grund noch Anlaß, die Vertreter einer so engherzigen und unzureichenden Auffassung auf ihren Tag zu laden. Geduld, Maß und Diplomatie sind die Ratschläge der deutschen Presse, die in der Tat nicht mit der tiefen Ueberzeugung der russischen Gesellschaft übereinstimmen, daß nur durch schnelle, umfassende, einschneidende und entschlossene Reform des gesamten Staatsbaues Rußland gerettet werden könne. Auch die Semstworeform wird dieser Presse als radikal und utopistisch erscheinen. Noch hundert Jahre Geduld, Maßhalten

und Verhandeln der Letten und Esten mit dem baltischen Feudalismus — ist dieses Programm fortschrittlich oder ist es — reaktionär!"

Auch die Programmlosigkeit wurde in demselben Artikel der deutschen Gesellschaft zum Vorwurf gemacht, und es ist in der Tat in einer Zeit, wo jedermann sein Programm hat, nicht opportun, ohne Programm einherzugehen. Ein Mißverständnis hat uns mittlerweile zu einer Art Programm verholfen. Die „Nordlivl. Ztg." veröffentlichte eine Denkschrift der estländischen Ritterschaft von 1870, gerade zur Zeit, wo das Programm- und Petitionsverfassen an der Tagesordnung war, ihre Veröffentlichung wurde daher von vielen für das lang erwartete Programm der Deutschen genommen. Die „Rish. Wed." haben an dieses Programm, das gewissermaßen gespornt und gestiefelt aus den Akten erstanden war, Betrachtungen über die Unfruchtbarkeit des baltisch-politischen Gedankens geknüpft. Und der Tat, sie hätten ja so Unrecht nicht, wenn das, was in jener Denkschrift von 1870 gesagt war, die politischen Gedanken der baltischen Deutschen von 1905 erschöpfte. Indessen — diese Veröffentlichung war kein Gedanke, sondern ein Einfall.

Noch immer stehen wir im Zeichen der Petitionen. Das Organ der sozialdemokratischen Partei, die „Peterb. Awise", hat drei veröffentlicht: die Petition der lettischen Intelligenz, die Petition des Kavershoffschen Landwirtschaftlichen Vereins und der Odensee-Fehtelnschen Gemeinde. Der „Postimees" sammelt noch immer die Wünsche der Esten und wird nicht müde, immer von neuem zu fleißigem Petitionenschreiben anzuregen. Leider steht die selbständige Erfindungsgabe in keinem Verhältnis zu der Zahl der Resolutionen.

Die Akten der Petition der lettischen Intelligenz scheinen noch immer nicht geschlossen, die Angriffe auf den baltischen Adel haben zu zwei Entgegnungen in der „Peterb. Ztg." geführt, die erste, W. R. N. gezeichnet, stammt aus Kurland, die zweite aus Livland, diese hat wieder eine Erwiderung in einem B. H. H. gezeichneten Artikel desselben Blattes gefunden. — Herr B. H. H. glaubt der lettischen Petition keine geringe Bedeutung beilegen zu dürfen, weil sie, in den russischen Blättern aller Parteirichtungen verbreitet, die öffentliche Meinung der russischen Gesellschaft beeinflussen wird. Dann kommt er auf den Wert dieser Meinung für uns zu sprechen und auf die Wege, die wir einschlagen müssen, um sie zu gewinnen. Ich bin weit entfernt diesen Teil seiner Ausführungen zu beanstanden, nur glaube ich, daß die Wege, die er uns weist, nicht neu sind, und wie weit sie gangbar, steht dahin.

Unsre deutsche Presse schenkt Herrn B. H. H.'s Ausführungen uneingeschränktes Lob, und klagt dabei, daß sie von der russischen Presse totgeschwiegen wird. Diese Klage will ich bloß registrieren. Die Petition der Letten haben nur der „Ssyn Otjetschestwa" und die „Birsh. Wedom." gebracht; diese beiden Blätter kann man wohl kaum als die Vertreter aller Parteirichtungen auffassen. Ich würde Herrn B. H. H. vorschlagen, den Artikel: „Die ausgeschlossenen Balten" in der „Rusj" vom 23. April aufmerksam zu lesen; nach diesem werden unsre Blätter wohl gelesen, aber um die Sympathien zu gewinnen, wäre es nötig sich ein recht radikales Programm anzulegen, an fertigen Schematen ist eben kein Mangel, sonst heißt es unerbittlich: „Die baltischen Deutschen sehen den Wald vor lauter Bäumen nicht. Ihnen ist nicht zu helfen! — Es wäre zwecklos gewesen Leute mit solchem Horizont auf den Petersburger Kongreß und in den allgemeinen russischen Verband zu laden. Gering mag die Courtoisie sein, es kommandiert eben der kalte gesunde Verstand." — — —

Die russische Agrarfrage ist in den letzten Tagen wieder akut geworden. Die Goremykinsche Konferenz soll diese und die mit ihr zusammenhängende Frage der Vergrößerung des bäuerlichen Besitzes lösen.

Bei der Frage nach der besten Grundbesitzverteilung gehen russische Agrarpolitiker von der Voraussetzung aus, daß jeder Arbeiter, der seine Arbeitskraft im Landbau zu betätigen wünscht, ein Stück Land zur freien Verfügung erhalten soll.

Diese Idee liegt der russischen Gemeindeverfassung zu Grunde, die, wie bekannt, bei der steigenden Bevölkerungszahl notwendig dazu geführt hat, daß die Landteile der Bauern schließlich unwirtschaftlich klein geworden sind. Um diesem Agrarübel zu steuern, wird in der „Now. Wrem." vorgeschlagen, zum Hofsystem überzugehen, wie es sich von selbst in dem Weichselgebiet und den angrenzenden litauischen Gouvernements bildet. Die notwendige Folge wäre aber Aufhebung des Gemeindebesitzes und Anerkennung des bäuerlichen Privateigentums an Grund und Boden. Dann müßte sich der russische Agrarpolitiker von der oben genannten Voraussetzung lossagen und sich mit einer landlosen Bevölkerung aussöhnen, die neben der landbesitzenden als ihr notwendiges Korrelat besteht.

Im Anschluß hieran dürfte es von Interesse sein, das agrare Programm der konstitutionellen Partei, das am 28. und 29. April in Moskau beraten wurde, kennen zu lernen. Es fordert eine große Agrarreform, verzichtet im Augenblick auf die Nationalisierung des Grundes und Bodens, weil es praktisch undurchführbar sein dürfte. Den Landmangel der Bauern will es beseitigen, und da die bisherigen Mittel, Kolonisation und Baueragrarbank, nicht ver-

schlagen, durch Ankauf des nötigen Bodens durch den Staat und Zuteilung zu den Landteilen der Bauern. Der Ankauf der Privatgüter dürfte auf keine großen Schwierigkeiten stoßen, da ja die meisten tief verschuldet sind. Um diese Maßregeln durchzuführen wären Landverteilungskommissionen zu bilden, auch müßten die bäuerlichen Pachtverhältnisse gesetzlich geregelt werden.

Bei den „Mosk. Wedom." hat dieses Programm wenig Beifall gefunden; sie schreiben: „Wahrhaftig, die Gedankenarmut unsrer gegenwärtigen russischen Intelligenz ist groß. Dabei wie unlogisch: einmal wollen sie das Land den Grundbesitzern nehmen, dann wieder die Landanteile der Bauern zum Gegenstand des freien Verkehrs machen — damit diese wieder in die Hände der Aufkäufer geraten." — — —

Die baltische Selbstverwaltungsreform wird in der lettischen Presse auch weiterhin einer eingehenden Untersuchung gewürdigt. Das russische ceterum censeo in Bezug auf die Semstwo findet immer weniger Anklang. Die „Rig. Awise" schlagen vor, den Mittelweg zwischen den Forderungen der Radikalen und der Konservativen zu wählen, den neuen Landtag auf dem Prinzip des Grundbesitzes zu basieren. Die „Balt. Westn." schwankt zwischen der verbesserten Semstwo und dem verbesserten Landtag. Von der Semstwo, wie sie sich der russische Fortschritt denkt, wissen wir zu wenig, um darüber zu urteilen, für den Ausbau des Landtages spricht das Institut des Kirchspielskonvents, das leicht zu einer gesunden Selbstverwaltungseinheit entwickelt werden kann, welche wir gerade bei der Semstwo vermissen. Es kommt aber nach der Meinung des Blattes darauf an, wie weit in der neuen Landesvertretung die Interessen der Pächter und Arbeiter sich vertreten finden. Die „Peterb. Awise" lehnt natürlich das ganze Reformprojekt ab, der „aristokratische Duft", der an ihm klebt, ist ihr zu stark.

PB.

Soziale Verhältnisse in Finnland.

Eindrücke und Betrachtungen

von

Th. Petzold.

Wer in der guten Jahreszeit, so etwa im Sommer oder Frühherbst, nach Helsingfors kommt, der kann sich, wenn er in einem Hinterhause Wohnung genommen und aus seinem Fenster hinausblickt, bisweilen eines Anblicks erfreuen, wie er sich außerhalb Finnlands im Zentrum einer großen Stadt wohl kaum irgendwo bieten dürfte. Soeben hat man das sommerheiße Straßenpflaster, hat man das Geklingel des elektrischen Tram und Gedränge des flanierenden oder geschäftig hin und her eilenden Publikums hinter sich gelassen, um es sich in kühler und stiller Häuslichkeit bequem zu machen, und denkt vielleicht, wenn man ans geöffnete Fenster tritt, den Genuß frischer Luft mit dem Anblick eines simpeln großstädtischen Hinterhofes erkaufen zu müssen, — aber wie groß und erfreulich ist da die Überraschung. Denn was man vor sich hat, ist der ungebrochene Granit, die Steinwildnis des finnischen Bodens, wie sie sich urwüchsiger und kraftstrotzender auch tief im Lande drinnen nicht zeigen könnte; gewaltige Blöcke, auf deren Rissen und Spalten die blaue Glockenblume im Winde schaukelt, wie auf Goldgrund auf einem Teppich grellgelber Blütensterne gebettet, eine wilde Flora, anmutiger und lieblicher, als die in Finnland so sehr gepflegte Gartenkunst sie zu schaffen vermöchte, und wenn ein warmer Luftzug sie streift, voll würzigen Aromas. Vor diesem Gestein mit seinem wilden Blumenzauber hat die städtische Bauwut

wohl oder übel Halt machen müssen; man hat hier ganz ungemein viel, ganz ungemein großartig und modern gebaut, und doch, wo der Erfolg die Kosten eben nicht deckte, wohlweislich innegehalten und sich beschieden, solange der Preis von Grund und Boden nicht diejenige Höhe erreicht, die Spreng- und Wegschaffungskosten ermöglichte.

Sich in Symbolen zu ergehen und bei ihnen zu verweilen, ist nicht nach jedermanns Geschmack, und manche dürften kaum mit meinem Vergleiche zufrieden sein, aber so oft ich Helsingfors aufsuche, erscheinen mir jene allmählich immer mehr von der Bildfläche verschwindenden Hinterhöfe finnisches Granits als eine Art Sinnbild und Gleichnis für den alt überlieferten Gesellschaftsstatus des Landes, der, wenigen nur recht wahrnehmbar und vor der sieghaften Modernität im steten Weichen begriffen, doch die Grundlage alles wirklich Gesunden abgegeben hat, was diese letztere in ihrer Entwicklung zu leisten vermochte. Dem Durchschnittsschlag der Besucher will Finnland und vor allem Helsingfors als eine Art Prototyp der Modernität erscheinen. Die Touristenwelt pflegt den hiesigen Hotels alles nur erdenkliche Lob zu spenden, es sei alles da so ungemein modern, bequem und komfortabel; der commis voyageur preist die geschmackvollen und luxuriösen Etalagen an den Schaufenstern; der fremde Ingenieur ist höchlich erbaut über die Präzision des finnländischen Eisenbahnbetriebes und die den besten westeuropäischen Mustern in nichts nachstehende Ausnutzung der Elektrizität; der Architekt hat seine helle Freude an der in unglaublich raschem Tempo fortschreitenden Bautätigkeit; der Sozialpolitiker endlich lobt den Finnländer höchlich dafür, daß er der Frau reichlicher als anderswo Mittel und Wege an die Hand gegeben, um sich eine selbständige Existenz zu schaffen, und Tourist, Architekt, Ingenieur, Sozialpolitiker und wie sie sonst noch alle heißen mögen, die modernen Menschen, die hierher nach Helsingfors kommen, vergessen in hundert Fällen gegen einen, daß sich hinter jener vor aller Welt sich entfaltenden Wirklichkeit der „Moderne" eine andre Wirklichkeit verbirgt, die, hier und da zwar verwittert und zerbröckelnd, wie jener Granit des Hinterhofes, doch den Nährboden abgegeben hat und zu gutem Teil noch heute abgibt für die durch den Flugsamen aus dem Westen dem Boden Finnlands einverleibte Modernität. Wer könnte sie alle nennen,

die Mächte des Beharrens und der Tradition, die noch auf diesem Boden wurzeln: Volksbrauch, Volksgesang und Volkspoesie, die alte ständische Ordnung mit ihren Landtagen, die lutherische Kirche mit ihrer eigenartigen Verfassung, den Bauerstand mit seinem zähen Konservativismus.

Was hier als Modernität und überlieferte Mächte einander gegenübergestellt wurde, es ist, zwar nicht in allen Stücken, aber doch im wesentlichen der die Weltgeschichte immer und überall bewegende Gegensatz des demokratischen und aristokratischen Prinzips. Man weiß aber, daß jede gesunde Entwicklung auf Ausgleich und Kompromiß beruht, nach des alten Goethe, dem manche den Sinn für das Weltgeschichtliche absprechen wollen, allbekanntem Worte: „Ältestes bewahrt mit Treue, freundlich aufgefaßt das Neue." Und so werden sich denn wohl auch Modernes und Überliefertes zu Ersprießlichem einen können, wenn und sofern beide willens und imstande sind, sich gegenseitig zu durchdringen, jedes Beste willfährig eines aus des andern Hand entgegenzunehmen. Nach leidiger Menschenart spielen hier Leidenschaft und Egoismus bekanntlich die Rolle der Spielverderber, wem aber die schöpferische Kraft des Lebens nicht gänzlich unbekannt ist, dem dürfte auch das Vertrauen auf die Zeit und ihre ausgleichende Wirksamkeit nicht abgehen. Der wenigstens scheinbar unüberbrückbaren Gegensätze gibt es in Finnland freilich vielleicht mehr als sonstwo; es sei gestattet, später ihrer zu gedenken und den Leser zuvörderst auf ein Gebiet finnländischen Lebens hinzuweisen, wo Modernität und Tradition sich willig die Hand reichen.

Amerikanischen Ursprungs und durchaus unter dem Zeichen der Modernität ins Leben gerufen ist die in Finnland von Jahr zu Jahr mehr Raum gewinnende sog. Samskola oder Gesamtschule, eine Schule, in der Knaben und Mädchen von den untersten Schulklassen an bis zur Universität oder dem Betreten des praktischen Lebens den Unterricht gemeinschaftlich und gemäß im wesentlichen gleichen pädagogischen Grundsätzen genießen. Auf diesem Schulgebiet nun zeigt sich in Finnland eine überaus erfreuliche Durchdringung des Neuen durch das Alte, und anderswo, wie z. B. in Frankreich, wo die Verzärtelung des heranwachsenden Geschlechts bekanntlich eine typische Erscheinung des Familienlebens abgibt, würde eine derartige Schule gewiß nicht die gleiche Frucht tragen. Strenge

Zucht im Hause, zumal den Kindern gegenüber, war, als die erste Samskola das Licht des Tages dort erblickte, im alten Finnland eine typische Erscheinung und sie bildet recht eigentlich die unerläßliche Voraussetzung eines derartigen Schultypus, welcher zugleich ein etwas von den sittlichen Gepflogenheiten des strengeren und in seiner Lebensführung und Weltanschauung nüchterneren Familienlebens älteren Datums nur durch andere Mittel zu bewerkstelligen imstande ist. Nach fast einstimmigem Zeugnis, welches das Urteil des irgend Lebenserfahrenen sicherlich erhärten wird, bewahrt jene Samskola, bei aller Unbefangenheit im Verkehr der beiden Geschlechter mit einander, die Jugend am besten vor vorzeitiger Liebelei und vor den im modernen Leben nun einmal überall zutage tretenden erotischen Einflüssen, einer Erotik und Liebelei, deren Pflege, gewiß ohne es selbst zu wollen, unsre höheren und mittleren Gesellschaftsschichten durch Kinderbälle und Dekolleté leider so oft Vorschub leisten. Man täusche sich darüber nicht, die vorzeitige Entwicklung des Geschlechtstriebes pflegt recht eigentlich die Klippe zu sein, an der so oft gerade die phantasiebegabten Veranlagungen, die dichterisch und gemütlich reich ausgestattete Persönlichkeit in einer Zeit scheitert, wo Wille und Urteil noch so gut wie garnicht vorhanden sind und daher von eigentlicher Zurechnungsfähigkeit nicht wohl die Rede sein kann. Für den Knaben existiert der verführerische Reiz des Weibes an sich kaum, was auf ihn verführerisch wirkt, pflegt der besondere Aufputz des Weibes zu sein, und das Wort „dem Reinen ist alles rein", welches bekanntlich so gern gebraucht wird, um eine Diskussion über diese unliebsamen Dinge kurzweg abzuschneiden, kann im Grunde nur so lange stichhalten, als die indiskrete Frage: „Aber wo ist denn der Reine?" verpönt bleibt. In der Samskola aber tritt das junge Mädchen ohne allen phantasieerregenden Apparat in schlichter Häuslichkeit dem Knaben und Jüngling entgegen, und zwar in einem Betätigungsrevier, das in erster Stelle der Arbeit und ihrem Ernst gewidmet ist. Alles phantasieerhitzende Grübeln liegt fern ab, die Gewohnheit läßt den Knaben überhaupt mit andern Blicken auf das Mädchen sehen, als sonst wohl in dem schon etwas herangereiften Alter gang und gäbe, und sind einmal die kritischen Lebensjahre überstanden, ist das Urteil gereift, der Wille gestärkt, nun, ich denke, daß Männlein und Fräulein auf dem einmal

betretenen, zwar nüchterneren, aber würdigeren und bessere Anwartschaft auf Erdenglück gebenden Pfade eine gute Strecke weiter kommen werden.

Gegen die Berechtigung des jungen Mädchens, neben der männlichen Jugend Universitätsstudien obzuliegen, sind, von allem andern abgesehen, auch vom moralischen Standpunkt aus Bedenken erhoben worden, die jedoch, was Finnland betrifft, um so leichter ins Gewicht fallen dürften, als lange schon bevor die Samskola sich hier zu einem allverbreiteten Schultypus gestaltet hatte, der finnländische Student in einer so harmlos unbefangenen Weise mit den Töchtern des Landes zu verkehren pflegte, wie sie anderswo wohl zu den Seltenheiten gehören mag. Dem Finnländer, insbesondere aber dem Finnländer schwedischer Herkunft, haftete von altersher ein stark entwickelter Sinn für Familienleben und Häuslichkeit inne, ein Sinn, dem es wesentlich zu verdanken ist, daß man sich so außerordentlich wohl und behaglich im Skandinavischen Norden und in Finnland selbst an Orten fühlte, die, wie das Wirtshaus, Hotel oder gar der Bahnhof, sonst nicht eben Stätten besonderer Gemütlichkeit zu sein pflegen. Es ist hier überall die ordnende Hand der Frau zu spüren, und auch das Studentenleben in Helsingfors und auf den schwedischen Universitäten ist stets weit davon entfernt gewesen, weiblicher Beeinflussung aus dem Wege zu gehen. Zumal die Doktor- und Magisterpromotionen hatten sich hier zu wahrhaften Familienfesten gestaltet, an denen alle weiblichen Angehörigen des Promovenden, samt der ihnen nahestehenden Damenwelt Anteil nahmen, ein Brauch, der heutzutage leider sehr im Schwinden begriffen zu sein scheint. Man fuhr mit blumengeschmückten Karossen zusammen durch die Stadt, beim üblichen Festessen wurde bunte Reihe gemacht und es war eine weibliche Hand, die dem jungen Gelehrten den Doktorhut oder Lorbeerkranz darreichte. Man sieht, daß es eben keine allzu breite Kluft zu überwinden galt, als mit der Zuerkennung des akademischen Bürgerrechts das junge Mädchen im Helsingforser Auditorium neben dem jungen Manne Platz nahm.

Die Samskola und der gemeinschaftliche Besuch der Vorlesungen konnten nicht ermangeln, der wechselseitigen Beeinflussung beider Geschlechter ihre ganz besondere charakteristische Richtung aufzuprägen. Konnte man dem Helsingforser Studenten auch

früher nicht eigentlich nachsagen, daß er mehr als etwa der Deutsche den altüblichen Kneipgewohnheiten nachging, so spielten doch der heiße Grog und kalte Punsch hier früher keine ganz unbeträchtliche Rolle, und dürfte das Abstinenzlertum, das heute unter den finnländischen Studenten so sehr verbreitet ist, auch zu großem Teil auf die gleich zu berührende Beteiligung der akademischen Jugend am Gemeinleben des Landes zurückzuführen sein, ein gut Teil davon, zumal aber die erste Anregung dazu, ist sicherlich auf Rechnung weiblicher Einflüsse zu schreiben. Und wie die Aktiva Mäßigkeit und geordnetere Lebensgestaltung bei der männlichen Jugend auf Weibliches zurückdeuten, so verdankt die weibliche ihre oft bewunderungswürdige Rüstigkeit in körperlichen Übungen und die damit zusammenhängende Frische und Gesundheit den männlichen Einflüssen, die ihr auf der Samskola und Universität zugute gekommen. Man gehe nur in den Helsingforser Kaisanemi-Park und sehe sich den zum großen Teil von jungen Mädchen geübten Rudersport an, wie er auf einem stillen Meeresarm, der diesen Park im Norden begrenzt, von statten geht. Den bunten Filzhut seemännisch verwogen auf sonnverbrannter Stirn, führen die jungen Wikingerinnen, je sechs und sechs auf einem Boot, ihre wirklich nicht leichten Ruderstangen mit einer Kraft und Präzision, wie sie der bestgeschulten Marinemannschaft Ehre machen würde, während ein fünfzehnjähriger Backfisch, gelassen und nicht ohne eine gewisse Wichtigkeit im blühenden Kindergesicht, den verantwortlichen Posten am Steuerruder einnimmt. Nicht ohne Grund hat Finnlands hervorragendster Maler, Edelfelt, in Genre und Landschaft, wie mich dünkt, bedeutender als in der Historie, sich als Sujet mit Vorliebe die jungen Mädchen Finnlands beim Rudern auserkoren, zumal auf stillem Landsee und in der Tagesstunde, wo das hereinbrechende Zwielicht den Gegensatz von zielbewußter Tatkraft und träumerischem Dämmerschein so schön hervortreten läßt.

Was dem studierten Balten, wenn er nach Finnland kommt, in hohem Grade auffallen muß, ist die hier allenthalben zutage tretende Unbefangenheit, ja Vertraulichkeit, die man im Verhalten der unteren Volksklassen zur studierenden Jugend wahrzunehmen in der Lage ist. Die Mehrheit der Helsingforser Studenten rekrutiert sich eben aus sehr bescheidenen gesellschaftlichen Kreisen und zu diesem Umstande kommt noch ein andrer, bei weitem mehr

ins Gewicht fallender hinzu. Das, was wir Deutsche wohl das Sinnige, der unintereſſierten Kontemplation und Reflexion Zugewandte zu nennen pflegen und was während unſrer klaſſiſchen Literaturperiode als eine Eigenheit bevorzugter Geiſter galt, pflegt dem modernen Finnländer in der Regel ebenſo fern zu liegen, wie jene Art geiſtigen Ariſtokratismus, der, unbekümmert um das momentane Zweckliche, ſein „Ich“ auch inſofern vor feindlichen und widerwärtigen Berührungen auszuhüten ſtrebt, als dieſe ihn in Kontakt mit dem Gemeinen, das Wort hier keineswegs in ſeiner übelſten Bedeutung gebraucht, zu bringen drohen. Der moderne Finnländer iſt durch und durch Praktiker und als ſolcher ſchon in der Jugend dem örtlichen Zweckleben zugewendet, mag dieſes auch hier und da äſthetiſch veranlagte Naturen zurückſchrecken. Im Durchſchnitt genommen pflegt er ſeine Studienzeit länger auszudehnen, als das anderswo der Brauch, aber man würde ſich ſehr irren mit der Annahme, daß er nun auch wirklich dieſe Studienzeit, vom kameradſchaftlichen Treiben abgeſehen, ganz dem Hörſaal oder der häuslichen Arbeit widmete. Der hieſige Student unterbricht ſie wohl auf Monate, ja auf Jahre, um auf ſeine Weiſe und ſoweit ſeine Kräfte reichen, zu Nutz und Frommen des Volkes oder Staates zu wirken, denn überall, zumal in dem unkultivierten Norden Finnlands, findet ſich Arbeitsgelegenheit und überall kann man ja ſein Scherflein beitragen, um jenes Wohl wirklich oder vermeintlich zu fördern, und es iſt bei weitem nicht immer der klingende Lohn des leidigen Geldes, es iſt in erſter Linie der Patriotismus und auch wohl der Hang, ſich möglichſt früh an praktiſchen Aufgaben meſſen zu können, was die Veranlaſſung zu ſolchen Exkurſionen abgibt. Der Philologe oder der Naturwiſſenſchaft Befliſſene unterbricht ſeine Univerſitätsſtudien, um zeitweilig da oder dort als Hilfslehrer an irgend einer Mittelſchule zu wirken; der Kameraliſt wird auf ſeinen Wunſch hin einer Gefängnisverwaltung oder einem Zollamt attachiert; der Juriſt — man ſchlage einmal das Helſingforſer Hufvudſtadsblad vom 14. Mai c. auf — ließ ſich früher wohl — man höre und ſtaune — in die Zahl der einfachen Konſtabler aufnehmen, um vom Weſen der Polizei und ihren etwaigen Mißſtänden ſich eine recht deutliche Vorſtellung zu machen, ein Umſtand, der das oben Geſagte wohl begreiflicher machen dürfte, als es manchem Leſer

zuerst erscheinen mag. Man sieht, an Stelle jenes Hauslehrertums, das der zeitweilig aus dem alten Dorpat scheidende baltische Student so gern zu ergreifen pflegte, gibt es hier eine zahllose Menge wenn auch nur bescheiden remunerierter Posten, die noch vor allendlicher Beendigung seiner Studien den Helsingforser Studenten in alle nur irgend erdenklichen Lebensverhältnisse und bisweilen in die entlegensten Winkel des Landes führen.

Eine andre, gleichfalls dem praktischen Leben und seinen Aufgaben zugewandte Tätigkeit, die er mit Vorliebe aufsucht, obgleich er hier nicht immer auf Remuneration rechnen kann, ist die in den zahllosen Vereinen, die der Volksbildung oder andern philanthropischen Zwecken dienen; da werden Vorträge an sog. Volksuniversitäten gehalten, Kassen im Interesse aller nur irgend denkbaren Aufgaben verwaltet, Reden im Sinne der Enthaltsamkeit von geistigen Getränken an die Volksmenge gerichtet oder wird das Festordneramt bei Volksfesten und Belustigungen übernommen. Bisweilen geht man wohl auch seine eigenen Wege, ohne daß ein Verein mit seinen Mitteln hinter einem stände. So durchquert der Helsingforser Student wohl Finnland von Süd nach Nord, von Ost nach West, um Flora und Fauna zu erforschen, Sprichwörter und Lieder zu sammeln, oft auch bringt er einen ganzen Schatz örtlicher Volkstrachten mit heim, die er in den verschiedensten Teilen des Landes aufgespürt und käuflich erstanden hat, wie denn ein speziell zum Behufe finnländischer Kostümkunde in Helsingfors errichtetes und noch heute sich immer mehr bereicherndes Museum seinen Bestand an bäuerlichen Trachten wesentlich derartiger studentischer Mühwaltung verdankt. Es mag bei solchen Streifzügen nicht ohne finnomanische Propaganda abgehen, die dem Helsingforser Studiosus um so leichter fallen muß, als er sich gemeiniglich ganz als Kind des Volkes und nicht als junger Herr zu fühlen und zu geben pflegt, ein Umstand, der natürlicherweise seine Popularität ganz ungemein steigert.

Richtung und Fülle jenes großen Stromes, den man als die soziale Entwicklung eines Landes bezeichnen kann, werden bekanntlich durch unzählige Quellen und unzählige Widerstände bestimmt, und ich glaube die Bedeutung der Frauenemanzipation finnischen Schlages nicht eben zu überschätzen, wenn ich in ihr eine jener Quellen sehe, aus denen eine charakteristische Eigentümlichkeit des

gesellschaftlichen Lebens in Finnland fließt, das ungemein humane Verhalten nämlich der besitzenden und politisch maßgebenden Kreise dem eigentlichen Volke gegenüber. Es soll hier ja keineswegs übersehen werden, daß die nationalen Gegensätze, der Antagonismus von Schweden- und Finnentum, bei dem zusehends zunehmenden Erstarken des letzteren, die doch noch immer Wohlhabenheit und Intelligenz in hervorragendem Maße vertretenden schwedischen Bevölkerungsbestandteile, insbesondere der größeren Städte, zu sozialen Konzessionen drängt, und doch dürfte jeder Kenner der hiesigen Frauenwelt und ihrer Bestrebungen zugeben müssen, daß jene Frauenwelt, ganz unabhängig von dem eben erwähnten Druck, soweit ihre Stellung und Mittel es gestatten, das ihrige an sozialer Beihilfe zu tun keineswegs unterläßt. Daß die nächsten Jahrzehnte die Mühwaltung, die unter dem Namen der Sozialreform von Staat und Gesellschaft Westeuropas in Angriff genommen ist, energischer noch als bis jetzt geschehen, fortsetzen werden und daß eine zwingende Notwendigkeit hiefür vorliegt, darüber werden wohl nur verhältnismäßig wenige unter den Gebildeten sich einer Täuschung hingeben können, und als einer der wichtigsten Bundesgenossen für alle einschlägigen Bestrebungen will mir die Frau der Zukunft erscheinen, deren Einsatz bei dem großen Werk, außer der Güte und Barmherzigkeit, vor allem noch jener Sinn für das Einzelne und Individuelle sein dürfte, welcher der mehr in Bausch und Bogen und im gewissen Sinne doch immer schablonenhaft arbeitenden Männerwelt nicht in gleichem Maße innezuwohnen pflegt. Ein unerläßliches Erfordernis, um sich an dieser großen Aufgabe zu beteiligen, bleibt hier freilich für das Weib die Kenntnis des Lebens, wie es sich im größeren Stil zu entfalten pflegt, und jene Bildung, die allein hier die Direktive zu geben vermag.

Ungemein charakteristisch für Finnland ist, daß hier ein Frauentypus, dem man in Westeuropa und Rußland noch recht häufig begegnen kann, offenbar im Aussterben begriffen ist, der Typus der Dame nämlich, deren gesamtes Wünschen und Tun darauf herausläuft, ein Idol für die Männerwelt abzugeben. Das stärkere Vorwalten der Mittelklassen, die allgemeine Gepflogenheit einen Beruf zu ergreifen, vor allem das rings umher rastlos arbeitende Zweckleben drängen eben jenen Typus der Dame zurück. Statt seiner sehen wir hier immer mehr und mehr die werktätige

Frau, die Frau, welche durch eigene Erfahrung oder durch die Erfahrung ihrer Nächststehenden und Freundinnen Kenntnis genommen hat von dem Pflichtleben bescheideneren und größeren Stils, und der allgemeine Bildungsdrang bringt es mit sich, daß dabei Vernunft, und oft sehr viel Vernunft und richtiges Verständnis mit im Spiele ist. Wer sich von dieser Tatsache überzeugen will, dem rate ich die auf alle Gesellschaftskreise sich erstreckende und eine unglaubliche Fülle von Aufgaben in sich fassende Tätigkeit des hiesigen Martha-Vereins zu studieren, was leicht durch Lektüre der jährlichen Rechenschaftsberichte dieses Vereins geschehen kann. Schon der bloße tägliche Augenschein belehrt uns über das humane Verhalten der hiesigen Hausfrau oder Ladeninhaberin ihren Untergebenen gegenüber, und wer von ihnen etwa durch Veranlagung und Erziehung weniger humanem Zweckleben zugeneigt sein dürfte, auf die übt auf die Dauer Beispiel und Urteil der gesamten Umgebung eine Art moralischen Zwanges aus, der sie sich der allgemeinen Sitte und Gepflogenheit fügen läßt. Wie häufig, um nur ein Geringes heranzuziehen, ist es mir hier begegnet, daß ich auf meine beim Vermissen eines bekannten Gesichts unter den aufwartenden Mägden und Verkäuferinnen erfolgte Frage von der Hausfrau oder Inhaberin des betreffenden Ladens die Antwort bekam: „O, die habe ich für einige Wochen aufs Land geschickt, damit sie sich dort erhole, denn sie kränkelte leider schon lange."

Was soeben in betreff kleinerer und individuellerer Verhältnisse herangezogen, es gilt in gleichem Maße für die Arbeiterverhältnisse größeren Stils, deren Ordnung dem Staat, der Kommune oder individualisierter Zweckgemeinschaft obliegt. Der Ladenschluß, für die verschiedenen Geschäfte auf verschiedene Tagesstunden fallend, erfolgt hier durchschnittlich zu einer bedeutend früheren Zeit als anderswo; die Vorbereitungen für eine Alters- und Invalidenversicherung bilden soeben den Gegenstand lebhafter Diskussion in einem zu diesem Behuf niedergesetzten Komitee, und es dürfte für den ferner Stehenden nicht ohne Interesse sein, die Art und Weise kennen zu lernen, in der derartige Angelegenheiten hier gemeiniglich behandelt werden. Vor wenigen Tagen wurde hier seitens zweier Vereine, dem der Handelsgehülfen und der Geschäftsbediensteten, eine Petition an die örtliche Handelsgilde

gerichtet, in der die beiden Vereine, unter Hervorhebung des ihnen wohl bekannten Gemeingefühls und Wohlwollens ihrer Prinzipale und auf das Bedürfnis der Gehilfen hinweisend, abends an den zahlreichen Fortbildungsvorträgen finnischer und schwedischer Zunge teilnehmen zu können, um einen auf alle Geschäftszweige dieser Art auszudehnenden Ladenschluß für sieben Uhr nachmittags baten. Nach längerer Debatte ging die Gilde bedingungsweise auf das Ansuchen ein, der Ladenschluß für sieben Uhr nachmittags wurde einstweilen für ein Jahr, mit Ausschluß der Weihnachtszeit, den Gehilfen zuerkannt und zugleich ein aus den hervorragendsten örtlichen Geschäftsmännern zusammengesetztes Komitee niedergesetzt, das sich anheischig machte, durch moralische Einwirkung auf die eventuell renitenten Kollegen in Richtung ihres freiwilligen Anschlusses zu wirken, was, da die Mitglieder des Komitees eben die angesehensten kaufmännischen Firmen schwedischer und finnischer Zunge an Stelle und Ort vertraten, an einem späteren allgemeinen Inkraftsetzen jenes Beschlusses nicht weiter zweifeln läßt.

Auch der persönliche Verkehr zwischen Herrschaft und Dienstboten, Arbeitgebern und Arbeitern, wie überhaupt der oberen Gesellschaftsschicht, sobald diese in Berührung mit der unteren kommt, nähert sich in Finnland einer Vertraulichkeit, wie man sie bei uns in den Baltischen Provinzen nur sehr selten antreffen dürfte, und man kann wohl mit Recht hinzufügen, daß in der Regel der kleine Mann hier durchaus nichts von jener Dreistigkeit und jenem zudringlichen Wesen dabei an den Tag zu legen pflegt, wie es leider so oft bei dem entsprechenden Verfahren bei uns zu bemerken ist. Hier und da begrüßen sich wohl ein Student und ein einfacher Arbeiter mit freundlichem Händedruck auf der Straße, es sind eben Verwandte, oder sie haben in irgend einem Verein, der ja jedermann hier zugänglich, vorher Bekanntschaft gemacht. Als ich vor einigen Jahren aus einer Art jugendlicher Bewunderung für die derbe Plastik Bürgerscher Dichtung des Dichters ehemaliges Heim in dem Göttingen benachbarten Altengleichen aufsuchte, hatte ich Gelegenheit in einem Kreise jugendlicher Referendare und Auskultanten, lauter ehemaliger Göttinger, Aufnahme zu finden, die eben im Begriff waren, sich über die Autorschaft der Unterschrift von Klinkerfuß', des berühmten Astronomen, Bildnis: „Es irrt der Mensch so lang er strebt" zu streiten, wobei einige

der übrigens sehr freundlichen und in ihrer Jurisprudenz gewiß wohl beschlagenen Herren auf Uhland, andere auf Heine rieten. Ein junger Mann, dessen Obliegenheiten in dem übrigens urgemütlichen Wirtshaus sich nur wenig über die eines gewöhnlichen Kellners erheben mochten, schlängelte sich dabei in äußerster Befangenheit rund um einen überaus stramm und selbstbewußt dreinschauenden Jünger des höheren preußischen Staatsdienstes, der bei der Diskussion durchaus auf seinem Heine beharrte und dem ihn umkreisenden Trabanten hin und wieder einen freundlich verlegenen Blick zuwarf. Als die Herren nach dem üblichen Frühschoppen sich wieder aufs Amt begeben hatten, teilte mir der soeben noch hart Bedrückte nicht ohne Stolz mit, der Herr Referendar, neben dem ich soeben gesessen, sei sein leiblicher Bruder, dem gewiß, dank seiner glänzenden Fähigkeiten, eine gute Karriere bevorstehe, und, fügte er mit besonderer Lebhaftigkeit hinzu, „es wird ganz gewiß Heine gewesen sein, das können Sie mir schon glauben." Diese alte Geschichte ist mir in Finnland mehr als einmal in den Sinn gekommen.

Die friedliche Rückeroberung Finnlands durch das auch kulturell immer mehr Raum gewinnende genuine Finnentum muß wohl uns Balten als ein Prozeß erscheinen, der uns nicht eben anheimeln kann, und diese Rückeroberung liegt so klar zutage, daß jedes Sichhinwegtäuschen über sie zu den Illusionen zu zählen ist. Längst schon ist nichts mehr von jener früheren Gepflogenheit des Finnen, wenn er es zu Vermögen und Bildung gebracht, für einen Schweden gelten zu wollen, spürbar, und wer die fashionabeln Stadtteile von Helsingfors verläßt, um sich in den ganz unverhältnismäßig umfangreicheren Revieren der Stadt, die der Fremde nur selten betritt, umzusehen, hört fast ausschließlich und allein finnisch sprechen, und kann, wenn man sich in schwedischer Sprache verständigen will, in zehn Fällen gegen einen, sicher sein, nicht verstanden zu werden. Wie eine Art trotziger Herausforderung gegen das früher allgewaltige Schwedentum ragt schon seit ein paar Jahren das finnische Theater dem älteren Kunstmuseum Finnlands gerade gegenüber, ein wirklich gigantischer Bau, ein wenig ans Cyklopenhafte erinnernd und in seiner robusten Geschlossenheit wohl auf ein Jahrtausend berechnet. Sollte der Tempel der mimischen Kunst nach Richard Wagner wirklich das Zentrum

sein, in dem alle Künste, harmonisch vereinigt, durch ihre Gesamtwirkung jenes καλον κ' ἀγαθον der Griechenkultur einem zu jungem Selbstbewußtsein kommenden Volke einzuflößen hätten, nun, so würde der Finne sicherlich mit den Unsummen, die er für seinen Theaterbau ausgegeben, sich keiner Verschwendung schuldig gemacht haben; ob aber und inwieweit die Perle der genuin finnischen Kunst der Großartigkeit ihres Gehäuses entsprechen dürfte, ja, darüber wagt Schreiber dieses sich kein Urteil beizumessen. Ein Gutes mindestens kann dem langjährigen und noch lange nicht zu Ende geführten Antagonismus zwischen Schweden- und Finnentum in Finnland mit vollem Recht nachgesagt werden, und das ist, daß dieser Antagonismus dem Lande eine ganz ungemein rührige soziale Geschichte geschenkt hat, die die von Haus aus vielleicht etwas trägen Volksgeister gewaltsam aufrüttelte und, wie mir scheinen will, die gegenwärtige Kultur Finnlands im Bunde mit der Wiederbelebung der Landtagstätigkeit in den sechziger und dem ungewöhnlichen materiellen Aufschwunge in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts recht eigentlich zuwege gebracht hat. Dem Wetteifer auf dem Gebiete sozialer Tätigkeit, welcher ganz wesentlich als eine Folgeerscheinung jenes Antagonismus zu betrachten ist, entspricht nun namentlich das Maß der Anteilnahme aller Gesellschaftsklassen am Wohl und Wehe der Gesamtheit, welche Anteilnahme, je nach dem politisch-nationalen Standpunkt des Einzelnen, ja allerdings oft von einer Art Fanatismus diktiert, in die Irre gehen kann, im Großen Ganzen genommen jedoch das bürgerliche Bewußtsein in hohem Grade gestärkt und gereift hat. Es sei hier nur auf ein der jüngsten Vergangenheit angehöriges Beispiel hingewiesen, welches zwar bei uns sehr verschiedene Beurteilung finden wird und das ich, ohne irgendwie Partei ergreifen zu wollen, lediglich als charakteristisch für die Art anführen möchte, in der jetzt, da die Wogen des Parteikampfes in Finnland wieder höher zu gehen beginnen, dieser Kampf geführt wird. Ganz vor kurzem, ich glaube es war noch im Mai, hatte sich in dem kleinen finnischen Städtchen Kajana, wo sich ein Volksschullehrerseminar mit finnischer Unterrichtssprache befindet, das Folgende zugetragen. Die sogenannte konstututionelle Partei der Svekomanen und Jung-Finnomanen hielt in dem Orte ein Meeting ab, an dem der örtliche Seminardirektor, ohne eine Einladung erhalten zu

haben, teilzunehmen sich gemüssigt fühlte, obgleich er zur konservativen Partei der Alt-Finnomannen oder Suometarianer, wie sie nach ihrem Preßorgan jetzt hier genannt werden, gehörig, kaum auf einen besonders wohlwollenden Empfang seitens der Versammelten rechnen konnte. Was vorauszusehen war, geschah, denn der übrigens vielleicht sehr tüchtige Pädagoge wurde ausgezischt, wichtiger aber war, daß er bei der Gelegenheit sechs von seinen Seminaristen in der verpönten Versammlung antraf und ihnen allen das consilium abeundi erteilte, was zur Folge hatte, daß sämtliche Seminaristen ihren Austritt aus dem Institut erklärten. Bei uns zu Lande würde man von einer ähnlichen Sache wohl nicht viel Aufhebens machen, anders hier, wo der freiwillige Austritt jener Seminaristen und das Verhalten des Direktors in der liberal-svekomanischen und jung-finnomanischen Presse und Gesellschaft einen Sturm der Entrüstung oder der Bewunderung wachrief, der an die berufenen Göttinger Sieben und den König Georg August von Hannover erinnern kann. Eine ganze Woche lang wurde der Fall in den beiden Helsingforser Zeitungen eingehendster Behandlung unterzogen, ein von hunderten Volksschullehrer besuchtes Meeting in Helsingfors legte feierlich Protest ein gegen das Verfahren des Direktors, eine ähnliche Protestäußerung kam von Hangö und die Sektion der sogenannten Österbottninger unter der hiesigen Studentenschaft beglückwünschte durch ein Telegramm die Seminaristen für ihr standhaft patriotisches Verhalten.

Eine der in Petersburg zur Stunde so häufig tagenden Versammlungen, in denen der russische Radikalismus seinem Glaubensbekenntnis und seinen Desideraten Ausdruck gibt, hat sich jüngsthin in der Richtung ausgesprochen, man solle russischerseits den Finnländern die Gestaltung ihrer eigenen Dinge durchaus anheimgeben, vorausgesetzt, daß die künftige Repräsentation des Landes auf dem allgemeinen, direkten und geheimen Wahlrecht beruhen würde. Man sieht, jenem Radikalismus ist die heutige ständische Verfassung Finnlands ebenso wenig sympathisch, wie es ihm früher das aristokratische Selfgovernment der Baltischen Provinzen war. So sehr hier nun auch früher die alte ständische Ordnung in ihrer kulturfördernden Bedeutung, wenn auch nur andeutungsweise, gewürdigt wurde, daß ihr noch eine lange Dauer beschieden sei, dürfte doch mehr als fraglich erscheinen. Dem gewaltig sich

reckenden und streckenden Körper des Sozialen will, wie mich dünkt, das stramm zugeschnittene Gewand des überkommenen heimischen Staates mit seinem Ständetum, das der Modernität so sehr widerspricht, nicht mehr ganz entsprechen. Zieht man die Familienvertretung des zwar sehr leistungsfähigen, aber zufolge seines nur sehr mäßigen Landbesitzes namentlich örtlich wenig bedeutenden Adels, das nach der Kommunalsteuerpflicht bemessene Pluralitätsstimmrecht der städtischen Bürgerschaft und den Wahlmodus, wie er bei Priester und Bauer vorhanden ist, zieht man das alles in Betracht, so wird deutlich, daß im Grunde nur ein sehr kleiner Teil der Bevölkerung an der Bildung des Gesamtwillens, wie er auf dem Landtage, wenn auch unter ständischen Formen, zum Ausdruck kommen soll, partizipieren kann. Stellt man dieser Tatsache den starken Pulsschlag öffentlichen Lebens, die Interessen, Ansprüche und Bestrebungen, mit einem Wort dasjenige gegenüber, was wir hier bei Ermangelung einer andern Bezeichnung schon mit dem etwas schulmäßig lautenden Terminus „sozialer Faktor" bezeichnen müssen, so dürfte es ziemlich deutlich sein, daß die alte ständische Vertretung über kurz oder lang hier einem auf andrer Basis errichteten Vertretungsmodus Platz machen wird. Was in betreff des letzteren, man möge ihm durch einen Zensus und indirekte Wahlen einen noch so sehr konservativen Interessen Rechnung tragenden Charakter geben, zu schwerwiegenden Bedenken Veranlassung geben muß, wäre wohl die Frage, in wieweit durch einen derartigen Schritt die spaltenden Gegensätze zwischen Finnen- und Schwedentum ausgeglichen, gesteigert oder gar im Sinne der Alleinherrschaft jenes ersteren entschieden würden, denn bei dem alten ständischen Vertretungskörper war, solange der Wahlmodus der Städte intakt blieb, wenigstens Parität zwischen beiden Stämmen gesichert, indem dem finnomanischen Bauer- und Prediger, oder wie man hier sagt, Priesterstande der swekomanische Adel und das swekomanische Bürgertum die Wage hielten. So manche Besorgnis sich bei derartigen Fragen geltend machen mag, einen Trost kann man dem schwedischen Element in Finnland geben: das finnische nämlich, so sehr es auch bisweilen das örtliche Schwedentum prinzipiell zu negieren liebt, ist, sofern es zu Bildung und Wohlstand gekommen, durch eine lange Geschichte so durch und durch in Lebensgewohnheiten, Glaube, Staats- und

Rechtsanschauung von schwedischen Fermenten durchdrungen und gesättigt, daß wenn einmal die völlige soziale Gleichheit beider Elemente, aus denen das Volk Finnlands sich zusammensetzt, dermaßen zur Gewohnheit geworden ist, daß diese sich als altera natura ausweist, das Desiderat des friedlichen Neben- und Ineinander wohl zur Wirklichkeit werden dürfte.

Weitere Gedanken zur Pfarrteilung in Livland.

Von

H. Riekhoff, Pastor zu Torgel.

Im Februar-Heft dieser Monatsschrift ist ein Vortrag von Pastor Rechtlich-Gudmannsbach über die Pfarrteilungsfrage erschienen. Ein jeder Leser wird schon vorher den berührten Notstand unsrer Landeskirche gekannt haben, liegen doch die Tatsachen jedem Landeskinde täglich vor Augen. Es ist eine förmliche Reise von einem Pastorat zum andern. Auf das livländische Durchschnittskirchspiel entfallen nicht weniger als rund 350 Quadrat-Kilometer, ein Flächenraum, an den mancher deutsche Kleinstaat nicht heranreicht. Derselbe Flächenraum umfaßt in Preußen statt einer ca. 10, in Sachsen 20 Parochien usw. Freilich haben Skandinavien und Finnland noch manche ausgedehnte Parochien, aber in diesen Ländern ist entweder die Bevölkerung noch sehr dünn gesät, oder es arbeiten bei größerer Seelenzahl mehrere Geistliche, manchmal 4—5, an einer Gemeinde. Bei uns trifft Beides zusammen: der riesenhafte Umfang mit der riesenhaften Seelenzahl. Die Livländische Kirche hat in dieser Beziehung einen Weltrekord erreicht. Nur die von aller Welt abgeschiedenen und aus diesem Grunde nicht zum Vergleich geeigneten Wolgakolonien können sich mit Livland messen, ebenso ein Teil der wirklichen Diaspora in Rußland — durchaus nicht die ganze, — wiederum kein Vergleichspunkt. Neben die ganze übrige evangelische und auch die katholische Kirche gestellt, hat die livländische demnach die wenigsten geistlichen Kräfte. Je mehr nach Osten, um so schlimmer wird es damit, denn die Führung haben der Werroſche, Dorpater, Fellinsche und Walksche Kreis. Nur die Inseln bieten ein erfreulicheres Bild. Unsre Schwesterprovinzen, Estland und namentlich Kurland, sind schon etwas besser versorgt,

dennoch bleibt die kirchliche Riesengemeinde als erschreckendes Charakteristikum der ganzen baltischen Erde bestehen.

Wenn also der Ruf zur Abhilfe aus Livland zuerst ertönt ist, war das den Verhältnissen entsprechend, doch ist es eine so große Angelegenheit und Aufgabe, daß sie durchaus allseitiger Besprechung bedarf, wenn sie werden solle. Deshalb möchte ich in diesem einige ergänzende Bemerkungen zu Pastor Rechtlichs Ausführungen bringen, mit dem ich mich in allem Wesentlichen natürlich eins weiß. Was ich vorbringen will, ist in der Hauptsache dasselbe, worüber ich mich auch schon auf Synoden auszusprechen Gelegenheit gehabt habe. Die weiteren Bemerkungen sollen sich beziehen I. noch auf den Notstand selbst, II. auf seine geschichtlichen Ursachen, III. auf seine Abhilfe.

I. Weitere Bemerkungen zum Notstand der Riesengemeinden.

Hier möchte ich versuchen klarzulegen, daß der Notstand noch um ein Stück größer ist, als bisher gezeigt worden. Ich darf zugleich sagen, daß es auch in dem nun folgenden Punkte zu einer völligen Verständigung zwischen Pastor Rechtlich und mir gekommen ist. Weshalb nun ist der Notstand noch ein Stück größer, als gezeigt worden? Weil es nicht angeht 5000 Seelen schlankweg noch für eine Normalgemeinde zu erklären. Diese Zahl bezeichnet gewiß nur die äußerste Norm, während das wirklich Normale erst in der Lage von 3000 beginnt, noch weiter hinunter liegt dann das Ideale. Auf das Ideal kann man, obwohl mit Wehmut, verzichten, aber vor der Forderung des Normalen gibt es kein Ausweichen. Bricht sich also in Livland allmählich die Überzeugung Bahn, daß die Fünftausendgemeinde keine kleine Gemeinde, sondern vielmehr die eben gewordene Riesengemeinde ist, wird es ebenfalls klar werden, daß schon eine solche so bald als nur irgend möglich geteilt werden muß. Dann jedoch wächst der Prozentsatz der teilungsbedürftigen Pfarren Livlands noch um ein beträchtliches; der Notstand ist, wie gesagt, noch größer, als bisher gezeigt worden.

Wie aber nun, wenn die hier aufgestellte Norm diskutabel wäre? Wenn andre, wie Pastor Rechtlich andeutet, der Meinung sind, daß auch 7000—8000 Seelen noch von einem Pastor seelsorgerisch bedient werden können, andre 5000 für keine übermäßige Aufgabe halten — womit will Schreiber dieses das von ihm genannte Maß als das einzig richtige erweisen? Gibt es über-

haupt ein einheitlich geltendes Maß? — Nun, ein bis auf die Seele genau bestimmbares selbstverständlich nicht, aber doch eine ungefähre Richtschnur, wie bei allen Dingen. Wo ist aber jetzt der stringente Beweis, daß gerade zwischen 3000 und 5000 sich das Übergangsstadium von Normalem zum Unnormalen befindet, oder mit andern Worten, daß von 3000 Seelen an aufwärts die seelsorgerische Arbeit auf Schwierigkeiten zu stoßen beginnt? — A priori einen solchen Beweis auszurechnen ist gewiß schwierig und dazu undankbar, da derartige Voranschläge nur wenig Glauben finden. Aber die Erfahrung muß wohl gelten, — eine jahre-, jahrzehnte-, ja jahrhundertlange Erfahrung? Und nun erscheint als Erfahrung der ganzen evangelischen Kirche eben die oben angeführte Norm. Deshalb muß sie richtig sein. In Deutschland, um mit unsrem geistigen Mutterlande anzufangen, steht die durchschnittliche Seelenzahl — für ganz Deutschland gerechnet — eher unter 2000 Seelen pro Pfarrer, als darüber. Ein unbedeutender Rest von Parochien in Ostpreußen, die an unsre Verhältnisse gemahnen, ist Beratungsgegenstand der letzten preußischen Generalsynode gewesen. Man hat mit herzbeweglichen Worten die sofortige Verkleinerung derselben verlangt. Fast die Hälfte davon waren Gemeinden von nur 5000 Seelen, nach unsrer Redeweise gesprochen. Also sieht man dort bei 5000 die maximale Grenze des Möglichen bereits überschritten. Wenn ferner in den großen Industriezentren urplötzlich ebenfalls Riesengemeinden entstanden sind, steht man auch dort nicht der Tatsache indifferent gegenüber. Ohne das Ziel der Pfarrvermehrung aus den Augen zu lassen, hilft man sich nur einstweilen mit dem Institut der inneren Mission. Dieses die deutsche Auffassung unsrer brennenden Frage. Auf angelsächsischem Boden (England, Schottland, Nordamerika, Australien) finden wir durchgängig noch kleinere Gemeinden, als auf deutschem, jedoch auch in den skandinavischen Ländern (Schweden, Norwegen, Finnland) kommen weniger als 3000 Seelen auf einen Geistlichen. Der Bischof von Finnland Gustav Johannson hat die Güte gehabt, mich über dortige Verhältnisse zu orientieren. Unter andrem heißt es in dem betreffenden Schreiben wörtlich: „Bei uns ist man der Meinung, daß ein Pfarrer nicht die Seelsorge besorgen kann, wenn die Parochie mehr als 3000 Einwohner hat!"

So ist es denn eine Erfahrung aller, daß die Normalgemeinde sich zwischen 2000—3000 Seelen befindet. Haben wir

es aber mit einer Lebenserfahrung aller zu tun, dürfen wir dieselbe unbedenklich auch a priori annehmen? Wird es fernerhin durch Gottes Gnade zu bedeutender Vermehrung der geistlichen Kräfte und damit zu ausgedehnterer Seelsorgemöglichkeit für den Pastor bei uns kommen, wird nicht weniger unsre eigene Erfahrung immer entschiedener der allgemeinen recht geben? An Anzeichen für die wachsende Erkenntnis fehlt es schon jetzt nicht. Viele gewichtige Persönlichkeiten unter unsren Landpastoren verlangen seit längerem Heranziehung von Laienhelfern für die pastorale Arbeit, gewiß doch nur, weil sie merken, daß die eigene Kraft nicht genügt. Es sind darunter auch solche Geistliche, welche Gemeinden von 5000 Seelen vorstehen. Dies ist nun doch die Einsicht, daß schon ein solches Kirchspiel mehr nötig hat, als einen einzigen Pastor. Es scheint nur der beschriebene Weg kein gangbarer, was schon daraus ersichtlich, daß die betreffenden Männer so wenig Schule machen. Die an sich so löbliche Absicht hat aber ein „Aber"! Wird in einer größeren Stadt solch ein Helferdienst organisiert, finden sich nicht nur leichter passende Helfer, sondern unter der Anzahl der Pastoren immer auch solche, die durch speziell organisatorische Begabung geeignet sind, die Seele der ganzen Einrichtung zu werden. Unter der unmittelbaren Führung dieser vermögen dann auch die übrigen Brauchbares hervorzubringen. Wie anders verhält es sich auf dem Lande? Die Isoliertheit des einzelnen Predigers, die bei uns stets außergewöhnlich groß bleiben wird, bringt es mit sich, daß jeder für sich ausgesprochener Organisator sein müßte, wenn der Helferdienst gedeihen soll. Weil aber eine ganze Kirche von Pastoren diese besondere Gabe nie besitzen wird, gehört es meines Erachtens einfach zu den physischen Unmöglichkeiten, daß ein für unsre Riesengemeinden genügender Diakonat über ganz Livland Verbreitung finden sollte. Meiner Meinung nach ist dies der einfache Grund, weshalb jene Männer nicht Schule machen, obwohl es ihnen gewiß nicht an Ansehen und Anerkennung fehlt. Es hat auch, wie wir sahen, keine andre evangelische Landeskirche bei entstehenden Riesengemeinden den Diakonat, sondern immer nur die Pfarrteilung ins Auge gefaßt. Natürlich soll damit nicht behauptet werden, daß ein jeder Helferdienst verpönt wäre. Auch in der Normalgemeinde wird der Pastor immer Helfer haben müssen. Er wird aber dort die Hauptarbeit persönlich ausführen, so daß für die Helfer nur Ergänzungsarbeit in Frage kommt. Beides ist korrekt. Ganz anders in der Riesengemeinde, hier müßte wegen Nichtkönnens auf Seiten des Predigers

die Hauptarbeit den Helfern verbleiben, der Pastor hätte gleichsam nur ein bischöfliches Aufsichtsamt. Allein, da lag ja der Fehler! Ein jeder treue Christ mag bei genügender Vorbildung ein guter Seelenhirte werden, zum höheren Aufsichtsbeamten jedoch gehört eigentümliche Veranlagung.

Hiemit darf wohl das Kapitel über den Notstand geschlossen werden. Derselbe ist also, mit dem Maßstabe aller übrigen Kirchen gemessen, noch etwas größer, als nach den bisherigen Schilderungen, der Diakonat aber bietet kein passendes Remedium. Wir brauchen für jeden Fall die nötige Zahl von Pastoren und Kirchen. Es ist gut so, wenn wir uns sofort anfangs die ganze Notlage vergegenwärtigen. Nur wer die ganze Gefahr überblickt, rüstet sich voll. Endlich geht es aus rein organisatorischen Gründen nicht an, das Land zuerst in Kirchspiele von 5000 Seelen zu teilen, um dann später einmal vielleicht auf 3000 überzugehen. Die kirchlichen Mittelpunkte müssen doch bei dem einen Plan ganz anders gewählt werden, als beim andern. Wie will man sie denn später versetzen, da wir doch wohl keine fliegenden Kirchen und Pastorate zu bauen gedenken?

II. Weitere Bemerkungen zu den geschichtlichen Ursachen des Notstandes.

Besondere Wirkungen haben auch besondere Ursachen. Die außerordentlich betrübende Erscheinung, daß das livländische evangelische Volk nach vierhundertjähriger Entwicklung kirchlich noch so überaus ungenügend versorgt ist, muß auch eine außerordentlich traurige Geschichte hinter sich haben. Nun, von den drei baltischen Provinzen hat Livland als Lieblingsspielball der Völker die schwerste Vergangenheit. Es wird aber in diesem Zusammenhange erfordert, im besonderen darzulegen, welche Schädigung das kirchliche Leben durch die allgemeine Lage erlitt. Pastor Rechtlich hat den geschichtlichen Teil nur kurz berührt, deshalb möchte ich eine etwas eingehendere Beleuchtung versuchen.

Kaum war die Reformationskirche notdürftig organisiert, entlud sich auf dieselbe schon der wilde, sinnlose Polensturm. Gottes Gnade verkürzte, wie immer, auch diese Zeit äußerster Bedrängnis, dennoch lagen schon unzählige Kirchen in Asche und Staub. Es folgte nun die schwedische Zeit, wahrlich wie heller Sonnenschein nach dem Gewitter! Selbst fest und warm im lutherischen Glauben stehend, hatte die schwedische Regierung ein

Herz für unsre Wunden. Sie begann sofort mit dem Wiederaufbau der zerstörten Kirchen und Neuinstallierung der Geistlichen. Sie machte sich aber auch an den Weiterausbau der Kirche. Sie schuf die Regulative und Grundgesetze einerseits, anderseits jedoch auch neue Kirchen und Pfarren. Nach Busch sind in schwedischer Zeit nicht weniger als 20 Kirchen gebaut, wo früher keine waren, und 19 Pfarrteilungen ins Werk gesetzt. Das war damals kein geringer Prozentsatz. Danach unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß sie es sich angelegen sein ließ, unsre Verhältnisse nach der eigenen, der Norm Schwedens, zu gestalten. Aber die gegebene Zeit war zu kurz, um das gesegnete Werk zu vollenden, es blieb ein begonnenes. So ist denn der Grund, daß unsre kirchliche Entwicklung zum Stillstande kam, rein historisch betrachtet eben die Kürze der Schwedenregierung. Da in der nachschwedischen Zeit, obwohl sie schon doppelt so lang geworden, nur 7 neue Kirchen (gegen 20) gebaut und 14 Pfarrteilungen (gegen 19) bewirkt sind (also nur $3^1/_2$ resp. 7 verhältnismäßig), ist dieser Beweis wohl erbracht. Doch ist noch manches an inneren Gründen zu nennen. Die nachschwedische Zeit des 18. Jahrhunderts füllten allgemeine Armut infolge der vielen schweren Kriegsläufte, Leibeigenschaft und schließlich auch der Rationalismus, — drei Verbündete, gegen die es menschlich geredet kein Aufkommen gab. Mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts freilich verzogen sich die Wolken rasch eine nach der andern. Ein neuer wirtschaftlicher Aufschwung machte sich bald bemerkbar, das Joch der Leibeigenschaft fiel, von der Kanzel verschwand die öde Vernunftpredigt allmählich, das einzige und allein lebenspendende Evangelium kam von neuem zu Ehren. Dennoch sehen wir auch dann noch nicht, daß das sistierende Pfarrvermehrungswerk wieder in Angriff genommen wäre. Was waren die Gründe?

Ein andauernd anormaler Zustand pflegt schließlich Apathie gegen denselben hervorzurufen. Auch bei verbesserten Verhältnissen dauert es dann meist immer eine Zeit, ehe sich der Mensch aus der Apathie wecken läßt. Diese allgemeine Ursache wird gewiß auch mitgewirkt haben. Allein es zeigen sich noch besondere Ursachen. Auf Seiten des Volkes sind es die von Pastor Rechtlich geltend gemachten Gründe. Gar zu wenig persönliches Verhältnis zum entfernten, unerreichbaren Prediger, der, wie es sich bei Riesengemeinden von selbst ergibt, in die Erscheinung des einzelnen nur dann tritt, wenn er ihn wegen schwererer oder schwerster Delikte vor sich zitiert, ein oberster Direktor der Kirchenpolizei.

Dazu ist er in den Augen des Volkes schwer reich, endlich mehr oder weniger auch ein Fremder, der wenigstens im 18. Jahrhundert kaum seine Sprache versteht. Es wurden ja damals die Prediger noch meist direkt aus dem Auslande berufen. So viel Gründe, so viel Grade der Erkältung gegen den Pastor im Volksherzen. Wahrlich, es ist kein Wunder, wenn vom Volke keine Initiative zur Pastorenvermehrung ausging, kein Wunder, wenn ein Volk, das nichts besseres gesehen, den Fehler zu sehr in den Personen, statt in den Institutionen suchte, ja noch heute teilweise in diesem Irrtum befangen ist.

Allein, weshalb fehlte die Initiative zunächst auch auf Seiten der führenden Kreise? Weder auf dem Landtage, noch unter den Nächstinteressierten, den Pastoren, ertönt ein energischer Weckruf. Ist es, zu Anfang wenigstens, die oben erwähnte eingetretene Apathie? Ist es für die Gutsbesitzer auch der Umstand, daß sie die Prediger, die meist rege in ihren Häusern verkehren, persönlich nicht vermissen? Sind es von außen kommende Hemmnisse, die die Schaffensfreudigkeit lähmen? Sind es andre Pflichten und Aufgaben, die von der Pfarrteilung abziehen? Ist es unsre Volksschule, die zu gründen war und tatsächlich in andauernder Arbeit geschaffen wurde? Da in der Tat die livländische Volksschule das Lieblingskind des 19. Jahrhunderts genannt werden darf, ist es wohl möglich, daß ihretwegen zum großen Teil der Weiterbau an der Kirche länger aufgeschoben wurde, als es gut war. Jedenfalls ist die Tatsache bezeichnend, daß nach genügender Ausgestaltung der Schule in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts die Pfarrvermehrungsidee doch schließlich wieder mehr hervortritt. Es wird der Pfarrvermehrungsfond gegründet. Mehrere Pfarrteilungen entwickeln sich. Also es scheint, daß, wenn auch nach langem Warten, unsre Kraft doch endlich für das große Werk frei geworden ist. Nach einem Anfangsstadium der ersten zaghaften Schritte im letzten Abschnitt des verflossenen Jahrhunderts wird die volle Arbeit sich nun gewiß entfalten können. Das erste Menschenalter des neuen Jahrhunderts wird auf kirchlichem Gebiet der Pfarrteilung in erster Linie gehören dürfen. Noch viele andre Bedingungen scheinen erfüllt, noch viele andre Keime bereits zu sprießen. Im Folgenden wird davon mehr die Rede sein. An dieser Stelle will ich nur noch auf das jüngste große kirchliche Ereignis, die uns gewährte Glaubensfreiheit hinweisen. „Lasset uns wirken, solange es Tag ist!" Die nächste Aufgabe aller aber, die für unsre teure Kirche und

unsern Herrn Jesus Christus wirken wollen, ist, über Mittel und Wege zur normalen Organisation der livländischen Kirche nachzudenken. Es ist die rechte Stunde! Je mehr guter Rat gesucht wird, um so besser. Daher bitte ich meine nun folgenden Bemerkungen zur Abhilfe sachlicher Prüfung unterziehen zu wollen.

III. Weitere Bemerkungen zur Abhilfe.

Pastor Rechtlich fordert zur Abhilfe zweierlei: auf der einen Seite größere Genügsamkeit der Pastoren, auf der andern freiwillige Selbstbesteuerung der Gemeinden! Zunächst ist der erstere Wunsch nicht unberechtigt. Die verhältnismäßige Weite unsrer Verhältnisse hat eine relative Großartigkeit unsres allgemeinen Lebenszuschnitts erzeugt. Der Ruf zu größerer Einfachheit ist daher wohl für alle gebildeten Stände mehr oder weniger berechtigt. Nicht zum mindesten hat er Geltung für die Landpastoren. Die Einzigartigkeit unsrer Pfarrwidme, verbunden mit der starken persönlichen Beteiligung des Geistlichen an ihrer Verwaltung, machen ihn nicht nur in den Augen des Landvolkes zum großen und reichen Manne. Auch bei ganz objektiver Beurteilung behält er diesen Anstrich und in vielen Fällen nicht ohne solide Unterlage, denn wir haben faktisch eine Reihe über das Maß des Notwendigen erklecklich hinausgreifender Pfründen. Vorstellungen von livländischen Landpfarrern mit Ministergehältern von 10—12,000 Rubeln entstammen ja natürlich der Phantasie, aber es gibt doch ein paar Pfarren, die an 5000 Rbl. Netto-Einnahmen tragen, und eine Anzahl solcher, die sich um 4000 bewegen, jedenfalls zum Schaden der Gemeinden, wo es sich um große Kirchspiele handelt. Freilich muß ebenso nachdrücklich gesagt werden, daß die Mehrzahl der Pastorate gegenwärtig nicht mehr, als zur bescheidenen Lebensunterhaltung gerade nötig ist, abwirft. Von 108 Landpfarren, über die mir die Angaben zu gebote stehen — und das sind fast alle —, tragen 60 weniger als 2500 Rbl. Netto ein. Viele Pastoren kämpfen sogar, sobald die Frage der Kindererziehung an sie herantritt, mit der Existenz. Das Schlimme aber ist, daß auch in solchen Fällen der Schein des großen Pfründeninhabers vielfach bleibt. Auch in schwachen Pfarren gibt es häufig größere Ländereien, auch auf solchen muß der Pastor seinem ausgedehnten Bistum zuliebe oft 3—4 Pferde halten, wie soll da das Volk ihn von seinem besser situierten Nachbarn unterscheiden?

Meines Erachtens wäre nun ein Doppeltes anzustreben, um die Gestalt des livländischen Pastors von dem Unpassenden zu

befreien. Zunächst müßte allerdings die gar zu große Ungleichheit der Einnahmen allmählich beseitigt werden zu gunsten eines Einheitssatzes, der dem gegenwärtigen Durchschnitt nahe kommt. Über die Art, wie das geschehen könnte, lasse ich mich an dieser Stelle nicht weiter aus. Sodann müßte darauf hingewirkt werden, daß unser Pastor mit der Verwaltung der Pfarrwidme nichts mehr zu schaffen hätte. Außer einem Landstück im Umfange eines kleineren Gesindes, welches durch einen Knecht, der zugleich Kutscher ist, bewirtschaftet werden kann, sollte er nichts in Händen haben. Alles übrige Land müßte vom Kirchspiel selbst verwaltet wenden, womit ich aber nicht sagen will, daß der Konvent in seiner jetzigen Gestalt die passende Gemeindevertretung wäre. Diese beiden Ziele müßten stetig bis zur Erreichung verfolgt werden. Soviel könnte getan werden, um der Forderung größerer Einfachheit entgegen zu kommen.

Was ist es nun aber mit der Forderung der Selbstbesteuerung? Wir sehen jetzt deutlich, daß wir zur Pfarrteilung weit mehr bedürfen, als größere Genügsamkeit der Pastoren. Welche Kräfte könnten da nun wirksam gemacht werden? Ist die freiwillige Selbstbesteuerung der Gemeinden eine solche Kraft — und zwar die ausschlaggebende? Es gibt bereits viele Kirchenkörper, die mit diesem Mittel der Erhaltung allein auskommen! England, Schottland und Nordamerika stehen hier an der Spitze, jedoch auch unsre lutherischen Diasporagemeinden in Rußland haben nicht wenig durch dieses Prinzip geleistet. Selbst livländische Städte haben von der Not gedrängt die Selbstbesteuerung eingeführt, und mit gutem Erfolge. Soviel ist jedenfalls daraus zu ersehen, daß diese Art der Kirchenerhaltung auch auf lutherischem Boden möglich ist. Rein prinzipiell betrachtet ist die freiwillige Selbstbesteuerung der Gemeindeglieder natürlich der beste Erhaltungsmodus. Sie sichert der Kirche die Unabhängigkeit und stimmt allein zum Geiste des Neuen Testaments. Sonach müßte sie eines der Entwicklungsziele aller kirchlichen Gemeinschaften bilden. Grundsätzlich einen Zwangsbesteuerungsmodus vorziehen ist also ohne Frage vom Übel. Wenn es bei uns Anhänger desselben gibt, mögen sie noch bedenken, was sie von der Regierung an Stelle unsrer bisherigen Regulative verlangen müßten, um die unaufschiebbare Pfarrteilung ins Leben zu rufen. Bei Verwendung des Zuschusses aus den Pfarrländereien hätte, je nach der Größe und Güte derselben, eine Gemeinde von 3000 Seelen immer noch ein jährliches Budget von 2000—3000 Rbl. zu bewältigen, um

die Kirche und ihre Diener nebst den Gebäuden zu erhalten. — Glaubt man nun eine staatliche Zwangsbesteuerung zum Besten unsrer Kirche in dieser Höhe exportieren zu können? Mir allerdings scheint diese Möglichkeit fast ausgeschlossen. Deshalb geselle ich mich nicht nur aus prinzipiellen Gründen, sondern auch wegen praktischer Bedenken, zu denen noch manche andere, als das genannte kommen, den Rufern nach der Selbstbesteuerung zu.

Gegen die Selbstbesteuerung wird nun in erster Linie angeführt werden, daß eben unser Landvolk ganz und gar nicht daran gewöhnt ist, etwas freiwillig für die Kirche zu tun. Pastor Rechtlich und ich, wir selbst haben ja diese Tatsache erwähnt. Man wird sagen: in den deutschen Gemeinden unsrer Städte hat die Gewohnheit, für kirchliche Amtshandlungen größere Akzidenzien auszuwerfen, die Gemeindeglieder zu weitergehender Selbstbesteuerung gut vorbereitet. Deshalb ging es damit vorwärts, als die Notwendigkeit herantrat. Auf dem Lande dagegen ist eitel ungepflügtes Land in dieser Beziehung, was soll da wachsen? Wir leugnen nun, wie ersichtlich, keineswegs, daß unser Landvolk hierin noch ungepflügtem Lande gleicht. Es wird darum gewiß mehr oder weniger Zeit und Geduld erforderlich sein, um die Grasdecke mürbe zu machen. Das soll uns aber nicht von der Arbeit abhalten, wenn wir anders nur nicht überhaupt an unsrem Volke verzweifeln müssen. Hiezu ist aber ganz entschieden keine Veranlassung! Gewiß haben auch die Esten und Letten ihre großen und kleinen Fehler, allein wer wollte behaupten, daß sie keine entwicklungsfähige Race wären? Gerade die Gegenwart überzeugt uns vom Gegenteil. Wird der gährende Most auch manchesmal unbequem, so zeugt er doch von werdendem Wein. Ist aber der Betätigungstrieb auf allen Gebieten erwacht, darf mit Sicherheit angenommen werden, daß ebenfalls der Trieb zur kirchlichen Aktivität schon lebendig geworden ist. Die rege Beschäftigung der nationalen Presse mit den einschlägigen Fragen bestätigt diese Annahme ohne weiteres. Es müssen nur die Hindernisse hinweggeräumt werden, dann wird der Trieb hervorbrechen und es wäre doch jammerschade, wenn wir gerade die Zeit des jungen Triebes für die kirchliche Selbsterhaltung ungenützt vorübergehen ließen.

Das Haupthindernis, das vor allem abgeschafft werden muß, ist die Riesengemeinde selbst. Sie ist gegenwärtig der Hauptfaktor zur Erstickung des aktiven Gemeindelebens. Sie läßt kein Gemeindebewußtsein, kein persönliches Verhältnis zum Pastor aufkommen — die Grundbedingungen der

Selbsterhaltungswilligkeit. Die Teilung hat diese letztere zur Voraussetzung, aber sie fördert diese ebenso sehr. Ferner wird eine den Verhältnissen und der Aufgabe entsprechende Gemeindeorganisation nach erprobten Mustern als andre Stütze der Selbstbestimmung zu suchen sein. Selbstverständlich werden wir in manchem wohl auch ein Übergangsstadium durchzumachen haben. Wo zum Beispiel die Wirte durch die alten Regulative stark belastet sind, wird man, solange diese noch gelten, mehr oder weniger nur die Gemeindeglieder zur Selbstbesteuerung heranziehen, welche nicht Wirte sind. Es wird also Altes und Neues zunächst noch nebeneinander bestehen. Das schadet nichts! Unerläßlich ist nur, daß allen erwachsenen und selbständigen Gemeindegliedern ihre Pflicht, an der kirchlichen Unterhaltung teilzunehmen, nahe gebracht wird. Freilich werden dann ebenfalls auch die Rechte allmählich sich etwas verschieben.

Wenn ich somit der Selbstbesteuerung entschieden das Wort geredet habe und von ihr Bedeutendes erwarte, kann ich dennoch nicht an diesem Punkte schon stehen bleiben. Ich glaube, daß diese beiden Mittel — relative Genügsamkeit der Pastoren und Selbstbesteuerung — die Ansprüche zunächst doch nicht voll befriedigen werden. Für ein Ideal, wie in Schottland, wo faktisch die Selbstbesteuerung alles macht und zwar in fast luxuriöser Weise, wird eine Landeskirche, die zum ersten Mal in dieser Hinsicht sich movieren will, noch nicht reif sein. Um so weniger dürfen wir solche sanguinische Hoffnungen hegen, als bei uns nicht nur Erhaltung des Bestehenden, sondern durch die allmeine Teilungsnotwendigkeit geradezu Gründungsarbeit in Frage kommt. Unsre Aufgabe ist nicht nur ungewohnt, sondern auch ungewöhnlich!

Deshalb bin ich der Überzeugung, daß vorerst für eine jede alte wie neu zu gründende Pfarre ein gewisses Fixum der Einnahmen unerläßlich sein wird. Das Fehlende nur wird von der Selbstbesteuerung erwartet werden dürfen. Wenn ich nun danach Umschau halte, woher diese für uns unumgänglich scheinende Ergänzung hernehmen, glaube ich zu sehen, daß Gott auch dafür gesorgt hat. Wie es Gottes Leitung ist, daß die Fähigkeit der Gemeinde zur Selbsttätigkeit sich unbemerkt vorbereitet hat, erblicke ich auch darin Gottes Fürsorge, daß er uns ein bedeutendes Kirchenvermögen für diese Tage erhalten hat. Das ist aber nun wiederum unsre mit andern Ländern verglichene unverhältnismäßig große Pfarrwidme. Hat diese und die Art ihrer Verwal-

tung im Verlauf der Geschichte auch einigen Schaden gebracht, erscheint sie jetzt doch wiederum als rettende Hand, denn ich meine mit Rechtlich, daß wenn auch nicht anders, so doch bei Neubesetzung zu großer Pfarren, die Einkünfte aus den Ländereien als ein grundlegendes Fixum unter soviel Pastoren, als notwendig sind, verteilt werden könnten. Das Kirchspiel beruft in dem Falle eben gleich mehrere Pastoren. Es sagt einem jeden Prediger den auf ihn entfallenden Anteil des Pfarrwidmenertrages als festes Gehalt zu, ebenso die Intraden eines bei jedem Pastorate befindlichen kleineren Grundstückes plus Wohnung. Gleichzeitig organisiert das Kirchspiel aus eigener Initiative die Selbstbesteuerung und verweist die anzustellenden Geistlichen für ihre weiteren Bedürfnisse auf diese. Ist so der Unterhalt der verschiedenen Pastoren einigermaßen gesichert, können sie sofort ihre Tätigkeit beginnen. Mögen auch nicht alle von ihnen gleich zu Anfang ein eigenes Pastorat und Kirche besitzen, eine etwas hergerichtete Mietwohnung oder ein Schul- oder Bethaus tun es für die erste Zeit ebenfalls. Es steht eben ferner ganz fest, daß eine Gemeinde normaler Größe, wenn sie sich erst daran gewöhnt hat, einen eigenen Pastor zu haben und zu erhalten, nicht früher ruhen wird, als bis auch die eigene Kirche nebst Pastorat entstanden ist. Wo der Pastor festen Fuß gefaßt hat, kommt das Übrige wohl spätestens in einem Menschenalter von selbst, während das Umgekehrte durchaus nicht Regel ist. Wo eine Filialkirche erbaut ist, verlangt die Gemeinde deshalb noch lange nicht Pastorat und eigenen Prediger, quod exempla docent! Wie viele Filialen gibt es nicht bei uns seit Jahrhunderten, die nicht die geringsten Anstrengungen in dieser Richtung gemacht haben. Ist man erst geordneter pastoraler Pflege entwöhnt, geht es auch so: bloß Filiale, bloß Stiefkind zu sein. Man ist dann schon zu abgestumpft, um dieses recht zu empfinden. Darum glaube ich, daß bei kommenden Pfarrteilungen gerade die alten Filialen trotz der vorhandenen Gebäude mehr Schwierigkeiten bieten werden, als völlige Neugründungen. Ganz ohne Beweise scheint diese Meinung auch nicht mehr dazustehen. Deshalb ist sicher, daß es die Sache vom verkehrten Ende anfassen hieße, wenn man auch in Zukunft bei Einrichtung neuer Pfarren in erster Linie nach Kirche und Pastorat rufen würde, in der Meinung, vor Sicherstellung dieser garnicht an die Teilung gehen zu dürfen. Auf diesem Wege würde die Sache überhaupt meist ad calendas graecas vertagt werden, weil sich gleich im Beginn der Unternehmer die Verzagtheit bemächtigen würde. Viel mehr Mut wird

man beweisen, wenn die schier unerreichbar erscheinenden Pflichten als unaufschiebbare gelten. Man beginnt dann in guter Zuversicht mit dem Leichteren zuerst, und siehe, durch Gottes Gnade wird später auch das Unmögliche möglich! Die schottische Freikirche ist durchweg so gegründet worden, daß zuerst nur die Pastoren da waren. Später erst erwuchsen dem jetzt fruchtbar gemachten Boden die Pastorate und Kirchen und dieses Wachstum war ein wunderbar fröhliches.

Wir müssen nun von diesem notwendigen Seitensprung wieder auf den Weg zurückkommen. Es war von der Verteilung der Widmeneinkünfte als Fixa für die einzelnen Prediger die Rede. Dieses erschien als erste Grundlage der Pfarrteilung unvermeidlich. Deshalb muß dieses Fundament auch stark genug sein, d. h. ich meine ein jedes Fixum dürfte nicht weniger als 1000—1200 Rbl. betragen, außer Wohnung und dem selbstbewirtschafteten Gesinde. Es müßte also, wenn die Teilung vor sich gehen soll, die Widme wenigstens so viele Tausende aufzubringen imstande sein, als das Kirchspiel Geistliche braucht. Dieses Ziel muß irgendwie erreicht werden.

Am Ziele, oder ganz nahe dabei, befinden sich bereits 22 teilungsbedürftige Gemeinden unsres Landes ohne Oesel, das ist, da nur die Riesengemeinden mitzählen, fast der vierte Teil. Eine weitere Reihe von Pfarren hat annähernd das Erforderliche, doch viele sind auch noch weit, manche sehr weit dahinten. Wie könnten womöglich alle auf die Norm gebracht werden? Es gibt, so viel ich sehe, zwei Wege, die dahin führen, und jeder muß betreten werden. Der eine heißt „zeitgemäße Melioration der Pfarrländereien!" Für diesen Gedanken ist auch Pastor Warres-Wendau im verflossenen Jahr auf der Provinzialsynode eingetreten. Das Zeichen „Melioration" ist über dem ganzen Lande aufgegangen. Man wird es deshalb grundsätzlich nicht befremdlich finden, wenn die Forderung auch für Pastorate ausgesprochen wird, um so weniger, als a priori anzunehmen, daß hier in dieser Beziehung noch weniger geschehen ist, als auf Gütern. Ein kurzer Hinweis wird für letzteres den Beweis liefern.

Wenn in einem so kleinen Lande, wie Livland, die Menge des Reinertrages von der Lofstelle des Gesamtareals zwischen 50 Kop. und 5 Rbl. schwankt, obwohl die Pacht pro Lofstelle Feld nur geringe Abweichungen aufweist, ist es unmöglich, das nur auf günstigere oder ungünstigere landwirtschaftliche Lage zu schieben; es muß hier auch die bessere oder schlechtere Ausnutzung des Landes

eine bedeutende Rolle spielen. Die nähere Beschäftigung mit der Art der Landverteilung und -behandlung auf unsren verschiedenen Pastoraten bestätigt diese Annahme.

Unser liegendes Kapital ist also durch rationelle Behandlung des Bodens vergrößerungsfähig. In welchem Maße dieses zutrifft, läßt sich natürlich nicht für jeden Ort genau vorher bestimmen, nur im allgemeinen scheint gewiß, daß durch die Melioration viele neue Pfarren als teilungsfähige zu den bisherigen hinzukommen würden. Es muß daher zunächst dafür gesorgt werden, daß die einzelnen Widmen von passenden Kommissionen auf ihre Meliorationsfähigkeit genau untersucht werden, die zweite Frage wird dann die Art der Meliorierung bilden.

Allein, gesetzt nun auch den Fall, daß alle livländischen Pastorate wesentlich zu verbessern wären, was gewiß nicht zutreffen wird, wäre ein Versuch zur Pfarrteilung immer noch nicht allenthalben möglich. Es sind eben unsre Pfarrländer doch gar zu ungleichmäßig. Es gibt nicht nur große, sondern auch ganz kleine Widmen. Die größeste besitzt an Hofesland, das ja für die Melioration in erster Linie in Betracht kommt, gegen 3000 livl. Lofstellen. Daneben aber stehen solche, die sich in den ersten Hundertern bewegen, einige sind auch ganz ohne Hofsland. Ebensolche Verschiedenheiten zeigt das Bauerland. Die geringen Widmen finden sich nun häufig gerade in den großen und größten Kirchspielen. Es liegt auf der Hand, daß hier keine Melioration etwas für die Pfarrteilung austragen wird. Hier hilft nur ein einziges Mittel, und weil es das einzige ist, kann es nicht ungenannt bleiben. Es ist die Vergrößerung der ungenügenden Widmen.

Man möge über diesen Ausspruch nicht erschrecken. Damals in der ersten Gründungszeit haben sich hochherzige Personen zu vielfach wirklich bedeutenden Landstiftungen bereit finden lassen. Die Gründungsarbeit ist dann aber durch die Ungunst der Verhältnisse unterbrochen worden. Jetzt soll und kann sie fortgeführt und beendet werden. Dazu gehört dann doch auch die Fortführung nnd Beendigung damals unvollendet gebliebener Landschenkungen, damit sich der Landbesitz der Kirchspiele doch wenigstens annähernd ausgleiche. Die gar zu große Ungleichheit desselben ist eben ein bedeutendes Übel und Hindernis. Aber, wird man hierauf vielleicht erwidern: „Was bedeutete Land damals und was ist es jetzt?" Gewiß. Ist aber der Wert des Landes jetzt nicht ein viel höherer,

hat das Land eben auch für die Kirche einen entsprechend höheren Wert. Ein kleineres Landstück bietet ihr jetzt dasselbe, wie ein um so größeres damals. Hielt man damals in mancher Parochie eine Stiftung von Tausenden Lofstellen für nötig, werden wir jetzt mit Hunderten auskommen. — Und noch ein weiterer Umstand, der heutige Schenkungen wesentlich erleichtert! Damals im Anfange der Gründung wollten sich die Stifter das Patronatsrecht reservieren. Deshalb mußten sie die ganze Stiftung auf die eigene Schulter nehmen. Neue Patronate erstrebt jetzt wohl niemand, es ist deshalb nicht mehr erste Voraussetzung, daß die Kirchenländereien in den Grenzen eines einzigen Gutes belegen sind. Einem jedem Gute des Kirchspiels wäre es heute unbenommen, ihre noch ungenügende Widme ergänzen zu helfen.

Der im letzten Abschnitt ausgesprochene Gedanke kommt gewiß unvermittelt, dennoch wird man, das darüber Gesagte zusammenhaltend, wohl einsehen, daß er kein phantastischer ist. Ist er aber im Plane des Ganzen gleich notwendig, wie zeitgemäß zugespitzt, wird er nicht in Dunst vergehen. Gott wird auch diesem Gestalt und Wirklichkeit geben, da er für seine Kirche gewiß neue Liebe und Opfersinn wirken wird.

Damit hätte ich nun in der Hauptsache auch alles gesagt, worin meiner Überzeugung nach die Möglichkeiten unsrer Pfarrteilung schlummern — in dem allmählichen Brechen mit dem Pfründensystem, in der freiwilligen Selbstbesteuerung der Gemeinden, in der Melioration der Pfarrländereien und in der Vergrößerung der ungenügenden Widmen.

Zum Schluß noch einige Worte über unsre hierher gehörigen Kassen. Es sind das „die Unterstützungskasse für die evang.-lutherischen Gemeinden Rußlands" und der „Pfarrvermehrungsfond", der zwar auch von den Bezirkskomitees der ersteren verwaltet wird, aber von ihr doch völlig gesondert ist. Zunächst möchte ich bemerken, daß die Unterstützungskasse selbst für unsre Pfarrteilung nur wenig in Betracht kommt. Infolge der Bestimmung, daß die Hälfte ihrer Einnahmen dem Zentralkomitee in St. Petersburg zusteht, ist es eo ipso schon keine Landeskasse. Bei unsern Landgemeinden ist sie auch durchaus nicht als solche, sondern nur als Unterstützungskasse für arme lettische und estnische Gemeinder der Diaspora populär. Darum dürfen die nach Petersburg gelangten Gelder garnicht anders als für die Diaspora Verwendung finden. Wir dürfen sie eigentlich unter keinen Umständen für unsre eigenen

Bedürfnisse zurückverlangen, wie das vielfach geschehen ist, mit der uns rechtlich gehörenden Hälfte ist aber so wenig anzufangen, daß es bei einer so großen Frage, wie der livländischen Pfarrteilung, nicht mitspricht. Für diesen Zweck brauchen wir eine Kasse, die eigens dafür vorhanden ist; das ist nun allein der Pfarrteilungsfond, nur dieser wird daher eine Rolle spielen. Es fragt sich nur, welche ihm zugeteilt werden soll. Ich meine keinesfalls diese, ein Riesenkapital zu gründen, aus dessen Zinsen dann die ganze livländische Kirche zu erhalten wäre. Das wäre ein ganz verfehltes Unterfangen; ich stütze wieder Pastor Rechtlichs Gedanken. Hätte ein großes Kapital unsrer Kirche Rettung und Ruhekissen werden sollen, wäre der Anfang mit dem Sammeln mindestens vor einem Jahrhundert zu machen gewesen. Jetzt, wo das Feuer schon aus allen Öffnungen hervorschlägt, ist es zu spät für Feuerlöschmittel zu kollektieren. Das Haus ist längst niedergebrannt, ehe die Kollekte reicht. Kapitalien wachsen allerdings schließlich ins Riesenhafte, aber es ist ein sehr später Termin, wo dieses Tempo einsetzt. Auch ist das Interesse für Kollekten, die erst Kindern und Kindeskindern zugute kommen sollen, ohnehin viel zu gering, um etwas Großes hervorzubringen. Die Rettung brächte dann eben nur die Zeit, die endlos lange Zeit, die auch einen Kopeken zuguterletzt zu Millionen macht. Da jedoch eine solche Rettung für uns keine wäre, spreche ich mich unbedenklich gegen alle Versuche aus, die die Kapitalisierung der Pfarrteilungskasse so zur Haupthoffnung bei unsrer Aufgabe machen wollen. Die Hauptpfeiler der Pfarrteilung bleiben die historisch gegebenen: Melioration der Widmen, Vergrößerung der ungenügenden Widmen, Selbstbesteuerung! Die Kasse hat nur ergänzende Arbeit. Sie muß zunächst für die Fälle eintreten, wo der eine oder der andre dieser Faktoren trotz aller Mühe durch irgend welche Umstände nicht zur Wirkung gelangen kann und doch Teilung unerläßlich ist. Es wäre zweitens schön, wenn sie auch bei Pastorats- und Kirchenbauten eine Beihilfe zu bieten vermöchte. Es wäre somit allerdings wünschenswert, wenn ihr Bestand um das Zehnfache erhöht würde, denn das gegenwärtige Kapital von 100,000 Rbl., oder etwas darüber, bedeutet für ein ganzes Land und die geschilderten Aufgaben doch gar zu wenig. Ich erkläre mich deshalb wohl einverstanden, wenn als Einleitungsaktiva für die ganze Pfarrteilungsarbeit eine allgemeine Sammlung mit einem derartigen Ziele vorgenommen würde. Es wäre das freilich auch schon ein hochgestecktes, allein scheut man sich vor diesem, wie mag man dann

an die Aufbringung des Hundertfachen denken, was für die gesamte Pfarrteilung, wenn man von den oben vorgeschlagenen Dingen absieht, wohl aufginge. Das mag sich ein jeder nachrechnen.

Und nun komme des Herrn Kraft über unsre Meinungen und Gedanken, über unsre Entschlüsse und Taten, dann wird sich alles klären und alles machen. Vor seiner Stärke ist auch das Große und Unerhörte ein Kleines, ja nur eine kleine Kraft des Allmächtigen genügt für das Allerhöchste. Unsre livländischen Kirchen haben in letzter Zeit Unglaubliches, ja fast Einzigartiges erlitten. Sollte dieses vorzeitige Antichristentum an heiliger Stätte nicht ein neuer Stachel für uns werden, dafür Sorge zu tragen, daß unsre Völker die ewigen Güter der Kirche in dem Maße genießen könnten, wie die übrige evangelische Welt?

Das lettische Volkslied*.

Die lettischen Volkslieder sind größtenteils ein Erbe aus grauer Vergangenheit. Von Mund zu Mund, von Geschlecht zu Geschlecht übertragen, haben sie sich bis zum heutigen Tage erhalten. An gelehrten Männern, die dem Gedächtnis schriftlich hätten zuhülfe kommen können, mangelte es unsrem Volke, und erst in späteren, neueren Zeiten begannen Männer andrer Nationalität sich für das Volkslied fremder Völker zu interessieren. Man hat daher allen Grund anzunehmen, daß viele Volksgesänge, namentlich zu der Zeit, da der Übergang vom Heidentum zum Christentum stattfand, verloren gegangen sind. Danach ist unser ererbter Liederschatz ein so großer, wie ihn nur selten ein andres Volk hat.

Die ersten als sprachliche Beispiele gedruckten Volksliederchen finden sich in der lettischen Grammatik des alten Stender (Braunschweig 1761). Ein lebhaftes und erfolgreiches Sammeln der lettischen Volkslieder beginnt mit dem 19. Jahrhundert. Da sind ehrenvoll zu erwähnen Gustav v. Bergmann, Pastor zu Rujen, der zwei Sammlungen „Lett. Sinn- und Stegreifs-Gedichte" (1807 und 1808) erscheinen ließ, und Fr. Daniel Wahr, Pastor zu Palzmar, der im Jahre 1807 eine Sammlung Palzmarscher Lieder herausgab. Erst 36 Jahre später (Mitau 1843) erschien nach obigen kleinen und nur in wenigen Exemplaren herausgegebenen

*) Nachstehende Abhandlung bildet eine teils mehr oder weniger freie und verkürzte Wiedergabe, teils wörtliche Übersetzung der Einleitung, die Chr. Baron zu der von ihm und H. Wissendorff herausgegebenen, nunmehr in zwei Bänden fertig vorliegenden monumentalen Sammlung lettischer Volkslieder, „Latwju dainas" (Mitau 1894 ff.) geschrieben hat. Nach dem Urteil von Pastor Dr. A. Bielenstein in seiner Selbstbiographie (S. 339) ist es das Beste, was über das lettische Volkslied geschrieben worden ist. Die Red.

Sammlungen das hochbedeutsame Werk des Pastors Büttner zu Kabillen unter dem Titel: „Latweeschu lauschu dseesmas un singes." Es enthält 2854, in allen Gauen Lettlands gesammelte Lieder, und Pastor Büttner stellt sich als ein verständnisvoller Kenner, Beurteiler und Ordner dar. Auch in sprachlicher Hinsicht kann man sich auf seine Texte vollständig verlassen. Das alles hat er freilich nicht allein erreicht; sein Hauptmitarbeiter war Ulmann, Pastor zu Cremon, der spätere Professor und Rektor in Dorpat. Schon seit dem Jahre 1830 sammelte letzterer Volkslieder, regte auch andre dazu an und übermittelte das Gesammelte den Händen Büttners, der übrigens nur die Hälfte davon in sein Buch aufnahm. Die andre blieb als Manuskript liegen. Büttner hatte vor allen Dingen das deutsche Publikum im Auge und berücksichtigte daher viele Lieder nicht, die für die Letten selbst und die Sprachforscher von Bedeutung gewesen wären. — Nach dieser bedeutsamen Arbeit Büttners trat ein längerer Stillstand ein. Nur Pastor Bielenstein, der ehrenvoll bekannte Erforscher der lettischen Sprache und Ethnographie, hörte nicht auf im stillen lettische Lieder zu sammeln.

Endlich kam die Zeit, da die Letten selbst Hand ans nationale Werk zu legen begannen. Die erste Anregung dazu gab der unvergeßliche Chr. Waldemar in den damaligen „Peterburgas Awises" und als erste Sammler betätigten sich, wenngleich in beschränkten Grenzen, Neumann, der eine Sammlung Suhrsscher Lieder drucken ließ, und Spohgis, der in Wilna eine Sammlung aus der Stockmannshofschen Gegend herausgab. Neue Anregung brachte die große ethnographische Ausstellung in Moskau im J. 1867. Mit Feuereifer machte sich an die Arbeit Brihwsemneeks (Treuland), der als Mitglied der kaiserlichen naturwissenschaftlichen, anthropologischen und ethnographischen Gesellschaft Lettland bereiste, manche Landbewohner auch zum Sammeln anspornte, und als Frucht seiner Bemühungen wurde ein schönes Buch, welches 1118 Volkslieder enthielt, von obiger Gesellschaft herausgegeben. (Es erschien in russischen Lettern, mit russischer Übersetzung und mit russischen Erklärungen.) — Im J. 1874 faßte die Lettisch-literarische Gesellschaft den Beschluß, zum Gedächtnis ihres 50jährigen Bestehens eine neue Sammlung herauszugeben, in die die von Pastor Bielenstein wie auch von

Büttner gesammelten Lieder Aufnahme finden sollten. Sie war auf vier Hefte mit 9—10,000 Liedern berechnet; es erschienen jedoch leider nur zwei (1874 und 1875) mit 4793 Liedern. Alle obigen Sammlungen aber drangen, da es an billigen Ausgaben fehlte, wenig ins lettische Publikum und die jüngere Generation entfremdete sich mehr und mehr den schönen Volksliedern. Seichte Übersetzungen aus fremden Literaturen oder nach fremdem Muster verfertigte Gedichte verdarben mehr und mehr deren Geschmack.

In Berücksichtigung dessen regte im Jahre 1878 wiederum Waldemar in Moskau und mit ihm Brihwsemneeks eine Neubelebung des lettischen Volksliedes an. Sie brachten Geldopfer dar zur Herausgabe eines Buches, welches die schönsten, für das größere Publikum passendsten Lieder enthalten sollte. Wenn es zur Ausführung dieses Vorhabens auch nicht kam, so war doch das Interesse dafür von neuem angefacht worden und dieses erwies sich in dem Sammeleifer, der sich in allen Schichten der Bevölkerung bemerkbar machte. Von allen Seiten strömten Liedersammlungen den Herren Baron und Brihwsemneeks zu, das Material wuchs riesengroß an und mit der Abschrift und vorbereitenden Arbeiten verging manches Jahr. Als sich beim Rigaschen lettischen Verein eine wissenschaftliche Kommission und beim Neuen lettischen Verein eine Abteilung für Literatur gebildet hatten, nahmen sich diese der Sache an und allmählich und ganz naturgemäß wurden sie die Zentralstellen für die Sammlung, Bearbeitung und Herausgabe des Materials. Hauptsächlich aber hatten sie noch zu sammeln, und als einziges Werk, welches das Publikum erfreute, erschien in jener Zeit der schöne Liederkranz, gewunden vom strebsamen Volksgenossen Aronu Matiss, welchen er zum dritten Sängerfest dem lettischen Volke darbrachte („Muhsu tautas dseesmas", Riga 1888).

Mit Weglassung mancher, wenn auch interessanter Einzelheiten, sei endlich des wichtigen Umstandes gedacht, der die Herausgabe des gewaltigen gesammelten Materials ermöglichte. Im Januar 1892 überraschte mich (Baron) nämlich ein freundliches Schreiben des Herrn Wissendorff in Petersburg, der mir seine Beihilfe bei der Herausgabe anbot und damit die finanziellen Schwierigkeiten beseitigte. Zugleich überließen die wissenschaftliche Kommission und die Literaturabteilung mir ihre reichen Sammlungen. Nachdem Herr Wissendorff noch die seinigen, gesammelt

von den von ihm ausgesandten Reisenden Ludis und Robert Behrsin, mir übermacht hatte, standen mir zur Verfügung über 150,000 Lieder, unter denen sich freilich viele Varianten und Wiederholungen befinden, die jedoch, gesammelt in den verschiedensten Gegenden, des sprachlichen Interesses nicht entbehren. Ausgeschieden wurden bei der Herausgabe nur Lieder anstößigen Inhalts, wie sie zuweilen bei Hochzeitsfeiern und zu Johannis gesungen wurden, Lieder, die nicht den Stempel der Echtheit tragen und endlich die weit verbreiteten sentimentalen deutschen Lieder und Romanzen in schlechter lettischer Übersetzung, wie sie unsre Landschönen von den deutschen Jungfern in den Höfen, dazu angereizt durch die besonderen, neuen Melodien, ins Volk gebracht haben.

* * *

Aus dem oben Gesagten geht hervor, daß wir schon im Besitz mehrerer Liedersammlungen sind. Eine jede geht von einem bestimmten Gesichtspunkt aus, hat ein besonderes Ziel; eine jede hat daher auch ihre besondere Ordnung und Einteilung. Das bezieht sich freilich noch nicht auf die von Stender, Bergmann und Wahr gesammelten Lieder, denn ersterer nahm, wie schon früher bemerkt worden, nur einzelne in seine Grammatik als sprachliche Beispiele auf, letztere verfügten noch über ein zu kleines Material, um an irgend eine Einteilung gehen zu können. Sie nahmen in ihre Sammlungen Lieder auf, wo und wann sie sie fanden, ohne irgend einen Plan dabei zu verfolgen.

Büttner, im Besitz eines recht großen Liederschatzes, ist der erste, der nach einem bestimmten Plan arbeitete. Sein Hauptaugenmerk war, das deutsche Publikum mit dem bis dahin wenig bekannten lettischen Volksliede, dessen Geist, Eigentümlichkeiten und Schönheiten vertraut zu machen; als zweites Ziel schwebte ihm vor, den Sprachforschern einen reinen lettischen Sprachquell zu eröffnen; als drittes endlich, den Letten selbst den nach seiner Meinung einzigen geistigen Schatz, der durch die Ungunst der Zeiten verloren zu gehen drohte, zu erhalten. Schon zu seiner Zeit sei an vielen Orten das Volkslied fast ganz verstummt. Die Erreichung auch dieses noch nicht sehr weit gesteckten Zieles war keine leichte. Einerseits fand so manches Lied, das für den

Sprachforscher von Bedeutung gewesen wäre, keine Aufnahme, weil es nicht dem Geschmack der deutschen Leser entsprochen hätte, anderseits trat auch wieder das Entgegengesetzte ein, d. h. den Sprachforschern zuliebe wurden Lieder aufgenommen, die die Leser langweilten oder zurückschreckten. Da Büttner sein Hauptziel, das Interesse der Deutschen für das lettische Volkslied zu erwecken, nicht aus dem Auge ließ, so ordnete er die Lieder nicht nach dem Inhalt, sondern brachte die schönsten in bunter Reihe. Eine Ordnung wurde nur eingehalten je nach der Gegend, aus der sie stammten, und wenn aus einer eine reichere Sammlung eingesandt worden war, wurden die Lieder auch nach dem Inhalt, Tauf-, Hochzeits-, Begräbnislieder 2c., zusammengestellt. Jedenfalls hat Büttner seinen Zweck erreicht. Er hat es verstanden die schönsten Lieder auszuwählen und seine Sammlung macht noch immer den allerbesten Eindruck. Zu bedauern ist, daß ein großer Teil seines Manuskripts, weil seinen Absichten nicht entsprechend, nicht gedruckt worden und daher wohl verloren gegangen ist.

Nach Büttner ist der erste Bearbeiter und Ordner der lettischen Volkslieder Sprogis, der ein umfangreiches, streng abgegrenztes Klassifikationssystem in 5 großen Abteilungen mit kleineren Unterabteilungen zusammengestellt hat. Aber es ist leichter ein Ordnungssystem mit genauen Unterabteilungen hinzustellen, als die eigensinnigen Lieder in sie einzufügen. So finden sich in den drei ersten Abteilungen Lieder, die in ganz andere hineingehören, und forschen wir nach den Gründen, warum sie nicht mit dem Klassifikationssystem übereinstimmen, warum Begriffe wie Eiche und Linde, Habicht und Rebhuhn, die in dem Liede erwähnt werden, dennoch dessen Überschriften nicht sein dürfen, so sind sie nicht schwer zu finden. Sie bilden eben nicht den eigentlichen Inhalt des Liedes, sondern dienen bloß zur dichterischen Vergleichung, als poetisches Bild. Das eigentliche Objekt, das besungen wird, ist der Mensch in irgend einer Lebenslage. Lieder, die ganz eigentlich die Natur zum Objekt haben, sind sehr gering an Zahl, und auch diese mußten andern Abteilungen, z. B. den Kinder- und Wiegenliedern, den Fabel- und Hirtengedichten eingefügt werden.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, müssen an diesem Orte jedoch noch einige Worte gesagt werden. Tatsache ist, daß in den lettischen Volksliedern die Natur und ihr Leben, die verschiedenen

Naturereignisse so verständnisvoll und charakteristisch geschildert werden, daß die Lieder auch gerade in dieser Hinsicht würdig erscheinen, als Hilfsmittel zur Erforschung des Volksgeistes zu dienen. Aber das ist eine besondere Aufgabe. Wer die Anschauungen der Letten über die Natur ergründen will, welche Eigenschaften sie diesem oder jenem Tier, diesem oder jenem Baum zugeschrieben, wie sie deren Natur und Wesen mit der menschlichen Natur und dem menschlichen Sinn in Zusammenhang und Bezug gebracht haben, welchen Eindruck die Natur auf sie gemacht hat, der muß zu diesem Zweck sich das nötige Material ganz besonders zusammensuchen. Finden wird er es reichlich, wenn auch als Nebensache erwähnt in einem Liede, welches ganz eigentlich ein Tauf-, Hochzeits-, Beerdigungs- usw. Lied ist. Und vergeblich wird diese Arbeit für den Forscher auch nicht sein, denn sie wird ihn sehr fördern in dem rechten Verständnis der Lieder, in der Würdigung des Zusammenhanges, den sie mit dem Volksleben gehabt haben. Ähnliches läßt sich von den mythologischen Liedern sagen. Auch sie sind durchaus nicht so selbständig und von dem Leben der Leute unabhängig, daß sie sich leicht von andern Liedern ablösen und in eine besondere Abteilung bringen ließen. Außer einigen einigermaßen selbständigen Liedern, die auf Sonne, Mond, Göttersöhne, Sonnentöchter Bezug haben, gehören in dieselbe Kategorie, die mythologischen, auch verschiedene Feier- und Festlieder, Lieder, die an Ehrentagen wie bei der Arbeit gesungen wurden. Desgleichen finden sich viele Laime- (Mahra) Lieder zerstreut in allen andern Abteilungen, in welche sie auch naturgemäß mehr hineingehören. Der Ordner einer Liedersammlung kann daher den Erforschern der Mythologie, Ethnologie und Sprache ihre Arbeit nur durch besondere am Ende des Buches angebrachte Register, nicht aber durch ein streng eingehaltenes Klassifikationssystem erleichtern.

Dieselben Mängel, und zwar in noch größerem Maße wie in dem Buche des Ordners Sprohgis, finden sich in der von der wissenschaftlichen Kommission herausgegebenen Sammlung. Brihwsemneek (Treuland) wandte sich mit seiner Liedersammlung an das russische Publikum im allgemeinen und an die russischen Ethnographen im besonderen. Er verfolgte wohl zweierlei Ziele. Einerseits, indem er gleich Büttner die schönsten

Volkslieder in seine Sammlung aufnahm, wollte er Leute fremder Nationalität mit der Schönheit und Besonderheit der lettischen Muse bekannt machen, anderseits wollte er der Ethnographie dienen. In beiderlei Hinsicht hat Brihmsemneek seine Absicht wohl erreicht und wir bedauern nicht den Mangel eines künstlichen Klassifikationssystems, das dieser nur hinderlich hätte sein können.

Noch weniger ist von einem Klassifikationssystem in der Sammlung des Aronu Matifs die Rede. Es besteht nur in Überschriften kleiner Liedergruppen, die größtenteils in bunter Reihe einander folgen. Mit um so größerer Liebe ist die Sammlung für das lettische Volk selbst bearbeitet, dem er die allerschönsten Lieder darzureichen weiß. Wenn auf irgend etwas, so sagt er selbst, kann das lettische Volk auf seine Volkslieder stolz sein, die so schön, so tief, so bilder- und lehrreich sind, daß die andern Nationen sie kaum erreichen.

So viel von den Sammlungen, die gedruckt worden sind vor dem Erscheinen unsres Buches. Eine jede von ihnen, geleitet von einer bestimmten Absicht, hatte eine ihr angemessene Ordnung und wählte aus der Fülle der Lieder die für sie passendsten aus. Sie alle betrachten gewissermaßen das Leben des Volkes einseitig, idealisieren das Leben. Das Volk selbst aber hat sein geistiges und zeitliches Leben in seinen unzähligen Liedern weit vollständiger, freier, unverhüllter dargestellt und eine vollständige Sammlung muß seinem Beispiel folgen. Nichts darf als unnütz und unwürdig angesehen werden, was das Volk, als zum ganzen Leben gehörig, uns in seinen Liedern aufbewahrt und vor Augen gestellt hat. Daher wünschen wir eine Sammlung, die so vollständig wie nur irgend möglich ist, nicht tausend und ein paar tausend, sondern 20 tausend und mehr Lieder mit allen ihren verschiedenen Varianten aufzuweisen hat.

Unser Vorgänger in dieser Hinsicht ist der Verein lettischer Freunde, der im J. 1874 alle seine, oder richtiger gesagt, Pastor A. Bielensteins gesammelte Lieder, ca. 10,000 an der Zahl, herauszugeben begann. Das Ordnen nach Gruppen übernahm Pastor K. Ulmann. Die Sammlung erschien nur zur Hälfte. Ein Hauptvorzug besteht darin, daß der Ordner einfach dem menschlichen Leben sich anzuschließen sucht, indem er dessen charakteristischsten Seiten, hervorragendsten Geschehnisse aufzusuchen

strebt. Das Volkslied bezieht sich eben auf irgend ein Moment im menschlichen Lebenslauf oder im sozialen Leben. Ein Fehler dagegen ist, daß Ulmann, indem er die Lieder in besondere Abteilungen brachte, zu wenig deren Gehalt und Bedeutung abwog, zu wenig darauf Rücksicht nahm, zu welcher Zeit, an welchem Ort, unter welchen Verhältnissen sie gesungen worden sind.

Indem wir auf die Fehler und die Vorzüge obiger Sammlung und deren Ordnung hier nicht näher eingehen, wollen wir nur noch in Kürze sagen, welche Hauptgrundlagen die unsrige hat, damit sie gleich einem großen Gebäude sich auf ihnen frei und stattlich erheben könne. Dieses Fundament kann nur sein das Leben des Volkes in materieller und geistiger Hinsicht. Das lehrt das seine Lieder singende Volk selbst. Ein jedes Liedchen steht in einem realen, festen Zusammenhange mit diesem Volksleben; es ist zu singen zu seiner Zeit, an seinem Ort, in einem bestimmten Lebensfalle. Das auf diesen Grundlagen zu erbauende Gebäude muß daher nach einem Plan, der dem Volksleben gebührend angepaßt ist, eingeteilt werden, damit es einem warmen Wohnhause, nicht einem Museumszimmer gleiche. Die Hauptabschnitte und Hauptabteilungen werden folgende sein:

I. Der menschliche Lebenslauf, das Familien- und Verwandtschaftsleben. 1) Die Kindertage. Geburt, Taufe, Erziehung und Lehre. 2) Das heranwachsende Kind. Eltern und Kinder, Bruder und Schwester. 3) Das Jünglingsalter, die Zeit der Liebe. 4) Verlobung und Hochzeit. 5) Das Leben unter andern Völkern. 6) Das eheliche Leben. 7) Tod und Beerdigung.

II. Das Zusammenleben der Leute im weiteren Sinne des Wortes und der soziale Standpunkt.

III. Arbeiten und Beschäftigungen. 1) Allgemeine häusliche Arbeiten. 2) Arbeiten, die sich nach den Jahreszeiten richten.

IV. Feste und Feiertage, zu feiernde Lebensmomente. Mythologische Lieder.

V. Allgemeine Lieder ohne bestimmte Hingehörigkeit.

Das wird die Hauptordnung sein, eine jede Abteilung wird aber in viele kleine Unterabteilungen zerfallen, dazu nötigt die Mannigfaltigkeit und Fülle des Materials.

* * *

In die Abteilung „über Lieder und Gesang" sind diejenigen Volkslieder aufgenommen, in denen das Volk selbst direkt oder indirekt bezeugt, daß Lied und Gesang eines seiner höchsten geistigen Güter, sein Schutzengel an allen Orten und in allen Dingen sei, der es vom Mutterschoß an in allen Lebenslagen, bei der Arbeit, in Freude und Leid, in guten und bösen Tagen geleitet; der Schutzengel, der es kräftigt in der Tugend, straft, sobald es von ihr abgewichen ist; der den Lasterhaften bessert, sich des Schwachen erbarmt und ihn freundlich auf den rechten Weg zurückbringt — kurzum sein Begleiter ist bis zu der Stunde, da man ihn ins kühle Grab senkt. Wollen wir das Volkslied recht verstehen und mit Herzensfreude und Erhebung sein genießen, so müssen wir uns auf jenen Standpunkt des Volkes stellen, in seine Gefühle und Anschauungen, sein Herz und seinen Geist vertiefen. Es ist demnach die Aufgabe dieser Abteilung, den Leser auf alle nachfolgenden vorzubereiten. Wir wählten diesen Weg, weil wir den Lesern nicht unsre subjektiven Gedanken und Anschauungen aufdrängen wollten. Der Mund des Volkes selbst möge ein gerechtes, ungetrübtes Zeugnis von den Zeiten, da Lied und Gesang noch im Volk seine ungeschmälerte Kraft dartat, ablegen. Dieses Zeugnis gewinnt noch an Bedeutung, wenn wir in späteren Zeiten die Lieder gewissermaßen vernachlässigt, ja verachtet sehen. Das Volk selbst, als ob es sich ihrer schämte, begann auf sie wie auf etwas Törichtes zu blicken und stellte ihnen geistliche, auf Gott bezügliche Lieder gegenüber. Das war der natürliche Einfluß des christlichen Glaubens, der alles, was an die heidnische Vergangenheit erinnerte, bekämpfen mußte. Die Zeiten haben, Gott sei Dank, zu gunsten des christlichen Glaubens entschieden, aber auch der ethische Gehalt der Volkslieder hat mit der Zeit alle Vorurteile überwunden und von neuem können wir ungestört deren Schönheiten genießen, Freude und Erhebung aus ihnen schöpfen.

Aber noch ein anderer Grund trug zur Schmälerung der Bedeutung des Volksliedes bei. Die äußeren Grundlagen desselben, das Volksleben und der Kulturstandpunkt änderten sich allmählich mit der Zeit. Der Fortschritt in der Entwicklung und Bildung in materieller und geistiger Hinsicht stimmte nicht mehr mit den früheren einfacheren und engeren Kulturformen überein.

Die neuere Kultur stieß allmählich die alte beiseite, stellte sich an deren Stelle, was selbstverständlich nicht zu beklagen ist. Aber in der ersten Zeit des Kampfes pflegt man nur die schwache Seite des Gegners in Betracht zu ziehen und erst, wenn die Leidenschaft im Abnehmen ist, beginnt man dessen gute, lobenswerte Eigenschaften zu würdigen. Solch ein Los wurde auch den Volksliedern zuteil. Ein großer Teil von ihnen erwies sich als veraltet, aber indem man den guten Kern aus ihnen herausschälte, stellten sich die besten idealen Bestrebungen des Menschen, die edelsten und tiefsten Gefühle, die niemals veralten, vor Augen. So nehmen beispielsweise unsre Jungfrauen wohl niemals mehr eine Mahlmühle in die Hand, diese schwere Arbeit wird jetzt von Wind-, Wasser- und Dampfmühlen bewerkstelligt. Dessenungeachtet verlieren unsre Mahllieder, die so schön den Wert der Arbeit preisen, die Faulheit tadeln, die Ausdauer und die Heiterkeit des Geistes auch bei schweren Verrichtungen empfehlen, in dieser ihrer eigentlichen Bedeutung nicht ihre Kraft, sondern behalten sie für alle Zeiten und in allen, auch den entwickeltsten Verhältnissen. Und solch einen unvergänglichen Kern finden wir in allen unsern Vorbildern, und er ist gehüllt in einfache, aber herzliche und bedeutungsvolle Worte, die das Herz tief berühren. Das ist die Eigentümlichkeit des echten Volksliedes.

Diese lobenswerten Eigenschaften unsres Volksliedes haben schon längst die Aufmerksamkeit hochgebildeter Männer fremder Nationalität auf sie gelenkt. Ich gedenke bloß Herders, Bergmanns, Ulmanns, Katterfelds und ganz besonders Büttners, dieses so feinen Kenners unsrer Volkslieder. Endlich haben sich unsre eigenen gebildeten Volksgenossen für sie erwärmt und so kamen sie wieder zu den ihnen gebührenden Ehren, was uns nur zum Segen gereichen kann. — Büttner, der besonders die Schönheit unsrer Volkslieder hervorhebt und sie mit funkelnden Tauperlen vergleicht, sagt wohl auch einmal (Latw. Awis. 1890): „Manche von diesen Tautropfen bleiben ohne Glanz und Schönheit, man mag sie ansehen von welcher Seite man wolle. Manche Gleichnisse sind schief, ohne irgend einen poetischen Wert. Wo ein jeder, dem es einfiel, ein Lied dichtete, kann man nicht erwarten, daß es jedem gleichermaßen gelingen werde, nicht jeder besitzt dichterisches Feingefühl.“ Dazu wäre nur zu sagen, daß in diesem Ausspruch das

Wort „Volkslied" nicht richtig gebraucht ist. Zum Volksliede kann nur ein solches werden, welches durch eine lange Volkszensur gegangen und endlich vom Volke als sein allgemeines Eigentum, ganz abgesehen von seinem Verfasser, anerkannt worden ist. Wenn das Lied keinen gesunden Kern hatte, so verfiel es der Vergessenheit. Der Glanz des Tautropfens, sein Schimmer in verschiedenen Farben, hängt von dem Standpunkt ab, welchen der Beschauer einnimmt. Wie das Volksleben selbst, so sind auch die Volkslieder, welche dieses wiederspiegeln, sehr vielseitig. Es genügt nicht sie nur nach ihrer Schönheit zu beurteilen. Das recht verstandene Volksleben, dessen Schicksal, Herz und Geist geben ihnen das rechte, volle Licht, und der sie beurteilt, nimmt nur dann einen richtigen Standpunkt ein, wenn er sich die Volksgefühle in den Augenblicken, bei den Ereignissen und Verhältnissen zu eigen macht, da das Volk seine Lieder sang; wenn er teilnimmt im Geiste an denjenigen, die die Lieder sangen und hörten. — Solch ein Standpunkt ist größtenteils Leuten fremder Nationalität ein fremder, ungewohnter; so manches Lied, das seinerzeit Sängern und Hörern die Augen feuchtete oder ihr Herz in Freude schlagen ließ, betrachten sie kühl, ja verächtlich. Auch wir selbst im Wandel der Zeiten sind gewissermaßen Fremdlinge im eigenen Hause geworden, auch wir müssen, um zur Gemütlichkeit zu gelangen, uns erst in ihm einleben. Die oberflächlich betrachteten Lieder reden auch zu uns eine fremde Sprache; je ernstlicher wir aber uns in sie vertiefen, mit ihnen befreunden, desto mehr ziehen sie uns an und fesseln sie uns.

Aneinandergereihte Lieder (Dseesmu wirknes). Fast alle unsre Volkslieder sind kurz, bestehen nur aus zwei längeren Zeilen, die man auf die Hälfte zu teilen und in vier kurzen Zeilen zu schreiben pflegt, weil solches dem Auge wohlgefälliger ist und ein so geschriebenes Lied mehr dem heutigen gleicht. Jedoch möchten wir gern längere Lieder sehen, und freuen uns, wenn wir zuweilen auf solche mit sechs oder acht kurzen Zeilen stoßen. Doch auch diese sind nach unsrem heutigen Geschmack kurz und der Gesang muß zum Leidwesen der Sänger und Hörer bald verstummen. Längere schöne Lieder erzählenden Inhalts gibt es nur äußerst wenige. Auch das Volk empfand mit der Zeit diesen Mangel und mit der Veränderung der Lebensverhältnisse verstummten allmählich die alten kurzen Lieder. Daher hat man sich

nicht darüber zu wundern, daß durch Vermittlung der Hofesmädchen und Hofesjungfern viele längere, fremdartige Liebeslieder sich bei uns einschlichen. Sowohl dem Inhalt wie der Sprache nach sehr mangelhaft, hatten sie doch den Vorzug, daß man sie zu jeder Zeit und an jedem Ort singen und der Gesang lange Zeit fortgesetzt werden konnte. Außerdem war die Melodie neu und nicht so einfach wie die früheren Volkslieder. Aus solchen Gründen nahmen unsre Dorf- und Gesindesschönen das Unkraut gern bei sich auf. — Die mehr gebildeten Letten wie auch andre Lettenfreunde beachteten anfangs das Volkslied wenig. Entweder übersetzten sie deutsche Lieder oder schmiedeten selbst einige seichte nach fremdem Muster und in schon bekannter Melodie zusammen. Die wurden denn auch in der Schule den lettischen Kindern gelehrt. Im Volke konnten sie nicht Wurzel fassen, zu sehr gehörten sie einem fremden Geschmack an, zu wenig waren sie poetisch anziehend. Nur vereinzelte, besonders vom alten Stender im Volksgeschmack gedichtete Lieder fanden beim Volke Beifall.

Es kam endlich die Zeit, da die gebildeten Letten den vernachlässigten Volksliedern ihre Beachtung zu schenken anfingen und einige von ihnen sich für sie enthusiasmierten. Aber gewöhnt an längere Kunstlieder, erschien ihnen deren Kürze unbegreiflich. Wie kam es, daß der bewundernswerte dichterische Geist, der so unendlich viele schöne und poesievolle Liederchen geschaffen hatte, sich nicht auch in längeren Liedern offenbart hat? Man nahm an, daß er es wohl vermochte und daß die früheren längeren Lieder mit der Zeit zu den jetzigen kleinen zerbröckelt seien. Man meinte, daß längere Lieder schwerer im Gedächtnis festzuhalten und sich fortpflanzend von Mund zu Mund in kleinere Teile zersplittert seien, von denen der eine hier, der andre dort sich im Volke erhalten habe. Das schien auch aus dem Inhalt der Lieder hervorzugehen. Ein und dasselbe Thema war vielen Liedern gemeinsam, nur wurde es bald von der einen, bald von der andern Seite betrachtet und behandelt. Indem man nun diese Lieder zu einem Strauß zusammenwand, hoffte man zu einem großen Liede zu gelangen. Auch die Sängerinnen schienen diese Idee zu befürworten, denn singend faßten sie gern die Lieder zu einem Strauß zusammen und manchesmal ganz geschickt und sachgemäß. Solche Liedersträuße hat die Schriftabteilung des Mitauschen lettischen

Vereins in ihrer ersten Sammlung 1890 herausgegeben. Nicht immer aber gelang solch ein Zusammenreihen der Lieder, und zuweilen, wenn nicht mit großem Geschick vorgenommen, war das Resultat — ein heilloser Wirrwarr. Im großen ganzen kann man ihm daher nicht das Wort reden. Fragt man aber nach der Veranlassung, wie diese aus dem Munde der Vorsängerinnen stammenden und von den Liedersammlern aufgeschriebenen Liedersträuße entstanden sind, so ist sie folgende: Eine rechte Sprecherin oder Vorsängerin muß Tausende von Liedern im Kopf haben, und zwar so geordnet, daß sie in jedem Falle nach Erfordernis das für ihn passende Lied oder den für ihn passenden Liederstrauß zur Hand hat, wie es denn auch in einem Liede heißt: „noch hat sie das eine nicht beendet und schon stehn ihr 9 andre im Sinn." Während die älteren Mädchen und die Frauen zu gegebener Zeit und am rechten Ort die Lieder sangen, wurden sie von den mitsingenden jungen Mädchen gelernt; da das aber nicht genügte, so waren besondere Zeiten und Arbeiten bestimmt, die zur Erlernung der Lieder dienten, so im Sommer beim Hüten des Viehs, im Winter beim Spinnen oder andern Handarbeiten. Der Inhalt der Lieder war ein überaus bunter, aber um dem Gedächtnis zu Hilfe zu kommen, wurden sie äußerlich, besonders durch ein wichtiges Wort im Liede, mit einander verbunden. Kam beispielsweise im Liede das Wort „Eiche" vor, so folgten mehrere auf diesen Baum bezügliche Lieder. Besonders „Kranz", „Pferd", „Braut", „Gerede der Leute" ꝛc. waren Worte, die ein Band zu den nachfolgenden Liedern bildeten. Sie wurden auf diese Weise in einem „Körbchen" (wahzelite) aufgespeichert, zu einem „Knaul" aufgewunden. Zu rechter Zeit aus diesem Gefäß zu schöpfen, diesen Knaul abzuwickeln, war eine besondere, schwierige Kunst, die nur von den allerbesten Sängerinnen gelernt werden konnte. Im Grunde jedoch, noch einmal sei's gesagt, behalten die kleinen Liederchen ihre Selbständigkeit, sie mögen noch so sehr mit andern zu einem größeren Ganzen verbunden sein. Ein jedes hat seinen bestimmten runden Kern, der umhüllt ist von einer glatt anliegenden runden Form, und nur ein wahrhafter Dichter kann der Urheber eines solchen sein. Sie sind auch nicht Splitter früherer größerer Lieder, sondern selbständige, den früheren Lebensverhältnissen angepaßte, für sie gedichtete. Wir sind auch nicht das einzige Volk, das solche

besitzt, denn alle slavischen Völkerschaften sind ebedfalls reich an solchen kurzen Volksliedern. In grauer Vergangenheit, damals als sie noch mit den Nachbarvölkern zu kämpfen hatten, werden die Letten wohl auch im Besitz längerer epischer Gesänge gewesen sein. Nicht Frauen, sondern Männer werden naturgemäß sie gesungen haben, denn in ihnen handelte es sich nicht um tägliche und häusliche Dinge, sondern um längst vergangene Zeiten, um die Toten und Kämpfe berühmter Vorfahren. Mit dem Hierherkommen der Deutschen, mit der Unterjochung und Knechtung der Letten hörte die Pflege der epischen Gesänge auf und Anklänge an sie haben sich vielleicht in unsren Sagen und Erzählungen erhalten. Auch einige epische Hochzeits-, Kriegs- und mythologische Lieder haben sich lebenskräftig erwiesen, denn wenigstens einige Bruchstücke dieser leben noch im Gedächtnis des Volkes fort.

* * *

In neuerer Zeit ist der Gesang der Volkslieder sehr selten geworden, ja in einigen Gegenden ist er fast ganz verstummt. Anders war es in der Vergangenheit, der große Liederschatz legt Zeugnis davon ab, daß in grauer Vorzeit die Letten große Sänger und Würdiger des Gesanges waren. Noch unsre Väter und Großväter, richtiger gesagt Mütter und Großmütter, haben weit mehr gesungen, und die meisten Lieder und Nachrichten über den Volksgesang erhalten wir von uralten Leutchen. Im nachstehenden wollen wir in Kürze von den wichtigsten Gesängen reden.

Früher hatte jede Jahreszeit, jedes Fest, jeder Ehrentag, die Arbeits- und Erholungszeit ihre besonderen Lieder, aber auch ihre besondere Gesangsweise, besonderen Melodien. Nach der Jahreszeit wurde vornehmlich unterschieden:

Die Jubellieder (Gawileschana). Sobald die warme Frühlingssonne und die weichen Westwinde die weiße Schneedecke vom Angesicht des Mütterchens Erde genommen hatten, die Natur aus dem Winterschlaf erwacht war, die Lerchen jubelnd sich zum Himmel schwangen, erschallten auch Jubellieder an allen Orten aus der Menschenbrust. Diese ersten Jubelnden waren Hirten, besonders Schafhirten, denen später sich auch die Rinderhirten gesellten. Gejubelt wurde übrigens den ganzen Sommer hindurch.

Chorlieder mit Brummstimmen (Rotaschana). Die Erde hat sich mit frischem Grün bedeckt, die Bäume haben ihre duftenden Blätter entfaltet. Nun strömen auch aus den benachbarten Gesinden an schönen, lauen Frühlingsabenden die jungen Mädchen herbei und sammeln sich auf dem schon in alter Zeit dazu ausersehenen Hügel. Schon längst war die Sehnsucht in ihnen erwacht, wieder einmal in größerer Schar zusammenzusingen. Wohl wissen sie auch, daß solche Abendlieder weithin schallen und weithin die Leute ergötzen. Und wahrlich, mit ihren schönen Liedern und mit der gewandten, deutlichen Aussprache der Worte ließen sie weithin die klare Frühlingsluft erzittern, erschütterten sie so manches Menschenherz. Mancher Jüngling lauschte entzückt dem Gesange und ersah sich aus dem Schwarm der schönen Sängerinnen die Braut. Daß er wohl daran getan hat, bezeugt so manches Liedchen, welches eine gute Sängerin auch als tüchtig in allen Arbeiten, als tugendsam im Wandel preist. Diese Gesänge wurden geübt vom Beginn des Frühlings bis zur Zeit, da sich die Natur völlig entfaltet hatte.

Wie wurden diese Lieder gesungen? Man erwählte zwei der besten Sängerinnen, die eine mit einer hohen, die andre mit einer tiefen Stimme, welche imstande waren, die Worte laut und deutlich beim Gesange auszusprechen. Alle andern Sängerinnen sprachen die Worte nicht mit, sondern begleiteten sie nur mit Brummstimmen. Am meisten hing von der Sängerin mit der hohen Stimme ab, denn diese mußte laut, klar, weithinschallend sein. Außerdem war diese Sängerin hauptsächlich die Trägerin der Melodie und auf deutliche Aussprache der Worte hatte sie insbesondere acht zu geben. Traf das alles zu, dann war diese Art des Gesanges eine der schönsten, denn sie erinnerte an mehrstimmigen Gesang. Leider wird er fast garnicht mehr exekutiert.

Die Lihgolieder (Lihgoschana). Der Sommer mit seiner Blütenpracht ist gekommen, Blumen allüberall, die Roggenfelder wogen gleich einem See. Das ist die Zeit der Lihgolieder, die sich bis zum Tage Peter Paul, da der letzte Kuckusschrei gehört wird, hinzieht. Der Krauttag, der Johannis-Abend und Johannis-Tag werden besonders durch sie ausgezeichnet, an ihnen werden die Lihgolieder im engeren Sinne des Wortes, die Johannislieder gesungen. Die Lihgogesetze werden jetzt nicht mehr so streng

wie früher eingehalten, man hört Lihgolieder bald zu dieser, bald zu einer andern Zeit und in einigen Gegenden erschallen sie bis zum Eintritt kälterer Abende.

Wie werden die Lihgolieder gesungen? Die Schar der Sängerinnen erwählt aus ihrer Mitte die Anstimmerin, die nicht allein eine sehr hohe, klare Stimme haben, sondern auch über einen großen Liederschatz verfügen muß. Diese beginnt jedes Lied und singt allein den ersten Vers; dann fallen alle andern ein, indem sie nicht allein denselben Vers singen, sondern auch den zweiten, den sie dann wiederholen. Z. B.: Die Anstimme singt allein: Lihtinsch lija sahlu deenu, lihgo, lihgo! Alle zusammen singen:

Lihtinsch lija sahlu deenu, lihgo, lihgo!
Lihtinsch jahņu wakarâ, lihgo!
Lihtinsch jahņu wakarâ, lihgo!

Die Anstimme singt: Jahņa behrni nomirkuschi, lihgo, lihgo!
Alle singen: Jahņa behrni nomirkuschi, lihgo, lihgo!
Jahņa sahles lasidami, lihgo!
Jahņa sahles lasidami, lihgo!

(Deutsch: Es regnete am Krauttage, lihgo! lihgo! Es regnete am Johannitage, lihgo! lihgo! Durchnäßt wurden die Johanniskinder, lihgo! lihgo! Eisammelnd Johanniskraut, lihgo!)

Gesang bei den Feldarbeiten. Nach dem Petertage beginnt die Zeit der schweren Feldarbeiten, die Heu-, die Getreideerntezeit, die vieler andern anstregenden Arbeiten. Jede Arbeit hatte ihre auf sie bezüglichen Lieder. Mit Gesang ging man zum Heuschlage, zum Felde, singend kehrte man zurück. Auch die Erholungspausen wurden durch Gesang versüßt, ja, wenn die Arbeit es zuließ, wurde auch während dieser gesungen. So verging der schöne Frühling, so der köstliche, wenn auch arbeitsreiche Sommer, bis zur Beendigung aller Arbeiten im Herbst, kurzum, Gesänge verschiedener Art begleiteten und idealisierten jegliche Arbeit.

Lieder bei Abendmahlzeiten. Es kommt der Herbst, der Winter mit seinen mancherlei häuslichen Arbeiten heran. Auch diese werden durch besondere Gesänge verschönt. In einigen Gegenden, wo die Letten nicht in weit auseinanderliegenden

Gesinden, sondern in Dörfern wohnten, richteten die Mädchen sog. Abendmahlzeiten (wakaraschana) aus. Sie versammelten sich am Sonnabend in einer Badstube und jedes brachte etwas mit, das eine Fleisch, das andre Grütze, das dritte Milch 2c., je nachdem was ein jedes von seiner Wirtin hatte erbitten können. Aus solchem Material bereiteten sie dann die Abendmahlzeit, zu der nicht selten die Wirtin und manche Jünglinge erschienen. Nach dem Abendessen wurde dann gesungen und unter fröhlichen Scherzen mit den jungen Leuten verlief der Abend aufs beste.

Außer obengenannten Liedern, die mehr oder weniger an die Jahreszeit gebunden waren, gibt es noch eine Menge allgemeinen Inhalts, die zu jeder Zeit gesungen werden konnten, und wenn in besonderem Maße, wie aus Obigem hervorgeht, das weibliche Geschlecht den Gesang pflegte, so stand das männliche ihm doch durchaus nicht fern, sondern beteiligte sich reichlich daran. Man pflegte zu sagen, der Jüngling hat sich seine Braut ersungen. In der Nacht beim Pferdehüten ließ er sein Lied weithin erschallen, sein Pferdchen (kamelinu) wußte er ebenso zu preisen wie das Mädchen sein Kränzchen (wainadsinu). Unter den Liedern, die gerade den jungen Leuten in den Mund gelegt waren, finden sich viele, die durch ihren schönen poetischen Gehalt hervorragen. Hervorgehoben seien die Lieder, welche gesungen wurden bei

Festessen und Gelagen, an denen in gleicher Weise sich Frauen und Mädchen, Männer und Jünglinge produzierten. Zuweilen sangen sie alle gemeinsam, lieber aber führten sie gleichsam einen Sängerkrieg auf, indem eine Partei gegen die andre sang. So stellten sich als Gegnerinnen einander gegenüber die Frauen und die Mädchen. Besonders angezeigt waren solche Parteien, wenn bei Versammlungen, Gemeinschaftsarbeiten, festlichen Gelegenheiten, besonders Hochzeiten, sich Gäste aus verschiedenen Dörfern, Gebieten, ja sogar aus einem andern Gouvernement eingefunden hatten. Da stellte sich ein Haufe dem andern gegenüber und man begann einander zu besingen. Das geschah streng nach der Ordnung. Erst wenn die eine Partei ihr Lied beendet hatte, sang die andre antwortend das ihrige und so immerfort abwechselnd. Mangel an passenden Liedern trat nicht ein, man mußte nur die rechten anzuwenden wissen. Darin waren aber die Hauptanstimmerinnen Meisterinnen, Lied gegen Lied klappte, als wäre es

für diesen Fall ganz besonders gedichtet. Welche Partei die besten Anstimmerinnen hatte, die behielt die Oberhand, wurde Siegerin, unentschieden blieb der Kampf, wenn beide Parteien gleich gute hatten. Dessenungeachtet war dieser Wettstreit nicht die Hauptsache, von größerem Gewicht war der Reichtum an Liedern, die Schönheit der Stimmen, das richtige Singen. — Leichteres Spiel hatten die Sängerinnen, wenn sie nicht alle Gäste zugleich, sondern einen nach dem andern zu besingen hatten, obgleich sie auch dann zuweilen bittere Antwortslieder zu hören bekamen. Mädchen erwählten zum Objekt ihrer malitiösen Lieder besonders gern die Jungen, einerlei ob sie solche Strafe verdient hatten oder nicht. Vielleicht auch nach dem Sprichwort: „Was sich liebt, neckt sich."

Tischlieder der Männer. In einigen Gegenden bestand folgende Sitte: Zwölf auserlesene Sänger setzten sich um einen eichenen Tisch, auf den der Wirt einen großen, mit Bier gefüllten Spann stellte, der die Ast-Kanne genannt wurde, weil er an einer Seite ein Astloch hatte, durch welches man das Bier in kleine Trinkgefäße fließen lassen konnte. Alle Gefäße waren auch aus Eichenholz. Ein jeder der zwölf Männer mußte nun der Reihe nach 12 Lieder singen, die alle von der Eiche handelten. Die andern begleiteten den Gesang. Nachdem er die 12 Lieder beendet hatte, leerte er sein Trinkgefäß und alle andern taten desgleichen, auf sein Wohl trinkend. Darauf sang der zweite, der dritte usw., bis zuletzt auch der zwölfte seine 12 Lieder gesungen hatte, die Eiche mithin 144 Mal besungen worden war. Das Lied, welches einer schon gesungen hatte, durfte ein andrer nicht mehr anstimmen; wenn er es aber dennoch tat oder nicht imstande war 12 Lieder von der Eiche zu singen, so mußte er mit Schmach den Ehrentisch verlassen und ein andrer trat an seine Stelle, um in dem Rundgesang mit neuen 12 Eichenliedern darzutun, daß er solcher Ehre würdig sei.

Unanständige Lieder, Lieder der Unehre, wurden nur auf Hochzeiten, seltener zu Johannis geduldet. Da sie eine uralte zeremoniale Bedeutung hatten, verletzten sie das Keuschheitsgefühl weniger. Sie wurden stets nur von Männern und Frauen, niemals von jungen Mädchen gesungen. Andere Lieder, die uns jetzt ordinär und anstößig erscheinen und von jungen Mädchen daher ungern gesungen werden, waren es in damaligen rohen

Zeiten durchaus nicht. Manche von dieſen ſind ſogar ganz poetiſch und weiſen dem flüchtig auf ſie Blickenden ein ganz harmloſes, unſchuldiges Geſicht entgegen.

Zum Schluß ſei bemerkt, daß die andre Tonkunſt, die inſtrumentale, nur von Männern gepflegt wurde. Schon kleiner Hirten liebſter Zeitvertreib war Flöten und Hörner aus Rinde zu verfertigen, auf denen ſie dann nach Herzensluſt ſich übten. Das beliebteſte Saiteninſtrument der Letten in früheren Zeiten war die Zither, deren Klänge in den Volksliedern hoch geprieſen werden.

Kulturgeschichtliche Miszellen.

Eine Bittschrift von Ao. 1699.

Prod. Riga d. 17. Martii 1699.

Erläuchteter, Hochwohlgebohrner Herr Graff, Königl. Raht, Feldmarschall nnd General Gouverneur, Gnädigster Herr.

Die unter unzehlich viel andern Ew. Erl. Hochgr. Excellence weitgepriesenen Heroischen Tugenden hervorleuchtende Liebe und experience in denen Mathematischen wissenschaften, durch welche sich vormahls Griechenland und selbst das Stoltze Rom bey der gantzen weldt formidabel gemachet und Numa Pompilius, Empedocles und Scipio über andre Helden ihrer Zeit, in admiration gesetzet, encouragiret und vertröstet mich demühtigst fußfälligen Mechanicum auch, daß wie vormahls Archimedes am Marcello, Vitruvius an Vitellio ihre sonderbahre Mecoenates gehabt, ich ebenfalls bey Ew. Erl. Hochgr. Excell. einen gnädigen Patronum und Schutz Herren finden werde. Ich muß gestehen, daß meine gringe connoissence, der Vortrefflichkeit obiger wellt berühmten Künstler bey weiten nicht das wasser reichet, iedoch da ich durch viele speculation und fast gäntzliche ruin meiner selbst eignen Haabseeligkeit nach 20-Jähriger untersuchung ein nicht gringes Kunst-stück und Handgriff der Mathematique, das perpetuum mobile nehmlich, dessen Nutzen und Fruchtbarkeit die übrigen Theile derselben, wo nicht gäntzlich über trifft, ihnen dennoch gar nichts nachgiebet, ersonnen, und solches künfftig in völliger saubern perfection, so wohl Ihrer Königl. Maytt. als auch Ew. Erl. Hochgr. Excellence, vor augen stellen will, als

lebe der gewissen Zuversicht, daß Ew. Erl. Hochgr. Excellence reifssinnige experience selbst judiciren wird, wie dieses Kunst-Stücks vortrefflicher Nutzen sich nicht allein in der Civil und Militair Architectur, sondern auch in allen andern in vita Civili bey Kriegs- und Friedens Zeiten höchstnöhtigen wissenschaften extendire. Zu geschweigen andere so wohl in Mechanicis als Staticis Hydrotechnicis und uhrwercken höchst nöhtige wissenschaften, die mir bisher die Mißgunst benachbahrter Höffe darzuzeigen verhindert hat und ich mit der Zeit zu sonderbahrem Nutzen und contentement Ew. Erl. Hochgr. Excellence vorstellen will. Dem nach so falle Ew. Erl. Hochgr. Excellence ich in unterthänigster submission hiemit fußfällig an, sie geruhen mir unter dem Schutz Ihrer Königl. Maytt. und gnädiger Schirm haltung Ew. Erl. Hochgr. Excellence als dem Vater dieses Vaterlandes, nach arth jenes Chananeischen weibleins die brohsamen, die von andrer reichen handwerker und Künstler Tische fallen, durch meinen unermiedeten Fleiß und handarbeit, auf hiesiger burg-Freyheit mit auf zu samlen, gnädigst zu verstatten, in regard daß doch ohne dem die sonderbahren Künstler laut aller orten Schragen und gewohnheit von denen andern handwercks zünfften separiret und befreyet zu sein pflegen. Vor welche sonderbahre Gnade ich Lebens lang Gott den allmächtigen umb reiche Belohnung anzuflehen nicht ermieden werde, der ich in aller unterthänigkeit verharre

Ew. Erl. Hochgr. Excellence
demühtigst Fußfälliger Diener
Johann Biermann.

Vom Tage.

Briefe vom Embach.

III.

Juni 1905.

Der Chroniſt hat zwei hochbedeutſame Regierungsmaßnahmen zu verzeichnen. Die Wirkung der einen erſtreckt ſich auf das ganze ruſſiſche Reich, die der andern iſt auf die baltiſchen Provinzen beſchränkt. Bei beiden handelt es ſich um die Erweiterung der den ſog. Fremdſtämmigen zugemeſſenen Rechte. Während das Toleranzedikt die Lage der fremden Konfeſſionen nach neuen Geſichtspunkten regelt und ihr Verhältnis zur griechiſch-orthodoxen Staatskirche einigermaßen verſchiebt, eröffnet der Beſchluß des Miniſterkomitees, die deutſche Unterrichtsſprache in den Privatſchulen der Oſtſeeprovinzen wieder zuzulaſſen, der deutſchen Bevölkerung unſrer Heimat die Ausſicht, ihren Kindern eine deutſche Erziehung gewähren zu können. Zwei Tatſachen von — man ſollte meinen — epochemachender Wichtigkeit! Auffallenderweiſe aber hat die zunächſt aufflackernde Stimmung lebhafter Freude und Genugtuung einem ſtarken Peſſimismus Platz gemacht, der, auf zahlreiche trübe Erfahrungen geſtützt, die Hoffnungen auf das denkbar tiefſte Niveau hinabdrückt. Der Beſchluß, betreffend die Privatſchulen, bedarf noch immer der kaiſerlichen Beſtätigung; die Einzelheiten des Erlaſſes über die Glaubensfreiheit befinden ſich noch im Stadium der Ausarbeitung und Kommentierung ſeitens der hierzu eingeſetzten Kommiſſion. Beide ſchweben alſo fürs erſte in der Luft. Beide Fragen ſind nicht endgültig erledigt, vielmehr allen möglichen Schwankungen und Aenderungen unterworfen. Die ruſſiſche Bureaukratie kämpft offenbar auf Leben und Tod gegen den humaneren Geiſt des kaiſerlichen Erlaſſes. Wie ſie ſich zu demſelben ſtellt und in welcher Richtung ſie ihn zu interpretieren geneigt iſt, das hat der Generalgouverneur von Warſchau, Herr Maximowitſch, mit vollendeter Offenheit und Harmloſigkeit der Welt verkündet. Seiner Auffaſſung nach iſt der Erlaß dahin zu erklären: ihr dürft jetzt übertreten, — aber gnade euch Gott,

wenn ihr es tut! Es gibt gewiß wenige unter seinen Kollegen, die nicht Bedenken trügen, in den überwältigend staatsmännischen Ton dieses Aktenstückes einzustimmen; aber ebenso gewiß sehr wenige, die nicht bereit wären, ihm grundsätzlich beizupflichten. — Auch die Kommission, die mit dem Ausbau der Gesetzesbestimmungen betraut ist, wird es sich fraglos angelegen sein lassen, für die gute Sache der Unduldsamkeit in Glaubenssachen zu retten, was zu retten ist. In den Augen des Fanatikers ist das Vaterland in Gefahr, wenn die Polizei der heiligen Prärogative beraubt wird, dem Staatsbürger vorzuschreiben, was er zu glauben und was er nicht zu glauben hat. Daß die Bestrebungen solcher Elemente den kaiserlichen Intentionen direkt entgegenarbeiten, ist eine Erkenntnis, über die jene selbst mit einem geistigen Saltomortale hinwegsetzen.

In anbetracht dieser und vieler ähnlichen Erwägungen ist die Stimmung gerade bei uns, wo die konfessionelle Frage schon seit längerer Zeit auf eine gerechte Lösung unabweisbar hindrängt, nicht allzu gehoben. Auch die Privatschulfrage ist nicht dazu angetan, ungeteilte Freude zu erwecken. Wir wollen davon absehen, daß die ganze Sache ungewiß und die Allerhöchste Entscheidung noch nicht gefallen ist. An und für sich ist es gewiß ein Gewinn, daß das Recht der Eltern, beim Unterricht ihrer Kinder die Muttersprache anzuwenden, prinzipiell anerkannt wird. Der praktischen Durchführung dürfte sich jedoch manches Hindernis entgegenstellen. So soll das Abiturientenexamen in russischer Sprache und an einem staatlichen Gymnasium absolviert werden. Ist es schon unter normalen Verhältnissen ein gewagtes Experiment, in einem so kritischen Augenblick fremde Lehrer, die der Entwicklung des Schülers nicht gefolgt sind, über dessen Schicksal entscheiden zu lassen, so wird die Schwierigkeit natürlich noch erhöht, wenn der ganze während der Schulzeit aufgenommene Lehrstoff von Examinanden in eine andre Sprache übertragen werden soll. Hoffentlich gelingt der Versuch trotzdem zu beiderseitiger Zufriedenheit. Die Befürchtung indeß liegt nahe, daß nicht alle, die gern von der Vergünstigung des deutschen Unterrichts Gebrauch machen würden, hierzu in der Lage sein werden. Denkbar wäre es, daß mit der Zeit eine andre Regelung der Angelegenheit versucht würde, etwa in der Form, daß die Schüler in deutscher Sprache examiniert, nebenbei aber einem Kolloquium zur Prüfung ihrer Kenntnisse im Russischen unterzogen werden. Damit könnten beide Teile — Regierung und Publikum — sich zufrieden geben, und die ganze Frage gewönne ein sowohl praktischeres als auch gerechteres Ansehen.

Im Zusammenhang mit der Zulassung der deutschen Unterrichtssprache in Privatanstalten ist sofort die Frage der Berechtigung

estnisch- resp. lettischsprachiger Schulen in der Presse zur Diskussion gelangt. Unsre Zeitungen haben diesen Bestrebungen einmütig ihre Sympathie ausgesprochen. Die Zukunft muß lehren, ob der Gedanke lebensfähig und durchführbar ist. Natürlich mißfällt die in der Resolution des Ministerkomitees enthaltene Konzession an das Deutschtum in den baltischen Provinzen denjenigen russischen Politikern, denen Regieren und Russifizieren in den Grenzgebieten identische Begriffe sind. Die liberalen Blätter können nicht gut dagegen auftreten, wenn anders sie ihre prinzipielle Stellung nicht Lügen strafen wollen. Dagegen hat die „Nowoje Wremja" nicht gezögert, ihrem Mißfallen unzweideutigen Ausdruck zu geben. U. a. bringt sie in ihrer Nummer vom 29. Mai d. J. eine Korrespondenz aus Riga unter dem Titel: „Die erste baltische Kontrereform." Die Entscheidung in der Schulfrage wird hier als Inkonsequenz gegenüber dem bisherigen 20jährigen Vorgehen der Regierung bezeichnet. Im Anschluß daran erfährt die Stimmung in den baltischen Provinzen, der freiere Hauch, der durch das baltische Geistesleben gehe, eine eigentümliche Würdigung. Die hiesigen Journalisten seien ganz aus dem Häuschen geraten. Zeitungen, die sich sonst auf Nachdruck beschränkt hätten, brächten plötzlich spaltenlange, selbständige Artikel mit neuen politischen Gedanken. Das alles beweise, daß auch diesmal wieder die neuen Ideen, gewissermaßen die Befreiung der Geister, aus Osten gekommen sei: „ex oriente lux!" Das wirkt geradezu komisch. Also die „neuen" Ideen in Sachen der Verfassungsreform usw. stammen direkt aus Osten? Sollten die Verhältnisse nicht eher so liegen, daß all diese Ideen, die uns keineswegs unerwartet kommen, schon lange herangereift waren, und zwar auf heimischem Boden und in heimischer Luft; daß aber durch das gewaltsame Niederhalten jeder Bewegung, vor allem durch die Zensur, die erst in allerletzter Zeit in verständnisvollerer Weise gehandhabt wird, ihre öffentliche Erörterung — garnicht zu reden von ihrer Umsetzung in die Praxis — hintangehalten wurde? Ueber den Import von Ideen aus dem Osten können wir freilich quittieren. Mit der Wohlfahrt unsres Landes haben sie aber schlechterdings nichts zu schaffen. Es sind die Ideen der Zügellosigkeit und Anarchie, die durch eine gewissenlose Agitation von Osten in die Kreise unsrer Land- und Arbeiterbevölkerung hineingetragen worden sind und unsre Heimat in innere Wirren gestürzt haben, die sie bis dahin nie gekannt hat. Eine sonstige Befruchtung unsres Geisteslebens durch die östliche Ideenwelt läßt sich nicht nachweisen.

Nach der weiteren Darstellung des Rigaschen Korrespondenten der „Nowoje Wremja" verlangen „die Deutschen eine deutsche Autonomie, die Letten eine lettische, die Esten eine estnische; nur die Russen verlangen nichts." Ein bewegliches Bild russischer

Selbstentäußerung und Bescheidenheit: Die Russen stehen in den Ostseeprovinzen traurig und machtlos abseits. Sie sehen, wie die Andersgläubigen und Andersstämmigen ein Privileg um das andre erhalten, und es bleibt ihnen nichts übrig, als der heiße Wunsch, ihre eigene Religion und ihr eigenes Volkstum vor der drohenden Ueberflutung gerettet zu sehen! Neu ist die Entdeckung, daß die Deutschen eine deutsche Autonomie verlangen. Alles, was bisher über die geplante Verfassungsreform in die Oeffentlichkeit gedrungen ist, zeigt klärlich, daß der ganze Entwurf auf dem Fundament einer alle einheimischen Nationalitäten umfassenden Organisation ruht. Selbst bei den Verhandlungen der Provinzial- und Kreistage soll völlige Sprachenfreiheit herrschen, d. h. jeder in seiner Muttersprache reden dürfen. Was will man eigentlich noch mehr? „. . . Mögen", so ungefähr schreibt der Gewährsmann der „Now. Wremja", „die baltischen Journalisten von einer Reorganisation auf deutscher Basis träumen; die Männer, die im praktischen Leben stehen, denken nicht daran." Wenn mit der „deutschen Basis" das Ignorieren der estnischen und lettischen Elemente gemeint ist, dann kann der Herr versichert sein, daß auch die baltischen Journalisten „nicht daran denken." Ein Blick in jede beliebige Zeitung hätte den Korrespondenten sehr bald hiervon überzeugt. Aber das wäre natürlich ein sehr unbequemes Eingeständnis und paßt ihm sozusagen nicht in den Kram. Angesichts eines solchen Vorgehens wird man unwillkürlich an das Wort eines baltischen Historikers erinnert: „Seit einem Menschenalter und länger bringen wir die Hälfte unsrer Tage damit hin, nichts Hängenswertes zu begehen, die andre mit dem Nachweise, nichts Hängenswertes begangen zu haben." . . .

Als ein Symptom des unsre Gesellschaft betreffenden Pessimismus, von dem oben die Rede war, zugleich des mangelnden Vertrauens zur Zukunft und wohl auch zur eigenen Kraft ist ein Beschluß der letzten Generalversammlung des hiesigen Handwerkervereins anzusehen. Es handelte sich um den Ersatz des im vorigen Jahr niedergebrannten Sommertheaters, speziell um die Alternative: Holz- oder Steinbau. Die Versammlung hat sich in ihrer Majorität für einen Holzbau entschieden. Das ist aufs lebhafteste zu bedauern. Sollte die deutsche Gesellschaft wirklich nicht imstande sein, die Mittel für ein dauerndes, würdiges Theatergebäude aufzubringen? Leider scheint das Verständnis für die Bedeutung eines im Dienste der Kunst stehenden Instituts noch nicht alle Kreise durchdrungen zu haben. Die banausische Anschauung, daß ein Theater ein Vergnügungslokal sei, das keine ernstere Aufmerksamkeit verdiene und hinter „gediegeneren" Gegenständen zurückzutreten habe, läßt sich auch unter dem gebildeten Publikum nicht vollständig ausrotten. Erst die unzureichende finanzielle Unter-

stützung rückt die Gefahr nahe, daß das Theater auf dies Niveau hinabsinkt. Es sollte eine Ehrenpflicht sein, für die Existenz eines wirklich guten deutschen Theaters zu sorgen. Die erste Bedingung hiezu ist die Schaffung von Räumlichkeiten, an denen nicht der Fluch der Alltäglichkeit und Trivialität haftet. Es ist ein Unterschied, ob edle Kunstgenüsse in einer Umgebung geboten werden, die an und für sich erhebend wirkt, oder ob diese Umgebung eine Stimmung hervorruft, die den Darbietungen eines gewöhnlichen Vergnügungsetablissements kongenial ist. Das Theater in seiner Eigenschaft als Kultur- und Bildungsfaktor wird nicht genügend erkannt. Das liegt am Publikum selbst. Daran ist garnicht zu zweifeln. Die Bemühungen der verschiedenen Theaterdirektionen, die seit Jahren unsre Stadt besuchen, haben redlich das ihre getan, dies Vorurteil zu zerstreuen. Um so deprimierender wirkt der entsagungsvolle Beschluß des Vereins, als unsre estnischen Mitbürger im Begriff stehen, sich ein anspruchsvolles Theatergebäude zu errichten, mit dem ein mehr oder weniger ad hoc erbautes Sommertheater in keiner Weise konkurrieren kann. Die deutsche Gesellschaft sollte sich stark genug fühlen, um auch auf diesem Gebiet ihre Opferfreudigkeit zu zeigen. Alle möglichen Bedenken — in erster Linie finanzielle — haben sie veranlaßt, sich einen Vorzug zu versagen, auf den sie vollen Anspruch hat und den sie sich selbst schuldig ist. Bei vielen andern Gelegenheiten hat der Handwerkerverein ein tiefes Verständnis für seine Aufgaben bewiesen und durchaus auf der Höhe der Situation gestanden. Es wäre ungerecht, zu behaupten, daß er nun plötzlich von seiner Höhe hinabgestürzt sei. Leugnen läßt sich aber nicht, daß Besorgnisse den Sieg davongetragen haben, die nicht etwa ignoriert, wohl aber mit vereinten Kräften aus dem Wege geräumt werden müßten.

Daß es unsrer Gesellschaft keineswegs an Opfermut fehlt, dafür liefert sie ja fortwährend glänzende Belege. Neben den verschiedenen Vereinen, die vorzugsweise geselligen Zwecken dienen und die ganze Skala vom zwanglosen Beieinandersein bis zum vornehmsten Kunstgenuß umspannen, besteht in unsrer Stadt ein Institut, das, äußerlich auf dem kameradschaftlichen Prinzip aufgebaut, ein praktisches Ziel verfolgt, das tief in unser Leben einschneidet. Ich meine die Freiwillige Feuerwehr und ihre selbstverleugnende Tätigkeit im Dienste des Gemeinwohls. Noch in den letzten Tagen hat ein Mitglied dieser ehrenwerten Gesellschaft die treue Arbeit zum Besten seiner Mitbürger mit dem Tode besiegelt. Interessant ist es, in Anbetracht der heutzutage in unsrer Heimat vorherrschenden Verhältnisse, die imponierende Einigkeit zu beobachten, die im Kreise der Feuerwehr zuhause ist. Hier gibt es keinen Klassenhaß und keinen Rassenhaß. Diese Männer tun ohne überflüssige Redensarten ihre Pflicht, indem sie dessen eingedenk

bleiben, was sie eint, demjenigen aber, was sie trennen könnte, die Tür verschließen. So bieten sie ein schönes Bild einmütiger, freudiger Wirksamkeit auf der gesunden Grundlage des Zusammenschlusses aller Bürger, denen es mit dem Wohl der Stadt Ernst ist und die nicht gesonnen sind, in diesen Tagen allgemeiner Verhetzung die Idee, in deren Dienst sie sich freiwillig gestellt haben, im Stich zu lassen. — Dies ist ein Beweis, daß ein Zusammenwirken aller Bevölkerungskreise zu einem gemeinnützigen Zweck in der Praxis sehr wohl bei uns durchführbar ist. Wir haben daher allen Grund, in dieser Beziehung nicht ganz ohne Hoffnung in die Zukunft zu blicken. Wenn erst die Herrschaft der Phrase gebrochen und jeder an seine tägliche Arbeit zurückgekehrt ist, dann läßt sich manches Nützliche leisten — mit einander und für einander. — Unsre Freiwillige Feuerwehr ist ein Zeugnis für die überwältigende Kraft des Gemeininteresses und des Gedankens der Solidarität aller Heimat- oder Stadtgenossen gegenüber den Tendenzen egoistischer Separierung der einzelnen, in unsrer baltischen Heimat eingesessenen Nationalitäten.

Zum Schluß möchte ich einen Fehler berichtigen, den mein voriger Brief enthält. Auf dem „Dom" soll nicht eine Klinik, sondern ein Gebäude für Hörsäle, Laboratorien 2c. aufgeführt werden. An dem Gesichtspunkt der Verunglimpfung der Domanlagen und der Domruine ändert dieser Unterschied natürlich nichts. Das Stadtamt wird die erforderlichen Schritte tun, um die Ausführung des Planes womöglich zu verhindern. Auch die Tagespresse hat sich seitdem mit der Angelegenheit beschäftigt*.

F.

Eine kurze Antwort auf den I. Brief vom Embach.

Es sei mir hier gestattet auf einiges, was die Korrespondenz vom Embach, enthalten im Märzheft der „Balt. Monatsschrift", anbetrifft, eingehen zu dürfen, namentlich in Bezug auf die Beurteilung und die Aeußerungen über das akademische Leben und die Geistesströmungen in den Korporationen. Den in Dorpat studierenden baltischen Studenten wird ein Vorwurf der Unregsamkeit des geistigen Lebens gemacht, welcher als zu schroff hingestellt

*) Inzwischen ist von kompetenter Seite die Erklärung abgegeben worden, daß einstweilen an die Errichtung dieses Gebäudes aus finanziellen Gründen nicht gedacht werden könne. Die Red.

werden muß. Im Anschluß an eine Schilderung der Begeisterungsfähigkeit des nicht-baltischen Studenten der Embachstadt im allgemeinen wird der freundliche Wunsch ausgesprochen, daß eine kleine Anwärmung der in den Konventsquartieren herrschenden Temperatur kühler Blasiertheit und Langweiligkeit nicht von Uebel sein würde. Wenn dieser Satz wirklich ein Bild des augenblicklichen geistigen Lebens gäbe, so könnte man mit Recht die Frage aufwerfen, ob nicht die Bedeutung des engen Zusammenschlusses junger Menschen, die, wie ausgedrückt worden ist, „der Pflege der Geselligkeit und Kameradschaft, der Hütung des guten Tones, der legalen Erledigung von Ehrenhändeln und der Betätigung verwandter Interessen leben", doch eigentlich eine sehr geringe sei. — Auf dieses sei erlaubt Folgendes zu bemerken: Da sich die korporelle Studentenschaft fast ausschließlich aus baltischen Kreisen rekrutiert und in allem mit dem baltischen Lande eng verwachsen ist, so muß es als eine natürliche Erscheinung angesehen werden, wenn die Strömungen der Gesellschaft und des Landes in ihr sich mehr oder weniger wiederspiegeln. Herrschte im Lande eine starke Depression, so mußte dies selbstverständlich aufs eindrucksvollste auf junge Gemüter eine Wirkung ausüben. So hat es denn auch Zeiten gegeben, wo ähnliche Empfindungen auf die Entwicklung mancher einen nicht bedeutungslosen Druck ausübten. — Von einem existierenden Charakterzug der Blasiertheit aber kann überhaupt nicht die Rede sein.

Wenn der Verfasser des Artikels gleichfalls die Frage gelöst zu haben scheint, weshalb die baltische Studentenschaft in das politische Fahrwasser der russischen Kommilitonen nicht hineinzugeraten brauche, so ist diese Art von Lösung zu einfach und darf wohl nicht als dem wirklichen Grunde entsprechend angesehen werden; die von seiten des Ch! C! veröffentlichte Kundgebung hat von den außerhalb des Ch! C! stehenden, nicht kraß-radikalen Elementen der Studentenschaft richtiges Verständnis gefunden. Wie Schreiber dieser Zeilen genau bekannt, ist das wichtige und bei dieser Frage nie außer Acht zu lassende Moment, daß ein aktives Eingreifen in die Lösung politischer Probleme aus dem Grunde nicht Sache der baltischen Studentenschaft sei, weil diese Frage älteren, erfahrenen und das Vertrauen der Gesellschaft genießenden Männern überlassen wird, total richtig gewürdigt und anerkannt worden. Das Vertrauen auf die Tätigkeit älterer Persönlichkeiten ist der Grund, weshalb die Politik in das Studentenleben nicht aktiv eingreift, und nicht derjenige, daß Korporationen sich nur mit der Pflege von Geselligkeit und Hütung des guten Tones befassen.

Ferner habe nach Ansicht des Herrn Korrespondenten das Schriftstück notgedrungen Stellung zu Verhältnissen genommen,

denen seine Absender innerlich völlig fern stehen. Nun ist es jedoch von seiten des Ch! C! richtig zu betonen, daß er einen ganz bestimmten Teil der Studentenschaft vorstelle und deshalb in allgemein-studentischen Angelegenheiten sich auch zu äußern habe. Wenn russischerseits darauf hingewiesen worden, daß dank der Erlaubnis des Farbentragens die korporellen Studenten geneigt seien, mit der Regierung durch Dick und Dünn zu gehen, so ist auch von derselben Seite in für die allgemeine Studentenschaft überaus maßgebenden Kreisen bald nach Restituierung des Farbentragens die Meinung verbreitet worden, die baltische Studentenschaft hätte ihren Standpunkt der Politik gegenüber verändert. Es muß also wohl die Kundgebung als berechtigt angesehen werden; sie wurde zudem wie von der Universitätsobrigkeit so auch von der sonstigen Studentenschaft direkt erwartet.

Weiterhin wird der Fassung ein Vorwurf der Unklarheit gemacht, sie als absichtlich gewollt hingestellt und dabei eine quasi absichtlich gewollte Unpräzision als falsche politische Weisheit verurteilt. Den Vorwürfen gegenüber möge bemerkt sein, daß an eine absichtlich gewollte Unpräzision und selbige noch aufgefaßt als politische Weisheit garnicht gedacht worden und weder in der Fassung noch sonst irgendwie dem ähnliches herauszulesen ist. — Dann wird noch weiter gemeint, daß die Schrift durch das Betonen lediglich der Wissenschaft sich selbst richte, da die studentischen Verbindungen mit der Wissenschaft weniger als nichts gemein hätten. Der Verfasser des Artikels vertritt eben die Ansicht, daß Korporationen bloß Geselligkeitsvereine seien; es kann aber auch die andre Ansicht vertreten werden, daß die in Dorpat existierenden studentischen Verbindungen ohne das Fundament der Wissenschaft überhaupt nicht denkbar seien, es sei denn, man studiere in Dorpat einfach Korporationsleben. Derartige Erscheinungen sind im Auslande bekannt: die jungen Menschen sind 2—4 Semester Korpsbrüder, verlassen dann das Korpsleben ganz und beschäftigen sich auf einer andern Universität nur mit dem Studium. Dorpat kennt derartiges nicht. — Der Ch! C! hätte auch dann nur die Berechtigung, die Korporationen in Fragen, die nur auf das Geselligkeitsleben derselben Bezug haben, der Universitätsobrigkeit gegenüber zu vertreten.

Der Grund, welhalb zu einer Erwiederung geschritten worden, besteht darin, daß Verfasser dieser Zeilen die Empfindung hatte, der Artikel vom Embach könnte gleichfalls zu Mißverständnissen Anlaß geben, was ja in jedem Fall schade wäre, denn, mit den Worten des Herrn Korrespondenten der Baltischen Monatsschrift: immerhin ist ein unfreundliches Echo unerfreulich für den, der es gut gemeint hat.

—s—

Nachwort.

Zu der kurzen Antwort auf meinen ersten Embachbrief möchte ich bemerken, daß ich dem baltischen Studententum nicht den Vorwurf mangelnder geistiger Regsamkeit habe machen wollen. Was den von mir behaupteten Zug von Blasiertheit anlangt, so wäre der Ausdruck „Müdigkeit" vielleicht treffender. Ueber das Vorhandensein dieses Zuges läßt sich gewiß streiten. In jedem Fall würde ich solche Stimmungen, wie der Herr Einsender es auch tut, aus der allgemeinen Stimmung im Lande erklären.

Aus welchem Grunde das baltische Studententum sich nicht mit Politik befaßt, habe ich nicht erörtert, vielmehr nur erwähnt, daß es sich so verhält. Am allerwenigsten mache ich ihm daraus einen Vorwurf.

Ich bin der Ansicht, daß unser geistiges Leben und damit dasjenige des baltischen Studententums mit den Bestrebungen der russischen Intellektuellen, seien dies nun Studenten oder andre Elemente, nichts zu schaffen habe. Daher das Unvereinbare zwischen hüben und drüben und daher auch das ganz naturgemäße Mißglücken der Aeußerung des Chargiertenkonvents zu Fragen, die angeblich einen akademischen, tatsächlich einen russisch-politischen Charakter an sich trugen.

Was die studentischen Verbindungen betrifft, so bleibe ich dabei, daß sie als solche mit der Wissenschaft nichts gemein haben. Daß das einzelne Mitglied wissenschaftlich arbeiten kann und soll, ist selbstverständlich, ändert aber an jenem Faktum nichts. Um der Wissenschaft willen ist wahrhaftig kein Mensch in eine Korporation eingetreten. Ein um so besseres Zeichen ist es für den einzelnen wie für die betreffende Korporation, wenn tüchtige Männer aus ihr hervorgehn, die den Nachweis liefern, daß das Eine das Andre keineswegs ausschließt.

F.

Im Spiegel der Presse.

18. Mai.

„Das geschriebene Gesetz muß dem Leben vorausgehen, seinen Weg beleuchten, nicht aber hinter ihm zurückbleiben. Im entgegengesetzten Falle wird es keinen Einfluß haben und keine Achtung genießen." (Birsh. Wed.) Wenn es nun schwer ist, das Gesetz zu einer so unbilligen Hurtigkeit zu bewegen, so ist es doch minder schwer, dem Leben durch Resolutionen und „Plattformen" den Schmand vorwegzuschöpfen. — Zwei neue in schärfster Konkurrenz mit den Wegen der Vorsehung gearbeitete „Plattformen" sind fertig — die „Plattform" des Bundes der weiblichen Gleichberechtigung und des allrussischen Bundes der Techniker und Ingenieure. Sogleich nach der Fertigstellung der „Plattform" sind beide Vereinigungen in den „Bund der Bünde" eingetreten, der sich die Vereinigung aller radikalen Strömungen zur Aufgabe gestellt hat. Der Frauenbund hat die Organisation eines Bundes aller Arbeiterinnen in Aussicht genommen, dem Bunde der Techniker und Ingenieure blieb die Regelung der männlichen Arbeiterverhältnisse vorbehalten, das staatlich politische Leben Rußlands regeln beide in freiem Wetteifer. Der Bund der weiblichen Gleichberechtigung fordert die sofortige Einberufung einer konstituierenden Versammlung auf Grundlage des allgemeinen, direkten, gleichen und geheimen Wahlrechts, ohne Unterschied der Nationalität, des Glaubens und des Geschlechts, die bürgerliche und politische Gleichberechtigung der Frauen auf allen Gebieten der öffentlichen und staatlichen Wirksamkeit, die Teilnahme der Frauen an allen Wohltaten der künftigen Agrarreformen und die gemeinsame Erziehung der Kinder beiderlei Geschlechts in den Lehranstalten jeden Grades. — Der „Sfewernyj Kraj" ist sehr für eine unverzügliche Anteilnahme der Frauen an den politischen Rechten, da sich bei längerem Zögern der Unterschied des politischen Niveaus der Männer und Frauen schnell vergrößern würde; die „Rusj" dagegen rät dem Bunde sich mit Geduld und viel Energie zu wappnen. Der Bund der Ingenieure und Techniker tut es gleich dem Frauenbunde in staatlicher Beziehung nicht unter dem allgemeinen direkten Wahlrecht ohne Unterschied des Glaubens, der Nationalität und des

Geschlechts. Als Kampfmittel zur Durchführung seiner Ideen wählte der Bund die Boykottierung derjenigen Personen und Institutionen, die den Zielen des Bundes zuwiderhandeln. Einzelnen Ingenieuren, die von ihren Arbeitgebern entlassen worden waren, wurden in derselben Sitzung Unterstützungen aus der Bundeskasse bewilligt. Um 6 Uhr abends wurde die Versammlung aus von dem Bunde unabhängigen Gründen geschlossen, die Veranlassung hierzu war der Wunsch des Gastwirts, die von dem Bunde der Ingenieure und Techniker gebrauchten Stühle zu andern Zwecken zu benutzen. Da in diesem Falle das Gebot des Gastwirts tatsächlich dem Leben vorauseilte, so fand es allgemeine Achtung.

Bei dem Versuche, sich in den tausendfältigen Schattierungen unsrer öffentlichen Meinung zurechtzufinden, könnte der obenerwähnte Glaubenssatz der „Birsh. Wed." als das innere Merkmal des gemäßigt radikalen Flügels dienen, ein gutes äußeres Merkmal wäre das Wahlrecht ohne Unterschied des Geschlechts, während das gewöhnliche allgemeine Geheime besser als Merkmal einer fortschrittlich liberalen Gesinnung zu verwerten wäre, die Liberalen ohne das allgemeine Geheime fielen füglich unter den Begriff der Konservativen, die nicht einmal konstitutionell, sondern nur beratend gesinnten Konservativen unter den Begriff der Reaktionäre, wo sie gezwungen wären sich mit der absolutistisch-reaktionären Partei der „Mosk. Wed." im furchtbaren Knäuel unauflösbarer Widersprüche zu verwickeln; aber diese letzte Partei ist so reaktionär, daß sie eigentlich keine Partei mehr ist, sondern eine freiadministrative Vereinigung zur Aufhebung der Parteien und aller liberalen Verfügungen und Gesetze. Ihre Wirksamkeit ist nach den Ausführungen Kanschins notwendig, da Polizei, Armee, Geistlichkeit und Beamten ihre Obliegenheiten zur Wahrung des absolutistischen Prinzips nicht mehr zu erfüllen imstande sind. Die Partei nennt sich die monarchische, — Frankreich hat eine monarchische Partei und keinen Monarchen, Rußland, das einen Monarchen und eine monarchische Partei hat, ist nach der Ansicht der „Mosk. Wed." besser daran, das Bestehen einer monarchischen Partei zur Verhütung etwaiger monarchloser Zeiten ist logischer und zeitgemäßer, als eine monarchische Partei gewissermaßen nach Tische. Schon jetzt ist der Zustand höchst unerquicklich. „Wie soll ich", heißt es in einem Briefe der „Mosk. Wed.", „in der Gesellschaft meiner Bekannten sagen, daß ich Monarchist bin, daß ich ein Russe bin und ein rechtgläubiger Christ, wenn mich sogleich ein frecher Jude überschreit, der die Konstitution fordert — was werde ich für einen Monarchisten abgeben in der Anarchie."

So haben sich denn die treuen Untertanen unter dem stürmischen Gebahren der Intelligenz seufzend an das Volk gewandt, als den altbewährten Hort des Reiches. „Im Laufe

weniger Monate, meinen die „Mosk. Wed.", ist die einst so volksliebende und volkstümliche Intelligenz über dieses Volk andrer Ansicht geworden, die Intelligenz läuft vor dem Volke davon und versteckt sich vor ihm, sie schreit über seine Dunkelheit, Unwissenheit, Wildheit und Barbarei, sie rettet das Volk nicht mehr von administrativem Druck und polizeilicher Gewalttat, im Gegenteil, sie ruft nach strengen administrativen Maßnahmen, sie will sich selbst gegen das Volk bewaffnen und drängt die Polizei zum schärfsten Vorgehen, um ungestört vom Volke die Revolution zu machen." Ihre Hoffnung ist nicht mehr das Volk, sondern das Ausland und die Engländer — besonders die Engländer. Kaufmannschaft und Bauer haben sich als vorzügliches Material zur monarchistischen Propaganda erwiesen, darum heißt es weiter: Gebt uns billige, der Konkurrenz gewachsene Zeitungen, öffnet die Spalten der Presse den erdentstammten Kräften des Volkes und unsre gut russische Sache wird unerhörte Resultate haben." — Auch die freie administrativ-monarchische Partei ist zur Propaganda der Tat übergegangen.

Die „Birsh. Wed." behaupten, daß die monarchistische Partei im Bunde mit den Dunkelmännern und Messerhelden stehe: In Shitomir erklärten die Messerhelden (Hooligans), daß sie Studenten, Intelligenz und Juden totschlügen, da diese gegen Kirche und Staat und überhaupt — Sozialisten wären. — Die böse Formel, die Radikalismus und Judentum vereinigt, ist gefunden, und nicht allein von den „Mosk. Wed.", auch liberale Blätter beginnen vom jüdischen Radikalismus zu reden.

Im Örtchen Jusow aber, im Jekaterinschen Gouvernement, wurde ein Keller voll Proklamationen gefunden; die Proklamationen brauchten nicht vernichtet zu werden. Die Polizei versah sie mit dem schlichten Vermerk: „von den Juden" und verteilte sie unter das Volk. So ist die Sache der Freiheit buchstäblich gestempelt worden.

Unter dem Titel „Privilegien und Verfassungsreform" bringt die „Düna-Ztg." einen längeren Artikel, der zum ersten Mal in Umrissen ein Bild eines Reformprojekts aus den Kreisen baltischer Edelleute gibt. Der Verfasser (v. S.) untersucht die Privilegien der Rittergutsbesitzer und kommt zu dem Schluß, daß eigentlich die noch bestehenden Reste derselben von keiner materiellen Bedeutung sind, und das wichtigste Privileg, allein über die Verwendung der Landesprästanden zu beraten, durch die in Rede stehende Reform beseitigt werden soll.

Am eingehendsten ist dieser Artikel in der „Deenas Lapa" besprochen worden; sie wendet sich besonders gegen die Sätze, die

lettisch-estnische Intelligenz scheine nach ihrem Verhalten zu den Unruhen der letzten Zeit noch nicht reif zu sein, an der Besprechung von Reformfragen teilzunehmen, und der Adelskonvent sei allein kompetent zu entscheiden, was eine eigentliche Reform und was eine Pseudoreform genannt werden kann. Die Ausführungen Herrn v. S., daß keine materiellen Privilegien mehr bestehen, suchte sie im einzelnen zu entkräftigen. Daneben weist das Blatt auf die von Herrn v. S. übergangenen Privilegien hin, die dem Adel und dem Großgrundbesitz nach russischem Reichsrecht zustehen, daß auf privatrechtlichem Gebiet bei den Kaufverträgen mit dem Kleingrundbesitz sich die Gutsbesitzer wichtige Vorrechte gewahrt haben, und dann, daß die Höfe von den Gemeindelasten eximiert seien, speziell an den Ausgaben für Schule, Armen- und Invalidenversorgung nicht teilnehmen.

Die „Rigas Awise" lehnt von vornherein jede Diskussion über die Verfassungsreform ab, ihr extrem nationaler Standpunkt schützt sie vor jedem Kompromiß. Sie will nicht das freiwillig gebotene Geringere, um nicht das Größere, das sie von der Regierung erwartet, in Frage zu stellen. Nur äußere Umstände können den Konvent zu Reformen gedrängt haben, daher soll man nicht diese Reformen, die bloß ritterschaftliche Interessen im Auge haben, begünstigen, zum Schaden der einzig heilsamen Reformen, die die Regierung verwirklichen kann, Reformen, die das Interesse des Landes, d. h. des lettischen Volkes vertreten.

Diese Stellungnahme des gouvernementalen lettischen Blattes ist der russischen Presse eine Gewähr dafür, daß eine Einigung zwischen den Letten und Esten einerseits und den Deutschen nicht möglich ist. Die estnisch-lettische Volkskraft, schreibt die „Now. Wremja", entfaltet sich täglich und stündlich, schon haben die Deutschen viele Positionen verloren, sind aus vielen Stadtverwaltungen verdrängt worden. Jetzt fangen die Deutschen an Schutz bei der öffentlichen Meinung Rußlands zu suchen, bald werden sie sich von der alten Anschauung lossagen, daß ihre Positionen im Gebiet hauptsächlich durch uns Russen bedroht sind. Dann wird der Moment eintreten, wo wir Russen wieder als die Vertreter der Gerechtigkeit eingreifen werden, aber nicht mehr zu gunsten der Esten und Letten, wie bisher, sondern zu gunsten der Deutschen. Es ist eben unsre Aufgabe, in den Grenzmarken im Kampfe der Nationalitäten die Schwächeren zu stützen. —

Durch unsere Blätter ging vor kurzem die Notiz von dem Erscheinen einer neuen estnischen sozialistischen Zeitschrift „Der Fortschritt" in der deutschen Residenz. Die Mai-Nummer, die mir eben vorliegt, enthält das Programm derselben. „Fortschritt, Wahrheit und Tugend stehen höher als alle Gesetze und Religionen", lautet die Parole der Zeitschrift; sie bedeutet: „Unsre Zeitschrift

nimmt zum Ziel ihrer Bestrebungen und zum Maßstab ihres Wirkens den Fortschritt, die Wahrheit und die Freiheit, welch letztere in natürlicher Weise aus der Entwicklung der Kulturgeschichte und aus der geistigen Natur des Menschengeschlechts sich ergeben. . . ." Weiterhin heißt es: „All unser politisches und wissenschaftliches Streben wird sich gründen auf eine natürliche Moral oder Lehre vom Guten, mit deren System wir unsre Leser fernerhin von Grund aus bekannt machen werden. Alle Programme, Pläne, Verbesserungen und Reformen, die sich auf das Gemeinwesen und die Politik beziehen, müssen auf moralischen Grundsätzen und Verbesserungen basiren. Unsre Moral aber trägt keine religiöse Färbung, sondern sie ist die Sprache der Naturgesetze von der geistigen Natur des Menschen selbst."

Es ist verfrüht, nach dieser Einleitung das Blatt ein sozialistisches zu nennen, man warte die Naturgesetze ab, die es von der geistigen Natur des Menschen abzuleiten gedenkt.

---

28. Mai.

Die Ereignisse der letzten Zeit haben die Parteienbildung in Rußland beschleunigt. Die Gruppierung des rechten Flügels, durch die bekannte Aktion des Fürsten Trubetzkoj eingeleitet, ist zur Zeit nach den „Birsh. Wedom." etwa folgende: Ganz rechts stehen Gringmut und der Stab der „Mosk. Wedom.", dann folgt der „Grashdanin" mit dem Fürsten Meschtscherskij, hieran schließt sich die russische oder national-progressive Partei des Grafen Scheremetjew, dann folgt Trubetzkoj mit seinen Anhängern, den 22 Adelsmarschällen und ihrem Programmacher Schipow — ihr Organ ist die „Nowosti dnja"; weiter links stehen Golowin und Golizyn mit ihrem Anhang und die sog. „ehrlichen Konservativen", von denen man nur weiß, daß sie keine Gemeinschaft mit dem ganz rechten Flügel der Adelspartei haben wollen. — Zusammengehalten wird die ganze Adelspartei durch den gemeinsamen Wunsch, organische Reformen zu verwirklichen, dabei streng auf gesetzlichem Boden. Die „Birsh. Wed.", die eigentlich wenig Grund haben, das Lob der Adelspartei zu verkünden, erkennen diesen Reformeifer an; anläßlich der agraren Frage sagt sie: „Zur Ehre der Edelleute sei es gesagt — die Mehrzahl ist für eine unaufschiebbare Befriedigung des bäuerlichen Landhungers!"

Ein Reformeifer, der jetzt ganz Rußland beseelt, genügt nicht, um die Rechte von den übrigen Parteien des Reiches zu trennen, sondern ihre nationale Färbung. Bestimmend hiefür ist einmal die Tradition Moskaus als Zentrum der Adelspartei, der schroffe Gegensatz zum liberalen bureaukratischen Petersburg. Als

Beleg hiefür zitiere ich folgenden Passus aus dem Briefe des bekannten Edelmanns Pawlow an den Herausgeber der „Nowoje Wremja“: „Organische Umwandlungen — als Ausfluß organischer Forderungen des russischen Landes, um es zu heilen von allen fremden Prinzipien, die das 18. Jahrhundert und das regime imperial bureaucratique in unser Leben getragen, die unsern zarischen und volkstümlichen Weg verunstaltet, zum Ziel desselben die Konstitution gesetzt — sind aber etwas anderes als Reformen im Geiste dieses regime imperial bureaucratique, von dem der Petersburger Liberalismus ebenso jetzt wie früher träumt! — Diese liberalen Hirngespinste Petersburgs sind ein untrügliches Symptom der geistigen Erkrankung unsrer intelligenten Gesellschaft und bilden den Hauptgrund schadenfroher Hoffnungen unsrer Japanophilen, wie derjenigen der ganzen Erde!“ . . .

Das Petersburger Blatt, die „Birsh. Wedom.“, erkennen Moskaus Vorherrschaft an: „Wirklich, Moskau wird immer mehr zum Zentrum des russischen politischen Gedankens. Hier ist die politische Plattform für die Beziehungen der Russen und Polen ausgearbeitet und festgesetzt worden. Hier haben sich der Bund der Bünde, die wichtigsten Kongresse und Organisationen zusammengetan. Hier ist der Sitz der ganzen rechten Opposition, die Anhänger Scharapows, Schipows und Scheremetjews, die alle auf Gott und ihre Kräfte vertrauend, das Allumfassende zu erfassen hoffen und vor allem die Aufgabe der russischen Staatsordnung entgegen dem Erfahrungssatz der Weltgeschichte auf dem Boden russischer Eigenart zu lösen gedenken.“

Zu den beiden Merkmalen, Reformeifer und nationaler Eigenart, kommt als drittes der Gegensatz und Kampf mit den revolutionären Parteien des Reiches hinzu. So schreibt der „Mir Boshij“: „Alle politischen Gruppen der Rechten sind eins in einem rührend ähnlichen Motiv: dem Kampf mit den Unruhen, revolutionären Strömungen ꝛc. Die Einen verkünden „schlagt sie auf den Kopf“, andre raten zu bewaffnetem Widerstande, andre wieder zu „gesetzlichen Mitteln“, einige begnügen sich mit „unversöhnlicher Stimmung“. Weiter folgen als Mittel: Semskij Ssobor, politische Reformen usw. In den Mitteln kann man natürlich auseinandergehn. . . Es scheint, als ob alle Schattierungen der Rechten bloß für die Unruhen da sind und weil diese existieren. Darum ist auch die Rechte in ihrer augenblicklichen Bildung als politische Kraft durchaus nicht ernst zu nehmen, sie erscheint sogar lächerlich in der Rolle einer getreuen Opposition zu den Unruhen. . . Die heutige Rechte ist durch die Unruhen und für diese entstanden. Schon aus diesem Grunde allein sollte sie dankbar sein und weniger lärmen. Aber wir haben uns schon zuviel mit ihr befaßt, da ja nicht einmal die nächste Zukunft ihr gehört.“

So hätte also der „Mir Boshij" die unbequeme Rechte mitsamt den Unruhen von der Liste gestrichen. —

Die lettische, deutsche und russische Presse hat von der in der „Baltischen Monatsschrift" veröffentlichten Antwort des livländischen Landmarschalls an den Grafen Sudowitsch sofort Kenntnis genommen. Die lettische und deutsche Presse begnügen sich mit der Wiedergabe des Briefes, die „Deenas Lapa" hebt hervor, daß die livländische Ritterschaft nach diesem Briefe sich nicht mit Fragen, die das ganze Reich betreffen, beschäftigt habe. Diese Tatsache bringt sie in Zusammenhang mit der offiziellen Mitteilung, daß die baltische Selbstverwaltungsreform auf Initiative der Ritterschaft in Angriff genommen ist. Die „Rishsk. Wed." und ihr getreues Echo der „Rishanin" in der „Nowoje Wremja" meinen, daß die livländische Ritterschaft in der Frage der Selbstverwaltungsreform besonders geschickt verfahren sei, aus dem Briefe des livl. Landmarschalls glauben sie entnehmen zu können, „daß durch weises Maßhalten in ihren Wünschen" sie ihren alten Wunsch, die Initiative der baltischen Selbstverwaltungsreform zu ergreifen, erreicht habe. Anknüpfend hieran meinen sie, daß das ritterschaftliche Reformprojekt augenscheinlich noch nicht feststehe, da nach den deutschen Zeitungsnachrichten (Düna-Ztg. und Nordlivl. Ztg.) eine progressive Partei mit der konservativen um die Herrschaft ringe; die „Rusj" meint, daß die progressiven Stimmen jedenfalls nur ganz vereinzelt sein können. Die „Rishsk. Wed." machen vor allem für ihren Gedanken Propaganda, daß die im öffentlichen Leben wirkenden Glieder des lettisch-estnischen Volkes entweder zu den Bestrebungen des Reformprojekts hinzugezogen werden oder wenigstens getrennt ein selbständiges Projekt ausarbeiten müßten, dann wäre die Regierung imstande, das ritterschaftliche Projekt besser beurteilen zu können. — —

Das Programm des Herrn v. S. hat eine Gwiederung in der „Nordlivl. Ztg." gefunden, hier wird die Vertretung der Nichtbesitzlichen, darum Wahl der bäuerlichen Delegierten für die Bezirksverbände durch die Gemeindeversammlung und Heranziehung der ländlichen Intelligenz gefordert, die Vertretung des neuen Landtages durch die Ritterschaft wird verworfen. Die lettische und russische Presse erklären sich mit diesem Projekt für einverstanden, auch in der „St. Pet. Ztg." ist von einem Anhänger dieses Projekts, einem Herrn y, ein Artikel erschienen; hier wird allerdings das Hauptgewicht nur auf die Beteiligung der Intelligenz zwecks Lösung politischer Fragen gelegt, in der Weise des k.-l.-Korrespondenten dieses Blattes.

Im „Rig. Tagebl." bekämpft Herr G. v. B. gleichzeitig Herrn v. S. und den Herrn der „Nordliv. Ztg." — es handele sich beim ganzen Reformprojekt nicht um einen politischen Körper, sondern bloß um eine Steuerverwaltung, was beiden Herren unbekannt scheine. Von einem Mitvertretensein „aller Welt" könne keine Rede sein, auch auf der Basis einer Einkommensteuer sei das nicht möglich, da dieser im provinziellen Haushalt niemals eine zentrale Stellung zukommen könnte.

Schließlich hat in die Diskussion der Landtagsreform ein Vertreter des geistlichen Standes eingegriffen und für die Beteiligung seiner Amtsbrüder plaidiert.

Den Vorwurf mangelnden Konservatismus hat sich das Projekt des Herrn v. S. in einer d gezeichneten Zuschrift der „Düna-Ztg." zugezogen. Hier wird vom Schirrenschen Standpunkt aus der Grundbesitz als einzige Voraussetzung politischer Beteiligung gefordert, im Gegensatz zur Prästandenleistung. Auch ist der Verfasser geneigt Kleingrundbesitz und Großgrundbesitz in der Landesverwaltung säuberlich zu scheiden, etwa nach dem Vorschlage des Herrn G. v. B. Für gesonderte Landtage und Bauerntage ist auch in der „St. Pet. Ztg." Herr S. eingetreten, um Hader und Zwiespalt, Verschärfung nationaler Gegensätze zu vermeiden. Die gemeinsame Arbeit würde dann in den vereinigten ritterschaftlichen und bäuerlichen Ausschüssen stattfinden, wo bei der beschränkten Anzahl den Gliedern Gelegenheit geboten würde, sich gegenseitig kennen und lieben zu lernen.

Die vielversprechende Judenfrage ist in enger Verbindung mit der Frage der Fremdstämmigen dem panslavistisch-slawophilen Ideenkreise in überraschend einfacher Weise entstiegen, indem die in Rußland wohnenden Hebräer den Fremdstämmigen zugezählt wurden. Nachdem laut der „Now. Wr." der „Ssyn Otjetscheſtwa", laut dem „Ssyn Otjetscheſtwa" die „Now. Wr." den hebräischen Ursprung des russischen Radikalismus an seiner Abneigung gegen die hebräischen Siedelungsgesetze entdeckt hatte, bestritt ein Artikel der „Now. Wrem." die Stimmberechtigung der Hebräer, nicht als Menschen, sondern als Russen und rechtgläubige Christen. Ja, die Reputation des allgemeinen geheimen Wahlrechts selbst wurde durch die Behauptung, daß sich bei den Wahlen in der Provinz doch hauptsächlich nur Juden einstellen würden, wesentlich geschmälert. Aus der „Nowoje Wremja" fiel der Gedanke in die Hände der „Mosk. Wed.", die ihn in einer glücklichen Kombination mit der Intelligenz und den altbewährten japanischen Millionen der staatserhaltenden Propaganda der Tat übermittelte. Letztere verteilte

ihn in der populären Form des Plakats für ein Geringes unter das Volk, wobei ihn der Polizeimeister von Jusow erhaschte und ihn zur bequemeren Handhabung in epigrammatischer Kürze in seinen Stempel schneiden ließ.

Die parallel mit den Hebräern erörterte Frage der übrigen Fremdstämmigen war indessen noch nicht stempelreif und die Anschaffung eines Stempels mit der analogen Aufschrift „von den Fremdstämmigen" wurde von der Kanzlei des Polizeimeisters in Jusow bis auf weiteres nicht für notwendig erachtet. Dagegen ist auch dieser Gedanke bereits in den „Mosk. Wed." angelangt. Die radikalen Bünde und Parteien, mit denen die Stempelung der Judenfrage begonnen hatte, haben in allen Resolutionen und „Plattformen" ein menschliches Rühren, wie mit den Juden, so auch mit den übrigen Fremdstämmigen gezeigt, dem Begriff der bürgerlichen Freiheit die Autonomie und freie nationale Entwicklung aller fremdstämmigen Völkerschaften auf den historisch gewordenen Grundlagen ihrer Kultur einverleibend.

Leider dürften die Segnungen der radikalen Anschauungsweise bei der praktischen Durchführung ihrer Grundsätze für die fremdstämmigen Völkerschaften ohne Bedeutung sein, da die Radikalen zunächst eine ausgibige Reform auch des fremdstämmigen Volkslebens nach dem Prinzip des Wahlrechts ohne Unterschied der Geschlechter in Aussicht nehmen, wobei den Fremdstämmigen nur spärliche Ueberreste des historisch Gewordenen zur weiteren Pflege ihrer nationalen Eigenart verbleiben dürften. Ohne Echo verhallend erklingt unter diesen Umständen die Stimme Alexej Poroschins in der „Rusj": „Meine lieben russischen Brüder, laßt ab, ich bitte euch, von eurer elenden und unverständlichen Torheit der Ausrottung und Schuhriegelung der Fremdstämmigen — niemand werdet ihr ausrotten! Alles Starke, das eure Befürchtungen weckt, findet sein Leben, dasjenige aber, was in diesem Starken euch selbst zum Halt dienen könnte, wird, den Dornen gleich euch ins Fleisch dringend, euren Leib zerreißen, und auf diesem Dornenlager werdet ihr, glaubt mir, weit entfernt sein, Sieg oder auch nur Ruhe zu finden, von der stündlichen Erwartung irgend eines plötzlichen Ereignisses beunruhigt. Kein Verstand ist darin, sondern eitel Blindheit und Schaden. Die fremde Individualität unterdrückend geht ihr auf Messern einher, weit werdet ihr auf diesem Wege nicht gehn."

10. Juni.

Die absolutistische Partei hat, Schritt vor Schritt den Ereignissen des politischen Lebens folgend, den Weg von den grundlegenden Voraussetzungen ihres Bestehens bis zu den letzten Konsequenzen dieser Grundsätze zurückgelegt. Sie wollte beharren und ist genötigt zu reorganisieren. Seit den Zeiten Karamsins und darüber hinaus, seit den ersten Regungen des russischen Staatsgedankens ruht Rußland auf der unteilbaren Dreiheit — Volkstümlichkeit, Rechtgläubigkeit und Selbstherrschaft. Durch diese Dreiheit und somit durch das Wesen des Staates selbst ist alles Reformieren dem Staate verderblich, denn jede Erscheinung des russischen Lebens ist aus einer dieser Wurzeln erwachsen, deren organische Verbindung alle Einzelreform vereitelt. „Daher sind den Feinden Rußlands alle drei Prinzipien gleich verhaßt und die Reformbewegung richtet sich gegen die Grundlagen des russischen Reiches und auf die Aufhebung des russischen Staates." Wo immer die Feinde des alten Regimes den Spaten ansetzen, bedrohen sie das Leben der Wurzeln Rußlands. Die liberale Intelligenz führt Rußland der Vernichtung entgegen. „An die Stelle der zarischen Selbstherrschaft wird die Despotie der parlamentarischen Mehrheit, d. h. der radikal-fremdstämmigen Intelligenz und der jüdischen Geldherrschaft treten, an die Stelle der Rechtgläubigkeit — nichts! Denn alle Religionen werden gleichberechtigt sein und keine führend! An die Stelle des russischen Volksgeistes werden alle übrigen Volksstämme treten, denen Rußland nicht gehört und die dennoch gemeinsam mit der wurzellosen und sinnlosen Intelligenz Rußland lenken werden! Das russische Volk aber wird, auf seine ethnographischen Grenzen beschränkt, an der Führung des Landes allein durch jene Intelligenz beteiligt sein, folglich von der Leitung und Verwaltung des Landes gänzlich ausgeschlossen und seiner politischen Rechte verlustig sein. . . . Augenscheinlich wird durch diese Reform Rußland seines staatlichen Gedankens und überhaupt jedes Sinnes beraubt und nichts mehr — als ein leerer Schall!" (Mosk. Wed.)

Das sind die Früchte der Intelligenz, die ein Fremdkörper im russischen Staat ist, erwachsen und genährt auf dem Boden des westeuropäischen Imperialismus. Soll Rußland genesen, so heißt es mit dem Übel der Intelligenz auch den Grund des Übels zu beseitigen. „Entschieden und fest müssen wir der Politik des Imperialismus entsagen und zur patriarchalischen Form der Selbstherrschaft zurückkehren, die der Struktur des russischen Lebens entsprechend und natürlich ist." (Mosk. Wed.) Der imperialistische Staat gelangt, mit der Beschränkung des selbstherrlichen Willens durch die Minister beginnend, unrettbar zur Konstitution, mit der

die Auflösung des Staates selbst beginnt. Rußland aber ist allerdings beim Ministersystem, aber noch nicht bei der Konstitution angelangt, daher ist es noch Zeit mit dem Imperialismus zu brechen und den patriarchalisch volkstümlichen Staat in seiner ursprünglichen Reinheit wieder herzustellen. So steht denn „unter den Reformen, deren das heutige Rußland nach der Meinung der monarchischen Partei bedarf, eine größere Festigung der unumschränkt monarchisch selbstherrlichen Gewalt obenan." Es täte vor allen Dingen not, den Staat im Staate das Justizressort aufzuheben und die Teilung der Gewalten zu beseitigen. Aus der Asche des Imperialismus wird vermittels solcher und ähnlicher Reformen der Phönix des russischen Staates neu erstehen und sich hoch über seine Feinde erheben! Wer aber bürgt für den Sieg der guten Sache, wer wird den Imperialismus zermalmen und die Umtriebe der Intelligenz zu Schanden machen, wer ist der Heros der Absolutisten? Und wir erhalten zur Antwort — das russische Volk! —

Hunderttausende von Köpfen sind, wollen wir anders der radikalen Presse Glauben schenken, augenblicklich in Rußland mit der Verwirklichung der sozialistischen Ideale beschäftigt, mit der Realisierung dieser Ideale nicht allein, sondern ebenso mit ihrer Ergänzung und Erweiterung. Zum Ruhme Rußlands wird die Lösung der Aufgabe alle Erwartungen weit übertreffen, und wenn die Sozialdemokratie des Westens ein goldenes Zeitalter hat schaffen wollen, so wird jedenfalls das Zeitalter des russischen Radikalismus um vieles goldener und, sozusagen, ein unerhört goldenes Zeitalter sein. Nur das weitgesteckte Ziel lohnt der Mühe, und der russische Radikalismus ist in der mühevollen Arbeit der Selbstorganisation begriffen. Nach dem Referat des „Mir Boshij" beginnen sich bereits seit einigen Monaten Personen der verschiedenartigsten Berufe zu professionalen Genossenschaften zusammenzuschließen. Professoren, Lehrer und Volksschullehrer, Advokaten, Ingenieure, Aerzte und Schriftsteller, Pharmazeuten, Veterinäre, Handwerker und Techniker, die Frauen aller Berufe vereinigen sich zu politisch-professionalen Verbänden. Einzelne dieser Genossenschaften sind noch örtlich beschränkt, viele sind bereits zu allrussischen Bünden geworden. Als Musterprogramm dieser Bünde kann in politisch-sozialer Hinsicht das Programm des allrussischen Bundes der Techniker und Ingenieure, das wir bereits erwähnt haben, dienen.

Alle allrussischen Genossenschaften, schreibt Archeschow in „Nascha Shisnj", sind aus Ortsgruppen entstanden und haben sich vermittels allrussischer Delegiertenversammlungen und durch die Tätigkeit provinzialer Zentralbureaus endgültig organisiert. Gemeinsam ist ihnen allen — die Errichtung einer vorläufigen politischen „Plattform", als erste und nächstliegende Aufgabe,

und das Bestreben, die Realisierung dieser „Plattform" mit den Mitteln ihres praktischen Berufes zu erreichen. Die Annahme der politischen „Plattform" mit allen in ihr enthaltenen Freiheiten legt jedem Gliede die moralische Verpflichtung auf, nach Möglichkeit die in der Einigungsformel enthaltenen Ideen in seiner unmittelbaren praktischen Tätigkeit zu verwirklichen. Landau im „Syn Otjetschestwa" definiert die professionalen Bünde als „das Surrogat einer freien Gesellschaft", die tatsächlich die Freiheit schafft und die gewaltige Arbeit einer gesellschaftlichen Wiedergeburt vollzieht. Nach den Auslassungen des Professors Miljukow ist der negativkritische Teil der Bundesplattformen vollständig gleichlautend, ihr politischer Gehalt nicht wesentlich verschieden, erst bei den sachlichen Einzelheiten beginnt die Meinungsverschiedenheit. Es können daher die Glieder der professionalen Bünde nicht beanspruchen, unmittelbar die reorganisierte Gesellschaft zu repräsentieren, und nichts mehr als eine Brücke zur Schaffung des sozialistischen Staates bilden. Dementsprechend bezeichnet Professor Miljukow als die Aufgabe der Bünde — „die bis dahin untätigen Elemente zur Aktivität zu bewegen." Während die Bünde selbst nichts mehr als der Sauerteig sind, der langsam in die passive Masse hinabdringt, ist die endgültige Verwirklichung des radikalen Programms einer andern und größeren Kraft vorbehalten. Wer aber, fragen wir, wird den Bau der morschen Gesellschaft zerschmettern, der Sache der Gleichheit, der endgültigen Vereinigung der Männer und Frauen und der gerechten Verteilung von Arbeit, Macht und Genuß zum Siege verhelfen? Und wir erhalten zur Antwort — das russische Volk!

In der Beurteilung der deutschen Gesellschaft hat sich bei der russischen Presse ein Umschwung vollzogen. Die alte Anschauung, der man überall begegnete, die baltischen Deutschen seien allen Reformen abhold, die nicht die Rückkehr zur Vergangenheit ermöglichen, findet immer weniger Boden. Vor allem konstatieren die russischen Blätter eine neue Strömung, die sich in den deutschen Tagesblättern äußert. So schreibt ein Korrespondent der „Now. Wremja": „Es ist schwer zu sagen, was im Augenblick in den Spalten unserer Tagesblätter sich entwickelt. Bis vor kurzem fast ganz ohne eigene Artikel nur auf den Abdruck angewiesen, sind diese Zeitungen plötzlich voll von selbständigen Leitartikeln und Aufsätzen über Reformen für das Ostseegebiet. Hierher rechnet die russische Presse die Aufsätze über die Landtagsreform, die Diskussion in der Patronatsfrage, endlich hauptsächlich die Schulfrage im Zusammenhang mit dem von der „Düna-Ztg." angeregten

Gedanken der Parität. Die Anschauung daß das Erlernen der lettischen und estnischen Sprache als notwendig von der deutschen Gesellschaft erachtet wird, hatte die russische Presse sehr überrascht.

Die Möglichkeit einer nationalen Einigung noch bis vor kurzem von der gesammten russischen Presse als unmöglich hingestellt, wird jetzt besonders von der „Rishsk. Wedom." immer mehr in den Kreis der Betrachtung gezogen.

„Es ist klar", schreiben die „Rishskija Wedom.", „daß die baltischen Deutschen ernsthaft mit den veränderten Verhältnissen im Gebiet und dem Wachsen der estnisch-lettischen Kulturkraft zu rechnen anfangen. . . . Vielleicht sind diese neuen Strömungen in der deutschen Gesellschaft unvermeidlich und sogar garnicht ungünstig für geregeltere Beziehungen zwischen den Grenzmarken und dem Reiche. . . ."

Das freiere Spiel der gesellschaftlichen Kräfte nach Beseitigung des administrativen Druckes, welches jetzt den neuen russischen Anschauungen konform der Gesellschaft zugestanden werden muß, wird in Zukunft eine nationale Einigung nicht mehr verhindern können. Da drängt sich den russischen Blättern unwillkürlich der Gedanke auf, daß eine Verdrängung des russischen Elements zu befürchten ist. Die „Rishsk. Wedom." fallen in die bittere Klage ein, daß gerade die russische Bureaukratie in erster Linie die russische Gesellschaft hier in den Grenzmarken vernichtet habe, so daß jetzt wo im ganzen Gebiet alles eine rege Tätigkeit entfaltet, die russische Gesellschaft tatenlos verharrt.

Die „Now. Wremja" schreibt: „Obgleich die Zahl der russischen öffentlichen Organisationen im Ostseegebiet bedeutend gewachsen war, ist dennoch der gesellschaftliche Geist vollständig geschwunden. Die Formen sind da, aber ihnen fehlt das Leben. Die russische Gesellschaft existiert sozusagen nur auf dem Papier, nicht in Wirklichkeit. In dem Augenblick, wo sie ihre Stimme erheben müßte als Gegengewicht allen möglichen fremdstämmigen Umtrieben, zeigt es sich, daß diese Gesellschaft garnicht existiert. Und wir haben nichts, was wir den realen ortseingesessenen Gesellschaftskräften entgegenstellen können, die in letzter Zeit unter dem Einfluß neuer Strömungen zum Leben erwacht, die Reorganisation aller Beziehungen des Ostseegebiets ihren Anschauungen gemäß verlangen.

Die Polemik zwischen der deutschen und lettischen Presse wegen der Bauerunruhen auf dem Lande ist in letzter Zeit verstummt, nachdem die Unruhen immer mehr einen antikirchlichen Charakter angenommen haben. Die Kirchenschließungen durch das Konsistorium und der Appell an die Gemeinden zur Selbsthülfe gegen die Unruhestörer hat in der „Rig. Awise" und einigen

anderen lettischen Blättern ein Echo gefunden. Die „Peterb. Awise" bringt ebenfalls einen hierher gehörigen Artikel mit der Ueberschrift*: „Fort mit der Politik aus der Kirche." Hier heißt es: „Wir sind bereit, wir rufen jedem Letten zu: Fort mit der Politik aus der Kirche! Rührt das Heiligtum nicht an, laßt zum geringsten einen Ort des Friedens übrig, wo die Müden sich stärken und erholen können von den Stürmen des Lebens. Aber wir wissen auch, daß diesem Ruf nur dann wird Folge geleistet werden, wenn Ihr deutsche Herren Euch losfagt von der bisherigen Ordnung, die Kirche als politische Arena zu betrachten. Wollt Ihr das? — Wir zweifeln. Ihr wollt noch mit den alten Mitteln die Kirche und die Person des Predigers schützen. Ihr liebt Schelte und Strafen, Ihr seht nur das Heil in Nagaiken, Schwertern und Flinten, wir dagegen glauben daß besser die Kirche und der Prediger durch die Liebe und das Vertrauen der Gemeinde geschützt wird. Wenn Ihr dasselbe wollt, so sind wir auf demselben Wege, dann wird unsrer Arbeit das Gedeihen nicht fehlen, wollt ihr dagegen nicht, so sind unsre Wege geschieden, dann könnt Ihr über uns lästern soviel Ihr wollt, wir werden bei unsrer Auffassung und unsrer Ueberzeugung bleiben."

Das „Rig. Tagebl." plädiert für Schließung der Kirchen auch vor dem Ausbruch von Kirchenstörungen, damit Gesundheit und Leben der Pastoren nicht von der Laune roher Tumultanten abhängig bleiben und für kleine Soldatenpiketts, die mit strengsten Vollmachten ausgestattet den sonntäglichen Gottesdienst zu bewachen haben. Die russische Presse hält diese letztere Maßregel aus rein praktischen Gründen für nicht durchführbar, bedauert, daß die deutschen leitenden Kreise nur für Gewaltmaßregeln sind. Es wäre interessant die Meinung der deutschen Presse darüber zu vernehmen, warum es die deutschen Pastoren nicht verstanden haben, im Verlauf einiger Jahrhunderte die Liebe der Bevölkerung zu erwerben, so daß sie jetzt ihre Verteidigung übernehmen könnte. Es ist beachtenswert, daß solche Unruhen in orthodoxen Kirchen nicht vorgekommen sind. Soweit die russische Presse.

Der „Postimees" widmet einen längeren Artikel der mit der proklamierten Glaubensfreiheit verbundenen Uebertrittsfrage. Er meldet, daß die geistlichen Oberen der evangelischen Kirche den Beschluß gefaßt hätten: Der Uebertritt zum evangelischen Glauber soll vermittels Polizei geschehen. Wie man hört, habe die lutherische Kirchenobrigkeit um solch eine sonderliche Ordnung und polizeiliche Vermittlung beim Glaubenswechsel in der Befürchtung

*) Dieser Artikel ist vom Redakteur der „Balss", Pastor emer. Olaws geschrieben; die Redaktion der „Peterb. Awise" fügt hinzu, daß der Artikel vom Rigaschen Zensor einer lettischen Zeitung gestrichen sei. Bald darauf erschien dieser Artikel dennoch gleichzeitig im „Balt Wehstn." und im „Balss".

gebeten — man könnte „Oben" doch meinen, die evangelische Kirche arbeite darauf los, Menschen aus der Staatskirche wegzulocken. Man hat sich sonst in Wahrheits- und Geistesfragen von der Menschenfurcht nicht so augenscheinlich leiten lassen.

Wenn das Salz der evangelischen Kirche tatsächlich dumm geworden ist, heißt es weiterhin, so möge man mit kirchlichen Dingen die Ordner des bürgerlichen Lebens nicht belästigen — sie haben ohnehin viel zu schaffen. —

PB.